Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im ...

Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande

Digitized by Google

500
.05
81 96

CLASSICAL SEMINARY
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXIV.

MIT 5 TAFELN UND 14 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1887.

Digitized by Google

2560
.205
hel 84-86
1887-88

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Römischer Grenzwall an der Lippe. Von von Veith. Hierzu Taf. I. 1
2. Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? Von H. Schaaffhausen. Mit 6 Holzschnitten. 28
3. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn. Von J. Klein. Mit 2 Holzschnitten. 55
4. Cursus honorum eines Legaten der 22. Legion unter Gordian III. Von Max Ihm. Mit 1 Holzschnitt. 88
5. Die neuen Ausgrabungen bei Obrigheim in der Pfalz. Von C. Mehlis. 103
6. Verzierte Thongefässe aus dem Rheinland. Von J. Klein. Hierzu Tafel II—IV. 108
7. Ein kleiner Münzfund aus Pesch. Von F. van Vleuten. 120
8. Ein silbernes Messpult des XIII. Jahrhunderts. Von Schnütgen. Hierzu Tafel V. 127
9. Das Heribertsmünster zu Deutz. Von Schwörbel. Mit 3 Holzschn. 148
10. Meister Eisenhuth. V. Von J. B. Nordhoff. 169

II. Litteratur.

1. W. Osborne, Das Beil und seine typischen Formen in vorgeschichtlicher Zeit, ein Beitrag zur Geschichte des Beiles. Angez. von Koenen. 176
2. Carolus Friederichs, Matronarum monumenta congessit congesta digessit.....Dissert. inaug. Angez. von Ihm. 177
3. E. Mérimée, De antiquis aquarum religionibus in Gallia meridionali ac praesertim in Pyrenaeis montibus. Diss. Angez. von Ihm. . . . 187
4. C. Dewitz, Die Externsteine im Teutoburger Walde. Angez. von Nordhoff.. 191

III. Berichte.

1. Die Anthropologen-Versammlung in Nürnberg vom 8. bis 12. August 1887. Von Schaaffhausen. Mit 1 Holzschnitt. 196
2. Die Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände in Wien. Von Schnütgen. 206
3. Sechste Jahresversammlung d. Gesellschaft f. Rheinische Geschichtskunde. 230
4. XXVIII. Plenarversammlung der histor. Commission bei der kgl. bairischen Akademie der Wissenschaften.. 233

V 89-86

MAR 21 1902 158299

Digitized by Google

IV. Miscellen.

Seite

1. Ausgrabungen in Aegypten. 234
2. Die Erwerbungen des Provinzial-Museums in Bonn im Jahre 1886—87. Von Sch. 235
3. Römische Inschrift aus der Umgegend von Cöln. Von Klein. . . . 237
4. Fischeln. Römergrab. Von Koenen. 238
5. Gondorf. Römische und fränkische Gräber. Von Schaaffhausen. 238
6. Gondorf. Inschriftliches. Von Klein. 240
7. Geschichte der Juden in Deutschland 243
8. Fund von Bleifiguren in Kärnten. 243
9. Ein Tempel des pythischen Apollo auf Kreta. 244
10. Nochmals Maia-Rosmerta. Von Christ. 246
11. Neues Mithraeum von Heddernheim. Von Sch. 248
12. Das Mithraeum von Ostia. Von Sch. 249
13. Die Mithraeen in Ostia und Heddernheim und die Externsteine. Von Schierenberg. 250
14. Die Mithrasinschriften. Von Asbach. 256
15. Römische Inschrift vom Monterberg bei Calcar. Von Klein. . . . 257
16. Die Skulpturen von Neumagen an der Mosel. Von Sch. 257
17. Ueber Vicus, Civitas und Castellum Nouaesium. Von Koenen. . . . 261
18. Die Provinzial-Museen in Trier und Bonn. 264
19. Funde auf dem Esquilin in Rom. 265
20. Troisdorf. Fund von Graburnen. Von Wiedemann. 265
21. Relief aus Rüdenau im Odenwald. Von Ihm. Mit 1 Holzschnitt. . . 266

V. General-Versammlung des Vereins am 18. Juli 1887. . . 269

VI. Verzeichniss der Mitglieder im Jahre 1887. 277

Digitized by Google

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Römischer Grenzwall an der Lippe.

Hierzu Tafel I.

Drusus und Tiberius erbauten beim Beginn der christlichen Zeitrechnung am Niederrhein und an der Lippe zur Abwehr der Germanen ausgedehnte Befestigungswälle, welche historisch und militärisch von Bedeutung, die ersten Anfänge der limites sind, die sich am Rhein und an der Donau entlang, etwa hundert deutsche Meilen weit bis nach Regensburg hinzogen.

Der römische Feldmesser Aggenus (S. 3 Lachm.) sagt: „limes est quodcumque in agro opera manuum factum est ad observationem finium". Nach Marquardts Römischer Staatsverwaltung, (II² S. 151) war der limes imperii ein öffentlicher Weg, oft ein ganzes Terrain, welches der Staat zum alleinigen Eigenthumsbesitz durch Befestigungen sichern konnte.

Solche Besitzungen entsprachen an der Lippe den Worten des Dio Cassius LVI, 18, dass die Römer zur Zeit der Varusschlacht einige Bezirke in Germanien besassen, nicht beisammen, sondern wie sie gerade erobert waren, wo sie überwinterten, Städte anlegten, und im friedlichen Verkehr Marktplätze eröffneten.

Tacitus erwähnt in seiner Germania (29) Grenzwälle und deren vorgeschobene Praesidien, spricht in den annalen I 50 vom „limes a Tiberio coeptus", den Germanicus im Jahre 14 n. Chr. durchbrach, auf demselben sein Marschlager aufschlug, endlich ann. II 7 von den im Jahre 16 n. Chr. durch Germanicus erneuten Grenzwehren zwischen Aliso und dem Rhein.

Reste solcher Grenzwehren lassen sich vom Südfuss des Eltenberg, Cleve gegenüber, am linken Ufer der Yssel entlang, verfolgen, bei

Digitized by Google

Schermbeck jetzt noch vollständig in fünffachen Wällen und Gräben erhalten, im ganzen Profil 40 m breit, 1 bis 2 m hoch. Weiterhin theilweise zerstört, überschreiten sie die Lippe bei Buchold und Steeger Burgwart, die Emscher bei Hagen, die Ruhr bei Alstaden und Werden, die Wupper bei Barmen und Wipperfürth, die Sieg bei Stromberg und Herchen, ziehen östlich vom Siebengebirge über Kircheip und Asbach zur Wied im Anschluss an den limes des Domitian, der mit Wallprofilen von 12 m, bei 3 m breiter, 2 m hoher Krone und davorliegenden Grabenspuren, nach Frontinus III 8, 120 millien lang, einer Ausdehnung von Hönningen am Rhein über den Taunus bis zum Main entspricht.

Gründlich untersucht und beschrieben sind diese Wälle des Domitian, und südlich vom Main und an der Donau die limites, deren Anlage dem Kaiser Hadrian zugeschrieben wird, vom Oberst von Cohausen in seinem bekannten Specialwerk darüber, von Prof. Hübner in diesen Jahrbüchern, zuletzt noch LXXX S. 23 und ganz neuerdings von Ohlenschlager in seinem Buche „Die röm. Grenzmark in Bayern, München 1887", in klarer Darlegung der betreffenden Quellen und der historischen Bedeutung dieser Grenzwälle.

Unser Limes des Tiberius an der Lippe hat bisher wenig Beachtung gefunden, auch nicht in Mommsens Karte III Band V seiner Römischen Geschichte, während jene Yssel-Wälle, und das bis Dülmen und Haltern so günstig gelegene, vorgeschobene Befestigungswerk ein wichtiges Denkmal bildet, als Beitrag zu den spärlichen Nachrichten über die Ausgangspunkte und Richtungslinien der germanischen Feldzüge zur Zeit des Tiberius, die wir hier in Kürze überblicken.

I. Historisches.

Nach dem Tode des Drusus übernahm Tiberius im Jahre 8 v. Chr. die Kriegführung in Germanien, unterwarf die Usipeter und Tencterer, übersiedelte 40000 Sugambrer auf das linke Rheinufer, die späteren Gugerner. Dann zog Tiberius die Lippe aufwärts über die Weser durch ganz Germanien, ohne Schlachten und ohne Verluste (Vellejus II 9) und erhielt einen glänzenden Triumph.

Im Jahre 7 v. Chr. wiederholte er diesen Kriegszug, bei welchem nach Dio 55, 8 nichts Bemerkenswerthes vorfiel, zog sich dann aber in sein Exil nach Rhodus zurück.

In dieser Zeit drang Domitius Ahenobarbus mit einem Heer bis

Digitized by Google

über die Elbe vor. Ihm wird die Anlage der pontes longi zugeschrieben, die wir mit dem ortskundigen General von Müffling zwischen Borken und Dülmen annehmen.

Im Jahre 4 n. Chr. sandte Kaiser Augustus den Tiberius wieder nach Germanien, der die Chamaver, Chattuarier, Bructerer unterwarf, dann am rechten Lippe-Ufer entlang vordrang, die Cherusker gewann und über die Weser ging. Den ganzen Sommer und Winter hindurch verweilte er mit seinem Heer an den Quellen der Julia (Vellejus II 105). Man hat den Namen Julia willkürlich in Lupia oder Lippe korrigirt, das Winterlager in Aliso gesucht, während dasselbe, wie wir später sehen werden, zwischen der unteren Lippe und der oberen Aa am limes des Tiberius lag, dessen grossartige Wallreste für den vieljährigen Aufenthalt eines grossen Römerheeres sprechen, dessen schwierige Verpflegung nur hier in der Nähe des Rheines zu sichern war.

Im Jahre 5 n. Chr. drang Tiberius bis zur Elbe vor, und deutet die Unterwerfung der Chauker und Longobarden auf ein Vorgehen aus dem Winterlager in nördlicher Richtung mit Umgehung des Weser-Gebirges, wahrscheinlich über Verden auf das alte Bardowieck zwischen Hamburg und Lauenburg, wohin die römische Flotte dem Heere Vorräthe zuführte (Vellejus II 196 und res gestae des Augustus).

In den folgenden Jahren beschäftigten die Marcomannen die kriegerische Thätigkeit der Römer.

Im Jahre 9 n. Chr. erliegen drei Legionen des Varus den Germanen im Teutoburger Walde. Asprenas stand mit zwei Legionen wahrscheinlich in jenem Lager an der unteren Lippe, hielt die zum Aufstande geneigten rheinisch-germanischen Völker im Gehorsam, und kam den Flüchtlingen aus jener Niederlage, als sie das ausgehungerte Aliso verlassen hatten (Dio und Vellejus), zu Hülfe.

Im Jahre 10 n. Chr. übernahm Tiberius wieder die Vertheidigung des Reiches am Rhein, ging über die limites, durchzog einige Gegenden der Barbaren (Dio 56, 25), ohne dass es zur Schlacht kam, lagerte dann in der Nähe des Rheins, also wohl im Schutz seiner Befestigungen an der Lippe, feierte daselbst durch Festspiele den Geburtstag des Kaisers, und kehrte nach zweijähriger Abwesenheit von Rom (Suetonius) nach Italien zurück.

Im Jahre 14 n. Chr. lagerte das Heer des Germanicus auf dem von Tiberius begonnenen limes (Tac. ann. I, 50). Dort wohnten die Bructeri, in der Peutinger'schen Tafel Burcteri genannt, deren Namen unser heutiges Borken bewahrt, von den römischen Heeren von Vetera her also oftmals durchzogen.

Digitized by Google

II. Terrainverhältnisse.

Bei den spärlichen urkundlichen Nachrichten aus ferner Zeit muss der Kriegsgeschichte das topographische Element zu Hülfe kommen, der Grund und Boden unsrer alten Mutter Erde, die ihrem Sohn Antaeus stets neue Kraft zum Kampfe gab. Deshalb sind zur Erkenntniss der Völkerkämpfe gründliche Lokalstudien unentbehrlich, denn Boden- und Landesverhältnisse bedingen wesentlich die strategischen und taktischen Entscheidungen, so dass auch in tüchtigen kriegerischen Völkern stets der Sinn für richtige Beurtheilung der lokalen Verhältnisse lebte. Die besten heutigen Karten genügen da keineswegs, sie müssen durch persönliche Anschauung ergänzt werden.

So legte der verstorbene Prof. Bergk einen ganz besondern Werth auf Lokalstudien, und sprach in Bezug auf unsre kriegshistorisch so wichtige Lippe-Gegend bei Vetera[1]) oft die Ueberzeugung aus, dass dem Lager von Vetera jenseits die nova castra entsprechen müssten, die noch aufzusuchen seien.

Generalstabsmajor Schmidt sagt[2]), dass höchst wahrscheinlich die von ihm im Jahre 1840 aufgefundene römische Befestigung des Annaberg, westlich bei Haltern, den rechten Flügelstützpunkt des von Tiberius angelegten limes in vortheilhaftester militärischer Position biete, die sich von Velen über Gross-Reken und Lavesum zum Annaberg hinziehe.

Mit weitergehender Bestimmtheit sehen wir den limes des Tiberius in dem wichtigen schon von Natur und durch grossartige Wälle festen Terrainabschnitt zwischen Borken, Dülmen, Haltern, Schermbeck, — von Vetera $4^3/_4$ deutsche Meilen entfernt: das entspricht jenem Gewaltmarsch des Germanicus im Jahre 14 n. Chr., nach welchem die Römer auf dem von Tiberius begonnenen limes westlich bei Borken lagerten (Tacitus ann. I 50).

Dieser Abschnitt ist ganz besonders stark auf der germanischen Seite nach Osten hin. Im Süden durch die 20 bis 30 m breite, 2 m tiefe Lippe, nördlich von Borken über Gemen bis Velen durch die Niederung der Aa geschützt, decken ihn im Osten die sumpfigen Moorbäche und Brüche, welche bei Velen, Haus Dülmen und Haltern sich

1) von Veith, Vetera castra mit seinen Umgebungen als Stützpunkt der römisch-germanischen Kriege. Berlin 1881.

2) Westfälische Zeitschrift, Bd. 20, S. 279.

Digitized by Google

an die Niederungen der Aa, Stever und Lippe anschliessen, und wahrscheinlich inundirt werden sollten.

Die Aa ist bei Gemen allerdings nur 5 m breit, $^1/_2$ bis 1 m tief, fliesst aber in einem sumpfigen Wiesenthal, und giebt in ihrem Zufluss, dem Oelbach bei Borken, jener Gegend ein vorzügliches Trinkwasser. Die Aa entspringt oberhalb Velen im Schwarzen Venn, welches in der Breite einer deutschen Meile von Velen nach Haus Dülmen hinzieht, von den Sumpfbächen des Henbach, der Halappe, des Kettbach, Dieckbach durchschnitten, welcher letztere bei Haltern in die Stever, diese in die Lippe fliesst. Jenes Venn und Brook ist ein Hochmoor, mit einer nur 2 bis 3 m starken Morast- und Torfschicht, unter welcher eine Sand- und Lehmschicht liegt. Bei Nachgrabungen fand man im Moor uralte schwarze Eichenstämme, auch an den Dämmen zu deren Befestigung behauene starke Eichenpfähle, bisher aber nirgends Knochenreste oder Waffen. Von Jahr zu Jahr wird das Venn durch Entwässerungsgräben immer mehr kultivirt, besonders zwischen Velen und Coesfeld, so dass es hier nicht mehr den ehemaligen unzugänglichen Charakter zeigt, wie ihn Domitius Ahenobarbus zur Zeit Christi vorfand, als er den schmalen Damm zwischen Borken und Dülmen anlegte, „angustus is trames aggeratus"[1]), über welchen schon bei dessen Verfall Caecina im Jahre 15 n. Chr. den blutigen Rückzug bewerkstelligte, von Tacitus so trefflich beschrieben, der in seinen Einzelnheiten, namentlich in Betreff der erwähnten Waldberge, nicht für das Burtanger Moor, wo man die pontes longi suchte, sondern nur für unsre Höhen passt, auf denen Arminius nach sachgemässen Märschen mit seinen Germanen stand.

Die genannten Wasserzüge und Sümpfe umschliessen dort ein Dreieck von 3 deutschen Meilen Basis zwischen Borken und Schermbeck, 4 Meilen Höhe von Raesfeld bis Haus Dülmen, das ist ein Vertheidigungs-Abschnitt von 9 □Meilen, wenn man die wichtigen Borken-Berge und die Westruper Haide hinzurechnet.

Zwischen diesen Gewässern und Sümpfen erhebt sich das Haideland mit Waldbergen bis zu 100 m Höhe über den Wasserspiegel der Lippe, von kleinen Bächen durchzogen, zwischen welchen einige Flächen bei Borken, Raesfeld, Heiden, Reken, Lavesum, Lochtrup, Ontrup, Sythen, Haltern, Wulfen etc. wohl seit Jahrtausenden einer spärlichen Bevölkerung auf kärglichem Sandboden einige Nahrung durch Ackerbau boten.

1) Tac. ann. I 63—68.

Digitized by Google

Der höchste Punkt jener Waldberge liegt in der sogenannten Hohen Mark bei Ontrup. Einst dehnten sich die Waldungen gewiss weiter als heutzutage nach allen Richtungen hin aus, ganz im unmittelbaren Zusammenhang mit den Borkener Bergen, die sich 60 bis 70 m über die Stever erheben, einem wasserreichen Fluss, dort bis 8 m tief eingeschnitten, 10 m breit, durchschnittlich 1 m tief.

III. Wege.

1. Einer der ältesten Wege jener Gegend, von den Römern jedenfalls benutzt, führt von Vetera über Brünen, Borken, an der Römerwarte des Rekenberg vorbei, nach Ramsdorf, Coesfeld, Nottuln, wo eine curtis regia war, weiter nach Münster, derselbe Weg, auf welchem Germanicus im Jahre 14 n. Chr. die meuterischen Legionen im Eilmarsch von Vetera zum limes des Tiberius führte, hier lagerte, und dann von zwei Wegen, die von Borken ausgehen, den nördlichen nach Coesfeld wählte, um das Land der Marsen zu verwüsten[1]). Der Weg ist jetzt 5 bis 8 m breit, zeigt nur noch stellenweise durch Seitenwälle sein hohes Alter und trägt bei Borken den Charakter eines gewöhnlichen Landweges. Im 14. Jahrhundert hiess dieser Weg bei Nottuln via publica et strata regia prope Dodorpe (Darup), platea regia[2]), auch Steinweg, durch den „Caesischen (Coesfelder) Wald" führend, den Tacitus nennt, und nach einer Nottulnschen Urkunde vom Jahr 834 schlug Karl der Grosse im Jahre 779 die Sachsen zuerst bei Bucholti, dann zum zweiten Mal „in monte Coesio", wobei das Lager der Sachsen bei Dodorpe von den Franken erobert wurde. Der Weg zeigt nirgends Spuren ehemaliger Steinschüttung, wohl aber Reste von 2 m breiten Seitengräben und bewachsenen Seitenwällen, unten 4 bis 6 m, oben 3 bis 4 m breit, 1 m hoch, ausserhalb wieder breite Gräben.

Ganz ähnlich ist aber auch der Weg gebaut, der den Hellweg zwischen Gemen und Heiden bei Hornefeld kreuzt, vielfach auf beiden Seiten mit doppelten Seitenwällen von 6 bis 8 m unterer Breite. Ausser andern Wegen sind die sogenannten Kirchwege von den Landbewohnern ähnlich wie einst von den Römern erbaut. Es fehlte den Römern hier an gutem Steinmaterial für ihre Strassen, so dass sie bei ihrem höchstens sechzigjährigen Aufenthalt nicht jene solideren Strassen des

1) Tac. ann. I 50.

2) Westfäl. Zeitschr. für Alterthumskunde Bd. 20. S. 280.

Digitized by Google

linken Rheinufers, sondern mehr solche provisorischen Strassen von Erdwällen, bei sumpfigem Boden auch Knüppeldämme und Bohlwege anlegten.

2. Die erwähnte Gabelung der Strasse 1 bei Borken führt südlich zu den pontes longi des Hellweg durch das Moor-Venn auf Merfeld, Buldern, Senden. Das ist jener „angustus trames", von Domitius Ahenobarbus „aggeratus". Auch jetzt noch ist der Hellweg im Venn dammartig geführt, aber meist 5 m breit. Nach einer Urkunde des 13. Jahrhunderts wird dieser Weg zwischen Merfeld und Senden „Wellete, antiquissima via" in jener Westf. Zeitschrift genannt.

3. Eine wirkliche Römerstrasse, vielleicht auf alten germanischen Grundlagen angelegt und durch Befestigungen gesichert, ist der Weg am rechten Lippe-Ufer von Vetera nach Aliso. Der einfache Erddamm zeigt nur stellenweise Steinreste, Kies aus der Lippe, ist $4^1/_2$ m = 15 römische Fuss breit, das ist nach Siculus Flaccus die gesetzliche Minimal-Breite der via publica. Selten haben sich die ehemaligen Seitengräben und Seitenwälle erhalten, und oft ist der Weg durch Bodenkultur, oft durch Ueberschwemmungen der Lippe gänzlich zerstört.

Vom Fuss der Vetera castra und der zeitweiligen Schiffbrücke über den einst dort vorbei fliessenden Rheinstrom, ging die in der Niederung zerstörte Strasse am rechten Ufer der ehemaligen Lippe über Lippmannshof, und wird im Kriegszuge Carls des Grossen erwähnt, als derselbe im Jahre 779 gegen die Sachsen zog und sie beim heutigen Bocholt schlug.

A. Vetera-Steeger Burgwart, XII leugen = 18 millien.

a. Der erste Wachtposten lag auf dem Thalrande der Rhein-Niederung beim ehemaligen Lippeham nahe bei Lippmannshof, „am Tomp" 3 millien östlich von Vetera,

b. der zweite bei Capellen — 3 millien,

c. der dritte bei Luerhas — 3 millien,

d. der vierte westlich vom Bauerhof Schanzmann — 3 millien,

e. der fünfte nördlich von Schulte Drewenack, wo zwischen der alten Strasse und dem Yssel-limes ein Viereck alter Wallreste von 300 m Seitenlänge liegt. 3 millien davon

f. Steeger Burgwart, am 4 m hohen Thalrande des ehemaligen Lippelaufs, eine von der Eisenbahn querdurchschnittene Schanze, den Gartroper Hügeln gegenüber[1]). Sie bildet ein unregelmässiges Viereck 75 m breit

1) Hölzermann's Lokal-Untersuchungen, Münster 1878, Seite 72, Zeichnung mit Profilen Tafel X.

Digitized by Google

200 m lang, mit 3 m breiten, $1^1/_2$ bis 2 m hohen Wällen, $1^1/_2$ ha gross, von einer Cohorte zu vertheidigen, bei einem Lagerraum für 3 Cohorten. Auf der nördlich gelegenen Höhe von Hemstege am Dellbach lag wahrscheinlich ein befestigtes Lager als erste grössere Marschstation, auch für einen Brückenübergang auf das linke Lippe-Ufer. Beim nahen Schermbeck beschreibt Hölzermann Blatt XX römische Befestigungsreste. Westlich von Schermbeck zieht sich zur sumpfigen Niederung des Schermbecker Bachs der dort wohlerhaltene Yssel-limes mit seinem fünffachen Wall, auf den wir später zurückkommen.

B. Steeger Burgwart—Westruper Haide an der Stever-Lippe-Mündung, XII leugen = 18 millien.

a. Erster Wachtposten Hof Schetter gegenüber — 3 millien. Die Umwallungsreste sind 150 m lang, 75 m breit, von der hier 9 m breiten, sandigen Strasse durchschnitten, die später 15 m breit wird, und mehrfach 2 bis 3 Seitenwälle von 8 m Sohlbreite 1 m Höhe zeigt.

Zwischen der Strasse und der Lippe liegt Haus Hagenbeck, eine mittelalterliche Befestigung mit einer Art von Bastion, 10 m breiten Gräben. In dieser Verschanzung liegen zwei erhöhte Vierecke von 30 m Seitenlänge mit alten Mauerresten und neuen Hofgebäuden. Der Sage nach ging auch hier eine Brücke über die 40 m breite Lippe zum gegenüberliegenden Caesarlager, welches auf den Höhen des linken Thalrandes bei Schulte lag, aber nur noch sehr geringe Spuren von Wallresten zeigt[1]).

b. Die Römerstrasse führte auf dem rechten Lippe-Ufer über Holsterhausen zu einem Wachtposten, Dorsten gegenüber, 3 millien von Schetter. Am Kreuzpunkt der jetzigen Chausseen bilden dort Dünenreste eine Umwallung von 300 bis 400 m Seitenlänge.

Die alte Geschichte des gegenüberliegenden Dorsten ist dunkel und unbekannt. Im Mittelalter wird dort eine curtis Durstine genannt.

c. Die Römerstrasse ist weiterhin bei Hervest, wo alte Dünenwälle liegen, südlich neben der Chaussee deutlich erkennbar, ist aber weiterhin durch Hochwasser der Lippe zerstört. Der Wachtposten lag wahrscheinlich bei Geldermann, 3 millien von Dorsten.

d. In Lippramsdorf an der Stelle der heutigen Kirche lag ein Wachtposten, 3 millien von Geldermann.

1) Hölzermann's Karte B, Fiedler und General von Müffling's Römerstrassen S. 27.

Digitized by Google

e. St. Annaberg bei Berghaltern trug ein römisches Kastell auf günstig gelegener Höhe, 3 millien von Lippramsdorf. Die Umwallung ist nicht mehr genau festzustellen, da die ganze Bergkuppe durch tiefe Löcher beim Graben nach Chausseesteinen zerstört und durchwühlt ist. Zwei kleine Hügel auf der Kuppe sollen einen ehemaligen Brunnen und eine Warte bezeichnen. Die Seitenlängen des Kastells werden auf 250 m angegeben, indessen halte ich dieselben nach einzelnen Spuren nur 120 und 170 m lang. Vor dem nördlichen Ausgang wurden vom Major Schmidt in den 40er Jahren römische Alterthümer, namentlich Waffen und Münzen gefunden, in Berghaltern noch in neuster Zeit römische Sigillata-Gefässe. Der nach Berghaltern führende Weg, theilweise tief eingeschnitten, zeigt an einzelnen Stellen Seitenwälle.

Die Hauptstrasse umging den Annaberg am südlichen Fuss der Höhe.

f. Dammreste der Römerstrasse sind gut erhalten auf dem Processionswege nach Haltern neben der Chaussee zwischen den Meterstein 43,1 bis 42,9. Rechts neben diesem Processionswege lag in der Römerzeit das Bett der Lippe, und dort ist in den 30er Jahren eine goldene Augustus-Münze und ein Votivbild des Mercur gefunden (20. Band westf. Zeitschr.). Haltern zeigt Reste einer mittelalterlichen Befestigung, hatte wahrscheinlich an der Stelle der heutigen Kirche auf dem rechten Thalrand des ehemaligen Lippe-Laufs eine römische Befestigung. Die Römerstrasse ging durch das Ostthor, am Kirchhof vorbei, rechts von der Chaussee über die Stever, in deren jetzigem Bett damals die Lippe floss, auf Stevermühr, im 13. Jahrhundert Stevermuthe (Stever Mündung), wo im dortigen Tannenbusch ein 5 m breiter Dammrest der Römerstrasse erkennbar ist. Nördlich von Stevermühr lag der römische Wachtposten, 3 millien vom Annaberg, einst das Reduit der ausgedehnten Befestigungen zwischen Lippe und Stever auf einer langgestreckten Halbinsel. Wir kommen bei den Befestigungen darauf zurück. Jener Wachtposten zeigt 4 bis 5 m hohe Wallreste eines unregelmässigen Vierecks von 150 m Seitenlänge.

C. Westruper Haide bis Heikenberg bei Lünen, XII leugen = 18 millien.

a. Von Stevermühr führt die Römerstrasse, jetzt ein Sandweg, durch Westrup, wo Tuffsteine in dem alten Damm gefunden sind, der dort noch $4^1/_2$ m Breite zeigt. Der Wachtposten lag in Antrup, 3 millien von Stevermühr.

Ein Querdamm sperrt von der Stever bei Streyl über Hullern und Antrup die schmale Halbinsel zwischen beiden Flüssen, mit Wallresten

Digitized by Google

vor der Mitte dieser Linie, davor ein zweiter und dritter Sperrwall, $^1/_4$ deutsche Meile lang, eine Meile von Stevermühr entfernt.

b. Ein zweiter Wachtposten, 4 millien von Antrup, liegt östlich von Eversum zwischen Sanddünen an der Lippe mit einem Sperrwall bis nach Haus Rönhagen an der Stever.

c. Ueber Lehmhegge geht die Strasse nach Vinnum (4 millien), ohne erkennbare Wallreste, aber mit Resten ehemaliger Schanzen am Ufer der Lippe oberhalb und unterhalb Pelkum.

d. Bork, 4 millien.

e. Heikenberg, 3 millien, wo Dr. Hülsenbeck auf Grund alter Wallreste und der Ortsbestimmungen des Ptolemaeus das römische Aliso mit einer Brücke über die Lippe annimmt[1]). Im Jahre 1884 ist zwischen Heikenberg und Lünen in der Lippe ein römischer Broncehelm mit Nackenschirm gefunden, der für 500 M. nach Wien verkauft wurde.

D. Heikenberg—Dolberg, XIV leugen.

E. Dolberg—Glenne-Mündung, XII leugen.

F. Glenne-Mündung bis Neuhaus-Elsen (Aliso), XIV leugen.

Von Vetera bis Aliso i. S. 76 leugen = 114 millien = 169 kilom. = $22^1/_2$ deutsche Meilen, also für 6 Marschtage auf den genannten Etappen zu 3 bis 4 deutschen Meilen.

So sehen wir diese in leichter provisorischer Art angelegte Strasse mit regelmässigen Etappen und Posten für Wacht- und jedenfalls Signaldienst. Von solchen römischen Posten spricht wohl Dio 56, 22, als die Flüchtlinge der Varusschlacht von dem ausgehungerten Aliso an den Strassen-Wachtposten vorbeikamen, die von den Germanen mittlerweile besetzt waren, und nach deren Passirung Asprenas den Flüchtigen Hülfe brachte.

4. Auch auf dem linken oder südlichen Lippe-Ufer bestand schon in der Römerzeit der sogenannte Heerweg oder Hellweg, der stellenweise Reste eines Erddammes von 4 m Breite mit Spuren von Gräben und Seitenwällen zeigt, zuweilen von germanischen Grabhügeln begleitet, dabei mit deutlichen Resten von Lägern und Wachtposten, von Vetera bis zum Caesar-Lager auf den Höhen westlich bei Dorsten, XIV leugen lang. Diese Strasse überschritt von Vetera her den ehemaligen Rhein-

1) Fr. Hülsenbeck, Das römische Castell Aliso an der Lippe, Paderborn 1873. Nach Prof. Schaaffhausen (Bonner Jahrb. LXXXII, S. 196) suchen Dr. v. d. Marck und Dr. Essellen Aliso 3 Meilen oberhalb Lünen bei Hamm, wo wiederholt Römerreste gefunden sind.

Digitized by Google

lauf bei Poll, und wurden noch vor einigen Jahren Reste einer römischen Strassenpflasterung in Ginderich, 3 millien von Vetera gefunden. 6 millien von Ginderich kreuzte die Strasse ein früherer Lippe-Uebergang bei Casselmannshof zu den Aaper Höfen. 3 millien weiter, in der Nähe des limes, liegen Wallreste auf dem vorspringenden Höhenrande der Tester Berge bei Buchold, — 4 millien weiter die Römerhügel von Gartrop[1]), der Steeger Burgwart gegenüber, — 3 millien weiter Gahlen mit einem Wachthügel, — 3 millien weiter das Caesar-Lager auf der Hardt.

Von Dorsten führt die Strasse über Maerl, Recklinghausen zum Lager von Castrop, XII leugen lang, und von hier zum Hellweg nach Dortmund. Eine Werdener Urkunde vom Jahr 820 nennt jene „villa Castrop". Wallreste eines Lagers sind dort nicht nachweisbar, wohl aber wurden daselbst römische Waffen und Münzen gefunden[2]). Von Recklinghausen geht eine alte Strasse, den weiten Lippe-Bogen abkürzend, über Waltrup nach Lünen.

Von Dorsten ging ausserdem solche Strasse zum Römerlager bei Kirchhellen, mit einem Verbindungswege nach Gahlen. Die Kirchheller Strasse überschritt die Emscher bei Oberhausen, die Ruhr unterhalb Mülheim und führte nach Gelduba.

Endlich begleitet ein alter Sandweg die Lippe von Dorsten auf Bossendorf bei Haltern, geht über Flasheim und mit Resten alter Landwehren über Haus Mahlenburg (nach Prof. Schneider und Dr. Hülsenbeck römischen Ursprungs) auf Lünen[3]), mit einem Parallelwege an der Lippe über Westleven, Ahsen, Pelkum, mit Warten an der Lippe und bei Haus Buddenburg, dem Heikenberg bei Lünen gegenüber.

5. Die jetzige Chaussee zwischen Schermbeck und Haltern ersetzt die ehemalige Römerstrasse, nachdem Hochfluthen und häufige Veränderungen der Lippe diese Thalstrasse wiederholt zerstört haben. Von jener Chaussee führt von Wulfen über den Bergrücken der Hohen Mark durch Ontrup nach Dülmen ein Weg, der auch als Römerstrasse bezeichnet wird. Zur Zeit der französischen Herrschaft beabsichtigte Napoleon die Chaussirung dieses Weges, und die Bauern mussten

1) Hölzermann XXI.

2) General von Müffling über Römerstrassen, Berlin 1834.

3) Hülsenbeck's Aliso S. 125, ausserdem wichtig Schneider Neue Beiträge, 5., 6., 11. Folge.

Digitized by Google

Steine heranfahren. Bei Verfolgung des jetzigen Sandweges und des Dammes der in doppelter Führung über Ontrup und Lochtrup geht, sieht man mehrfach 2 m hohe alte Nebenwälle von 8 m Sohlbreite, so bei Lavesum am Hause Rüschof, neben dem 10 bis 20 m breiten Planum des Weges, Reste der alten Strasse, die Hölzermann's Karte giebt, und welche wahrscheinlich der Römerzeit angehörte.

6. Sehr alt ist ferner der Weg, der aus dem Lippethal zwischen Schermbeck und Steeger Burgwart über Raesfeld nach Borken führt, zwischen letzteren Punkten seit Jahren chaussirt. Der alte Weg ist vielfach von Wällen begleitet, auf die wir später zurückkommen. Seine Breite wechselt zwischen 6 und 15 m, und von Kleinchen bis zur Lippe schliesst sich der limes an diesen Weg.

Die Lippe diente diesen Wegen, ähnlich wie der Rhein seinen Römerstrassen, als leitender Faden, aber auch als vorliegender, schützender Wasserzug, und beide Flüsse hatten ihre militärische Bedeutung durch den Schiffsverkehr für Transportzwecke. Die Lippe soll einst bis über Lippstadt hinaus schiffbar gewesen sein, während sie im Mittelalter urkundlich nur bis Lünen für grössere Transportkähne benutzt wurde. Die Schiffahrt auf der Lippe ermöglichte aber die sonst äusserst schwierige Verpflegung grosser Heere wenigstens bis Lippstadt, wenn die Rheinschifffahrt die nothwendigen Kornvorräthe aus dem südlichen Gallien den römischen Legionen bis zu deren Hauptwaffenplatz Vetera brachte.

IV. Wallreste des „limes des Tiberius".

A. Westruper Lager. An der Römerstrasse bei Stevermühr (III B f.) wurden die Wälle erwähnt, die sich zwischen Stever und Lippe von Haltern auf Olfen hinziehen mit einem Wachtposten, dessen 4 bis 5 m hohe Dünenreste am Steilrande des ehemaligen Lippe-Laufs ein unregelmässiges Viereck von 150 m Seitenlänge bilden.

Diese Höhen bieten jetzt den Anblick eines Thalkessels mit erhöhten Rändern, waren einst ausser dem Wachtposten gleichzeitig das Kernwerk oder Reduit einer vorliegenden Befestigung, deren theilweise gut erhaltene Wälle und Dünenketten durch die Westruper Haide gehen, eine Befestigung 3000 m lang, 1000 m breit, in dem sandigen Boden mit kleinen Waldparcellen und Haidekraut bedeckt.

Der frühere Sandweg von der ehemaligen Steverbrücke bei Haltern auf Hullern und Olfen wurde im Jahre 1860 durch eine

Digitized by Google

Chaussee mit 60 m langer Bogenbrücke ersetzt, welche 7 m über der hier 15 m breiten, 1 m tiefen Stever liegt. 1200 m östlich von dieser Brücke sperrte im Walde beim Meterstein 2,6 der mächtige Niemen-Wall diese Chaussee, und liess nur einen schmalen Weg auf dem Thalrande der Stever frei. Der Name Niemen wurde früher von einem mythischen Schloss Niemen, dann von nemus (Haide) abgeleitet, in der Anthropologen-Versammlung zu Breslau 1884 auf nimid, d. h. Opferstätte, heiliger Hain zurückgeführt.

Dieser Niemen-Wall zeigt jetzt neben der Chaussee ein Profil von 40 m unterer Breite, ist meist 6 m hoch, 1100 m lang. Er wurde beim Chausseebau durchbrochen, und fanden sich im Wallkörper die Reste schwarzer Eichenstämme, welche die römischen Erbauer des Dammes für dessen grössere Haltbarkeit im Erdboden ganz zweckmässig einst stehen liessen. Der feste Damm hat stärkere Profile, als unsere heutigen Festungswälle mit 30 m unterer Breite gegen gezogene Geschütze bieten. Der eigentliche Sperrwall an der Chaussee ist 90 m lang, geht dann unter einem rechten Winkel, parallel der Chaussee, noch 1100 m durch die Laubholzwaldungen, die ihn überdecken. Die Wallkrone ist 4 m breit, und die südliche Böschung des Dammes zeigt in halber Höhe und am Fuss Reste von Parallelwegen, 2 bis 3 m breit. Gegen Hullern hin wird der Damm schmaler, zeigt dem Meterstein 3,5 gegenüber nur noch 24 m Breite, $1^1/_2$ m Höhe. Keine Grabenspur für Aushebung der Wallerde ist sichtbar, aber auch erklärlich, da die Erde aus den aufgeschütteten hinteren Dünen entnommen wurde, welche weiterhin sichtbar die einst beabsichtigte Fortsetzung des Dammes begleiten. Diese Dünenkette ist 4 bis 8 m hoch, zieht sich bis zur Lippe-Schleife zwischen Westrup und Antrup, als sollte sich der Befestigungswall hier an die Lippe anschliessen. Natürlich haben sich diese Dünen, vor fast zwei Jahrtausenden aufgeschüttet, durch Stürme und Niederschläge verändert, als wären sie nicht künstliche, sondern natürliche Zusammenwehungen, während der Niemenwall hier die unzweifelhafte Erklärung giebt, dass jene Dünen das gesammelte Material für seine Erbauung lieferten. Solche Sandberge bilden auch über Dülmen nach Borken hin die wichtigen Grundlagen der Befestigungsreste, erläutert durch die sorgfältigen Zeichnungen unserer Generalstabskarte, deren Blätter Dorsten und Coesfeld deutlich diese Wälle geben, besonders wenn man sie durch eigene Anschauung prüfend verfolgt.

Am westlichen Ende des Niemen-Walles vermittelt eine gebrochene Walllinie, welche einen Eingang in die Verschanzung offen lässt,

Digitized by Google

die Verbindung zwischen jenem Wall und dem Reduit oder Wachtposten. Dieser Verbindungswall ist bei 18 m Sohlbreite 1 m hoch, oben 4 m breit, weiterhin 4 m hoch bei 36 m Sohlbreite. Major Schmidt hielt diesen Wall irrthümlich für die Römerstrasse nach Haltern[1]).

Wir erhalten so eine geschlossene Verschanzung von 200 ha, die im Bedarfsfall 30000 Mann aufnehmen konnte, wenn der Feind seine ganze Angriffskraft auf diesen wichtigen Punkt zwischen Lippe und Stever richtete. Aber die bereits erwähnten vorliegenden Sperrwälle zwischen Hullern und Olfen genügten auch für geringe Streitkräfte zur schrittweisen Vertheidigung, auf den Flügeln durch Anstauungen jener Flüsse gedeckt.

Für solche Anstauung der Stever spricht die Anlage des Niemenwall in Verbindung mit den Wällen des rechten Stever-Ufers bei Oberhaus, ein grossartiges Vertheidigungssystem mit ähnlichen Anstauungen durch den Sythener Damm für den Grossen Diecks- und Antekau-Bach. Das wichtige Débouché an der Römerstrasse nach Osten hin war dadurch gesichert, und der limes des Tiberius erhielt hier und wie wir sehen werden bei Haus Dülmen, seinen stärksten Stützpunkt für den rechten Flügel, wenn dieser vom Feinde bedroht war.

Prof. Schneider beschreibt in der 11. Folge seiner „neuen Beiträge, Düsseldorf 1878" jenes Etappenlager in der Westruper Haide mit den dort gefundenen zahlreichen Gräbern und mit den theilweise jetzt noch vorhandenen tumulis. Viele derselben sind in den 30er Jahren von Dr. Wesener aus Dülmen geöffnet, und fand man darin römische Urnen und Münzen aus der Zeit des Augustus.

B. Borken-Berge. Eine Vertheidigung des Westruper Lagers forderte die Behauptung der Borkenberge, von deren Höhen das Lager auf 2500 m Entfernung eingesehen wird. Die jetzt mit Nadelholz bewaldete, eigenthümlich durch Gräben zerklüftete Bergkuppe des Visberg erhebt sich dort 60 bis 70 m über die Niederungen und diente gewiss einst bei ihrer meilenweiten Fernsicht als Wachtposten.

Südlich am Fuss der Borkenberge liegt bei Hinzenhofe an der Stever eine Schanze von 150 und 200 m Seitenlänge, einst mit Wasser umgeben. Etwas unterhalb liegt bei Overhaus an einer Flussschleife bis zum Diecksbach eine Verschanzung von 700 m Länge, 250 m Breite, von 2 bis 6 m hohen Sanddünen gebildet, wahrscheinlich zum Anschluss an den Niemenwall, wenn die Stever aufgestaut wurde.

1) Westf. Zeitschr. Bd. 20, S. 260.

Digitized by Google

Spuren alter Wälle ziehen sich ferner am östlichen Thalrande des Diecksbachs entlang, dessen breite Sohle an der Haltern'schen Mühle 10 m tief eingeschnitten ist.

Am Ostende von Stockwiese liegt ein wohlerhaltener Rest des Sythener Walles, ähnlich dem Niemen-Wall, aber unten 15 m, oben 4 m breit. Die äussere Böschung des Walles nach dem Bach hin hat 8 m Anlage bei 5 m Höhe. 100 m lang, begleitet der Damm später in geringeren Profilen den Antekaubach, und zeigt auch hier den Charakter eines Anstauungsdammes.

Dass die Römer namentlich am westlichen Fuss der Borkenberge längere Zeit wohnten, dafür sprechen zahlreiche römische Graburnen und Münzen, die dort gefunden, sich in den Händen der Stockwieser Bauern und ihrer Nachbarn befinden. Am Fuss der Borkenberge sind auch einige römische Dachziegel gefunden.

C. Wälle bei Haus Dülmen. Auf dem rechten Thalrande des Grossen Diecksbach von Sythen auf Dülmen begleiten Wallreste den 6 m breiten, theilweise dammartig aufgeschütteten Sandweg auf 10 bis 12 m Entfernung. Jener Wall findet sich noch in der Generalstabskarte Blatt Coesfeld eingezeichnet, ist aber jetzt seit kaum 50 Jahren meist verschwunden, hatte früher 4 bis 6 m untere Breite bei 1 bis 2 m Höhe. Der Wall hatte schon in der Römerzeit keine besondere taktische Bedeutung, insofern das vorliegende Sumpfterrain unter dem Schutz der Borkenberge einen Angriff der Germanen dort unwahrscheinlich machte, während ein solcher Angriff auf Haus Dülmen bei weiterem Vordringen das Westruper Lager im Rücken, und den Rückzug auf der Lippe-Strasse bedrohen konnte.

Etwas oberhalb der Diecks-Mühle, über welche die erwähnte alte Strasse nach Dülmen führt, liegt Haus Dülmen (Dulmenni), äusserlich jetzt ohne Spuren seines hohen Alters. Der Weg von der Hohen Mark und die Chaussee von Haltern gehen durch Haus Dülmen, ein durch seine Wassergräben fester Posten von 200 m Seitenlänge in breiter sumpfiger Wiesenniederung.

Südlich bei Haus Dülmen erhebt sich der hohe sandige Thalrand jener Niederung, von Dünenketten durchzogen, die sich an den von Sythen kommenden Damm anschliessen, in einer Frontlänge von 2000 m den Heubach begleiten, nur in der Gegend des Ontruper Weges unterbrochen. Gerade vor der Mitte dieser Linie liegt das feste Haus Dülmen, dem gegenüber sich in den Dünenketten ein viereckig geschlossenes Lager von 600 m Seitenlänge erkennen lässt. Das niedrige Terrain

Digitized by Google

davor bei Schmaloer scheint einst abgetragen zu sein, um jenen Thalrand noch mehr zu erhöhen, dessen 6 bis 8 m hohe Hügel auf den ersten Anblick wie planlos zusammengeworfen daliegen, so dass man sich fragt, ob Natur oder Kunst jene Dünen bildete. Der Landmann erklärt sie auch für zusammengewehte Berge, da er die regelmässigen Grundrissformen eben so wenig überblicken und beurtheilen kann, wie ein flüchtiger Anblick der Karte. Aber nur solche Dünenketten finden sich in unserer Gegend auf den Befestigungs-Linien, und die Räthsellösung für die verschollene Bedeutung dieser Wälle liegt klar und deutlich in der Westruper Haide und bei Sythen zu Tage.

Zwischen Haltern, Sythen und Dülmen liegt jener wichtige Rest der Römerwälle, der von den Chronisten des 8. Jahrhunderts wiederholt vallum Westfalorum[1]) genannt wird, aus jener Zeit, in welcher die Franken unter Pippin im Jahre 758 an der Lippe aufwärts „über die Wälle der Westfalen bei Sytnia", dem heutigen Haus und Dorf Sythen vordrangen, und die Sachsen in mehreren Schlachten schlugen.

Die jetzigen Bewohner jener Gegend wissen freilich vom vallum Westfalorum und den dortigen Kämpfen König Pippins eben so wenig wie vom römischen Ursprung des vallum, und die alten Sachsen benutzten jene Wälle gegen die Franken nach Westen hin, während Tiberius die Front der Vertheidigung nach Osten hin gelegt hatte.

An den linken Flügel der Wälle bei Haus Dülmen, welche das wichtige Défilé in der Richtung von Vetera auf Münster sperren sollte, schliesst sich am Weissen Venn gleich einer rückwärtigen Flanke, dem Sythener Damm des rechten Flügels entsprechend, eine 1800 m lange Dünenkette, deren Ende der 10 m hoch aufgeschüttete Vogelsberg bezeichnet, welcher bei entsprechender Entfernung wahrscheinlich als Warte dienen sollte.

D. Lagerreste bei Thier. Auf dem östlichen Abfall der Hohen Mark liegt nördlich von Lavesum, 3 millien vom Vogelsberg, eine unregelmässige Umschliessung flacher Wälle, theilweise beim Abholzen zerstört. Von günstigster Stelle an der Wulfen-Dülmer Strasse, übersah man die ganzen Umgebungen, so dass dort vielleicht das Hauptquartier lag. Die meisten Römermünzen sollen in jener Gegend von Lavesum, nach Angabe des Ortspfarrers, gefunden sein.

E. Schanze beim Langen Berg. Zwischen dem Torf-

1) Dr. Leverkus, Westfäl. Zeitschrift Bd. 6, 1832 und Annales Mettenses et Laurissenses.

Digitized by Google

moor des Weissen Venn und dem sumpfigen Boombach (2 m breit) zieht sich aus der Gegend des Radberg eine doppelte Dünenkette zur morastigen Niederung des Heubach, 1000 m lang, 250 m breit. Nach Osten hin sind die Wälle durch einen eingehenden Winkel von 4 bis 6 m hohen Dünen geschlossen, so dass ein Lagerraum von 25 ha entsteht.

Alte Wege, einst scheinbar gebessert, vielfach nur durch tiefe Geleise erkennbar, 10 bis 15 m breit, ziehen vom Radberg an der Thierschanze vorbei auf Sythen, eine Abzweigung auf Dülmen. Am westlichen Fuss des Radberges liegen neben dem Wege drei tumuli, 2 m hoch mit 6 m unterm Durchmesser, in denen Graburnen, man sagt römische mit kleinem Fuss, gefunden sind.

Das Wallviereck des Langen Berg ist in der Kehle nicht geschlossen. Die Flankenlinien hören am Rande des Bruches auf, und deuten die scharfmarkirten Endpunkte auf eine beabsichtigte Verbindung mit den Nebenwerken an der Sumpfgrenze, so dass die Werke selbst gleichsam die vorspringenden Bastione oder Kaponieren der Befestigung bilden sollten.

F. Schanze bei Gröning. 3 millien westlich vom Langen Berg, bis zum Heubach vorgeschoben, über welchen und über die Halappe ein Weg zum Grenzwall führt, der bei Litter Klus den Hellweg durchschneidet, liegt zwischen Torfmooren ein von hohen Sanddünen gebildetes bastionsartiges Werk, in dessen Mitte der Bauer Gröning wohnt. Der Torfstich ist allmählich bis in die Spitze des Werkes vorgedrungen, wo eine Lücke in den Dünen den Eingang jenes Weges geöffnet hat. Die Schanze bietet 40 ha Lagerraum, und scheint auch hier eine Kurtinen-Verbindung mit dem Langen Berg beabsichtigt gewesen zu sein.

G. Dünenwall bei Wehling. Eine Dünenkette mit kleinen Flanken begleitet hier unmittelbar südlich den Hellweg, da wo die östlichen Quellen der Aa zum Bewerbach entspringen.

2000 m südlich davon liegt auf einem Höhenzuge das Dorf Gross-Reken, das alte Rekanon, vielleicht einst ein Centralpunkt des limes, ähnlich wie Thier und Heiden. Die Kirchhofshöhe, unter welcher eine Anschüttung erkennbar ist, in deren Nähe aber keine Wallspuren zu finden sind, diente vielleicht einst als Signalposten nach dem Düvelsteen und dem Radberg.

H. Hellermann. In der Nähe dieses Gehöftes, dessen Felder auf alte Kulturen hindeuten, entspringen die westlichen Quellen der

Digitized by Google

Aa, des Wenningbachs, der den dort 6 m breiten Hellweg an einer 4 m breiten Holzbrücke durchschneidet. Der Weg ist von Gräben und Seitenwällen begleitet, und die Thalränder des sumpfigen Wiesenthals erheben sich im Wasserberg und Tannenbülten-Berg 20 bis 30 m über die Niederung. Die bisherigen Wälle bei Hellermann sind abgetragen, aber an Resten erkennbar, und Wallhecken begleiten den 6m breiten Sandweg, der nach Heiden führt. Westlich ziehen sich aber Wallreste am Hellweg entlang, auf dessen Südseite in 150 bis 200 m Entfernung, mit der Richtung auf Hornefeld.

I. Düvelsteen. Zwischen beiden Quellen der Aa, 2000 m südlich vom Hellweg, liegen zwei parallele Höhenzüge, die eine Thalmulde von 600 m Breite, 1200 m Länge umschliessen. Diese flachgeböschten natürlichen Höhen, 8 bis 12 m über der Thalmulde, tragen auf ihren Rücken deutlich 1 bis 2 m hohe Wallreste, theilweise mit Gebüsch bewachsen, theilweise zerstört. An ihrem Südende liegen die Gehöfte und Ackerfelder von Köhne und Nottelmann, einst ebenfalls von kreisförmigen Wällen umschlossen, die jetzt allmählich abgetragen werden, früher 2 m hoch, 5 bis 6 m breit waren.

Jene Thalmulde mit den beiden Gehöften macht den Eindruck eines alten Lagerplatzes, mit einer permanenten Wasserquelle im Innern versehen. In der Umschliessung liegt der sogenannte Düvelsteen, von Sagen und Märchen der Landesbewohner umwebt, die ihn von Fern und Nah besuchen. Die Steingruppe von 6 bis 10 m Durchmesser besteht aus 24 bis 30 Blöcken, von denen einige 2 bis 3 m lang und breit, theilweise in die Erde versenkt sind. Nachgrabungen unter den höhlenartig zusammengestellten Steinen ergaben vor einigen Jahren Aschenkrüge, deren morsche Wände an der Luft in Scherben zerbrachen. Sie waren ohne Drehscheibe aus freier Hand bearbeitet, und durch Fingereindrücke verziert; sie deuten auf eine altgermanische Grabstätte, zu welcher die hier schon selten vorkommenden erratischen Blöcke, schwarzer Syenit, an der Sonne glimmerartig glänzend, von weither zusammen geschleppt waren.

K. Heiden liegt auf einer sandigen Erhebung über den Wiesen und Haiden seiner Umgebung, und hat gleich Gross-Reken 2000 Einwohner. Der alte Kern des Dorfes stand mit der älteren Burg Heiden in Verbindung, welche südlich vom Dorf bei Bruchbach lag, nahe dem Haus Engelrading. Aus alter Zeit ist Historisches darüber nicht nachweisbar und auch der sogenannte Stumpe Torn ist dort verschollen. Freigrafen von Heiden werden urkundlich im 15. Jahrhundert genannt.

Digitized by Google

L. Schloss Gemen ist nach Angabe des Historikers Nünning[1]) die ehemalige „arx Chaemarum", der Chamaver im sächsischen Gau Hamalant, jener Chamaver, welche Tiberius im Jahre 4 n. Chr. unterwarf[2]), Zur Zeit des Kaiser Trajan tödteten die Chamaver mit den benachbarten Angrivariern 60000 Bructerer, verdrängten deren Reste über die Lippe[3]). Die curtis Gamin wurde nach einer Urkunde vom Jahre 1016 von der Gemahlin König Heinrich I., Mathilde, an das Kloster Nordhausen geschenkt. Die Königin wohnte auf der curtis Konyngenhof (Müggenburg) 1000 m oberhalb Gemen am linken Ufer der Aa. Weiter oberhalb liegt das uralte Velon, dessen Namen im 12. Jahrhundert die Reichsfreiherrn Landsberg-Velen annahmen, in deren Besitz jetzt Velen und Gemen ist, altkultivirte Güter mit schönen Ländereien. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die germanische allgemeine Flussbezeichnung Aa hier die Vilia des Vellejus ist[4]), an deren Quellen Tiberius im Jahre 4 n. Chr. sein Winterlager aufschlug, das er durch jene grossartigen Wälle befestigte (IV). Mit Unrecht korrigirte Lipsius die Vilia in Lupia = Lippe, so dass man das Winterlager eigenthümlicher Weise nach Aliso versetzte, was aus vielen Gründen ganz undenkbar ist. Hülsenbeck hat das Verdienst, in seiner bereits citirten Schrift über Aliso S. 171 die Vilia statt der Julia und Lupia wiederhergestellt zu haben, die er freilich in der Wile bei Stadtberge sucht, während der Lager-limes zwischen der Aa (Vilia) und der Lippe zwischen Borken und Haltern ganz deutlich zu Tage liegt.

Das heutige schöne und feste Schloss Gemen des ritterlichen und kunstsinnigen Grafen Landsberg-Velen ist im Anfang des 15. Jahrhunderts auf alten Fundamenten erbaut, und bildet ein starkes Viereck mit flankirenden Eckthürmen von Wassergräben umgeben. Leider weisen keine Alterthumsfunde auf die fernste Vergangenheit der Römerzeit zurück, und nur die Lage, 3 millien vom alten Ramsdorf, 6 millien vom alten Velon, unterhalb 3 millien von Pröbsting, 6 millien von Luerhas etc., deutet durch diese regelmässigen Posten bis nach dem alten Anholt, auf jene historisch wichtige Vertheidigungslinie der sumpfigen Vilia-Niederung hin.

1) Reichsfrh. Landsberg-Velen, Gesch. der Herrsch. Gemen in Westf. Zeitschr. Bd. 20.

2) Vellejus II 105, handschriftlich Camavi statt Canninefati.

3) Tac. Germ. 33. — Mommsen, röm. Gesch. V, S. 132. — Sprunner, Gaukarte (Boroctragau).

4) Vellejus II 105.

Digitized by Google

M. Rekenberg. Aber ein interessantes Denkmal aus ältester Zeit ist der römische Wachthügel des Reken oder Bekenberges zwischen Gemen und Borken[1]). Dieser pietätvoll von Besitzern und Behörden geschützte Hügel liegt neben dem alten Borken-Ramsdorfer Wege, 400 m östlich vom Borkener Eisenbahn-Stationsgebäude. Er hat bei 5 bis 6 m hohen Steilrändern eine Kuppe von 10 m oberem Durchmesser, auf welcher an einer Baumgruppe ein Christusbild steht, als Zeichen des Sieges über das Heidenthum. Die Kuppe setzt sich, 1 m niedriger, 20 m weit nach Westen fort, theilweise zerstört, und scheint hier 10 bis 12 m breit gewesen zu sein. Der aufgeschüttete Berg erinnert an ähnliche römische Wachthügel, auf denen hölzerne Wachttürme standen.

Auf der anderen Seite des 6 m breiten Borkener Weges liegt im Tannengebüsch ein 4 m hoher wallartiger Höhenzug, der Rest einer Befestigung, $2^1/_2$ millien vom Wachthügel Haus Döring, fast eben so weit vom östlichen Lünsberg, dessen hochliegende Kuppe von 12 m Durchmesser wohl ebenfalls einen Wachtturm trug mit dem weitesten Fernblick auf Borken, Gemen, Coesfeld, Dülmen.

Berücksichtigung verdient hier noch ein eigenthümlicher Wallrest aus ältester Zeit, der von der Müggenburg an der Aa in gerader Richtung westlich an Heiden vorbei, eine deutsche Meile weit zum Stumpen Turm führt. Der Grundbesitzer und gründlichste Kenner jener Gegend, Graf Landsberg zeigte mir diesen Wall, nur noch theilweise erhalten, auf der braunen Haide eine schwach markirte aber deutliche Erhöhung, an der Kreuzung des Borken-Dülmener und Gemen-Heidener Weges unregelmässig durchbrochen, hier durch Wallreste erkennbar. Aber im Walde liegen dann deutliche Profile des 1 m hohen, oben 3, unten 8 m breiten Walles mit Seitengräben, und auf der schmalen Krone zeigt sich stellenweise eine 2 m breite, 0,30 tiefe Rinne, aus der in neuerer Zeit Steine entnommen sind. Es scheint zweifelhaft, ob der Wall ein ehemaliger Weg, oder eine alte Besitzgrenze war, vielleicht aber ist er der Abschluss des Borkener limes von den östlich gelegenen Befestigungen.

In der historischen Einleitung I nahmen wir die pontes longi zwischen Borken und Dülmen an, in der oft gegebenen Marschrichtung von der mittleren Ems auf Vetera. Schwerlich wollte oder konnte Arminius das römische Heer Caecina's im Jahre 15 n. Chr. im Bourtanger Moor

1) Schneider Beiträge 5. Folge S. 20.

Digitized by Google

bei Coevorden aufhalten oder von Vetera abschneiden[1]). Es fragt sich nur, wo Caecina nach Ueberschreitung des 2 deutsche Meilen langen damals schmalen Sumpfdammes, nach zweitägigen Kämpfen und Mühen, nach Herstellung von 6 bis 8 verfallenen Brücken, sein festes Lager aufschlug, welches dann von den Germanen vergeblich und mit grossen Verlusten angegriffen wurde. Die Höhen des Tannenbülten und Lünsberges waren zur Vertheidigung Seitens der Römer wohl geeignet und zahlreiche tumuli jener Gegend weisen auf kriegerische Ereignisse hin. Aber es fehlt hier das nothwendige Wasser, so dass wir erst bei Borken, eine deutsche Meile westlich von den letzten Sümpfen, eine zur Vertheidigung geeignete Lagerstätte finden.

Die jetzigen Befestigungsreste von Borken gehören nur dem Mittelalter an, können aber bei ihrer günstigen Lage wohl die Stelle eines festen Marschlagers für 20000 Mann geboten haben.

Wahrscheinlicher ist es aber, dass Caecina's Lager südlich von Borken im sogenannten Trier, am limes des Tiberius lag, wo Germanicus im Jahr vorher, bei seinem beschleunigten Vormarsch von Vetera her, ebenfalls sein Lager aufgeschlagen hatte.

Wir sind hier auf klassischem Boden, durch Tacitus höchst anziehende Beschreibungen illustrirt, die zu einer näheren Betrachtung der Umgebungen von Borken führen.

N. Borken. Die Urkunden dieser Landstadt von 3000 Einwohner reichen nicht über das 12. Jahrhundert hinaus. Damals war eine Johanniter-Commende in der wohlhabenden Stadt, die im 14. Jahrhundert befestigt wurde. Sie hat vielleicht ihren Namen von den Burcturi oder Bructeri, welche den Römern im Kampfe oft gegenüberstanden. (Urkundlich i. J. 1200 villa Burken.)

Die Stadt Borken liegt in einem ebenen, etwas sandigen Ackerlande von uralter Kultur, an der Borkener Aa, die südlich vor dem Ort den 3 bis 4 m breiten wasserreichen Döring- und Oel-Bach aufnimmt, welche in ihren Wiesenthälern einige Mühlen treiben.

Ein 40 m breiter, nur 3 m tiefer Graben, von einer 4 m breiten Wasserkünette durchzogen, die leicht anzustauen ist, umgiebt die Stadt. Von den mittelalterlichen Mauern und viereckigen Türmen, von Backsteinen erbaut, bestehen noch einige Reste. Die in den Ecken stark abgerundete vierseitige Befestigung mit ihren 4 Thoren hat 400 und 500 m Seitenlänge, 20 ha Lagerraum, etwa gleich einem

1) Tac. ann. I, 63 „augustus is trames vastas inter paludes" etc.

Digitized by Google

römischen Winterlager für eine Legion von 5000 Mann oder gleich einem römischen Marschlager für 20000 Mann. Es ist wohl möglich, dass dort in der Römerzeit eine römische Befestigung in solcher Ausdehnung und Lage bestand, vielleicht als Centralpunkt der umliegenden Römerwälle. Von römischen Alterthümern, die dort gefunden wurden, sind nur einige Urnen und Mühlsteine bekannt geworden.

a. Im Trier. Verfolgt man vom Südthor Borkens die 7 m breite mit Obstbäumen besetzte Chaussee auf Raesfeld, so sieht man links neben sich die alte 6 m breite, jetzt verlassene Strasse, stellenweise noch mit 3 m breiten, 1 m hohen Seitenwällen. Beim Meterstein 1,1 in der Nähe von Maibom überschreitet diese alte Strasse die Chaussee, und dort geht links ein 4 m breiter Weg über den Döringbach. 100 m von der Brücke stösst man auf ein redoutenartiges Werk von 100 und 150 m Seitenlänge, das sich 4 m über die Wiesenniederung erhebt. An die Kehle dieser Befestigung schliesst sich ein 5 m hoher Damm, mit einer unteren Profilbreite von 20, später von 30 bis 40 m, der deutlich an unsern Niemenwall bei Haltern erinnert. Er zieht sich an der Buss-Mühle vorbei zum Oelbach in einer Gesammtlänge von 1000 m. Der Wall grenzt südlich an eine Wiesenniederung, aus welcher wahrscheinlich einst die Erde zu seiner Anschüttung entnommen wurde, ist mehrfach von Wegen durchschnitten, mit Nadelholz besetzt, und wird leider seit mehreren Jahren stellenweise abgetragen. Etwa in der Mitte der Walllinie liegt ein abgerundeter, 15 m übergreifender Vorsprung, 40 m breit. 100 m weiter östlich davon ist eine nach dem Wiesenrande 30 m vorspringende Redoute, 100 m lang, dicht mit Gebüsch und Bäumen besetzt.

Die Katasterkarte und die dortigen Bewohner nennen den mächtigen Wall mit seiner Umgebung „im Trier", doch fragt man in Borken vergeblich nach der Bedeutung des Namens, dem wahrscheinlich der korrumpirte „Tiberius" zu Grunde liegt.

Südlich von diesem Wall, nicht genau parallel, 300 bis 400 m entfernt, geht ein zweiter Wall zum Oelbach, 20 m breit, 4 bis 5 m hoch, stellenweise aus zwei Doppelwällen bestehend, dem Hause Wanzing gegenüber eingeebnet. Die Fortsetzung des Walles reicht bis zum Oelbach, hat dort einen Wachthügel vor sich, 3 m hoch, 12 m breit, mit Wassergräben umgeben. Diese Linie ist 1500 m lang, setzte sich einst über den Oelbach bis zum Borkenschen Fischteich fort, wo jetzt noch Wallreste liegen, und ein 6 m br. alter Weg, mit 4 m breiten, $1^1/_2$ m hohen bewaldeten Seitenwällen über Buss Albert nach Gemen

Digitized by Google

führt. Nach Westen hin ist der Wall am Döringbach unterbrochen, doch ging die erkennbare Fortsetzung jenseits dieses Baches zur Chaussee in der Richtung auf deren Meterstein 2,1, wo der Damm deutlich erhalten ist.

Eine dritte Wallstrecke liegt 150 m südlich von der zweiten, und 500 m weiter ein vierter Wall zwischen Haus Döring und Fletermann. Er ist vor Jahren abgetragen, aber in seinen ehemaligen Rändern bei bedeutenden Profilstärken erkennbar, 2000 m lang. Westlich setzt sich die Linie über den Döringbach zur Strasse fort, östlich vom Oelbach über Fletermann zum Unterförster Nonnenbusch, wo Wallreste liegen, in der Richtung auf Heiden.

So haben wir zwischen Oelbach und Döringbach vier Parallelwälle, 1000 bis 2000 m lang, in einer Gesammtbreite von 1000 m. Der südliche Einschluss in der Gegend des Galgenberg heisst im Volksmunde allgemein das „Rüterlager". Zwischen diesen Wällen und Bächen konnte ein grosses Heer zweckmässig lagern, wie Tacitus in den Annalen I 50 vom Zuge des Germanicus im Jahre 14 n. Chr. erzählt, als er den von Tiberius begonnenen limes überschritt, sein Lager in demselben aufschlug, in Front und Rücken durch den Wall, in den Flanken durch Verhaue gedeckt.

b. Haus Döring. In der sumpfigen Wiesen-Niederung des Döringbachs liegt als südwestlicher Eckpunkt der Befestigungen Haus Döring an der Stelle eines ehemals römischen Wachthügels[1]), der sich 4 m über die Wiesen erhebt, kreisrund mit 20 m Durchmesser, von zwei 7 und 5 m breiten Gräben umgeben, die jetzt eine Mühle in der Nähe des Hauses treiben. Nördlich von derselben überschritt der alte Wall den Bach. In der Richtung dieses jetzt abgetragenen Walles führt ein 3 m breiter Dammweg, von Gräben und Gebüsch eingefasst, zur Borken-Raesfelder Chaussee und zu der alten Strasse.

Beim Meterstein 2,1 durchschneidet der Hauptwall schräg die Chaussee, 15 bis 20 m an der Sohle breit, 2 bis 3 m hoch. Zu beiden Seiten der alten Strasse, wo der Wall einen vorspringenden Winkel bildet, liegen kreisförmige Erhöhungen von 10 m Durchmesser, davor ein grösserer kreisförmig geführter Graben von 8 m Breite, 2 m Tiefe, aus dem die Erde zur Anschüttung des Walles genommen wurde. Leider wurden diese Wälle im Jahre 1883 beim Roden des Landes zerstört, und fanden die Arbeiter neben dem Wall weisse römische Graburnen.

1) Schneider, Beiträge 5. Folge S. 28.

Digitized by Google

c. Haselhof. Es schliesst sich westlich hieran die grosse kreisförmige Umwallung des Haselhof, ein 2 m hoher, 16 m breiter Wall von 300 m Durchmesser, theilweise schon zerstört, davor ein 20 m breiter, 2 m tiefer Graben, beim Hause Bungers besonders gut erhalten. Die Fortsetzung der geraden Wall-Linien führt dann an Fahlbruch vorbei auf Kl. Hidding zur Borken-Brüner Strasse, hier erst vor wenigen Jahren zerstört, neu kultivirt und bepflanzt. Parallel diesem Wall geht östlich ein alter Weg mit Seitenwällen und Hecken nach Fahlbruch. Von Kl. Hidding sind Spuren des alten Walles nordwärts zur Bocholt-Borkener Chaussee bei Bischop erkennbar, so wie zur Aa auf Lepping und Ahmann.

So ziehen sich um Borken als Mittelpunkt, Reste einer vierseitigen Befestigung, von ca. 2 millien Seitenlänge von Gemen und Müggenburg über U. F. Nonnenbusch, Haus Döring auf Ahmann, von der Borkener Aa in der Mitte zur Velener Aa hin durchflossen. Von diesen Borkener Wällen sind eben so wie von den Haltern'schen Befestigungen Aufnahmen in grösserem Maassstabe gemacht, deren Veröffentlichung indessen zu weit führen würde, so dass die Uebersichtskarte hier genügen wird.

d. Die Borken-Raesfeld-Schermbecker Strasse überschreitet Haus Döring gegenüber beim Meterstein 2,6 die Borkener Chaussee, hat hier Doppelwälle, auf beiden Seiten von kaum durchdringbarem Gebüsch besetzt, 24 bis 30 m im Ganzen breit. Vollständig erhalten zeigt sich die alte Strasse beim Meterstein 3,6 am sogenannten Siepenwall, zwei Parallelwege nebeneinander, jeder 6 m breit, durch einen 2 m breiten Wall getrennt, auf jeder Seite des Doppelweges Seitenwälle von 2 m Höhe, 3 m Breite mit 2 m breiten Gräben, im Ganzen 30 m Profilbreite. Eigenthümlich ist dort eine halbkreisförmige Ausbiegung von 100 m Durchmesser. Reste der weiterhin durch die Kultur zerstörten Strasse liegen beim Meterstein 5,3 bei Horstmann, später bei Siebing.

Von Raesfeld, dem alten Rabodinghof, geht die Chaussee über Erle nach Dorsten, während die alte Strasse ihre Richtung auf Kleinchen behält. Sie begleitet den Schermbecker Bach auf dessen rechtem Ufer, erreicht als 9 m breiter Weg bei Kleinchen den bereits S. 8 erwähnten Yssel-limes, der unmittelbar westlich neben dem Wege aufhört. Die hier wohlerhaltene Befestigung hat 5 Parallelwälle von 5 bis 10 m Breite, 1 bis 2 m Höhe, dazwischen $1^1/_2$ m breite Gräben. Die Kronen der drei stärkeren Wälle sind 4 m breit, das ganze Profil 40 m,

Digitized by Google

abgesehen von zwei kleineren Wällen mit Gräben, die auf 20 m Abstand den limes gleich Abzugsgräben begleiten.

Unsere Strasse erreicht bei Panhütte eine Höhe westlich von Schermbeck, zeigt hier wieder Seitenwälle neben dem 6 m breiten Wege, schneidet die Wesel-Schermbecker Chaussee beim Meterstein 17,0, geht bei Pisort über die Lippe auf Gartrop und über die Berge nach Hiesfeld.

Zwischen Schermbeck und Steeger Burgwart, wo wir S. 8 das erste römische Marschlager der Lippestrasse von Vetera her annahmen, liegen die bereits erwähnten Befestigungen an der Lippe in einem Umkreise von 3 millien. Hier schloss sich der limes des Tiberius an die befestigte Römerstrasse Vetera-Aliso, vom Lippe-Fluss gedeckt, welcher allerdings einiger gesicherten Anstauungen bedurfte, um für die Germanen ein vorläufiges Hinderniss zu werden. (III B. u. S. 4.)

Die Befestigung jenes strategisch und taktisch so richtig gewählten Terrainabschnitts bleibt für alle Zeiten ein Denkmal militärischer Einsicht und Energie, charakteristisch für die klug berechnende defensive Natur des damaligen Tiberius, im Vergleich mit seinem kühn angreifenden Bruder Drusus.

Schon die Idee eines solchen, 9 deutsche □ Meilen umfassenden festen Lagers für das disponible niederrheinische Heer von 30 bis 40000 Mann erscheint grossartig, wenn man bedenkt, dass beispielsweise die Befestigung und Vertheidigung von Paris im Jahre 1870/71, bei freilich ganz anderen Verhältnissen in Mitteln und Kräften, doch nur 4 □ Meilen umfasste.

Die in neuerer Zeit aufgefundene römische Befestigung in den Siegener Wäldern[1]) umgiebt die Stadt Siegen auf 1 bis 2 deutsche Meilen Entfernung, und umfasst ein Terrain von etwa 8 □ Meilen. Die mit grosser Umsicht und in richtiger Würdigung der Bodenverhältnisse angelegten Werke zeigen hier allerdings nur Feldprofile von Wällen mit 5 m Sohlbreite, 2 bis 3 m Kronbreite, 1 bis 2 m Höhe, während Grabenspuren, seit Jahrtausenden ausgefüllt, nur noch selten zu erkennen sind. Diese Art von limes stammt wahrscheinlich aus den Chatten-Kriegen der Römer, vielleicht aus den Feldzügen des Legaten C. Silius

1) Siegener Vereinsblätter für Alterthumskunde 1881/83 mit Karte.

Digitized by Google

mit dem oberrheinischen Heer von 33000 Mann im Jahre 14/16 n. Chr.[1]), oder aus den späteren Feldzügen unter Kaiser Domitian.

Von Interesse sind ausserdem in dieser Beziehung die Befestigungen Caesar's im Jahre 58 v. Chr. an der Rhone, 4 deutsche Meilen lang, von 10000 Mann in wenigen Tagen erbaut, mit Posten besetzt und durch Redouten verstärkt[2]).

Was aber das Befestigungssystem und die eigenthümlichen Formen unseres Tiberius-limes betrifft, so erinnern dieselben an die Werke Vienna's, von Caesar erbaut[3]), einzelne 500 bis 700 m nach Massgabe des Felsplateaus weit vorspringende Läger seiner 5 Legionen, mit je 10 bis 30 ha Lagerraum, von starken Mauern umgeben, die nur noch in den Fundamenten erkennbar sind, 7 m stark, bei 10 bis 15 m Höhe, mit vorspringenden runden Türmen von 40 bis 100 m Abstand, je nach der Wichtigkeit der einzelnen Linien.

Tiberius begünstigte jene Mutterstadt Lyon's bei wiederholter Anwesenheit und lernte hier die Befestigungskunst seines grossen Ahnherren kennen, um manche Ideen desselben bei seinem germanischen limes zu benutzen.

Die ausgedehnten Erdwerke des limes sind in Front und Flanke, aber auch im Rücken gut gedeckt. Letzterer lehnt sich an den Rhein, in zweiter Linie an den limes, welcher die Yssel von Fundert bis Anholt auf deren linkem Ufer begleitet.

Der Yssel-limes ist mit seiner Fortsetzung zum Eltenberg ein Werk des Drusus, aus der Zeit seiner Kriege mit den dortigen Usipetern[4]). Bei Anholt, dessen Schlossturm römische Mauerreste in seinen Fundamenten zeigen soll, schliesst sich an die Yssel die sumpfige Niederung der Aa über Bocholt, mit Befestigungsresten bei Hohenhorst und Luerhase in der Richtung auf Gemen[4]). Von Ysselburg nimmt der Yssel-limes seine Richtung an der Meghelener Schanze vorbei auf Praest, ist hier durch Hochfluthen am prähistorischen Rheinbett zerstört, bei Hohen Sorge nördlich von Emmerich in seinen Dünenzügen auf Eltenberg deutlich erkennbar.

Der Eltenberg[5]) trug einst das befestigte Hauptquartier, aber auch

1) Tac. ann. I 31 u. II 7. 25.

2) Caesar bell. gall. I, 8, von Kaiser Napoleon III. erläutert.

3) Congrès archéologique de France à Vienne 1862.

4) Vetera castra S. 23 und Schneider, Kreis Rees unter den Römern, Neue Beiträge, 2. Folge, Düsseldorf 1868.

5) Vetera castra S. 24 f.

Digitized by Google

das Sterbelager des Drusus, dessen Name der von ihm angelegte Brunnen und die weithin bekannten Sagen vom dort verstorbenen König Drusios bewahren. Der grün bewaldete Eltenberg ist das Rheineck Niedergermaniens am divortium Rheni, dem Clever Schwanenturm (Arenatium) gegenüber, in dessen Fundamenten Baumeister Schinkel römisches Mauerwerk nachgewiesen hat[1]).

Dort am Niederrhein und an der Lippe liegen hiernach die ältesten und wichtigsten limites, von den genialen Kaisersöhnen Drusus und Tiberius angelegt, welche die historische Aufgabe ihres Ahnherrn Caesar fortsetzten, Germanien für die Weltgeschichte zu erschliessen. Jenen gewaltigen Mitteln und Werken der Römer gegenüber gedenkt Deutschland in dankbarer Verehrung seines Arminius, dem selbst der Feind ein Denkmal setzte durch die Worte[2]):

„liberator haud dubie Germaniae".

Im Sinne deutscher Heimathskunde durchwanderten wir die für die älteste Kriegsgeschichte wichtigen damaligen Wege, Wälle und Schlachtfelder in der Mündungsgegend der Lippe, um auf diesem so viel umstrittenen, jetzt oft wenig beachteten Gebiet des Ausgangspunktes der römischen Kriegszüge, die Reste des „limes a Tiberio coeptus" aufzusuchen und festzustellen.

von Veith.

---

1) Düntzer, Göthe's Briefwechsel mit Schultz S. 347.
2) Tac. ann. II 88.

2. Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere?

Es ist die gewöhnliche Meinung der Alterthumsforscher, dass die Römer den Gebrauch der Hufeisen nicht gekannt hätten, weil sichere Funde derselben nicht nachzuweisen seien und einige darauf bezogene Stellen der alten Schriftsteller eine andere Deutung zuliessen. Auch wird hervorgehoben, dass an Denkmälern der bildenden Kunst, wo Pferde dargestellt sind, denselben die Hufeisen fehlen. Dass jene Ansicht irrig ist und zahlreiche Funde römischer Hufeisen vorliegen, dies nachzuweisen, ist der Zweck der nachstehenden Abhandlung.

Die Stelle bei Catull 17, 26: „Ferream ut soleam tenaci in voragine mula" wird auf mit Eisen beschlagene Schuhe der Maulthiere bezogen, aber solea, wahrscheinlich von solum, hiess auch der Schuh, der blos aus einer Sohle bestand, die man mit Bändern befestigte. Der Sinn der Worte deutet mehr auf einen Schuh, der im klebrigen Boden abgestreift wird, als auf ein angenageltes Eisen. Die muliebres soleae wurden auch mit dem griechischen Worte sandalia bezeichnet. Bei Plinius, nat. hist. 33, 11, 140 findet sich der Ausdruck „mulis soleas induere", bei Sueton, Vespas. 23 „mulas calceare". Damit scheint allerdings mehr ein Anziehen von Schuhen, als ein Befestigen von Eisen unter dem Huf gemeint zu sein. In der That hat man Eisenschuhe gefunden, so im Lager zu Dahlheim bei Luxemburg wie in der Saalburg, und das Mainzer Museum wie das in Trier bewahren solche, die den ganzen Huf bedekten und, wie man glaubt, für hufkranke Pferde bestimmt waren. Lindenschmit[1]) hat solche Hufschuhe beschrieben, die am Dimeser Ort, unterhalb Mainz, in einem römischen Pfahlbau gefunden sind. Derselbe bemerkt mit Recht, der Umstand, dass hier 3 Exemplare mit vielen Schmiedewerkzeugen zu Tage gekommen seien, beweise ihren häufigen Gebrauch. Er hält sie für Geräthe zum Schutz und zur Heilung von beschädigten Pferdehufen, die man in unstatthafter Weise bisher oft für wirkliche Hufbeschläge gehalten habe. Auch werden Soleae sparteae[2]) erwähnt, eine Art Schuhe für hufkranke Rinder und Saumthiere, die aus Reisern der Genista geflochten waren. Vegetius[3])

1) Denkmäler unserer heidn. Vorzeit I 1858. 12. Taf. V.
2) Colum. VI 12, 13, Veget. Vet. I 26, 3, II 45, 3.
3) I 56, 27.

Digitized by Google

sagt in seiner Vieharzneikunde, dass man den Huf der Zugthiere rein halten müsse und giebt Vorschriften, um den Huf zu behandeln, wenn er anwächst. Er lebte in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts. Von den zahlreichen Uebeln, die der Hufbeschlag veranlasst, spricht er nicht. Winckelmann[1]) bemerkt, bei Erwähnung einer Paste, auf der ein Mann ein Pferd über dem Hufe zu verbinden scheint, dass die Maulthiere der Alten beschlagen waren, dass man aber auf keinem alten Denkmale beschlagene Pferde finde. Der beschlagene Huf eines Pferdes auf einem Marmor im Palaste Mattei, den Fabretti die älteste Spur des Pferdebeschlags nannte, ist nach ihm ein neuer Zusatz. Doch giebt Winckelmann zu, dass die Völker Asiens ihre Pferde mit Hufeisen beschlugen, wie Appian in der Geschichte des Mithridatischen Krieges berichte. Hier steht indessen, XII 75, nur, dass Mithridates seine Pferde, die aus Futtermangel kraftlos waren und hinkten, weil sie sich die Hufe abgelaufen hatten, auf Umwegen weggeschickt habe. Ob sie sich die Hufeisen oder die Hufe abgelaufen haben, bleibt ungewiss. Scaliger ist in Bezug auf das Wort solea bei Catull und hypodaemon bei Appian der Meinung, dass man sie beschlagen habe. Gewiss ist, dass alle Reitervölker den Werth der Hufeisen zum Schutze der Hufe kennen. Nach E. Daumas[2]) beschlagen die Araber ihre Pferde entweder nur vorn oder an allen vier Hufen. Doch werden im heutigen Ungarn die Pferde, die auf sandigem und ebenem Boden laufen, gar nicht beschlagen oder nur an den Vorderfüssen. Nach Aristoteles[3]) legte man den weichen Hufen der Kamele lederne Schuhe an für den Gebrauch im Kriege. Alexander der Grosse[4]) sah beim Zuge gegen die Gandariden sein Heer erschöpft und die Pferde hatten durch langwierige Märsche die Hufe stark abgerieben. Xenophon räth in seinem Buche über die Reiterei, Cap. 4, die Pferde, um ihre Hufe hart zu machen, jeden Tag eine Zeitlang auf einen Platz zu bringen, der mit Steinen gepflastert ist.

J. M. Gesner[5]) stellt sehr vollständig die alten Schriftstellen und die Ansichten der Gelehrten über die Hufeisen der Römer zusammen und kommt zu dem Schlusse, dass unser Hufbeschlag ihnen nicht

---

1) Sämmtliche Werke 1825, IX S. 434.

2) Les chevaux du Sahara, Paris 1856, p. 160.

3) De natura animalium II c. 2. § 1, Plinius hist. nat. XI 45, 105.

4) Diod. Sic. Hist. XVII 94 ed W.

5) Script. rei rust. vet. lat. 1735, Lexicon, p. 132 (Soleae).

Digitized by Google

bekannt war. Die Stelle, wo Homer[1]) von erzhufigen Rossen (*χαλκόποδ' ἵππω*) spricht, wird mit Rücksicht auf eine andere[2]) wo er die Hufe tönend nennt, gern so erklärt, dass er mit jenen Worten die wie Erz tönenden Hufe habe bezeichnen wollen; aber warum soll man nicht schon zu Homers Zeit, wenn auch keine angenagelten Hufeisen, doch angebundene erzene Hufschuhe gehabt haben? Es giebt noch eine Stelle bei Plinius[3]), die für unsere Frage in Betracht kommt und meines Wissens für dieselbe nicht berücksichtigt worden ist. Sie lautet: Vestigium equi excussum ungula, ut solet pleruinque, si quis collectum reponat, singultus remedium esse recordantibus, quonam loco id reposuerint. Herr Professor Jos. Klein hierselbst sagt, dass vestigium wegen des folgenden ungula nur von dem Hufeisen verstanden werden könne und übersetzt die Stelle, wie folgt: „Das Hufeisen des Pferdes ohne den Huf, wenn Jemand es findet und aufhebt, ist für diejenigen, welche sich entsinnen, an welcher Stelle sie es aufgehoben haben, ein Mittel gegen das Schlucksen." Wiewohl andere Beweise für den Gebrauch angenagelter Hufeisen zu Plinius Zeit fehlen, wird man die Stelle doch eher auf ein Hufeisen als auf einen Hufschuh beziehen dürfen. Diese sind mit römischen Sachen auch in Frankreich und England, hier zumal in altgallischen Orten, gefunden worden, sie sollen sogar für kranke Pferde noch in Holland in Gebrauch sein[4]). Auf dem römischen Steinmonument von Vaison im Museum zu Avignon ist aber ein vierräderiger Wagen mit zwei Maulthieren dargestellt, an denen man nicht nur unter den Hufen die Eisen sieht, sondern an den Seiten der Hufe sogar die umgenieteten Nägel. Das wohlerhaltene Relief ist von R. Smith und von Quicherat[5]) abgebildet, es gleicht denen von Neumagen und dürfte einem Grabdenkmal des 3. oder 4. Jahrh. unserer Zeit angehören.

A. Rich[6]) sagt: „alle Zeugnisse des Alterthums beweisen einstimmig auf das Unwiderleglichste, dass weder Griechen noch Römer die Sitte kannten, den Pferden ein Hufeisen unter die Sohle des Hufes zu nageln, wie wir es jetzt thun. Wohl kannten sie den Schuh, der den ganzen Fuss des Thieres umschloss; war er mit einer eisernen

1) Ilias XIII v. 23.
2) Ilias XVII, v. 183.
3) Nat. hist. 28, 20, 263.
4) Ch. Roach Smith, Collectanea antiqua, Vol. III p. 128.
5) Ch. Roach Smith a. a. O. Vol. VI p. 21. und Révue des soc. savantes 5. Sér. VI. p. 260, T. 35.
6) Wörterbuch der römischen Alterthümer, Deutsch von C. Müller, Paris und Leipzig, 1862, S. 574.

Digitized by Google

Platte versehen, so hiess er solea ferrea.“ Sueton[1]) erwähnt soleae argenteae, womit der Kaiser Nero seine Maulthiere beschlagen liess, Plinius[2]) soleae ex auro für die der Kaiserin Poppaea. Auf der General-Versammlung der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Wiesbaden im Jahre 1876 wurde auch die Frage gestellt, ob die Römer schon die Hufe der Pferde mit Eisen beschlagen hätten. Eine endgültige Entscheidung wurde nicht erreicht, aber zugestanden, dass die Wahrscheinlichkeit dagegen spreche. Einige Jahre darauf berichtete die Gartenlaube, 1879, Nr. 35, dass in dem Museum zu Neapel Hufeisen, welche zu Pompeji gefunden worden seien, aufbewahrt würden. Herr Arthur Ilgen, ein Deutscher, der in Neapel wohnt, antwortete auf eine an ihn gerichtete Anfrage, dass er das Museum wiederholt nach Hufeisen durchsucht habe, ohne eines zu finden und auch die Direction desselben um Auskunft ersucht habe. Fiorino benachrichtigte Herrn Ilgen, dass man im Museo nationale keine Hufeisen von Pferden aufbewahre, weder pompejanische noch von einem anderen Fundorte und dass, so viel man wisse, die Pferde der Alten nicht beschlagen gewesen seien[3]). Rhousopoulos schreibt mir, dass auch in Griechenland ein solcher Fund nicht bekannt sei.

Dass die Hufeisen an Werken der bildenden Kunst, wie an der Statue Marc Aurels und den Pferden auf den Säulen Trajans und des Antoninus Pius fehlen, widerlegt noch nicht ihren Gebrauch, zumal nicht in der klassischen Zeit, indem der nach dem Idealen strebende Künstler bei Darstellung des Pferdes das zufällige Beiwerk wegliess. Bei dem zweifelhaften Werth der alten Schriftstellen kann man aber zugeben, dass sie in der ersten Kaiserzeit, wenn auch bekannt, doch gewiss nicht im allgemeinen Gebrauche waren, ja es liesse sich annehmen, dass die Hufeisen von Gallien aus zuerst in den nördlichen Provinzen des römischen Reiches bekannt wurden, wie ja auch die Gallier vor den Römern eiserne Schwerter hatten.

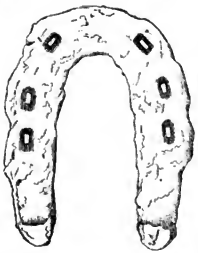
Manche glauben, dass die Hufeisen erst in fränkischer Zeit in Gebrauch gekommen seien; ein Stück Eisen in Childerichs Grab zu Turnay wird mit Recht für ein halbes Hufeisen gehalten. Lindenschmit bildet es nach Montfaucon[4]) in seinem Handbuch Fig. 240 ab. Wie Baron Sloet angiebt, findet sich die erste deutliche Erwähnung

1) Sueton, Nero, 30.
2) Nat. hist. XXXIII 11, 49.
3) Fr. Otto, Annal. d. Ver. f. Nass. Alterthumsk. XVII, S. 12.
4) Monum. de la monarchie franc. I, 10. pl. VI, 4.

Digitized by Google

des Hufeisens in einem Werke des byzantinischen Kaisers Leo VI. Philosophus, († 911), der in seiner Taktik unter den Ausrüstungsgegenständen eines Reiters mondförmige eiserne Sandalen mit den Nägeln anführt. Es war nur eine Folge der vorgefassten Meinung und der von namhaften Vertretern der Alterthumsforschung verbreiteten Ansicht, die Römer hätten keine Hufeisen gehabt, dass man eine vorurtheilsfreie Prüfung angeblicher Funde unterliess und deutliche Abbildungen der Hufeisen auf römischen Bildwerken, Ziegeln und Münzen übersah. Beglaubigte Funde sind hier entscheidend, trotz dem Schweigen der alten Schriftsteller über den Hufbeschlag. Oft wurden solche ohne Weiteres beseitigt.

Im Heft LXXIX, S. 282 beschrieb ich das unter auffallenden Umständen bei Ochtendung 1884 gefundene, hier in $^1/_2$ Grösse abgebildete



Hufeisen, welches auch nach dem Urtheile des erfahrenen Hufschmieds Herrn Brühl in Bonn, der in Frankreich zahlreiche Maulthiere beschlagen, das eines Maulthiers war. Es ist vom Hinterfuss, weil es länglich ist, während der Huf des Vorderfusses wie beim Pferde rundlicher ist. Auch hat es Stollen, die meist an den vorderen Hufeisen fehlen. Es ist vom linken Fuss, weil man an der äusseren Seite den Stollen stärker zu machen pflegt, da hier die Pferde stärker aufsetzen. Es ist 10,8 cm lang und 8,4 breit. Da mir der Fund von kleinen Hufeisen in unserer Gegend in der Nähe römischer Alterthümer schon in mehreren Fällen bekannt war und die Römer nachweislich in der ganzen Nachbarschaft schon den Bergbau betrieben, wie Funde in Niedermendig, Pleydt, Kretz, Kruft, im Brohlthal beweisen, durfte das Hufeisen um so mehr der Römerzeit zugeschrieben werden, als es bekannt ist, dass die Römer das Maulthier vorzugsweise als Lastthier benutzten. Eine

Digitized by Google

Erklärung für den Umstand, dass das Eisen im Innern des Berges gelegen hat, kann nur darin gefunden werden, dass entweder beim Ausbruch der Lava dasselbe in den Krotzenstein eingeschlossen worden ist, oder dass durch Einstürze alten Bergbaues in dem brückligen Gestein das Hufeisen verschüttet wurde. In der Nähe von Ochtendung hat Professor Klein die Fundamente einer römischen Villa aufgedeckt, in denen Stücke Krotzenstein eingemauert waren; ein dort gefundenes römisches Steinbild mit einer nackten menschlichen Figur, die eine Votivtafel hält, ist in der Scheune eines Hauses von Ochtendung eingemauert. Das Maulthier kommt als Lastthier schon in der Ilias[1]) vor, Nausikaa fährt in einem Wagen von Maulthieren gezogen. Aus Griechenland kam es nach Italien. Zu Varro's Zeit wurden die Fuhrwerke auf den Landstrassen von Maulthieren gezogen[2]); die Kaufleute liessen Oel und Wein auf Eseln aus dem Gebirge nach der Küste bringen[3]). Auf einem der Bildwerke von Neumagen an der Mosel ist ein Wagen mit Maulthieren bespannt dargestellt. Das Maulthier eignet sich wie der Esel im Gebirge besser als das Pferd wegen des sichern Ganges und der grösseren Genügsamkeit im Futter. Auch beim Römercastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe wurden schon vor längerer Zeit Hufeisen gefunden. Herr von Cohausen[4]) sagt darüber: „Es ist hier noch der Hufeisen Erwähnung zu thun als eines Gegenstandes, den die Römer nicht kannten, nie haben sie ihre Pferde mit aufgenagelten Hufeisen versehen. Die Hufeisen, die man fand, sind neueren Ursprungs, eines sogar in einem Grabe ist in später Zeit in das kaum 15 cm tiefe Grab hineingetreten und so verloren worden. Doch zeugen einige Sporen mit kurzem Stachel von diesem auch durch die Schriftsteller erwähnten Reiterrequisit." Die Funde von Hufeisen auf der Saalburg haben sich indessen so gehäuft, dass Herr von Cohausen wohl selbst heute seine Ansicht nicht mehr festhalten wird. Herr Baumeister Jacobi schrieb mir unter dem 13. Dezember 1886: „In diesem Sommer wurden auf einer kleinen Fläche von c. 900 qm bei den Ausgrabungen im Castell nicht weniger als 19 Hufeisen zu Tage gefördert; wenn sie auch nicht alle mehr ganz erhalten sind, so legt ihre Zahl doch Zeugniss von dem starken Gebrauche derselben ab,

1) Ilias XVII 742 und XXIII 114.

2) Varro, de re rustica II, 8, 5.

3) Varro II. 6. 5.

4) von Cohausen und Jacobi, Das Römerkastell Saalburg, Homburg 1878, S. 28.

Digitized by Google

auch sind die meisten recht abgenutzt. Besonders findet sich die Abnutzung vorn, was beweist, dass sie beim Bergsteigen der Pferde gebraucht wurden. Wenn heute ein Pferd beim Fahren in's Gebirge ein Hufeisen verliert, so spannt der Kutscher dasselbe aus und lässt es neben dem Wagen laufen, damit die Hufe keinen Schaden leiden. Die Gesammtzahl der Hufeisen, die auf der Saalburg gefunden wurden, ist nahe an Hundert. Wenn diese Eisen nicht römisch sein sollten, aus welcher Zeit sollen sie denn dahin gekommen sein? Thatsächlich ist meines Wissens noch Nichts in der Saalburg gefunden worden, was nicht römisch ist. Es fanden sich in allen Schichten Hufeisen 30 cm und 2 bis 3 m tief, im Brandschutt, in Kellern, bei Münzen und Emailsachen liegend, es kamen 7 Stück bei römischem Werkzeug vor. In diesem Sommer fanden sich auf der Sohle eines Brunnens auch die Knochen eines Pferdes, auch sind mehrere Pferdeschuhe aus Eisen zu Tage gekommen. Auf Tafel 41 des Werkes über die Saalburg sind 5 verschiedene Arten von Hufeisen, wie sie dort vorkommen, in $^1/_4$ Grösse abgebildet. Fig. 11, nur 9,2 cm lang und 5,6 breit, rührt wahrscheinlich von einem Esel her, es hat nur 2 Nagellöcher jederseits, Fig. 8, 9, 10 und 12 sind von Maulthieren oder kleinen Pferden. Die grössten Hufeisen der Saalburg haben eine Länge von 12 bis 13 cm, eine Breite von 10 bis 11, die am meisten vorkommenden haben nur eine durchschnittliche Grösse von 11 zu 8,5 cm. Die Hufeisen aus den letzten Jahrhunderten, die ich bei den verschiedenen Grundarbeiten fand, sind viel grösser und stärker". Im Jahre 1887 sind bis jetzt 11 Hufeisen auf der Saalburg gefunden worden, zwei im Brandschutt 1,50 m tief bei römischen Scherben und einer Münze des Alexander Severus, ein halbes lag unter der Castellmauer in der ohne Mörtel hergerichteten Schicht, es muss bei der Anfuhr von Steinen zum Castellbau verloren gegangen sein. Zwei am 23. Juli gefundene gut erhaltene Hufeisen, $11^1/_2$ cm lang, $10^1/_2$ breit, lagen im zusammengestürzten Mauerwerk bei Scherben von Terra sigillata. Die Saalburg lieferte noch eine andere sehr wichtige Entdeckung, welche die Kenntniss der Hufeisen bei den Römern beweist. Im Jahre 1880 wurde ein Ziegelstempel der 22. Legion daselbst gefunden, auf dem ein Hufeisen deutlich dargestellt ist, die Umschrift lautet P. R. P. F. Legio XXII. Derselbe ist in dem Werke über die Saalburg auf Tafel 77, Fig. 9 in $^1/_3$ Grösse abgebildet. Hier ist indessen die Legende vom Zeichner ungenau wiedergegeben.

Im Sommer 1886 wurde ein zweiter Rundstempel derselben Legion

Digitized by Google

mit demselben Bilde, aber einer besser leserlichen Schrift auf der Saalburg gefunden. Er ist hier in $^1/_2$ Grösse dargestellt. Die Legion ist

als primigenia pia felix bezeichnet, indem der letzte Buchstabe zugleich aus P und F zusammengesetzt ist. Nach Büchele r ist dies die legitime Namengebung gegen Ende des 2. Jahrh. Unzweifelhaft sind beide Ziegel mit demselben Stempel gezeichnet. Auf Tafel 77 Fig. 3 desselben Werkes sind auf einem Ziegelstempel zwischen den Buchstaben 3 Hufeisen angebracht. Im vorigen Jahre wurden auf der Saalburg auch zwei Steine aus Dolerit gefunden, auf denen zwei hufeisenförmige Vertiefungen eingemeisselt sind. Handelmann[1]) berichtet über solche auf alten Grenzsteinen, sie kommen auch auf vorgeschichtlichen Steindenkmälern im nördlichen Deutschland vor, wie bei Rosengarten in Hannover und bei Hattlund in Schleswig[2]). Dies hängt vielleicht mit der alten Eintheilung des Landes nach Hufen, gleich 30 Morgen, zusammen. Bis jetzt sind 80 verschiedene Stempel dieser 22. Legion auf der Saalburg gefunden, aber keine Steininschriften derselben. Ueber den Aufenthalt der Rhätier sind wir besser unterrichtet; nach Steininschriften lagen dieselben schon 139 n. Chr. auf der Saalburg und waren noch 213 n. Chr. dort. Auch Ziegelstempel der rhätischen Cohorte sind vorhanden. Jacobi glaubt, dass gerade diese Cohorte, die sich aus einem in der Technik so hoch gebildeten Volksstamme rekrutirte, die Eisenindustrie in unsere Gegend gebracht haben könne. Nach H. Düntzer (Jahrb. LXXIII, 43) wurde die 22. Legion von Claudius gebildet, vom Oberrhein kam sie unter Trajan an die Stelle der I. min. nach dem Niederrhein, unter Hadrian kam sie an den Oberrhein zurück (Jahrb. XXXVI, 103), wo sie blieb, wenn sie auch zeitweise nach dem

1) Verh. der Berl. anthrop. G. 1881 S. 407 und 1882 S. 105 sowie Zeitschr. der Ges. f. Schlesw. Holst. Lauenb. Gesch. XII S. 375 u. XVII S. 199.

2) Ch. Petersen, Jahrb. für d. Landesk. v. Schlesw. Holst. Lauenb. VIII S. 175 u. 220, Kiel 1866.

Digitized by Google

Niederrhein gekommen sein mag. Es hindert nichts, die Anwesenheit dieser Legion am Oberrhein bis in das 3. Jahrh. hinein anzunehmen. Auch das Wallraff'sche Museum in Cöln besass einen Legionsstempel mit einem Hufeisen, worin eine II stand (Katal. II 153, i, S. 77). Der Ziegel ist nicht mehr vorhanden und, wie Düntzer vermuthet, gestohlen. Er war am Dome gefunden mit Münzen von Hadrian bis Valens (Jahrb. XLII, 88). Ein ganz gleicher Ziegelstempel wurde in Utrecht gefunden (Brambach 60, a. 3). Wenn gar keine andern Funde bekannt wären, so würden die auf der Saalburg gemachten allein hinreichen, den Gebrauch der Hufeisen bei den Römern ausser Zweifel zu stellen.

Beim Bau eines Abzugskanales unter der Coblenzer Strasse in Bonn beim Hause Nr. 50 wurden im October und November 1886 in 1,30 m Tiefe über der Kiesschicht der Römerstrasse unter einem Basaltpflaster 7 Hufeisen gefunden, wovon eines einen zweimal aufgedrückten Stempel hat[1]). Dieses ist 15,8 cm lang, 13,5 breit, 6 mm dick, das Eisen selbst ist in der Mitte 50 breit, während es bei unsern Militärpferden nur 32 breit ist, die obere Fläche desselben ist etwas hohl, unten und vorn hat es einen Griff, der 33 mm lang, 20 breit und 11 hoch ist, die Stollen sind 15 mm hoch. Es hat jederseits 4 viereckige Löcher, die 9 mm lang und 6 breit sind. Ein zweites ist 17,3 lang, 14,7 breit, die Nagellöcher sind 12 mm lang und 10 breit, es ist vorn am meisten abgeschlissen. Ein drittes ist nicht vollständig und scheint

keine Stollen gehabt zu haben, es ist stark abgelaufen und hat in der Mitte die Spur eines Stempels. Dabei lag ein Radnagel mit grossem viereckigen, an den Ecken abgeschrägtem Kopfe, wie ich einen ähnlichen

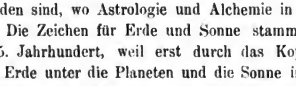
1) von Veith, Jahrb. d. V. v. A. LXXXII, S. 187.

Digitized by Google

aus einem Grabfunde von Andernach besitze. Diese Eisen sind von Herrn General von Veith dem Provinzial-Museum hierselbst überwiesen worden. Das Eisen mit dem Stempel ist hier in $^1/_3$ Grösse abgebildet:

Später wurde noch ganz nahe der ersten Stelle $2^1/_2$ m tief ein kleineres, 11,5 langes und 10 cm breites von ähnlicher Form wie das Ochtendunger gefunden, und ausserdem das Bruchstück eines solchen. Jenes ist in der Mitte 24 mm breit und hat 4 Löcker jederseits.

Der Stempel des grossen Hufeisens zeigt eine Kugel mit dem Kreuz darauf, er spricht nicht nothwendig gegen, sondern ebenso gut für römisches Alter, wenn auch für die spätrömische Zeit. Stempel auf römischen Metallgeräthen sind schon mehrfach beobachtet und nicht nur solche, die aus Buchstaben, sondern aus Zeichen bestehen, die man als Fabrikmarken betrachten darf. In Homburg hat man auf Eisensachen eine solche gefunden, die einem kleinen Johanniterkreuze gleicht, das Regensburger Museum besitzt einen eisernen Stempel mit einer radähnlichen Marke. Herr de Witt[1]) fand in einen römischen Bergstollen bei Pleydt einen eisernen Spitzhammer, mit dem Dreizack des Neptun gezeichnet. Er ist hier in $^1/_4$ Grösse abgebildet.



Die Marke auf dem Hufeisen ist, je nachdem man dasselbe hält, entweder das astronomische Zeichen der Venus oder das der Erde. Das Alter dieser Himmelszeichen ist nicht genau bekannt. Wie mir Herr Dr. Theod. Wolff hierselbst mittheilt, glauben Einige, dass die Zeichen für Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn von den Griechen überliefert seien. Wahrscheinlich ist, dass sie erst im 10. Jahrhundert entstanden sind, wo Astrologie und Alchemie in grossem Ansehen standen. Die Zeichen für Erde und Sonne stammen jedenfalls erst aus dem 15. Jahrhundert, weil erst durch das Kopernikanische Weltsystem die Erde unter die Planeten und die Sonne in den Mittelpunkt des Universums gestellt wurde. In den Werken des Arabers Geber, der im 8. Jahrh. lebte, findet sich bereits das Zeichen der Venus, aber diese sind nur in Abschriften des 15. und 16. Jahrh. auf uns gekommen. Winckelmann[2]) sagt in dem Zeichen der Venus habe man einen Spiegel finden wollen, welcher nach Art der alten Spiegel rund und mit einem Stiele versehen war, Salmasius habe aber

1) Jahrb. d. V. v. A. LXXVII 1884, S. 210.
2) Gesammelte Werke, IX S. 222.

Digitized by Google

gezeigt, dass dies Zeichen aus dem ersten Buchstaben des Wortes Phosphoros[1]), womit die Venus benannt worden, gemacht sei und dass dieser vor Alters dem Venuszeichen ähnlich geschrieben wurde. Salmasius glaubt auch, dass das Zeichen für Jupiter aus dem Anfangsbuchstaben für Zeus entstanden sei[2]). Es ist wiel wahrscheinlicher, dass die Marke auf dem Hufeisen die Erde darstellt und das Symbol irdischer Herrschaft ist. Mögen die Astronomen dasselbe auch erst spät eingeführt haben, so ist doch sein Ursprung in der römischen Kaiserzeit nachweisbar. Die Bronzestatue der Athena Parthenos hält schon ein kleines Bild der Nike in der Hand, auf syrischen Münzen des Antiochus IV, V und VI halten Zeus oder Pallas in einer Hand die Nike. Herr van Vleuten glaubt, dass die Victoria auf einer Kugel zuerst auf einem Denar des Augustus mit dem Revers: CAESAR DIVI F vorkomme. Auf gut erhaltenen Münzen dieser Art ist die Kugel von zwei sich kreuzenden Meridiankreisen umgürtet. Auf einer andern Münze des Augustus wird die Welt noch durch 3 Kugeln bezeichnet, auf denen ASI, AFR und EVR steht. Auf einer Münze des Nero hält Roma eine Viktoria in der Hand, bei Galba steht Fortuna auf einem Globus, auf einem Lucius verus[3]) überreicht der Kaiser der Roma den Globus mit der Viktoria, bei Diocletian hält Jupiter den Globus mit der Viktoria in der Hand, auf andern Münzen ist es der Kaiser, der ihn hält oder auch dem Jupiter überreicht. Madden[4]) bildet Münzen des Probus (276) und des Constantinus magnus (306) ab, auf denen der Kaiser in der rechten oder linken Hand den Erdglobus hält. Die christlichen Nachfolger Constantins des Grossen nahmen dann als Symbol der kaiserlichen Macht die Erdkugel mit einem Kreuze darauf an. Diese erscheint zuerst auf Münzen des Jovianus (363), die in Ravenna geschlagen sind[5]), auch auf denen des Arcadius (395—408). Auf Münzen Justinians I. (527—565) trägt der Kaiser in einer Hand die Erdkugel mit der Viktoria, in der andern die mit dem Kreuze. Dieses ist auch der Ursprung des Reichsapfels, der zu den Kleinodien des römisch-deutschen Reiches, Krone, Scepter und Schwert gehörte.

Wenn nun auch die Stempel auf dem grossen Hufeisen von Bonn uns noch nicht berechtigen, das römische Alter desselben in Abrede zu

1) vgl. Solinus, p. 1237.

2) Al. v. Humboldt, Kosmos III, S. 468.

3) Cohen, Descript. hist. des monnaies etc. T. III p. 35.

4) Num. Chron. N. S. Vol. I, Pl. XI.

5) J. Sabatier, Monnaies byzant. Paris 1862.

Digitized by Google

stellen, so darf man doch auf einige andere Merkmale und Umstände hinweisen, welche dasselbe etwas zweifelhaft machen. Es ist zunächst die Grösse und die gute Erhaltung des Eisens auffallend. Wenn Gurlt zur Erklärung der letzteren sagt, dass es vielleicht durch Zufälligkeiten bei seiner Herstellung aus Stahl bestehe, so ist uns doch ein so unverändertes Eisen aus römischen Funden nicht bekannt. Das aufgefundene Basaltpflaster kann nicht mit voller Sicherheit als ein römisches bezeichnet werden, andere römische Alterthümer sind in seiner Nähe nicht gefunden, es kann dem Mittelalter angehören. Im Jahre 1883 fand man beim Durchstich der Zülpicher oder Luxemburger Strasse bei Cöln die Römerstrasse nach dem Bericht des Herrn Ing. L. Grüde 0,68 m unter der Oberfläche der heutigen Strasse, sie war nicht gepflastert, hatte eine Breite von 5,50 m und bestand aus einer 20 cm starken Schicht von Kieseln mit Ziegelbrocken vermengt, sie schien auf dem gewachsenen Boden unmittelbar hergestellt zu sein, unter ihr lag eine 56 cm mächtige Schicht Mutterboden, unter dem in grösserer Tiefe kiesiger mit Sand vermischter Boden folgte. Die Strasse hatte ein seitliches Gefälle von 25 cm und, wie es schien, Bankets zu beiden Seiten. Die Tiefe von 1,25 m, in der die grossen Hufeisen in Bonn gefunden sind, erscheint gering, wenn man bedenkt, dass der Boden, in dem zu beiden Seiten der Coblenzer Strasse die römischen Gräber liegen, heute etwa 1,50 m unter derselben gelegen ist. Die kleinen Hufeisen, die in ihrer Form weit mehr den sicher römischen gleichen, sind in 2,50 m gefunden worden. Auch hat das gestempelte Eisen an der Unterseite vorn eine Erhöhung, die man den Griff nennt, er fehlt an den ächten römischen Eisen. Man bringt ihn noch heute an, wenn die Pferde scharf beschlagen werden, die im Winter auf eisigen Wegen gehen oder schwere Lasten ziehen. Demmin hält den Stempel nicht für römisch. Er bemerkt, dass man das angegebene Zeichen besonders auf mittelalterlichen zweihändigen Eisenschwertern finde[1]).

Es fehlt nicht an älteren Angaben von Hufeisenfunden, die wir heute mit grösserer Sicherheit, als es damals möglich war, für römische halten dürfen. Esselen[2]) beschrieb kleine und etwas grössere Hufeisen von Pferd und Maulthier, die man auf der Hohenburg, 1 Meile westlich von Hamm fand. Wird unter den Thonscherben auch keine terra sigillata erwähnt, so deuten doch die blattförmige römische Lanzenspitze, der Sporn mit Dorn, die zum Bau verwendeten Lava- und Trass-

1) A. Demmin, Kriegswaffen, 2. Aufl. Leipzig 1886, S. 781.

2) Jahrb. d. V. v. A. XXIX, S. 268.

Digitized by Google

stücke mit Bimsteinkörnern auf die römische Zeit. Dieser entspricht auch Grösse und Form der 8 Hufeisen, sie sind 10 bis 12,9 cm lang und 8,9 bis 10 breit. Alle haben Stollen, aber keine Griffe und keine Furche für die Nägel, sie dehnen sich den Nägeln entsprechend aus, ihr Aussenrand ist also vom Einschlagen der Löcher ausgeschweift. Sieben haben 3, eins 4 Nagellöcher. Die Ausschweifung des Aussenrandes haben auch mehr oder weniger die der Saalburg, zumal Nr. 10. Es fand sich in einem Grabhügel zu Grächwyl[1]), Kanton Bern, ein altes Hufeisen, ein sogenanntes Heideneisen mit Bronzestücken zusammen. Dieselben sollen in Grabhügeln mitunter vorkommen[2]). Im römischen Lager bei Schieder in Westfalen wurde nach Hölzermann[3]) ein kleines Hufeisen gefunden. Auch an der Römerstrasse bei Neuenherse wurden kleine Hufeisen gefunden, deren Stollen übereinander griffen. Cochet[4]) giebt ausser dem Hufeisen im Grabe des Childerich († 481) ein solches aus einem sächsischen Grabe Englands an.

Ich verdanke Herrn Director Hettner die Mittheilung aus dem Archiv der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, 1824, dass man ein kleines Hufeisen mit 6 Löchern an einem römischen Brunnen in Bitburg mit vielen andern römischen Gegenständen gefunden habe. Er selbst fand 1882 in einer römischen Villa zu Wustweiler, Kr. Ottweiler ein solches. Es ist 12 cm lang, also das eines Maulesels. Die Villa lag mitten im Walde und es wurde auch keine Spur von späteren Gegenständen daselbst gefunden.

Das Bonner Provinzial-Museum besitzt unter Nr. 4782 und 83, zwei grosse Hufeisen, die beim Eisenbahnbau in Linz mit mittelalterlichen Gegenständen zu Tage kamen, das eine ist 12,4 cm lang, 12,7 breit, die Mitte des Eisens ist 38 mm breit, das andere hat eine Länge von 14 cm und ist ebenso breit, die Breite des Eisens ist 36 mm. Nagellöcher sind nicht erkennbar. Ihre Grösse und Form spricht ebenso wenig wie der Fundbericht für römisches Alter. Die Sammlung des Vereins von Alterthumsfreunden bewahrt unter Nr. 367 ein 16,2 cm langes und 16,8 breites Hufeisen aus dem Ringwall von Oberpleis, es ist 8 mm dick und in der Mitte 49 mm breit, zwei Nägel sitzen noch darin, die Löcher sind zugerostet. Das Alter desselben ist zweifelhaft. Römischen Ursprungs aber sind sicherlich zwei kleine Mauleseleisen, Nr. 134 und 135

1) Jahrb. d. V. v. A. XVIII S. 87.

2) Vgl. Antiquar. Topogr. des Kantons Bern, S. 64, 138, 161, 180, 349.

3) Die Kriege der Römer und Franken, Münster 1878, S. 99.

4) La Seine inferieure p. 376.

Digitized by Google

die in dem Schutt der römischen Villa zu Friesdorf bei Bonn gefunden wurden; sie sind 8 mm dick und haben jederseits 3 viereckige Löcher, eines ist 11,8 cm lang und 11 breit, das andere 11,6 lang und 10,3 breit, die Eisen selbst sind 25 mm breit. Das letztere hat den wellenförmigen, ausgeschweiften Aussenrand wie das von Ochtendung und die von Hamm, welche Esselen beschrieben hat. Die Sammlung bewahrt noch unter Nr. 11 ein kleines Eisen, von Freudenberg 1864 geschenkt mit 3 Löchern jederseits, es hat keine Stollen und ist 12,5 cm lang und 9,7 breit, es kann wohl römisch sein, dasselbe gilt von Nr. 290, es ist bei Bruchhausen gefunden, und 10 cm lang, 9,3 breit, es hat vorn einen Griff und jederseits 4 viereckige Löcher in einer Rinne.

Im vorigen Jahre wurden vor Köln an der Luxemburger Strasse unter römischen Alterthümern mehrere grosse Hufeisen gefunden, sie kamen in den Besitz des Herrn F. H. Wolff und sind mir von demselben für das Provinzial-Museum in Bonn übergeben worden. Er hält die Aussage der Arbeiter über die Fundstelle für zuverlässig. Ein römischer Goldring soll dabei gefunden sein. Das eine ist 12 cm lang und 11 breit, die Breite des Eisens ist vorn in der Mitte 35 mm; das andere ist 11 cm lang, 9,5 cm breit und theilweise mit Rheinkies noch verkittet. An beiden sind wegen des Rostes Löcher nicht mehr erkennbar.

Von den vier im Febr. 1885 in einem alten Schacht der Tufsteingrube zu Kretz[1]) gefundenen Hufeisen von Mauleseln sind 3 mit Stollen versehen, das grösste ist 10,5 cm lang, 9,5 breit, das Eisen selbst in der Mitte 32 breit, es ist rundlich wie vom Vorderfuss, das zweite ist 10 cm lang, 9,6 breit, das Eisen selbst ist 38 mm breit, das dritte ist 8,5 lang, 8,2 breit, das Eisen 30 breit, es zeigt eingerostete Nägel, die Löcher sind zugerostet. Das vierte hat keine Stollen und läuft hinten in Spitzen aus wie ein heutiges Vordereisen, es ist 8,8 cm lang, 9,5 breit, das Eisen selbst 35 mm breit; auch diese sind von Herrn Meurin dem Bonner Provinzialmuseum geschenkt und haben die Nummer 1349.

Bei der Heidenmauer zu Kreuznach, die der Ueberrest eines Römercastells ist und mit den zahlreichen dort gefundenen römischen und deutschen Alterthümern von Major E. Schmidt beschrieben worden ist[2]), wurde ein Maultierschuh und unter den Hufeisen angeblich auch ein kupfernes gefunden. Dasselbe war aus dem Besitze des Herrn F. H. Wolff in Köln in den des Völkermuseums zu Leipzig übergegangen

1) Jahrb. d. V. v. A. LXXIX, S. 282. vgl. XLVII S. 199.

2) Jahrb. d. V. v. A. XLVII u. XLVIII, S. 104 u. 109.

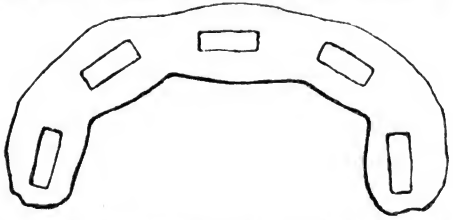
Digitized by Google

Herr Dr. H. Obst hatte die Gefälligkeit, dasselbe zur nähern Untersuchung nach Bonn zu senden. Derselbe bemerkte schon, dass dieser Hufbeschlag weder aus Bronce noch aus Kupfer, sondern aus Eisen bestehe und nur mit Kupfer überzogen sei. Das Eisen sei so stark verrostet, dass es sich an einer verletzten Stelle der kupfernen Umhüllung als Pulver herausschütteln lasse. Dr. Gurlt, dem ich das Hufeisen, das in seiner ursprünglichen Grösse und Form mit den römischen Maulthiereisen übereinstimmt, es war 12,6 cm lang und 10 breit, übergab, sagt: „der kupferne Ueberzug, wie die Höcker der Oberfläche, die sogenannten Knospen und Blüthen beweisen, besteht aus Caementkupfer, er ist auf einem alten Hufeisen durch galvanischen Niederschlag aus einer kupferhaltigen Lösung entstanden. Uebereste des ursprünglichen Hufeisens, das durch Rost und saures Waser fast ganz aufgezehrt ist, sitzen noch in der hohlen Kupferschale. Ganz ähnliche Bildungen sind mir bekannt von Stadtberge in Westfalen, Rio Tinto in Spanien; ich habe solche alte Säbel, Bajonette, Flintenläufe u. dgl. aus Kupfer gesehen, indem diese Gegenstände zum Fällen kupferhaltiger Caementwässer absichtlich dienten, sei es, dass die Caementwässer künstlich erzeugt oder dass sie von selbst in alten Kupferbergwerken durch Verwitterung und Wasser wie in Rio Tinto, Schmölleritz, Rammelsberg u. a. entstanden sind. In diesem Falle kann ein zufällig verlorenes Hufeisen lange Zeit einer natürlichen Kupferlösung ausgesetzt gewesen sein. Das Löthzinn im innern Bogen ist ein ungeschickter Versuch des Finders, die zerbrochenen Hälften zusammen zu löthen und ist ohne Zweifel neuester Entstehung. Von Interesse wäre zu wissen, ob das Eisen etwa bei einem alten (römischen?) Kupferbergwerke gefunden wurde.“ Es waren nun allerdings im Nahethale unfern von Kreuznach bis in die neuere Zeit alte Kupferbergwerke im Betrieb, welche eingegangen sind. Es ist möglich, dass sie, wie es von den alten Bergwerken im ganzen Rheinthal gilt, schon von den Römern ausgebeutet worden sind, auch könnten die Römer schon dies Verfahren der Kupfergewinnung gekannt haben. A. Gurlt[1]) sagt: Zuweilen bilden sich in alten Bergwerken wie zu Neusohl und Schemnitz in Ungarn, auf der Insel Anglesea und zu Rio Tinto in Spanien natürliche Lösungen des Kupfervitriols. Dieselben werden dadurch zu gute gemacht, dass man sie über Eisen leitet, welches das Kupfer als Caementkupfer niederschlägt.

1) Bergbau und Hüttenkunde, Essen 1834, S. 152.

Digitized by Google

Herr Schierenberg[1]) zeigte mir im vorigen Jahre zwei kleine Hufeisen, das eine war 11,5 cm lang und 10,5 breit, das andere 12 lang und 10 breit, das erste hatte 4 rechteckige Nagellöcher jederseits, das andere hatte keine. Diese waren 1884 beim Kanalbau in der Stadt Horn in Westfalen unter dem Strassenpflaster gefunden; ein dabei gefundener Zahn war ein Maulthierzahn; vor 6 bis 7 Jahren sollen hier massenweise in etwa 5 F. Tiefe solche Eisen gefunden worden sein, sie kamen zum Theil nach Detmold und Münster. Durch Horn ging die alte Römerstrasse vom Rhein zur Elbe, von Köln nach Magdeburg, der Saltus Teutoburgensis. Hier findet man Spuren von Römerwällen und römische Münzen. Vielleicht war in der Nähe die Varusschlacht. Zwei Kilometer von dieser Stelle liegen die Externsteine, die vielleicht ein römisches Mithraeum sind. Unter den zum Theil römischen Alterthümern, die bei Hamm in der Nähe der krausen Linde vor längerer Zeit gefunden worden und mir von Herrn von der Marck zugesendet worden sind[2]), befindet sich ein Eisen mit grossen Nagellöchern und wellenförmig ausgebogenem Rande, das wohl nichts anderes als ein Hufeisen sein kann, aber wie es scheint nur den vorderen Theil des Hufes geschützt hat. Die Löcher sind so gross, dass man vermuthen möchte, dasselbe sei nicht angenagelt, sondern vielleicht mit Riemen angeschnallt gewesen. Es ist



9,6 cm lang, 16 mm in der Mitte breit, die Löcher sind 13 mm lang und 5 mm breit. Dr. Gross in Neuveville schrieb mir auf meine Anfrage, ob er in den Pfahlbauten je Hufeisen gefunden habe, dass sie dort, selbst in la Tène fehlen, wo doch Sporne und eiserne Trensen sich finden. Einzelfunde von römischen Hufeisen seien aber in den dortigen Torfmooren nicht selten, diese Eisen seien klein, mit wellenförmigem Rande und mit länglich vier-

1) Verhandl. d. Berliner anthr. Ges. 15. Mai 1886.

2) Jahrb. d. V. v. A. LXXXII, S. 196.

Digitized by Google

eckigen Löchern versehen. Nach einer Skizze, die er mir mittheilte, gleicht ein im See von Bienne gefundenes Hufeisen genau dem von Ochtendung. Ein solches Eisen, 11 cm lang und ebenso breit ward auch im Steinwall von Waldstein im Fichtelgebirg gefunden, ich sah es in Nürnberg. Das Eisen von Bienne ist 11,5 cm lang und 9 cm breit. Diese Ausbuchtungen sind nur durch das Einschlagen der Löcher entstanden, man pflegt sie jetzt wegzufeilen, so dass das Eisen dem Hufrande genau entspricht. Jetzt werden die Löcher viereckig, nicht länglich gemacht und der Falz für die Köpfe der Nägel ist kleiner. Man findet auch alte Hufeisen ohne Löcher. Dies erinnert an den noch heute in manchen Gegenden Oesterreich's herrschenden Gebrauch, dass man das Eisen beim Händler kauft und erst der Hufschmied die Löcher hineinschlägt. Herr Dr. Köhl berichtete mir, dass ihm ein sicherer Fund römischer Hufeisen in der Gegend von Worms nicht bekannt geworden sei; sie fehlen auf einer über 1 km langen Strecke der Römerstrasse Mainz-Strassburg, die genau untersucht worden ist. Dagegen schreibt mir Pfarrer Dahlem aus Regensburg: „Beim Abbruch einer ungefähr 1 m unter späteren Ueberschüttungen liegenden grösseren Strecke einer römischen Heerstrasse, deren Bau wahrscheinlich unter Marc Aurel stattfand, kamen Hufeisen inmitten des fast $^1/_2$ m dicken Strassenkörpers vor, die wohl beim Auffahren des Kieses und der Steine von den Hufen abgetreten waren. Die sorgfältigste Untersuchung der Schicht, in der sie durch Kalksinter eingebacken waren, zeigte die römische Strasse darüber und daneben durchaus gleichmässig, unverletzt und ohne spätere Nachbesserungen. Ueber der Römerstrasse lagerten die mittelalterlichen, ganz zu Erde zerfahrenen Schichten und dann zu oberst das solide Strassenpflaster des vorigen Jahrhunderts. Ich halte die meist vorkommenden kleinen Hufeisen wohl weniger für Maulthiereisen als dem mannus und mannulus angehörig, einer Ponnyartigen kleinen Pferderasse, die den alten Kelten bekannt und wegen ihrer Ausdauer bei den Römern beliebt war. Auf der Generalversammlung des historischen Vereins im Jahre 1879 wollten Lindenschmit und von Cohausen meine Beobachtungen nicht gelten lassen, aber meine Beweise mehrten sich inzwischen; auch hält Bär in seiner Geschichte des Eisens die Funde in der Saalburg für unzweideutig." Auch Ohlenschlager betrachtet als sichere Funde römischer Hufeisen die auf der Saalburg und die auf der Kumpfermühlstrasse bei Regensburg. O. Keller[1]) sagt in Bezug auf Funde beim römischen Grenzwall,

1) Berliner Philol. Wochenschrift 1885 Nr. 29/30 S. 934.

Digitized by Google

dass, wenn auch die römischen Schriftsteller nichts von einem solchen Gebrauche überliefern, doch ganz zuverlässige Ausgrabungen in den nördlichen Provinzen die Anwendung der Hufeisen durch die Römer der Kaiserzeit ausser Frage stellen. Herr S. Jenny schreibt mir, dass ihm der Fund eines Hufeisens, das als römisch bezeichnet werden könnte, in Vorarlberg nicht bekannt sei, niemals habe er ein solches innerhalb römischer Ruinen gefunden, wohl aber die bekannten Hufschuhe zur Heilung kranker Hufe. Auch das Museum in Salzburg besitzt, wie mir Herr Dr. Pieter mittheilt, Hufeisen, die unter römischen Alterthümern gefunden sind, eines von der Römerstrasse in Teisendorf, 12,5 cm lang, 10,9 breit, das Eisen ist vorn doppelt so breit als an unseren Hufeisen, zwei andere, 11,4 cm und 12,2 lang, 9,9 und 10,4 breit, wurden vor dem Linzer Thor gefunden, eines hat wellenförmigen Rand. Hehn[1]) sagt, der Hufbeschlag, der dem Alterthum unbekannt war, sei nach Beckmann, Beiträge 3, 122 erst bei den Byzantinern seit dem 9. Jahrh. bezeugt. Dagegen meint W. Tomaschek, das Hufeisen hätten Hunnen und Türken erfunden, im Beschlagen seien bekanntlich die Zigeuner Meister. So mannigfaltig sind die Meinungen bei einer Sache, die nur durch sichere Funde entschieden werden kann.

Ein weiterer und wichtiger Beweis für den Gebrauch des Hufeisens bei den Römern ist seine Darstellung auf Münzen. Cohen[2]) führt als Medaille incertaine du haut empire eine Münze in Kleinerz

an mit 2 Hufeisen in der Mitte eines Armringes, der in 2 Schlangenköpfen endigt. Der Avers ist ein Lorbeerzweig mit IO jederseits, die Umschrift lautet Triump. Er fragt, ob diese Münzen der Zeit des Domitian angehören. Herr van Vleuten besitzt eine solche in seiner Sammlung. Vielleicht sind es Denkmünzen, die zur Erinnerung beim Wettrennen vertheilt wurden, oder Spielpfennige. Jo ist der bekannte Triumpfruf der Römer. Der Lorbeerzweig, der Ring, und die verzierten Hufeisen könnten die beim Wettrennen gewonnenen Preise sein. Die hier gegebene Abbildung ist nach einer Münze des Herrn van Vleuten und mit Benutzung von Abgüssen der 6 im K. Münzkabinet zu

1) Culturpflanzen und Hausthiere, Berlin 1874, S. 471.

2) Descript. hist. des monnaies etc. T. VI, 1862, p. 543.

Digitized by Google

Berlin befindlichen Exemplare derselben Münze angefertigt, die mir von dort gütigst zugesendet worden sind.

In einer ausführlichen und inhaltreichen Abhandlung hat Baron Sloet[1]) den Fund von Hufeisen zu Niewensluis beschrieben und aus den von ihm mit grossem Fleiss zusammengestellten Fundangaben und Zeugnissen der Schriftsteller den Schluss gezogen, dass die Römer, als sie festen Fuss im Norden Europa's fassten, den Hufbeschlag nicht kannten. Als im Jahre 1880 und 1881 das Fort Niewensluis am Ufer der Vecht vergrössert wurde, fand man in einer Tiefe von 3 Meter im Kleiboden aufrecht stehende Eichenstämme, die in einem Torfmoor einst wuchsen. Zwischen den Baumstämmen fanden sich viele Hufeisen von Pferden, die in das Reichsmuseum in Leyden kamen. In der Nähe lag in 2 m Tiefe in einer Sandbank ein zum Kahn ausgehöhlter Baumstamm. Da die Hufeisen ganz und nicht abgeschliffen waren und keine Pferdeknochen dabei lagen, so hält sie Sloet für Opfergaben der Germanen. Alle Beweise aber, die der Verfasser beibringt für die Bedeutung, die das Pferd im Leben der alten Deutschen gehabt hat und all' der Aberglaube des Mittelalters, der sich an die Verehrung des Pferdes knüpfte, haben nicht die mindeste Beziehung zu dem Gebrauche der Hufeisen. Sloet selbst führt nach Tacitus[2]) an, dass die Deutschen nicht genug Eisen hatten, dass wenige ihrer Krieger Schwerter hatten und dass sie[3]) keine Panzer noch Helme trugen; die der ersten Schlachtenreihe führten Lanzen, die andern schlechte, im Feuer gehärtete Waffen. Er folgert daraus, dass der Faber ferrarius des salischen Gesetzes kein Grobschmied gewesen sein könne, weil diesem die Arbeit gefehlt habe, dieser müsse ein Hufschmied gewesen sein. Aber das salische Gesetz entstand 400 Jahre nach Tacitus und die Franken und Alemannengräber zeigen uns den grössten Reichthum an eisernen Waffen und Geräthen, aber keine Hufeisen, so dass ein Grobschmied nöthiger als ein Hufschmied war. Der ausgehöhlte Baumstamm von Niewensluis deutet auf die römische Zeit, denn Vellejus Paterculus[4]) sagt uns, dass der Einbaum bei den Germanen ein gewöhnliches Fahrzeug sei. Wenn sich bei jenen Eisen keine Pferdeknochen fanden, so können die Eisen verloren worden sein, oder wenn hier Reiter ertranken, so können,

1) Vondst van Hoefijzers te Niewensluis, Verslagen und Mededeel. d. K. Akad. van Wetensch. Letterk. 3 R. Deel II, Amsterd. 1885.

2) Germ, c. 6.

3) Annal. IV, 14.

4) Römische Gesch. II, 170.

Digitized by Google

wie es bei der Stadt Neuss beobachtet worden ist, die Knochen zerstört oder weggeschwemmt worden sein, während die Eisen dort liegen blieben. Wenn die Eisen nicht abgerieben sind, so waren sie neu oder gehörten der Werkstätte eines Schmiedes an.

Alles dieses ist wahrscheinlicher, als dass die alten Friesen hier ihrem Gotte sollen Hufeisen geopfert haben. Dass die Eisen, die ursprünglich auf der Oberfläche des Bodens lagen, mit dem Walde 3 meter hoch von der Flussanschwellung bedeckt worden sind seit der Römerzeit ist gar nicht unmöglich. Sloet sagt, Dagobert (628—638) schenkte das Castell zu Utrecht mit einer kleinen Kirche an die Kölner Diöcese unter der Bedingung, dass der Bischof die Friesen bekehren sollte. Vor dieser Zeit mögen die Eisen am Ufer der Vecht geopfert worden sein. Es ist aber gar kein Grund vorhanden, den Friesen den Gebrauch der Hufeisen zuzuschreiben und den Römern denselben abzusprechen. Wenn man im christlichen Mittelalter Pferde segnen liess und in gewissen Kirchen und Kapellen Hufeisen als Opfer für geheilte Pferde niederlegte, so folgt doch nicht, dass man im heidnischen Alterthum schon dasselbe gethan hat. Die Germanen verehrten das Pferd, weil sie Sonnenanbeter waren und das Pferd mit seinem schnellen Lauf ein Symbol derselben war. Wodan selbst sass zu Pferde und die Gefallenen stürmten in wilder Jagd vorbei. Caecina sah an der Stelle, wo Varus unterlag, Pferdeköpfe an den Bäumen hängen. Noch heute sieht man Pferdeköpfe an den Giebeln der Häuser in Norddeutschland als Schutzmittel. Ein gefundenes Hufeisen bedeutet Glück und wird an die Thüre genagelt und in das Fundament des Hauses gelegt. Die Schiffer nagelten Hufeisen an den Mast, auf Grenzsteinen brachte man sein Bild an. Sloet hat alle Sagen, die sich auf das Hufeisen beziehen, sehr vollständig zusammengestellt. Als unter Bischof Siegfried, der 1045 starb, zu Wexiö in Schweden die erste Kirche gebaut war und die Glocken zum erstenmale läuteten, ritt Odin über die Berge, sein Pferd erschrak über das Geläute und schlug mit den Füssen gegen den Fels. Es verlor ein Hufeisen, welches in der Kirche aufgehangen wurde. In manchen Kirchen, zumal denen des heiligen Leonhard, wurden so viele Hufeisen geopfert, dass man daraus eine Kette anfertigen liess, die mehrmal um die Kirche ging. Wenn Sloet von den Germanen sagt, sie waren ein Culturvolk, sie hatten Gottesdienst und Sitte, hielten Volksversammlungen, wählten ihre Häupter, hatten Gesetze und Rechtsprechen und ein geordnetes Kriegswesen, sie trieben Viehzucht, Landbau und Handel, so reicht dies Alles doch nicht hin, sie für die Er-

Digitized by Google

finder der Hufeisen zu halten. Dr. Rueff[1]) meinte sogar, diejenigen Germanenstämme, welche Pferdefleisch assen, hätten eine genauere Kenntniss vom Pferdehufe erlangt als andere und hätten wohl Mittel ausersonnen, denselben durch eine künstliche Vorrichtung zu schützen.

Bei dieser ganzen Untersuchung sind die Funde das Entscheidende. Sehr oft fehlt dem Bericht über die Auffindung von Hufeisen die genaue Angabe der Bodenschicht, in der sie gefunden sind, auch der Zustand der Erhaltung oder der Zerstörung durch Rost hängt von Zufälligkeiten ab und lässt an und für sich kein bestimmtes Urtheil über ihr Alter zu, wohl aber ihre Grösse und Form, weil wir jetzt römische Hufeisen mit Sicherheit kennen. Wenn man auf alten Römerstrassen Hufeisen gefunden hat, so kommt es darauf an, ob sie in der Schicht ihre Lage hatten, in der auch römische Alterthümer vorkamen, denn dieselben Strassen wurden ja auch in der fränkischen und karolingischen Zeit benutzt. Wenn aber die Hufeisen an Orten gefunden werden, wo mittelalterliche Funde gänzlich ausgeschlossen sind, wie auf der Saalburg, so ist ihre römische Herkunft ganz zweifellos und wenn wir bei zweifelhaften Funden dieselbe Form und Grösse der Eisen wie bei jenen erkennen, so dürfen wir sie mit grösster Wahrscheinlichkeit auch für römische erklären. Ich habe das in der Lava von Ochtendung gefundene kleine Hufeisen eines Maulesels für ein römisches erklärt, weil zahlreiche Funde beweisen, dass die Römer in dieser Gegend den Bergbau trieben und weil sie den Maulesel als Lastthier gebrauchten; mittelalterliche Funde sind hier nicht bekannt und von dem späteren Gebrauche des Maulesels wissen wir nichts. Sloet bezweifelt die Beweiskraft meiner Gründe, meine Deutung findet aber eine glänzende Bestätigung in der Thatsache, dass man ein ganz gleiches Maulthiereisen in den Fundamenten der römischen Villa zu Friesdorf gefunden hat, welches die Bonner Vereins-Sammlung unter Nr. 135 aufbewahrt. Im Museum von Leyden befinden sich 4 Hufeisen, die bei Arendsburg gefunden sind, wo das Forum Hadrianum gestanden hat, ein anderes ist zu Holdeurne gefunden bei einem römischen Hypokaustum mit grossen Gebäuderesten. Sloet sagt, als die Römer abgezogen waren, wurden ihre Niederlassungen von den Franken besetzt. Er hält die Eisen von Arendsburg für mittelalterlich, weil daselbst auch mittelalterliche Münzen und Inschriften gefunden worden sind. Das Hufeisen von Katerveer, welches Pleyte[2]) abbildet, sieht

1) Zur Geschichte der Beschlagkunde, Hohenheim 1864.

2) Nederl. Oudheden, 12. Afl., Pl. III.

Digitized by Google

nicht römisch aus, wiewohl es klein ist, es ist 11,6 cm lang, 7,8 breit und ist vom rechten Hinterfuss, an der Aussenseite hat es 5, an der Innenseite 3 Nagellöcher. Auch heute pflegt man nach aussen einen Nagel mehr einzuschlagen, weil hier das Eisen mehr verbraucht wird. Die von Sloet abgebildeten 8 Hufeisen können ihrer Form und Grösse nach recht wohl römische sein, sie sind 15,2 bis 11,4 cm lang und 14,8 bis 12,6 cm breit. Dass die Römer beim Fort Nieuwersluis an der Vecht einen befestigten Platz gehabt haben können, ist nicht zu bestreiten. Bei Roisdorf findet sich ein uralter römischer Waldweg, der an germanischen Hügelgräbern vorbeiführt und, wie Dr. Kessel[1]) berichtet, die Römerstrasse ist, welche von Heimerzheim über Alfter nach Bonn führte. Er schliesst dies daraus, dass daselbst in grosser Menge kleine durch ihre Formschönheit ausgezeichnete Hufeisen vom Maulesel mit römischem Zierrath und zahlreiche Ueberreste römischer Ziegel an den Seiten des Weges gefunden wurden. Nach einer mir von Herrn Domkapitular Kessel aus seiner Erinnerung mitgetheilten Zeichnung lief als Ornament ein griechischer Mäander auf dem etwas vorspringenden Randwulste des Hufeisens herum. Die Spuren einer ähnlichen Verzierung lassen sich auf dem Hufeisen der oben abgebildeten Münze erkennen. Das Eisen von Roisdorf war etwa 8 cm gross und ringsum mit Nagellöchern versehen. Nach von Huene[2]) wurden 1864 zu Strass-Paulin bei Trier verschiedene römische Alterthümer, meist von Eisen, dabei ein 7 Zoll langer Nagel und ein Hufeisen zum Anschnallen gefunden. In der englischen Stadt Gloucester wurde nach Bellows[3]) zusammen mit Gegenständen von unzweifelhaft römischem Ursprung ein Hufeisen gefunden. Er meint, dass die gepflasterten römischen Heerstrassen das Beschlagen der Pferde durchaus nothwendig gemacht hätten. Hübner verweist hierbei auf das Nichtvorhandensein der Hufeisen an den Denkmälern der römischen Kunst und erinnert daran, dass noch heutigen Tages in Italien, Spanien, in dem südlichen Frankreich und wo sich sonst römische Sitte erhalten hat die Pferde nicht beschlagen werden. Man muss aber erwägen, dass die Denkmale, an denen man Hufeisen sucht, Reitpferde darstellen, während man dieselben doch vorzugsweise den Lastpferden und Last-

1) Jahrb. d. V. v. A. LVIII, S. 168.
2) Jahrb. d. V. v. A. XXXVIII, S. 174.
3) Jahrb. d. V. v. A. LX, S. 159.

Digitized by Google

eseln anlegte und dass die Kunstwerke, an denen man sie sucht, meist der ersten Kaiserzeit angehören, während der allgemeine Gebrauch der Hufeisen, wie die bildnerischen Darstellungen lehren, erst in die spätrömische Zeit zu setzen ist. Es sei übrigens hier bemerkt, dass in dem Werke von P. S. Bartoli: Colonna Trajana, welches G. G. de Rossi herausgegeben hat, auf Tab. 15, Fig. 125 ein römischer Reiter dargestellt ist, dessen Pferd an beiden Vorderhufen Hufeisen hat; auch auf Tab. 39 ist ein solches angedeutet. Hier liegt aber möglicher Weise eine Erfindung des Zeichners vor. Chambers Journal[1]) führt noch andere Funde römischer Hufeisen in England an. In Lothbury und in Fenchurch-Street wurden kleine Hufeisen mit Bruchstücken römischer Töpferwaren gefunden, ebensolche in Wiltshire mit Nägeln, die umgenietet waren. In Norfolk fand man unter römischen Urnen und Speerspitzen ein Hufeisen, welches rund im Umriss und vorn breit war, die schmalen Enden standen hinten eng beisammen. Die ältesten Nachrichten von Hufeisen werden uns aus Ländern berichtet, in denen die Kelten sassen. In der Umgebung von Alaise hat Castan einen ganzen Werkplatz einer keltischen Schmiede und in einem Grabe das Bruchstück eines Hufeisens gefunden. Alaise war schon vor Ankunft der Römer eine gallische Niederlassung. De la Croix fand dort neben einem gallischen Streitwagen 18 Hufeisen von Pferden und Maulthieren[2]). Ueber Funde von Hufeisen in Hügelgräbern und römischen Ruinen der Schweiz hat auch Troyon[3]) berichtet. Quiquerez[4]) hat keltische Hufeisen gefunden, von denen er glaubt, dass sie dem 6. Jahrh. vor Chr. angehören. Wenn er aber meint, dies aus dem Umstande schliessen zu dürfen, dass bei Bellelay solche Eisen im Torf 12 Fuss tief lagen, so berücksichtigt er nicht die in Skandinavien gemachte Beobachtung, dass solche Gegenstände durch ihr Gewicht im Torf immer tiefer sinken. Er hält viele Funde dieser Art für vorrömisch, einmal lagen die Hufeisen unter einer Römerstrasse, deren Bau er in den Anfang unserer Aera setzt. Er unterscheidet von den primitiven Hufeisen die römischen und bildet eines neben jenen ab. Jenen schreibt er den wellenförmigen Aussenrand und konische Köpfe der Nägel zu. Er unter-

1) Ausland 1866 Nr. 13.

2) Revue archéologique XV Paris 1858 p. 298 u. 589 und XIV 1857 p. 696.

3) Troyon, Habitations lacustres, Lausanne 1860 p. 338.

4) Sur les forges primit. dans le Jura, Mitth. der antiqu. Gesellsch. in Zürich. 1871, XVII, 4, p. 84 u. Taf. III.

Digitized by Google

scheidet solche mit 6 Löchern für Pferde, und kleinere mit nur 4 für Maulthiere und Esel. Nach rheinischen Funden müssen auch die mit welligem Rande für römisch gelten, aber man darf diese Form, weil sie roher gearbeitet ist, für älter halten. Die Franken werden wie so vieles andere auch den Hufbeschlag von den Römern angenommen haben. Lindenschmit[1]) macht auf den Mangel der Hufeisen in merovingischen und fränkischen Gräbern aufmerksam, erwähnt aber kleine alte Maulthiereisen von Fridolfing und Bühlingen. Im Waltharius, 1203, horcht Hiltgund auf den Schall der eisenbeschlagenen Hufe der verfolgenden Pferde. In der Lex salica ist von Pferden und Stutereien die Rede, das Kopfzeug und Gebiss derselben wird erwähnt, aber nicht die Hufeisen, dies hindert Sloet aber nicht, in dem Faber ferrarius, der mit 3 andern beim Stallwesen angestellten Ministerialien genannt wird, den Hufschmied zu erkennen, wiewohl er selbst einen Fall anführt, wo ein Goldschmied einen Hufbeschlag fertigte. Es ist der heilige Eligius, der Schutzpatron der Schmiede und Pferde, der 659 als Bischof von Noyon starb, und als geschickter Goldschmied des Königs Pferd mit silbernen Hufeisen beschlug. Das kleine Reiterbild Carls des Grossen aus dem Dom zu Metz zeigt keine Hufeisen.

Herr Naue sandte mir aus München 4 Hufeisen, die vor etwa 6 Jahren an der Römerstrasse zwischen Raisting und Pähl beim Spaderich gefunden sind. Die beiden grössern sind 13,2 und 11,3 cm lang und 12 und 11 breit, das eine hat etwas wellenförmigen Rand, im andern stecken noch 3 Nägel mit bogenförmig vorstehendem Kopfe, die vier Nagellöcher jederseits stehen in tiefer Rinne, jedes Eisen hat vorn in der Mitte eine Marke. Sie sind von einem kleinen Pferde oder vom Maulthier. Die beiden kleineren sind 10,2 und 10,4 cm lang, sowie 10,7 und 9,7 breit, diese scheinen vom Maulesel zu sein. Auch hier ist der Aussenrand des einen leicht ausgeschweift, sie haben jederseits 3 Löcher und sehr schwache Stollen. An dieser Römerstrasse wurden mehrfach römische Scherben und Münzen gefunden. Die eine jener Marken ist herzförmig und stellt vielleicht ein hinten nach innen gebogenes Hufeisen dar, die andere ist viereckig; ob in dem Viereck ein Zeichen war, kann nicht mehr gesagt werden, die Marken befinden sich auf der äussern gebrauchten Seite. Eine in das Viereck auslaufende vertiefte Rinne scheint nur eine Schramme zu sein, sie rührt

1) Handbuch d. deutsch. Alterthumskunde I, 1886, S. 294.

Digitized by Google

nicht vom Stempel her. G. Jacob[1]) fand bei Römhild Hufeisen und sagt darüber: „ob dieselben vorgeschichtlich sind, kann ich noch nicht entscheidend beantworten. Sie sind von schwachem Eisen und kommen in zwei Grössen vor, ausnehmend kleine mit 4 und grössere mit 6 Nagellöchern. Sie haben wohl Stollen aber keine Griffe, ihre Ränder sind wellenförmig und die Hufnägel zeigen flache vorspringende Köpfe von eigenthümlicher Form. Sie gleichen genau den von A. Quiquerez in vorrömischen Schmieden des Jura gefundenen und von ihm abgebildeten Hufeisen." Die Funde bei Römhild gehören der la Tène-Zeit an.

In Sachsen fehlt es auch sonst nicht an alten Hufeisenfunden. A. Lungwitz[2]) bildet verschiedene Hufeisen ab, die theils beim Graben eines Fundamentes zu Borna, Reg.-Bez. Leipzig, im J. 1876, in grösserer Zahl aber bei einem Schleusenbau daselbst 1866 und 1868 gefunden worden sind. Die Eisen sind vermengt worden, die Maulthiereisen sollen aber dem letzteren Fundort angehören, der die Stelle einer alten Furth durch die Wyhra ist. Diese Form, die er abbildet, gleicht genau dem römischen Hufeisen mit ausgeschweiftem Rande. Im Fundberichte heisst es: „Im Jahre 1295 fand hier ein Durchmarsch von schwäbischem Kriegsvolk statt, welches nach einer alten Chronik viele Maulthiere mit sich geführt hat. Wo sollten sonst die Maulthiereisen herstammen?" Können aber hier nicht auch zu einer früheren Zeit keltische oder römische Hufeisen verloren gegangen sein? Nach Lungwitz wurden 2 Hufeisen derselben Gestalt 1873 in der Nähe von Pölzig im Altenburgischen bei Ausgrabung von Hünengräbern gefunden, zugleich mit Gegenständen aus Stein und Bronze. Sie befinden sich nebst 2 andern, die 2 m tief auf der Hammerwiese bei Leuben gefunden worden sind, im prähistorischen Museum zu Dresden. Dasselbe besitzt ein gleiches, welches 1881 in dem römischen Feldlager Vagoritum in Frankreich ausgegraben wurde. Derartige Hufeisen, die beim Eisenbahnbau gefunden worden, werden auch im städtischen Museum zu Pirna aufbewahrt. Lungwitz weist auf die Uebereinstimmung dieser Hufeisen mit den keltischen aus dem Jura hin, von denen er eines nach Mégnin[3]) abbildet. Lungwitz schreibt in seiner Geschichte des

1) Die Gleichberge bei Römhild, Vorgesch. Alterthümer d. Provinz Sachsen, H. V—VIII, Halle 1886 u. 87, S. 31.

2) Antike Hufeisen. Der Hufschmied, Zeitschr. für das gesammte Hufbeschlagwesen III. Dresden 1885, Nr. 7, S. 103.

3) Hygiène du cheval, Ferrure, Paris 1879, p. 51.

Digitized by Google

Hufbeschlags[1]) mit Rücksicht auf die von Castan, Quiquerez u. A. gemachten Funde den ersten Hufbeschlag mit Nägeln ebenfalls den Kelten zu. Nach Aufzählung der vielen neuen Funde in Frankreich zweifelt er nicht, dass die Gallier vor Eroberung des Landes durch die Römer den Gebrauch der Hufeisen gekannt haben. Im Thal von Sèvres, durch welches die von Labienus gesehlagenen Gallier wahrscheinlich ihre Flucht bewerkstelligten, fand man, wie Mathieu es vorausgesagt hatte, Hufeisen. In der gallorömischen Zeit sind die Hufeisen grösser, sie haben einen Falz und 6 bis 8 Nagellöcher, sie deuten auf grössere Pferde. Die Spitzen der Nägel sind an das Hufhorn angelegt. Bei Erwähnung des Bas-Reliefs von Avignon bemerkt er, dass auch im Louvre zu Paris ein aus der Stadt Borghese stammendes Relief sich befinde, auf dem das erste Pferd eines Wagens an allen vier Hufen beschlagen sei. Herr v. Villefosse bezweifelt das römische Alter desselben.

Aus der vorstehenden Untersuchung ergeben sich in Betreff der römischen Hufeisen folgende Schlüsse. Den klassischen Völkern vor den Römern scheinen Hufeisen unbekannt gewesen zu sein. In der ersten römischen Kaiserzeit finden sich zwar Mittheilungen über schützende Vorrichtungen für den Huf der Pferde und Maulthiere, die Berichterstatter über solche, Plinius, Sueton und Catull, die alle dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, sprechen aber nicht von an den Huf genagelten Eisen. Dass germanische Stämme vor den Römern die Pferde beschlagen hätten, dafür fehlt jeder Beweis. In der späteren Kaiserzeit ist der Gebrauch von Hufeisen, wie die zahlreichen Funde und die bildlichen Darstellungen beweisen, zumal für Maulesel, Maulthiere und kleinere Pferde sehr gewöhnlich. Er ist zumal für die nördlichen Provinzen des römischen Reiches nachgewiesen. In Hallstatt und Gurina, wo eine hoch entwickelte Eisenindustrie der alten Rhätier bestanden hat, sind Hufeisen nicht gefunden worden. Nach den Mittheilungen von Castan und Quiquerez scheinen die Kelten in Gallien zuerst den Hufbeschlag gekannt zu haben.

Die Hufeisen unserer heutigen Pferde sind je nach der Hufgrösse 15 bis 18 cm lang und 11 bis 15 breit, die der kleineren Pferde 12,5 lang und 11 breit, die der Esel 9 bis 9,5 lang und 6,5 breit. Die römischen Maulthiereisen, unter welcher Bezeichnung auch die der Maulesel zu verstehen sind, waren c. 11 cm lang und 8,5 breit, der Aussenrand ist häufig ausgeschweift, sie haben jederseits 3 länglich recht-

1) Der Hufschmied, 1884, Nr. 6 u. ff.

Digitized by Google

eckige Löcher, die zuweilen in einer Rinne stehen, meist fehlt ein Griff, auch die Vordereisen haben oft Stollen, und die vordersten Löcher pflegen weiter auseinander zu stehen, als es bei den heutigen Eisen der Fall ist.

Uebereinstimmend in Form und Grösse sind das römische Hufeisen von Ochtendung, das aus der Villa von Friesdorf, das aus dem Bienner See, mehrere von der Saalburg, die von der Hohenburg bei Hamm, das aus dem Steinwall von Waldstein, die, welche Quiquerez beschreibt, und die von Borna. Vielen andern fehlt der wellenförmige Aussenrand. Hufeisen von grossen Pferden aus römischer Zeit sind bisher mit Sicherheit nicht aufgefunden worden.

H. Schaaffhausen.

Digitized by Google

3. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn.

18.

Der Tönnissteiner Heilbrunnen zur Römerzeit.

Eine starke Stunde unterhalb Andernach, dem festen und strategisch wichtigen Platz der Römer, welcher in der späteren Zeit die letzte Militärstation von Obergermanien war, öffnet sich auf der linken Seite des Rheines ein enges schmales Thal mit hohen und steilen waldbekränzten Seitenwänden, zwischen denen der vor der Eröffnung der Eisenbahn nach Mayen ehedem begangenste Weg nach dem vielbesungenen Laacher See führte, das Brohlthal. Seitdem die Römer am Rheine festen Fuss gefasst haben, hat sich in diesem Thale eine lebhafte Industrie entwickelt, welche noch heutzutage einer grossen Anzahl von Einwohnern das tägliche Brod sichert. Denn schon zur Römerzeit sind die dort befindlichen Tuffsteinbrüche für staatliche und private Bauten ausgebeutet worden. Davon legen uns die vielen Steindenkmäler, welche von den in jenen Brüchen beschäftigten römischen Soldaten errichtet worden sind, ein nur zu beredtes Zeugniss ab. Und deren Zahl würde ohne Zweifel eine noch bedeutend grössere gewesen sein, wenn nicht in früheren Jahrhunderten dieselben meist unbeachtet liegen geblieben und so zu Grunde gegangen wären. Neben dem Tuffstein erzeugt jenes Thal auch mehrere mineralische Quellen, von denen namentlich der in einem Seitenthälchen des Thales gelegene Heilbrunnen[1]) zu Tönnisstein die bekannteste und zugleich vorzüglichste ist. Sein Wasser ist bereits im vorigen Jahrhundert, zu dessen Beginn der Kölner Churfürst Joseph Clemens[2]) ihn aufs Neue in Stein fassen und mit Anlagen versehen liess, nicht bloss in der ganzen Umgegend viel getrunken, sondern auch von den Einwohnern Brohls in grossen Quantitäten versendet worden, zumal dessen Gebrauch von ärztlichen Auktoritäten jener Zeit bei manchen Krankheiten mit Erfolg empfohlen worden war. Keinesfalls ist die Quelle damals zuerst entdeckt worden,

1) Ueber den Namen vgl. Wilms, Bonn. Jahrb. LII, 31.

2) Schannat, Eiflia illustrata, herausg. von Baersch III, 1 S. 71 f.

Digitized by Google

ihre Auffindung geht vielmehr in eine bedeutend frühere Zeit zurück, wenngleich dieselbe bis jetzt noch nicht genauer hatte festgestellt werden können. Da die Römer die Tuffsteinlager des Brohlthales sehr wohl gekannt haben, und da bei ihnen der Glaube an gewisse wunderbare Eigenschaften der Quellen stark verbreitet war, so ist die Ansicht mehrfach geäussert worden, dass sie wie dem Tuffstein, so auch den Mineralquellen im Brohlthale eifrig nachgespürt und daher so die Quelle zu Tönnisstein zuerst entdeckt haben werden. Freilich war dies immer nur eine Vermuthung. Ein bestimmter Anhalt hatte sich für dieselbe noch nicht ergeben. Denn die römischen Münzen, welche zu wiederholten Malen, sowohl in der näheren als weiteren Umgebung der Quelle gefunden worden sind, können nicht als solcher gelten. Römische Münzen sind allenthalben im ganzen Brohlthale zu Tage gefördert worden. Erst ein von den letzten Zeiten der Republik an bis auf Constantin den Grossen reichender Fund von etwa 100 römischen Münzen [1]), den man im Jahre 1862 beim Aufräumen des Heilbrunnens in der bis auf 42 cm zugänglich gewordenen Quellspalte des Felsens gemacht hat, hat den sicheren Beweis erbracht, dass die Tönnissteiner Quelle von den Römern schon gekannt und benutzt gewesen ist. Diese Thatsache hat jetzt durch einen in der jüngsten Zeit eben dort gemachten Fund eine neue Bestätigung erhalten.

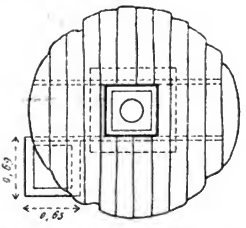
Vor einigen Wochen liessen nämlich die Herren Thyssen und Strassburger, welche sich zum Vertrieb des Tönnissteiner Wassers verbunden haben, zur Neufassung der Quelle und zur Herstellung von Kellereien in deren Umgebung umfangreiche Erdarbeiten vornehmen. Da das Terrain allmählich durch Aufschwemmung vom nahen Gebirge her erhöht worden ist, so war man genöthigt, um sich dem uralten Sitze der Quelle besser nähern zu können, ziemlich tiefe Abzugskanäle und zugleich um den Brunnen herum eine umfangreiche Ausgrabung auf 2 m Tiefe auszuführen. Bei dieser Gelegenheit wurden vorab in nächster Umgebung des alten Brunnens mehrere Reste einer Röhrenleitung blossgelegt, welche aus je 2 aufeinander gelegten und gut mit Thon verdichteten Hohlziegeln besteht. Die Vermuthung liegt sehr nahe, dass dieselbe zur Aufnahme und Ableitung des dem nahen Gebirge entströmenden Wassers gedient hat. Dieselbe verliert indessen durch den Umstand jegliche Wahrscheinlichkeit, dass die Röhren

1) Vgl. Freudenberg, Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Bonn 1862. S. 3 Anm. 1.

Digitized by Google

keineswegs in der Richtung auf das Gebirge zu, sondern mit demselben fast parallel laufen. Als man dieselben dann weiter verfolgte, stiess man in einer Entfernung von ungefähr 27 m östlich vom eigentlichen Heilbrunnen in einer Tiefe von 1,95 m auf die sehr alte Einfassung einer zweiten Quelle, der jetzt wahrscheinlich durch den nahen neuen Brunnen das Wasser fast gänzlich entzogen war. Zunächst der Erdoberfläche kam etwa 25 cm unterhalb des oberen Randes der Einfassung ein kreisrunder Bodenbelag (Fig. 1) zum Vorschein, welcher nach

Fig. 1.

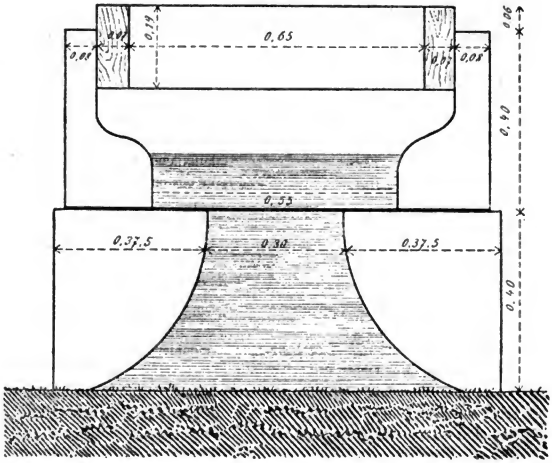


Angabe der Arbeiter aus kräftigen Eichenbohlen bestand. Dieselben waren noch auffallend gut erhalten. Sie mögen daher einer späteren Zeit angehören und jünger sein als das bei der eigentlichen Einfassung der Quelle benutzte Eichenholz, welches stark von Fäulniss zerfressen war. Nach Wegräumung des Bodenbelages, der eine Art Wandelbahn um die eigentliche Quelle gebildet zu haben scheint, erblickte man, wie beigegebene Abbildung zeigt (Fig. 2), zuoberst ein viereckiges Geschränk von 7 cm dicken und 19 cm hohen Eichendielen, welches in seiner unteren Hälfte von vier 40 cm hohen und 8 cm dicken Steinplatten zusammengehalten wurde, welche nach unten sich bis zu $15^1/_2$ cm verstärkten. Diese ruhten wiederum ihrerseits auf einem Untersatz von vier ebenfalls 40 cm hohen, dagegen oben 37 cm dicken, nach unten sich bis zu 8 cm allmählich verjüngenden Tuffsteinblöcken, welche sowohl an den vier zusammenstossenden Ecken als auch da, wo die obere Steineinfassung auflag, mit Thonerde und Moos in zwar primitiver, aber doch noch jetzt gut abschliessender Weise verdichtet waren, um das Durchsickern des Wassers zu verhindern. Während die Holzeinfassung im Lichten einen Durchmesser von 65 cm hatte, verminderte derselbe sich bei den die Holzeinfassung umschliessenden Steinplatten allmählich bis zu 55 cm und beträgt am Munde des eigentlichen Quellensprudels nur noch 30 cm. Dessen Einfassung springt an zwei Seiten bedeutend vor und der so gewonnene Raum scheint zum Aufstellen der Schöpfgefässe gedient zu heben, wie denn in Wirklichkeit dort noch ein römisches Gefäss von gewöhnlichem schwarz-

Digitized by Google

grauem Thon stehend gefunden wurde, welches von den Arbeitern aus Unvorsichtigkeit zerschlagen wurde. An der südöstlichen Ecke der

Fig. 2.



Einfassung war ein kleiner, 69 cm langer und 65 cm breiter Trog von Tuffstein (Fig. 1) angebracht, der wahrscheinlich zur Aufnahme des überflüssigen Wassers bestimmt war. Hierhin nahmen auch die früher erwähnten Wasserleitungsröhren ihre Richtung, so dass sie wahrscheinlich die Bestimmung hatten, bei der allmählich stattfindenden Erhöhung des Terrains sowohl das Wasser des Troges abzuführen, als auch die Quelle vor dem Eindringen der Tagewasser zu schützen. Wenn schon überhaupt die Art und Weise der Fassung die Annahme nahe legt, dass die ganze Brunnenanlage römischen Ursprungs ist, so wird dies durch andere Thatsachen zur Evidenz erhoben. Als man nämlich den in der Quelle befindlichen Schwemmboden entfernte, fanden sich im Schlamme des jetzt ziemlich versumpften eigentlichen Quellloches viele römische Kupfermünzen aus verschiedenen Zeiten und von verschiedener Grösse.

Digitized by Google

Es waren ihrer 238[1]) an der Zahl. Wie aus der in der Anmerkung gegebenen detaillirten Aufzählung sich ergibt, gehören die ältesten den Kaisern Claudius und Domitian an; dann sind die Antonine ziemlich vertreten, aus dem dritten Jahrhundert Gallienus und Claudius Gothicus, am zahlreichsten aber sind die Stücke aus den Zeiten des Valentinianus I, Valens, Gratianus und Magius Maximus. Ueber die Regierung des Arcadius, also über das Jahr 408 n. Chr. geht keine Münze hinaus. Da die Münzen der zuletzt genannten Kaiser alle mehr oder minder gut erhalten, dagegen alle übrigen sehr stark abgegriffen sind, so werden wir wohl schwerlich fehlgehen, wenn wir annehmen, dass die Quelle in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr., wenn auch nicht zuerst aufgefunden, so doch am stärksten besucht

---

1) Von diesen haben sich folgende näher bestimmen lassen:

Nemausus	1 Stück	Gallienus	17 Stück
Claudius I	1 „	Victorinus	2 „
Domitianus	3 „	Claudius II	17 „
Traianus	2 „	Quintillus	1 „
Hadrianus	6 „	Aurelianus	2 „
Antoninus Pius	10 „	Tetricus pater	4 „
Faustina mater	3 „	Tetricus filius	1 „
Marcus Aurelius	4 „	„ „ type barbare	2 „
Lucilla Veri	1 „	Tacitus	1 „
Commodus	3 „	Probus	3 „
Septimius Severus	2 „	Diocletianus	3 „
Caracalla	1 „	Maximianus Hercules	5 „
Valerianus	1 „	Helena	1 „
Licinius pater	2 „	Constantius Gallus	1 „
Constantinus I	6 „	Valentinianus I	28 „
Constantinopolis	2 „	Valens	18 „
Roma	1 „	Gratianus	16 „
Crispus	1 „	Theodosius I	1 „
Constans I	6 „	Maximus	6 „
Constantius II	5 „	Arcadius	3 „
Magnentius	1 „	Summa	194 Stück.

Dazu kommen als wegen ihrer schlechten Erhaltung nicht mehr bestimmbar . . . . . 44 „

also in Summa 238 Stück

Unter diesen befinden sich nur wenige Gross- und Mittelerze, etwa 22 Stück, und diese gehören der älteren Kaiserzeit bis auf Septimius Severus einschliesslich an, alle übrigen sind Kleinkupfer.

Digitized by Google

worden ist. Denn dass diese Münzen nicht durch blossen Zufall in die Quelle gekommen, sondern mit Absicht in dieselbe hineingeworfen worden sind, das beweist hinlänglich die auffallend grosse Zahl derselben. Es waren nämlich Gaben, den Quellgottheiten dargebracht von denen, welche von ihnen entweder Genesung erfleht oder für die hergestellte Gesundheit ihren Dank bezeugt haben. Dies beweist die Analogie ähnlicher Münzfunde aus einer ganzen Reihe von Quellen. Die berühmteste Opfergabe dieser Art ist das sprichwörtlich gewordene Gold von Toulouse (*aurum Tolosanum*), bestehend aus 110,000 Pfund Silber und 1,500,000 Pfund Gold, welches die Tektosagen nach dem Zeugniss des Justinus (hist. Philipp. XXXII 13, 9) zur Abwehr der Pest auf Geheiss ihrer Priester in den Tolosanischen See[1]) versenkten. Es war dies wohl die grossartigste Gabe, welche je einer Gottheit als Opferspende dargebracht worden ist. Vor dreissig Jahren ward zu Vicarello am Lago di Bracciano in Etrurien, das seiner heissen Quellen wegen noch heutzutage von Kranken häufig besucht wird, beim Abbrechen der antiken Einfassung der Quelle auf dem Grunde des Wassers ein ganz enormer Schatz von römischen Münzen der verschiedensten Zeiten gefunden. An rohem Metall, dem gewogenen Gelde der ältesten römischen Zeit (*aes rude*), wurden allein 1200 Pfund, von geprägten Münzen viele Tausende, darunter bloss an republikanischen 3800 Stück[2]) aus dem Boden des Wasserbeckens hervorgeholt. Uebrigens brauchen wir zur Erhärtung der eben ausgesprochenen Ansicht nicht die Belege aus anderen Ländern zu entnehmen. Deutschland bietet sie uns hinreichend, wenn auch nicht in so imposanten Funden, wie die vorhin besprochenen. Denn, um nicht von den Thermen zu Badenweiler[3]) und dem Salzbrunnen zu Niederbronn im Elsass zu sprechen, aus denen neben anderen Gegenständen eine Menge alter Münzen, aus dem letzteren im Jahr 1592 dreihundert Stück[4]), zu Tage gefördert worden sind, so sind beim Aufräumen der im April 1803 wiederentdeckten Schwefelquelle zu Nierstein[5]) unweit Oppenheim oberhalb Mainz

1) Vgl. Gellius n. a. III, 9, 7. Cic. de nat. deor. III, 30, 74.

2) Vgl. Marchi, La stipe tributata alle divinità delle acque Apollinari. Roma 1852. 4.

3) Preuschen, Denkmäler von allen phys. u. polit. Revolutionen in Deutschland. Frankfurt a. M. 1787. S. 181 ff.

4) B. M. Lersch, Gesch. der Balneologie, Hydroposie u. Pegologie. Würzburg 1863. S. 47.

5) Lehne, Das Sironabad bei Nierstein und seine Mineralquelle in Gesammelte Schriften Bd. III S. 51 ff.

Digitized by Google

ausser Thonfiguren eine Anzahl römischer Münzen aus den Jahren 86 bis 267 n. Chr. in der Quelle angetroffen worden und aus dem Brunnenschachte des Sauerwasserbrunnens zu Schwalheim im kurhessischen Amte Dorheim, eine halbe Stunde von Bad Nauheim, an dem die Römerstrasse dicht vorbeiführte, in den Jahren 1811, 1827 und 1831 viele Münzen[1]) aus der Zeit von Vespasian bis auf Antoninus Pius und noch zuletzt 1862 eine bedeutende Menge keltischer Münzen[2]) hervorgezogen worden. Beim Siedinger Dreis[3]), einer Sauerquelle bei Gerolstein in der Eifel, hat man bei ihrer Wiederherstellung im Jahre 1778 143 Römermünzen, meist des Kaisers Maximinus, gefunden und die in unserer nächsten Nachbarschaft gelegene Roisdorfer Mineralquelle[4]) hat bei ihrer in den dreissiger Jahren vorgenommenen Reinigung in einer Tiefe von 20 Fuss Münzen und Scherben römischer Terrakotten geliefert. Ja diese antike Sitte, in solcher Weise der Gottheit seinen Dank für die Genesung zu beweisen, hat sich durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit im Volke erhalten. Denn nicht bloss das Concil von Arles vom Jahre 457 und die Bussfragen des Burchard von Worms c. 63 eifern gegen diesen nicht aussterben wollenden heidnischen Gebrauch, sondern auch noch heutigen Tages werden in Mähren, Frankreich und Norwegen Münzen als Opfergaben vom gewöhnlichen Manne in Seen, Bäche und Quellen versenkt.

Wie man aber Münzen im Alterthume sehr gerne in frommer Absicht in die Quellen warf, ebenso errichtete man Denksteine und Altäre mit Inschriften als Weihegeschenke mit dem Ausdruck des Dankes für die Befreiung von Krankheit. Es kann uns daher nicht wundern, wenn ausser den Münzen bei den Quellen zu Tönnisstein auch römische Votivsteine zu Tage gefördert worden sind. Es haben sich nämlich drei römische Votivaltäre von Tuffstein gefunden, und zwar noch an dem ursprünglichen Ort ihrer Aufstellung, indem auf jeder Ecke der dem Bergabhang zugekehrten Seite der Brunnenfassung je einer noch aufrechtstehend angetroffen wurde. Der eine derselben, dessen oberer Theil sowie die vom Beschauer rechte Seite abgebrochen sind, misst jetzt in der Höhe 35 cm. Der auf allen vier Seiten vor-

1) Archiv für hess. Gesch. u. Alterth. IV, 248, 253.

2) Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hess. Gesch. u. Landeskunde 1862 Nr. 7 S. 8. Jacob Becker, Archiv für Frankf. Gesch. u. Kunst. N. F. Bd. III, 1865. S. 35.

3) Schannat, Eiflia illustr., herausg. von Bärsch, III, 2, 1 S. 41.

4) Vgl. Kessel, Bonn. Jahrb. LVIII, 1876, S. 169.

Digitized by Google

springende Sockel hat eine Breite von 37 cm und eine Tiefe von 26 cm, während das Inschriftfeld bloss eine Breite von 31 cm und eine Tiefe von $20^1/_2$ cm hat. Die in Folge der schlechten Erhaltung des oberen Theiles des Steines ebenfalls lückenhafte Inschrift, deren Buchstaben ziemlich flach und flüchtig eingehauen sind, lautet:

L A S S
R E T E C O M A
L I T O N E S C L A
S S I S E I V S D E M
L L M

In dieser Inschrift machen nur die zwei ersten Buchstaben der zweiten Zeile Schwierigkeiten. Das zu Anfang der Zeile stehende R scheint zu dem Worte GER gehört zu haben, dessen Anfangsbuchstaben GE höchst wahrscheinlich am Schluss der vorhergehenden Zeile gestanden haben. Denn dass die Flotte näher bezeichnet war, geht aus dem folgenden *classis eiusdem* hervor. — Nicht so leicht ist die Deutung des folgenden Zeichens. Der vertikale Strich des E zieht sich nämlich bis zum Querbalken des in der dritten Zeile stehenden T herab, der so gebildet ist, dass er dem Horizontalstrich eines L ähnlich sieht. Vielleicht hat der Steinmetz FEL geben wollen. Indessen der Beiname *felix* ist bis jetzt für die germanische Flotte, welche wohl allein hier gemeint sein kann, meines Wissens noch nicht anderweitig nachgewiesen, sondern sie heisst allenthalben *pia fidelis*[1]). Eine bessere Deutung vermag ich einstweilen nicht zu geben; mögen dies Kundigere thun. Ich erkläre also das Erhaltene folgendermassen:

. . . . . [*c*]*lass*[*is Ge*]*r*(*manica*) *fel*(*ix*(?)) *et comm*[*i*]*litones classis eiusdem l*(*aeti*) *l*(*ubentes*) *m*(*erito*).

Sie besagt also, dass Soldaten der Flotte irgend einer Gottheit, deren Namen uns durch die Unbill der Zeit verloren gegangen ist, ihr Gelübde an der Quelle entrichtet haben. Es liegt sehr nahe anzunehmen, dass Hercules Saxanus hier genannt war, weil sich von ihm zahlreiche Denkmäler gerade im Brohlthale gefunden haben, die Freudenberg in dem S. 56 angeführten Winckelmannsprogramme unseres Vereines zusammengestellt und besprochen hat. In der nächsten Nähe von Tönnisstein beim Tillerborn wurde im 16. Jahrhundert ein Altarstein[2]) ausgegraben, welcher ebenfalls eine Widmung an den Hercules

1) Vgl. Bone, Bonn. Jahrb. LXXI, 107 f.

2) Vgl. Brambach, C. I. Rhen. n. 674.

Digitized by Google

Saxanus, den θεὸς ἐκ πέτρας, enthielt. Es hat dies aber auch noch seinen tieferen Grund. Er war der unüberwindliche Gott (invictus), dessen Macht die in den Steinbrüchen des Thales beschäftigten römischen Soldaten vor Gefahren beschützte, er war, was seiner Verehrung an der Tönnissteiner Quelle noch ein besonderes Interesse verleiht, als der Repräsentant gewaltiger Naturkräfte der Finder und der Beschützer der Quellen, der warmen sowohl als der kalten. Trotzdem bleibt diese Annahme, dass dem Hercules unser Votivstein geweiht war, nur eine reine Vermuthung, weil wir auf einem zweiten an unserer Quelle ausgegrabenen Altare nicht ihn, sondern andere Gottheiten als Heilgötter zum Gegenstand der Verehrung gemacht finden. Denn der zweite, viel besser als der erste erhaltene Altar, nennt den Apollo und die Nymphen anstatt des Hercules. Derselbe hat mit Sockel und Aufsatz eine Höhe von 40 cm, die Inschriftfläche eine Höhe von 27 cm, eine Breite von 19 cm und eine Tiefe von 18 cm. Der hübsch gegliederte, ringsum vorspringende Sockel ist 23 cm breit und 23 cm tief. Der Stein ist oben stark bestossen, wesshalb die Bekrönung mit den auf den beiden Seiten befindlichen Voluten zum Theil abgebrochen ist. Auf der Mitte der Bekrönung liegt ein Kranz. Dieser und die Gliederung des Sockels sowohl, als auch die einzelnen nicht tief eingehauenen Buchstaben der Inschrift zeigen noch die Spuren einer ehemaligen Bemalung mit rother Farbe. Die Buchstaben der Inschrift sind sehr nachlässig und flüchtig eingehauen. O ist kleiner als die übrigen Buchstaben und endigt nach unten in einen spitzen Winkel. Der Horizontalstrich von L setzt nicht unten, sondern ziemlich hoch am Vertikalstrich des Buchstabens an. Vor allem aber sieht S einem gewundenen schrägen Striche ähnlich, wie auch N stark liegt und V an drei Stellen leicht gerundet ist.

Die Inschrift selbst lautet:

O
APOLLINIET
NIMPIS·
VOLPINS
CASSIVS
GRACILIS
UETERANU
U · S·L·M

Auf der Mitte des Frontispice ist über dem Sims der Buchstabe O erhalten, was auf die Ergänzung I(ovi) o(ptimo) m(aximo) hinführt.

Digitized by Google

— In der 4. Zeile scheint es zweifelhaft, ob das am Ende des Wortes VOLPIN schwach sichtbare Zeichen ein S ist oder vielmehr eine zufällige schräge Vertiefung, weil die Form des S allenthalben einer gewundenen schrägen Linie ähnlich ist. — In Z. 7 hat das zu VETERANV gehörende Schluss-S niemals auf dem Steine gestanden.

Die Inschrift ist demnach folgendermassen zu lesen:

[*I(ovi)*] *o(ptimo)* [*m(aximo)*], *Apollini et Nimpis Volpin(i)s Cassius Gracilis veteranu[s] v(otum) s(olvit) l(ubens) m(erito)*.

Apollo gehört nicht bloss als der Orakelspender, sondern auch als der Verleiher von Gesundheit zu den vielfach verehrten Gottheiten. Schon im Jahre 434 v. Chr. ist in Rom dem *Apollo medicus* ein Tempel [1]) erbaut worden. Auf zahlreichen römischen Münzen seit Caracalla erscheint er als *Apollo conservator* und *salutaris* [2]), und eine stadtrömische Inschrift [3]) nennt ihn sogar *Apollo salutaris et medicinalis*. Schon Cäsar [4]) fand unter den Hauptgottheiten der Gallier eine vor, welche er mit dem römischen Apollo identificirt und die er als ihre Heilgottheit vornehmlich charakterisirt. Bekannt ist die Lyoner Inschrift (Orelli 4329 = Wilmanns 2720): *Mercurius hic lucrum promittit, Apollo salutem* u. s. w. Die aquae Apolliuares bei Vicarello, die Orakelquellen zu Kolophon, Delphi und Didymae zeugen laut für die innigen Beziehungen des Apollo zu den heilsamen Quellen, in deren wohlthätiger Einwirkung man die göttliche Heilthätigkeit des Apollo hervortreten zu sehen glaubte. Er hat daher namentlich seine Hauptverehrung bei derartigen Quellen und Bädern gefunden. So wurde, um auf rheinländischem Boden zu bleiben, am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Wiesbaden [5]) bei Erbauung des Badehauses zum Schützenhofe in einem alten römischen Baderaume ein Weihestein gefunden, den ein Hauptmann der Legio VII Gemina, L. Marinius Marinianus, unter Alexander Severus offenbar aus Dank für seine Heilung (*voti compos*) dem Apollo gesetzt hat.

Neben dem heilspendenden Apollo werden auf unserem Brohler Denkmal auch die Nymphen erwähnt, die Genien des fliessenden Was-

1) Vgl. Liv. IV, 25, 3. VII, 20, 9. XL, 51, 6. Macrob. Sat. I, 17, 15. Lersch, Apollon der Heilspender. Bonn. Winckelmannsprogr. 1847. S. 15 f.

2) Preller, Röm. Mythol. I³ S. 311 Anm. 4.

3) C. I. Lat. VI, 39.

4) Bell. gall. VI, 17, 2. Vgl. J. Becker, Annalen des Vereins für Nass. Alterth. u. Gesch. IV, 365 ff.

5) C. I. Rhen. 1529.

Digitized by Google

sers. Sie erscheinen mehrfach auf antiken Denkmälern als mädchenhafte Gestalten, ausgestattet mit verschiedenen auf das feuchte Element bezüglichen Attributen. Sie waren Göttinnen[1]), wesshalb sie *sanctae*[2]) und *augustae*[3]) heissen. Schon bei Homer (Odyss. XVII, 210) pflegen die Wanderer den Nymphen des Quells am kalten Felsen zu opfern und Gelübde darzubringen. An nicht wenigen Orten[4]) treffen wir Tempel für ihre Verehrung an. Denn auch sie waren als Gesundheit verleihende Gottheiten verehrt, wesshalb sie in Inschriften *salutares, salutiferae* und *medicae*[5]) genannt werden. Daher finden sich sowohl im Bade zu Tüffer[6]) bei Cilli, als auch am Sauerbrunnen[7]) zu Heilstein den Nymphen gewidmete Opferaltäre. Nicht selten werden die Nymphen mit Apollo zusammen genannt. So haben sich auf Ischia[8]) mehrere dem Apollo im Vereine mit den Nymphen gewidmete Denkmäler gefunden. Auf einer im Jahre 1851 in der Basilica Julia zu Rom ausgegrabenen Marmortafel empfängt Apollo als Herr der Najaden den Dank für die durch ihn erlangte Genesung. Ganz dasselbe Verhältniss zwischen Apollo und den Nymphen tritt uns auf den bei den berühmten Thermen von Vicarello zu Tage geförderten Votivsteinen[9]) entgegen, die *Apollini et Nymphis* gewidmet sind. Und ebenso finden wir in einer Quellinschrift von Attalia, einer aeolischen Stadt, Apollo in Verbindung mit den Nymphen. Dieselbe Empfindung des Dankes, welche sich in den vorhin aufgezählten Denksteinen ausspricht, war es auch, welche den Veteranen Cassius Gracilis veranlasst hat, dem Apollo und den Nymphen die kleine Votivara für seine durch den Tönnissteiner Heilbrunnen wiedererlangte Gesundheit zu geloben und zu errichten. Möge die Quelle in der neuen Fassung auch fernerhin in gleicher Weise wie zur Römerzeit nicht bloss den müden Wanderer erquicken, sondern auch den Leidenden Linderung und Heilung verschaffen.

---

1) C. I. Rhen. 1328. 1329.

2) C. I. Lat. VI, 551. 3706. 3707.

3) C. I. Lat. III, 4043. 5146.

4) So zu Gohr bei Dormagen. Vgl. Bonn. Jahrb. LVIII, 1876. S. 207 ff.

5) Vgl. Archäol.-epigr. Mitth. aus Oesterr. III, 164. C. I. Lat. III, 1397. Ephem. epigr. II, p. 390 n. 719.

6) C. I. L. III, 5146—5148. Ephem. epigr. II, p. 442 n. 972.

7) Lersch, Gesch. der Balneologie S. 20.

8) C. I. Lat. X, 6786 - 6788.

9) Marchi, a. a. O. tab. II n. 2 u. 2a.

Digitized by Google

Der Beiname *Volpin(i)s*, welchen der Veteran Gracilis den Nymphen in seiner Weiheinschrift beilegt, bereitet hinsichtlich seiner Erklärung Schwierigkeiten. Derselbe scheint neu zu sein; wenigstens kommt derselbe meines Wissens bis jetzt sonst weder in der Litteratur noch auf Denkmälern vor. Wenn man die anderen Beinamen, welche die Nymphen auf den ihnen gewidmeten Denkmälern führen, in Betracht zieht, so sind diese mehrfach bestimmten Oertlichkeiten entlehnt, an denen sich Quellen vorfinden, als deren Beschützer sie gelten. So haben die *Nymphae Griselicae*[1]) offenbar von *Grécoulx* im Département du Var und die *Nymphae Caparenses*[2]) von der lusitanischen Stadt *Capara* ihren Beinamen erhalten. Das Gleiche wird von den *Varcilenae*[3]) und den *Nymphae Aug. Percernes*[4]) einer Inschrift von *Vaison*, zu urtheilen sein. Dahingegen haben sicherlich die *Nymphae Nitrodes* oder *Nitrodiae*[5]), welche auf der Insel Ischia zu Nitroli verehrt wurden, ihren Namen ebenso wie der Ort selbst von dem Natrongehalt der heute daselbst noch sprudelnden Quellen empfangen, wie bereits Ihm[6]) richtig angenommen hat. Andere Bezeichnungen, wenn man von den allgemein ehrenden Epithetis wie *Augustae* (C. I. L. III, 4043), *divinae* (Henzen 5758), *sanctissimae* (C. I. L. VI, 166) absieht, enthalten dagegen offenbar Beziehungen auf Personen, wie die *Nymphae Domitianae* (Henzen 5767). Die *Nymphae geminae* (C. I. L. IX, 5744) aber, welche Mommsen mit dem Consul des Jahres 29 n. Chr., Fufius Geminus, in Verbindung gebracht hat, werden von Ihm[7]) jedenfalls richtiger auf *duo salientes* bezogen. Der Beiname *Volpinae* (*-iae*), den die Tönnissteiner Inschrift den Nymphen gibt, hat unzweifelhaft einen topischen Charakter. Welche Oertlichkeit jedoch zu demselben Veranlassung gegeben, sowie ob dieselbe in der Nähe des Fundortes oder in einem entfernteren Theile des Römerreiches zu suchen ist, muss vor der Hand unentschieden bleiben.

Bei den weiteren Ausschachtungsarbeiten wurde dann noch das Fragment eines dritten Weihesteines gefunden, dessen Material ebenfalls Tuffstein ist. Dasselbe ist oben, unten und an der linken Seite

1) Borghesi, Oeuvres III, 245.
2) C. I. Lat. II, 883. 884. 891.
3) C. I. Lat. II, 3067.
4) Orelli-Henzen 5761.
5) C. I. Lat. X, 6789. 6790. 6786.
6) Bonn. Jahrb. LXXXIII, 94.
7) Bonn. Jahrb. LXXXIII S. 95 Anm. 1.

Digitized by Google

vom Beschauer abgebrochen und jetzt 19 cm hoch, 17 cm breit und 11 cm tief. Die auf demselben befindliche Inschrift, deren Buchstabenzüge ebenfalls Spuren von rother Farbe zeigen, lautet:

I \I LINI
P·VERANI
· VPERMI
/XIIPRPF
RALBI
ΓIUD

Was in der ersten jetzt erhaltenen Zeile gestanden hat, ist schwierig zu bestimmen, weil nicht einmal die als vorhanden angegebenen Zeichen ganz sicher sind. Die in der Mitte der Zeile sichtbaren beiden Striche können zwar der Rest eines N sein, mit grösserer Wahrscheinlichkeit aber sind sie für den rechten Schenkel eines A und die Hasta eines I, N oder P anzusehen. Am Schluss der Zeile sind IN deutlich und der untere Theil eines I schwach erkennbar. Alles dies führt zur Ergänzung AP[ol]LINI.

Das erste Zeichen der zweiten Zeile kann P gewesen sein. Vorhanden ist bloss der obere Theil einer senkrechten Hasta, an der ich jedoch noch dunkle Spuren einer sich anschliessenden Rundung zu erkennen glaube. Ob am Schluss derselben Zeile nach I noch ein Buchstabe gestanden hat, ist ungewiss, da der Stein hier ausgebrochen ist. Nach der Länge der übrigen Zeilen ist dies nicht ganz ausgeschlossen. Es hat fast den Anschein, wofern nicht der Zufall eine Rolle hier spielt, als wenn ein Stück des vorderen Querstrichs eines V vorhanden wäre.

Zeile 3 im Anfang ist wahrscheinlich bloss ein Buchstabe, nämlich S, verloren gegangen. Am Schluss der Zeile müsste L folgen, von dem man indessen auf dem Stein jetzt keine Spur mehr entdecken kann. Die Annahme einer Ligatur von I und L dünkt mir weniger Anspruch auf Wahrscheinlichkeit zu haben. — Am wenigsten Schwierigkeit bietet die Ergänzung der vierten Zeile; sie hat unzweifelhaft gelautet *leg.* *x*XIIPR·P·F.

In der fünften Zeile fehlen zu Anfang drei oder vier Buchstaben; die dann folgenden ersten drei Buchstaben sind sicher. Wofür das vierte Zeichen anzusprechen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Es scheint dasselbe, da die Buchstaben ziemlich schwach und dünn eingehauen sind, ein B gewesen zu sein. Vom letzten Buchstaben

Digitized by Google

lässt sich jetzt mit Sicherheit bloss die Hasta erkennen; man könnte daher wohl versucht sein an BF = *beneficiarius* zu denken. Indessen alle diese Combinationen sind höchst unsicher und daher besser bei Seite zu lassen.

Nach einer Lücke von ungefähr 5 Buchstaben sind in der letzten Zeile jetzt noch vier Zeichen erkennbar. Von diesen sind die beiden mittleren IU ganz sicher, das vor dem I stehende Zeichen, welches schwach zum Vorschein kommt, scheint E zu sein, wenngleich dessen mittlerer Querstrich nicht sichtbar ist. Das letzte Zeichen hat das Aussehen eines D, dessen Rundstrich oben sich nach vorne zu einer schrägen accentähnlichen Linie umbiegt.

Demnach möchte ich den Wortlaut der Inschrift, insoweit er mit einiger Wahrscheinlichkeit ergänzt werden kann, folgendermassen feststellen:

. . . . . | . . . *Ap*[*ol*]*lin*[*i*] *P*(*ublius*) *Verani*[*us*] | *Super mi*[*l*(*es*)] | [*leg*(*ionis*)] [*X*]*XII pr*(*imigeniae*) *p*(*iae*) *f*(*idelis*) | . . . . *ral bi* | . . . . *iud.* | . . . . .

Dass wir in diesem kleinen Bruchstück nicht sowohl ein Sepulkraldenkmal als vielmehr den Weihestein einer Gottheit vor uns haben, diese Annahme bedarf wohl keiner Rechtfertigung, selbst wenn sie nicht schon durch den Fundort hinreichend motivirt wäre. Dass am Schlusse der Inschrift noch mindestens eine Zeile fehlt, darf als feststehend angenommen werden. Ob und wie viele Zeilen zu Anfang verloren gegangen sind, wird nicht eher festzustellen möglich sein als bis es gelingt eine einigermassen sichere und befriedigende Ergänzung des Wortlautes der ersten Zeile zu eruiren.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass sämmtliche drei Steine von den Besitzern, den Herrn Strassburger und Thyssen, in gemeinnütziger Gebefreudigkeit dem hiesigen Provinzialmuseum auf meinen Wunsch zum Geschenk gemacht worden sind.

19.

Ein Votivaltar der Göttin Sunuxsal.

Bei der regen Bauthätigkeit, welche in letzter Zeit in Köln herrscht, sind auch mehrere römische Inschriften zu Tage gefördert worden, die, wenn sie auch zum grössten Theil in sehr trümmerhaftem Zustande erhalten sind, dennoch der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

Digitized by Google

Zunächst wurde an der Aachener Strasse daselbst bei den Fundamentirungsarbeiten eines Neubaues etwa $1^1/_2$ m unter der Erdoberfläche ein kleiner römischer Votivaltar von Jurakalk gefunden. Derselbe hat vorne ein vorspringendes Gesims, über dem sich eine einfache dachförmige Bekrönung mit zwei schneckenförmigen, jetzt grösstentheils abgebrochenen Voluten erhebt. Der an der linken Seite vom Beschauer beschädigte Sockel springt an drei Seiten vor, während die Rückenwand unbearbeitet ist. Auf den beiden Schmalseiten ist ein Baum in Flachrelief dargestellt. Die Ara ist $29^1/_2$ cm hoch, $17^1/_2$ cm breit und 11 cm tief, das Inschriftfeld $18^1/_2$ cm hoch. Auf der Vorderseite befindet sich in sehr schönen, ziemlich tief eingehauenen Buchstaben die einfache Widmung in drei Zeilen:

D E A E
S V N V X
S A L I

Die hier genannte Göttin Sunuxsal kennen wir bereits aus zwei anderen Weiheinschriften, von denen die eine im sog. Probsteiwalde [1]) bei Eschweiler an der Inde, die zweite zu Embken [2]) bei Zülpich gefunden wurde, sowie aus der halbbarbarischen Aufschrift [3]) eines zu Neuss gefundenen Gefässes (*Dae Sunxalis*). Nach dem Vorgange von K. Klein [4]) wird der Name dieser Göttin jetzt allgemein mit dem Namen der von Plinius [5]) und Tacitus [6]) erwähnten belgischen Völkerschaft der Sunuci, welche, da sie zwei Cohorten [7]) zum römischen Heere stellten, nicht ganz unbedeutend gewesen sein können, in Verbindung gebracht und sie selbst als die Nationalgöttin derselben, wie es scheint mit Recht, angesehen. Kern [8]) hat das Suffix *salis* für gleichbedeutend mit dem niederländischen *zalig* erklärt und demnach *Sunuxsalis* durch *fortuna*

1) C. I. Rhen. n. 633.

2) A. a. O. n. 569.

3) Bonn. Jahrb. LIII/LIV, 1873, S. 310.

4) Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1848, S. 1045. Vgl. J. Becker ebenda 1851, S. 133.

5) Nat. hist. IV, 17, 106.

6) Hist. IV, 66.

7) Vgl. C. I. Lat. VII, 142. 1195. — Ueber den Umfang ihres Gebietes siehe Bergk, Bonn. Jahrb. LVII, 1876, S. 22 f.

8) Nach einer Mittheilung von Habets, Publications de la soc. hist. et archéol. dans le duché de Limbourg. t. XVIII, 1881, p. 130 n. 2.

Digitized by Google

Sunucorum übersetzt. Ihr Name wird verschieden in den erhaltenen Denkmälern überliefert; sie heisst bald *Sunuxsal*, wie hier und auf der Eschweiler Votivara, bald *[S]unucsall*, wie auf dem Embkener Steine, oder endlich in verkürzter Form *Sunxal* mit Auswerfung des mittleren u auf dem Neusser Gefäss. Ob in der auf einer jetzt freilich verlorenen zu Jülich gefundenen Säulenaufschrift genannten *Deae Unciae*[1]) wirklich die verkürzte Namensform *Sunciae* für *Sunuxali* steckt, wie Bergk[2]) nach dem Vorgange von Lersch[3]) vermuthet, ist ziemlich ungewiss. Leider ist die einzige bildliche Darstellung, welche sich auf dem Eschweiler Votivsteine befand, bis auf den Unterkörper der sitzenden Gottheit und die Vorderbeine eines rechts neben ihr liegenden Hundes gänzlich zerstört, so dass sich aus ihr für die Kenntniss des Cultus nichts gewinnen lässt.

20.

Fragmente Kölner Inschriften.

In dem verflossenen Winter 1886/87 wurde bei Erdarbeiten, welche zu Köln ganz nahe vor dem Severinsthore vorgenommen wurden, unter anderen Resten des römischen Alterthums eine 46 cm hohe, 18 cm breite und 10 cm tiefe Platte von Kalkstein zu Tage gefördert. Die ganze linke Hälfte der Platte, welche ein Votivstein war, ist jetzt abgebrochen, wesshalb die Anfänge sämmtlicher Zeilen der auf ihr befindlichen Inschrift verloren gegangen sind. Der erhaltene Rest der Inschrift, deren schöne und zierliche Buchstaben auf eine gute Zeit hinweisen, lautet:

NIBVS
/INA
N A
IOFILC////

.... *nibus* | ..... *vina* | ..... *na* | ..... *o filio.*

Dass in der ersten Zeile der Name einer Gottheit genannt war, liegt auf der Hand. Es liegt sehr nahe, an *Iunones*[4]) zu denken, de-

1) C. I. Rhen. n. 594.

2) A. a. O. S. 23 Anm. 1.

3) Bonn. Jahrb. XII, 1848, S. 46.

4) Ueber sie vgl. jetzt ausser der Sammlung von C. Friedericha Matronarum monumenta Bonn 1886 p. 244, namentlich M. Ihm in diesen Jahrbüchern Bd. 83 S. 76 ff.

Digitized by Google

ren Cult am Rheine ziemlich verbreitet war. In den beiden folgenden Zeilen stecken die Namen der Frau, welche der eben bezeichneten Gottheit den Weihestein gesetzt hat. Eine einigermassen befriedigende Ergänzung der Namen selbst zu finden ist desshalb schon nicht möglich, weil sich nicht mit Bestimmtheit feststellen lässt, wie viele Buchstaben im Anfange der einzelnen Zeilen ausgefallen sind.

Das erste Zeichen der vierten Zeile kann sowohl I, als auch der Rest eines M oder N sein, weil der obere Theil desselben ausgebrochen ist.

Wir haben es demgemäss mit dem Bruchstück eines Weihesteines zu thuen, welchen eine Mutter in Gemeinschaft oder für ihren Sohn wahrscheinlich den Junones gesetzt hatte.

Nicht lange nachher kam nicht weit von der Stelle, wo das eben besprochene Bruchstück gefunden worden war, ein zweites zum Vorscheine, welches indessen zu jenem in gar keiner Beziehung steht. Das Material desselben ist ebenfalls Kalkstein. Es ist 12 cm hoch und 29 cm breit. Der Stein ist sehr verstümmelt, wesshalb die Inschrift auf allen Seiten jetzt unvollständig ist. Von ihr sind nur die nachstehenden Buchstaben erhalten:

II
I ^ F I R I
V P V I Λ Γ

Mit diesen wenigen Bruchstücken ist freilich nicht viel anzufangen. Nicht einmal gewähren die Buchstabenreste eine Entscheidung, ob dieselben einer Votiv- oder Sepulcralinschrift angehören, wenngleich ich das Letztere für das Wahrscheinlichere halte. In FIRI der zweiten Zeile stecken unzweifelhaft die Ueberreste eines Namens, sei es nun eines Cognomens wie *Firmus* oder *Firminus* oder, wenn dieselben mit dem in der folgenden Zeile stehenden Worte enger zu verbinden sind, eines Gentiliciums wie *Firmia* oder *Firminia*. Für die Ergänzung der letzten Zeile bietet sich unwillkürlich *LVPVLAE* dar.

Beide Fragmente sind in das hiesige Provinzialmuseum gelangt. Dasselbe ist bislang noch nicht der Fall mit dem Bruchstück einer dritten Inschrift, welches abzugeben leider der Besitzer sich nicht hat entschliessen können. Dasselbe ist zwar ebenso unbedeutend wie die vorhin mitgetheilten. Allein, da nicht vorausgesehen werden kann, ob nicht über kurz oder lang der gütige Zufall die übrigen Theile derselben an's Tageslicht fördern wird, so verdient auch dies der Ver-

Digitized by Google

gessenheit entrissen zu werden. Es ist eine ungefähr 30 cm hohe, 16 cm breite und 10 cm dicke Platte von Kalkstein, welche oben, unten und an der linken Seite abgebrochen ist. Auf derselben sind in ziemlich guten Zügen die folgenden Buchstabenreste eingehauen:

I I V S
R ˅
C L A R A

Hinsichtlich der sehr verstümmelten Inschrift habe ich nichts zu bemerken, als dass der zu Anfang der ersten Zeile erhaltene vertikale Strich wahrscheinlich der Rest eines N ist.

21.

Zum Corpus inscr. Rhen. 654.

Im Museum zu Wiesbaden befindet sich nach dem ausdrücklichen Zeugnisse von K. Klein, Becker[1]) und Brambach[2]), welche sie gesehen haben, die folgende zu Brohl angeblich im Jahre 1826 gefundene Inschrift:

H E R C V L I · I N
V I C T O · S A C P
I ˅////////////////R F N
T I V S · B A S S
) L E G $\overline{\text{VI}}$ V I C I
E T V E X I L L A R
L E G · E I V S D E N

welche ich nach dem neuesten Herausgeber, Brambach, hier gebe, dessen Lesung von derjenigen der anderen Herausgeber in einigen für unsere Frage unwesentlichen Punkten abweicht.

Nun hat zuerst Fiedler[3]) und nach ihm Lersch[4]) und Steinen (n. 977) eine im Jahre 1846 ebenfalls zu Brohl gefundene Inschrift veröffentlicht, mit dem nachstehenden Wortlaute:

---

1) Inscr. Nassov. 19 in Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. IV, 1855, S. 500.

2) C. I. Rhen. 654.

3) Neue Mitth. a. dem Gebiet hist.-antiq. Forschung I 3 n. 96.

4) Centralmuseum rheinl. Inschr. III 142.

Digitized by Google

HERCVLI IN
VICTO SAC
RVM C · TER
ENTIVS BASS
VS > LEG · VI VI
CTRICIS ET VE
XILATIO LEE

Obgleich Fiedler und Lersch richtig bemerkt haben, dass die Inschrift zur damaligen Zeit im Gartenhause der Papierfabrik des Herrn Fuss zu Brohl aufbewahrt werde, hat doch Steiner in ziemlich leichtfertiger Weise beide Steine, den zu Wiesbaden und den zu Brohl befindlichen, wegen ihres fast gleichen Wortlautes für identisch erklärt. Und seitdem er diesen Machtspruch einmal gethan hatte, hat sie dann Brambach, trotzdem noch Freudenberg sie als verschieden gesondert hatte, abermals identificirt und sogar den zu Brohl aufbewahrten für eine schlechte Copie des Wiesbadener erklärt, indem er in der Anmerkung sagt: „sed haec male lecta et edita, me iudice, ab illa (Wiesbadensi) non discrepat, et venditoris seu eius qui inventarium Wiesb. conscripsit errore Heddernheimio attribuitur." Dennoch sind beide Inschriften völlig von einander verschieden. Denn die Brohler Inschrift hat sich noch bis vor einigen Wochen, wo sie von ihrer Besitzerin, der Frau Wittwe Wenté, auf meine Bitte dem hiesigen Provinzialmuseum geschenkt wurde, an ihrem alten Platze an dem Gartenhause der Papierfabrik daselbst befunden. Ich habe sie nach meiner Abschrift oben wiedergegeben. Sie befindet sich auf einer Ara aus Tuffstein, welche mit Einschluss von Sockel und Bekrönung eine Höhe von 67 cm, von denen das Inschriftfeld 42 cm für sich in Anspruch nimmt, und eine Breite von 32 cm hat. Ueber dem einfachen Gesims erhebt sich eine mehrfach beschädigte Bekrönung, welche zu beiden Seiten in schneckenförmige Voluten endigt. Auf der Mitte der Bedachung liegt ein Kranz. Wir haben es demnach mit zwei verschiedenen Widmungen, welche ein und derselbe C. Terentius Bassus dem Hercules dargebracht hat, zu thun und der zukünftige Sammler der rheinischen Inschriften wird sie beide aufführen müssen.

22.

Eine neue Matroneninschrift aus Remagen.

Im Juni dieses Jahres nahm der Ackerer Wilhelm Hillen in Remagen an seinem in der Milchgasse belegenen Hause Reparaturen vor.

Digitized by Google

Als bei dieser Gelegenheit die südliche Seitenwand bis auf die Fundamentsohle niedergelegt wurde, fand sich ausser einem hübsch ornamentirten aber stark beschädigten Kapitäl das Bruchstück einer Platte von Jurakalk als Werkstück in die Fundamente der Mauer hineinverarbeitet. Dieselbe ist jetzt oben und an der linken Seite vom Beschauer abgebrochen, in Folge dessen sie bloss eine Höhe von 22 cm und eine Breite von 21 cm hat. Auf der Vorderfläche derselben sind die Ueberreste einer ziemlich tief eingehauenen Inschrift erhalten, deren elegante und schöne Buchstaben auf eine verhältnissmässig gute Zeit hinweisen. Die Inschrift lautet:

R o N V
O N S ▪
V ▪ S ▪ L ▪ I

Die Buchstaben der ersten Zeile gehören unverkennbar zu einem Gentilnamen, worauf auch die letzte Silbe *niu(s)* hinweist. Wie derselbe aber vollständig ergänzt werden muss, ist mit Sicherheit nicht mehr zu ermitteln, weil nicht festgestellt werden kann, wie viele Buchstaben in der Lücke zu Anfang jeder Zeile verloren gegangen sind. Jedenfalls aber darf als gewiss angenommen werden, dass mindestens 10 Buchstaben ausgefallen sind, da zu Anfang der zweiten Zeile noch das zu dem Gentilnamen gehörende Cognomen sowie das Schluss-S des Gentilnamens gestanden haben. Es fehlt also heute mehr als die Hälfte der Inschrift. Für die Ergänzung des Gentilnamens gibt es sehr viele Möglichkeiten, wie Acerronius, Apronius, Autronius, Baronius, Caetronius, Duronius, Focuronius (C. I. Rhen. n. 745), Gallatronius (C. I. L. IX, 4202), Laronius, Mucronius (C. I. Rhen. 129), Obultronius (C. I. L. IX, 6078[121]; 6079[42]), Petronius, Satronius (C. I. L. IX, 5000), Sempronius, Speronius (C. I. L. VIII, 5647), Taronius, Varronius, Verronius u. s. w.

Dass das den Schluss der zweiten Zeile bildende Wort durch (matr)ONIS zu ergänzen ist, darüber wird wohl schwerlich ein Zweifel sich erheben. Um so mehr ist es daher zu beklagen, dass der Anfang der dritten Zeile, welcher wahrscheinlich den Beinamen der Matronen enthalten hat, verloren gegangen ist. Es ist dieses jetzt schon das dritte auf den Matronenkultus bezügliche Votivdenkmal, welches dem Boden von Remagen entnommen ist. Denn ausser dem vor mehreren Decennien beim Bau der linksrheinischen Eisenbahn gefundenen und jetzt dem Provinzialmuseum von unserem Vereinsmitgliede, Herrn

Digitized by Google

Grafen von Fürstenberg-Stammheim, geschenkten interessanten Altare, welcher neben dem Juppiter Optimus Maximus, dem Genius Loci, dem Mars und Hercules zugleich den Ambiomarcis geweihet ist (C. I. Rhen. n. 646), ist vor nicht langer Zeit das Bruchstück eines zweiten Altars zu Remagen zu Tage gefördert worden, auf dem die Endung ABVS des aus der ersten Zeile noch vorhandenen Wortes mit grosser Wahrscheinlichkeit, wie bereits Freudenberg[1]) erkannt hat, auf einen den Matronen gesetzten Votivstein hinweist.

Dass auf unserem Steine der Name des Dedikanten an erster Stelle vor dem Namen der Gottheit genannt wird, ist zwar eine Abweichung von der Regel, aber eine solche, welche auch sonst auf Inschriften[2]) nicht gerade selten vorkommt.

23.

Ein Weihestein aus Pier.

Als mich im Sommer vorigen Jahres amtliche Obliegenheiten nach dem im Kreise Düren liegenden Dorfe Pier führten, durchwanderte ich, eingedenk der häufig in dieser Gegend gemachten Funde von Alterthümern den Ort, nach solchen spähend. Und so gewahrte ich sehr bald an dem am Markte in der Nähe der Kirche gelegenen Hause des Maurers Koppenhagen oben am Giebel desselben einen von dem übrigen Baumaterial sich auszeichnenden Stein eingemauert, dessen Material und Gestalt auf römischen Ursprung hinzuweisen schienen. Obgleich wegen der beträchtlichen Höhe des Standortes eine genauere Untersuchung nicht ausführbar war, zumal mir keine so grossen Leitern zur Verfügung standen, so liess sich doch von unten durch die den Stein bedeckende Mörtel- und Kalkschichte hindurch das Vorhandensein mehrerer Reihen von Buchstaben erkennen. Nachdem der Stein nach längeren Verhandlungen von dem Besitzer dem hiesigen Provinzialmuseum überlassen und, so weit es möglich war, gereinigt worden war, ergab sich, dass wir es mit einem kleinen römischen Votivaltare zu thuen haben. Derselbe besteht aus rothem Sandstein und

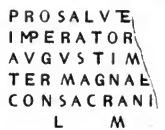
1) Veröffentlicht von J. Freudenberg in diesen Jahrbüchern LXI, 1877, S. 185. Auch dieser Stein ist jetzt auf meinen Wunsch dem Provinzialmuseum von seinem Besitzer Herrn St. Martinengo überwiesen worden.

2) Vgl. C. I. Lat. V, 5790. 6619. 6654. Revue épigr. du midi de la France I, p. 24 n. 34. C. I. Rhen. 317. Bonn. Jahrb. LV/LVI, S. 239. LIX, S. 40

Digitized by Google

hat eine Höhe von 59 cm, eine Breite von 38 cm und eine Tiefe von 17 cm. Auf den beiden Schmalseiten befinden sich bildliche Darstellungen in Flachrelief, auf der rechten die eines Füllhorns mit Früchten, auf der linken die einer Arabeske. Ganz ähnliche Füllhörner begegnen uns auf einer ganzen Reihe von Matronensteinen, sowie auf Nehalenniaaltären[1]). Die Arabeske unseres Steines dagegen weist bei aller Aehnlichkeit mit denjenigen, die sich auf mehreren Altären des Rheinlandes finden, dennoch im Einzelnen grosse Verschiedenheit auf.

Die Vorderfläche trägt die nachstehende Inschrift:



Pro salute imperator[is] Augusti m[a]ter (so!) magnae consacrani l(ibentes) m(erito).

Der Stein ist an der rechten Seite vom Beschauer abgebröckelt, wesshalb nicht mit Sicherheit festzustellen ist, ob nicht am Ende der Zeilen Buchstaben verloren gegangen sind. Mit Rücksicht auf den Raum wenigstens ist es sehr wohl möglich, dass in Z. 2, 3 und 4 ein Buchstabe ursprünglich noch da gestanden hat.

Der Name des Kaisers, für dessen Wohl dieser Altar der Mater Magna gewidmet ist, ist auf dem Steine nicht genannt. Er wird indessen einer der Herrscher des dritten Jahrhunderts n. Chr. sein; denn auf diese Zeit weist die Form der Buchstaben hin, wenngleich geringere Sorgfalt der Schrift keineswegs in den rheinländischen Inschriften als ein in jeder Beziehung sicheres Kriterium jüngerer Zeit angesehen werden darf.

Was dem Steine ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass er eine Widmung an die Magna Mater enthält. Denn der Kult der phrygischen Göttermutter, der sonst ziemlich gleichmässig über die einzelnen Provinzen des römischen Reiches verbreitet gewesen ist, scheint nach den wenigen in den Rheinlanden gefundenen Inschriften und bildlichen Darstellungen zu schliessen, nicht gerade viele Anhänger

1) Vgl. Janssen, Romeinsche Beelden en gedenksteenen van Zeeland. Taf. X, Fig. 20c, XIII, Fig. 24d.

Digitized by Google

in denselben gefunden zu haben. Und dies ist um so auffallender, als doch nach dem Zeugniss des Tacitus Germ. c. 9 u. 45 die germanischen Völkerschaften eine der Cybele verwandte Gottheit verehrt haben, mag diese nun von ihnen Freya, wie Schenck[1]) wollte, benannt worden, oder nach der Ansicht des neuesten Bearbeiters[2]) der Verehrung der Mater Magna bei den Römern mit der auf rheinischen Inschriften mehrfach vorkommenden Hludana[3]) zu identificiren sein.

M[a]ter statt *Matri* ist entweder ein Irrthum dessen, der die Inschrift concipirt hat, oder ein Fehler des Steinmetzen, deren ähnliche auf rheinischen Inschriften mehrfach uns begegnen.

Die Widmenden unserer Inschrift nennen sich *consacrani*; sie sind also Mitglieder einer sacralen Genossenschaft, deren gemeinsamer Zweck die Verehrung der Magna Mater war. Wie hier *consacrani* der Göttermutter erscheinen, so lernen wir aus zwei südfranzösischen Votivdenkmälern, von denen das erste zu Saint-Laurent-de-Trèves (Dép. Lozère), das andere zu Castelnau-Picampeau (Dép. Haute-Garonne) gefunden ist, consacrani des Mars Tritullus[4]) und der Göttin Laha[5]) kennen. Unser Votivstein bietet die Form CONSACRANi. Denn wenn auch von dem Schluss-i bloss noch eine schwache Spur vorhanden ist, so genügt dieselbe doch um die Lesung CONSACRANI sicher zu stellen. Diese Form findet sich ausser hier auch auf den beiden eben erwähnten französischen Denkmälern, während auf einem Steine[6]) von Richester, den ein Tribun der cohors prima Vardullorum dem Mithras für das Wohlergehen des Heliogabal gesetzt hat, seine Sodalen *con[sa]cranei* heissen. Dieselbe Form des Wortes erscheint auch bei den Schriftstellern[7]), und zwar bei ihnen ausschliesslich. Das Wort *consacrani* hat denselben Sinn, in welchem auf anderen Inschriften *sodales* und *cultores*[8]) mit Beifügung einer bestimmten Gottheit wie

1) Mythologie der Germanen S. 179.

2) Goehler, De Matris Magnae apud Romanos cultu. Misniae 1886 p. 28.

3) C. I. Rhen. 150. 188. Bonn. Jahrb. L/LI S. 184, 1. Ihr Name entspricht offenbar der altnordischen Hlödyn.

4) Bulletin de la soc. des Antiq. de France, 1879, p. 265 = Allmer, Revue épigr. du midi de la France n. 11, 1880, p. 170 n. 200.

5) Jetzt im Museum zu Toulouse. Vgl. Roschach, Catalogue des antiq. et des objets d'art du musée de Toulouse 1865 n. 83.

6) C. I. Lat. VII, 1039.

7) Vgl. Capitolin. v. Gordian. 14, 1. Tertullian. Apolog. 16.

8) C. I. Lat. X, 1216. V, 5593. VI, 494.

Digitized by Google

Iovis, Herculis, Saturni u. s. w. genannt werden. Es waren Mitglieder einer Genossenschaft, die ursprünglich einen Vereinigungspunkt in dem Cultus eines bestimmten Gottes gehabt haben, indem sie zu den Kosten desselben Beiträge lieferten. Sehr bald ist bei vielen derselben diese religiöse Tendenz vollends in den Hintergrund getreten und dafür die Sicherung eines anständigen Begräbnisses[1]), vielleicht auch gegenseitige Unterstützung, zur Hauptsache geworden. Einer solchen Sterbegilde haben auch die *consacrani*, welche der Magna Mater für das Wohl eines unbekannten Kaisers auf der Inschrift von Pier eine Widmung dargebracht haben, höchst wahrscheinlich angehört.

Dürfte man mit Sicherheit annehmen, dass der Fundort unserer Votivinschrift zugleich der ursprüngliche Standort derselben gewesen ist, dann hätten wir in ihr einen Beleg dafür, dass an der Stelle des heutigen Pier sich ein gewisser Centralpunkt der Bevölkerung befunden hat, indem sich daselbst eine Anzahl Einwohner zu einem Vereine der eben bezeichneten Art zusammengethan haben. Diese Annahme erhält insofern eine Bestätigung, als auch sonstige Funde zu Pier gemacht worden sind, welche auf die Existenz einer nicht unbedeutenden Niederlassung hinweisen. Denn in den Mauern der alten Kirche von Bonsdorf, welches mit Pier zusammen ein Dorf bildet, ist beim Abbruch derselben der bekannte Votivstein der *Dea Idban.. Gabia*, dessen Lesung jetzt Ihm[2]) genauer festgestellt hat, zu Tage gefördert worden. Am Thurme der jetzigen Kirche zu Pier ist in ziemlicher Höhe das Bruchstück eines Weihesteins an die Matronen eingemauert, mit einer verwitterten, in diesen Jahrbüchern von Ihm ebenfalls veröffentlichten Inschrift[3]) von mindestens vier Zeilen, von der bislang nur wenige Reste der zwei ersten Zeilen, MATRON . . . | AVIIAII zu entziffern gelungen ist. Dieselbe Kirche birgt in ihren Mauern, wie eine Besichtigung meinerseits ergeben hat, noch mehrfach andere Reste des römischen Alterthums, die sich als solche schon durch das Steinmaterial kennzeichnen. So hat unzweifelhaft ebenfalls einem römischen Votivsteine ein kleines Bruchstück von Sandstein angehört, welches am rechten Seiteneingange der Kirche als Werkstück in der Weise in die Mauer gefügt ist, dass jetzt nur eine der Schmalseiten sichtbar wird, welche mit einem Baume in Flachrelief verziert ist.

1) Vgl. Mommsen, De collegiis et sodaliciis Romanorum p. 92 ss. Cohn, Zum röm. Vereinsrecht S. 135 ff.

1) Bonner Jahrb. LXXXIII S. 28.

2) A. a. O. S. 152 n. 312.

Digitized by Google

Dass die zu Pier ehemals vorhandene römische Niederlassung auch durch Wohlhabenheit ihrer Einwohner sich ausgezeichnet hat, dafür haben wir ein beredtes Zeugniss in einem von dem Oekonomen Kurth im verflossenen Jahre beim Auswerfen einer Grube ganz in der Nähe des Ortes blossgelegten Grabe, welches durch den Werth seiner Beigaben bemerkenswerth ist. In demselben fand sich ausser mehreren Thongeschirren meist gewöhnlicher Art und von verschiedener Form eine grosse Aschenurne von gemeinem gräulichschwarzem Thon. Darin stand ein ebenso interessantes wie seltenes Glasgefäss, welches leider gleich nachher vom Finder an einen Antiquitätenhändler verkauft wurde. Es war eine ungefähr 20 cm hohe henkellose Flasche von grünlich weissem römischem Glase mit oben nach Art der Ampullae stark ausladendem Halse. Der Bauch derselben ist in der Form eines Doppelkopfes mit zwei Gesichtern gebildet und bis auf eine kleine Beschädigung an der Nasenspitze des einen der beiden Gesichter unversehrt erhalten, was um so mehr bemerkt zu werden verdient, als das Glas gerade an einzelnen Stellen der beiden Gesichter von ausserordentlicher Feinheit und Dünnheit ist. Der Kopf ruht auf einem kurzen Halse, der in einen niedrigen Fuss endigt. Beide Gesichter, welche das ziemlich breite und volle Antlitz eines bartlosen Mannes im besten Alter mit grossen weitgeöffneten Augen darstellen, sind einander völlig gleich, so dass sie wahrscheinlich nach einer bestimmten feststehenden Form hergestellt sind. Diese letztere Annahme gewinnt durch den Umstand sehr an Wahrscheinlichkeit, dass dieselben Gesichter mit denselben Zügen auch auf anderen Exemplaren solcher Flaschen, deren frühere grosse Seltenheit jetzt durch neuere Funde stark vermindert worden ist, wiederkehren. Denn ausser zu Pier ist in jüngster Zeit in einem Grabe bei Mayen [1]) eine solche Gesichtsflasche gefunden worden, welche nach Nürnberg gekommen sein soll, sowie eine zweite von 26 cm Höhe auf dem Gräberfelde zu Mariamünster bei Worms, welche jetzt sich im Paulus-Museum daselbst befindet und von Weckerling [2]) beschrieben und abgebildet worden ist. Während beide mit der aus Pier stammenden völlig übereinstimmen, gibt es auch Varietäten von diesem Typus. So hat die Sammlung von Charvet in Paris nach der Angabe von Froehner [3]) eine aus Toul stammende, der unsrigen im Allgemeinen

1) Vgl. Kruse, Mayener Volkszeitung vom 6. Mai 1886 Nr. 53. Das Mayener Exemplar ist 23 cm hoch.

2) Die röm. Abtheilung des Paulus-Museums. 2. Thl. Worms 1887. S. 107 f.

3) La verrerie antique p. 60 s.

Digitized by Google

ziemlich ähnliche Flasche besessen. Indessen hatte dieselbe keinen Fuss, dafür aber war sie mit einem Henkel versehen und ihr Ausguss anders geformt, zudem gab das auf ihr dargestellte Gesicht die Züge eines Knaben wieder im Gegensatz zu allen übrigen, welche Mannesgesichter darstellen. Ferner besitzt auch das Königliche Museum zu Berlin ein solches Gesichtsglas nach Angabe Weckerlings, welches Verschiedenheiten von dem oben beschriebenen Typus aufweist. Dasselbe stimmt zwar insofern mit dem der Charvetschen Sammlung überein, dass es keinen Fuss hat. Aber es weicht auch wieder darin von diesem und allen übrigen vorhin erwähnten ab, dass sein Ausguss cylinderförmig ist und zwei kleine Henkel hat, welche an dem unteren Theil desselben ansitzen.

Wenn demnach das zu Pier gefundene Grab auf eine gewisse Wohlhabenheit der Bewohner jener Gegend hinweist, so sind doch bis jetzt wenigstens sowohl innerhalb des Ortes selbst, als auch in seiner nächsten Umgebung Reste römischer Bauten noch nicht zu Tage gefördert worden. Es ist dies immerhin auffallend, zumal in der ganzen Gegend zahlreiche Spuren römischer Ansiedlungen angetroffen werden. Allzu grosse Bedeutung möchte indessen dieser Thatsache nicht beizulegen sein, aus dem einfachen Grunde, weil in solchen Dingen nicht bloss der Zufall, sondern auch die Unachtsamkeit eine grosse Rolle spielt.

24.

Neue römische Funde in Bonn und Köln.

Bei den Fundamentirungsarbeiten, welche augenblicklich für den Neubau des Herrn Professor Dr. Koester hierselbst auf dem Terrain des ehemaligen im Jahre 1794 abgebrannten Klosters Engelthal[1]) an der Ecke zwischen der nach ihm benannten Engelthaler- und der Theaterstrasse ausgeführt werden, sind römische Alterthümer zu Tage gefördert worden. Freilich die Hoffnung, welche man hegte, dass der nach dem Berichte der Klosterchronik[2]) an jener Stelle ehemals gelegene römische Tempel des Mars noch in seinen Fundamentresten wieder aufgedeckt werden würde, hat sich nicht erfüllt und wird sich auch kaum

1) Beiträge zur Geschichte der sämmtlichen früheren und jetzigen Kirchen und Klöster der Stadt Bonn. Bonn 1861. S. 101.

2) Abgedruckt bei K. A. Müller, Geschichte der Stadt Bonn. Bonn 1834. S. 34. Vgl. Freudenberg, Bonn. Jahrb. XXIX/XXX S. 104.

Digitized by Google

erfüllen können, da nach einer Mittheilung derselben Chronik von dem Tempel bereits bei Erbauung des Klosters im J. 900 nur noch einige Ueberreste vorhanden waren und diese gänzlich zerstört wurden. Zum Ersatz dafür wurden aber ausser mehreren sehr vergriffenen und schlecht erhaltenen Münzen, unter denen ich zwei Mittelerze des M. Agrippa und des Antoninus Pius sah, und ausser einigen Thongeschirren gewöhnlicher Art Bruchstücke von Votivaltären von Kalkstein, sowie ein kleines schmales Säulenstück ausgegraben, welche von Herrn Prof. Koester dem Universitätsmuseum überwiesen worden sind. Zuerst nenne ich, weil relativ am besten erhalten, den Untertheil einer Ara mit hübsch gegliedertem, ringsum vorspringendem Sockel. Ganze Höhe 33 cm, Höhe der Inschriftfläche 13 cm, Breite 18 cm, Sockelbreite $27^1/_2$ cm. Von der Inschrift, deren Buchstaben eine ziemlich gute Form aufweisen, sind noch folgende zwei Zeilen erhalten:

APCLLINI
V S L L

Also:

. . . . . *Apollini v(otum) s(olvit) l(ibens) l(actus).*

Was in den vorhergehenden jetzt weggebrochenen Zeilen gestanden hat und wie viele Zeilen überhaupt verloren gegangen sind, ist schwer zu sagen. Indessen glaube ich weniger, dass ausser dem Apollo noch andere Gottheiten auf der Ara genannt waren, als dass vielmehr der Name des Widmenden in der Lücke enthalten gewesen ist. Dabei darf man sich nicht daran stossen, dass derselbe sich an erster Stelle auf dem Steine vor der Gottheit, der er sein Gelübde entrichtet hat, genannt hat; denn dieses findet sich auch sonst, worüber ich auf die auf Seite 75 angeführten Belege hinweise.

Von der Verehrung des Apollo zu Bonn hatte man schon Kenntniss durch den Votivaltar, welchen der Legat der legio I Minervia und spätere Proconsul von Gallia Narbonensis, Cn. Cornelius Aquilius Niger, dem Apollo Livici errichtet hat, dessen Beiname noch immer nicht in befriedigender Weise gedeutet ist.

Die Weiheformel *votum solvit libens lactus* ohne den gewöhnlich beigefügten Zusatz von *merito* kommt auch sonst vor.

Das zweite Bruchstück, welches zum Vorschein gekommen ist, war der Obertheil einer kleinen Ara von Kalkstein. Dieselbe zeigt eine mit Voluten auf beiden Seiten versehene Bekrönung, auf deren Mitte oben ein Kranz liegt. Das erhaltene Stück ist 17 cm hoch und

Digitized by Google

22 cm breit. Von der Inschrift, welche ehemals die Vorderseite trug, ist jetzt bloss die folgende Zeile erhalten:

MATRIB\

Leider fehlt jetzt die nähere Bezeichnung der Matres sowie der Name des Dedikanten. Die Inschrift wird der von M. Ihm in diesen Jahrbüchern LXXXIII S. 136 Nr. 207—241 aus Bonn gesammelten Mütterdenkmälern einzureihen sein.

Endlich drittens ist ebenfalls der obere Theil einer sehr kleinen Ara ausgegraben worden, die, gerade wie die vorhergenannten, mit einer Bekrönung versehen, oben am Sims 12 cm, an der Schriftfläche 8 cm breit und im Ganzen jetzt 12 cm hoch ist. Auf ihr sind noch die Reste einer Zeile enthalten, deren Buchstaben zum Theil zerstört sind. Ich habe Folgendes zu erkennen geglaubt:

CCMI\

Ob der erste Buchstabe wirklich für ein C anzusprechen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Von dem am Ende der Zeile befindlichen Buchstaben lässt mit Sicherheit sich bloss der Querstrich erkennen. Es bleibt die Wahl zwischen V und A. Indessen möchte ich mich eher für V als für A entscheiden, weil der Zwischenraum zwischen dem vorhergehenden I und dem Querstrich für A etwas zu gross ist. Die Ergänzung des Wortes ist völlig unsicher. Wie es den Anschein hat, enthält diese Zeile die Namen des Widmenden, von denen der Vorname und der Geschlechtsname abgekürzt sind. Auch dieser Stein scheint eine Widmung an die Matronen enthalten zu haben.

Diesen leider stark fragmentirten Inschriftsteinen reihe ich zwei andere ebenfalls nicht besser erhaltene an, welche vor Kurzem in Köln vor dem Weyherthor gefunden worden und Eigenthum des Provinzialmuseums geworden sind. Beide sind Sepulcralsteine. Das Material beider ist Kalkstein.

Der eine ist eine jetzt an der linken Seite vom Beschauer und unten abgebrochene $5^1/_2$ cm dicke Platte, welche jetzt oben 29 cm, unten 18 cm breit und, am rechten Rande gemessen, 16 cm hoch ist. Auf derselben befindet sich die nachstehende Inschrift, welche, nach der Güte und Eleganz der Buchstabenzeichen zu urtheilen, der besten Zeit angehört:

ON'AE
F

Digitized by Google

Die Ergänzung des Fehlenden ist natürlich gänzlich unmöglich. Nur bemerke ich, dass von der senkrechten Hasta des Buchstabens der zweiten Zeile der untere Theil abgebrochen ist. Er kann daher sowohl E als auch F gewesen sein. Indessen halte ich das Letztere hier für das Wahrscheinlichere.

Von dem zweiten Grabsteine ist glücklicher Weise etwas mehr erhalten. Er besteht aus einer 17 cm tiefen, unten jetzt 56 cm breiten und rechts vom Beschauer 41 cm hohen, oben und links verstümmelten Steinplatte, deren Rückwand später zu einer hübsch gegliederten Basis umgearbeitet ist. Die Inschrift, deren schmale und etwas gedrückte Buchstaben auf eine spätere Zeit hinweisen, lautet:

ı N
ıINSTANTIBVS
LGIS·SVIS·BENE·MER

Die Buchstaben der vorletzten Zeile sind $5^1/_2$ cm, die der letzten Zeile 5 cm hoch. Die beiden letzten Buchstaben der vorletzten Zeile VS sowie R am Schluss der letzten Zeile sind theils auf der Einfassung, theils auf dem Rande des Steines eingehauen.

Die jetzt noch allein von der ersten erhaltenen Zeile vorhandenen und den Schluss derselben bildenden beiden Buchstaben NN scheinen Reste eines Eigennamens, wie z. B. Cinna, Annianus, Pusinnio u. s. w. zu sein.

Auch die beiden letzten Zeilen sind zu Anfang verstümmelt. Viel scheint indessen nicht an ihrer Vollständigkeit zu fehlen. Das Vorhandene möchte etwa *instantibus* [*conl*]*egis suis bene mer*[*enti*] zu ergänzen sein. Denn dass die Worte *bene merenti* am Schluss nicht füglich mit den vorhergehenden in enge Verbindung gebracht werden können, bedarf wohl keiner näheren Darlegung.

25.

Neue Votivaltäre aus dem Brohlthale.

Kaum war der Anfang dieser Mittheilungen gedruckt, als auch schon ein neuer Fund aus dem Brohlthale, der an Steininschriften so ergiebigen Fundstätte, ganz aus der Nähe von Tönnisstein gemeldet wurde. Im September d. J. wurden nämlich beim Wegräumen der oberen Erdmassen in den am linken Ufer des Brohlbaches gelegenen Tuffsteinbrüchen des Herrn Baron von Geyr auf Burg Schweppenburg,

Digitized by Google

aus welchen auch die bei Brambach (C. I. Rhen. 672. 673) edirten beiden, dem Hercules Saxanus und den Suleviae gewidmeten Altäre herstammen, mitten in ziemlich tiefem Schutt zwei römische Votivaltäre hervorgehoben. Leider wurden dieselben, weil die Arbeiter nicht sofort dieselben als solche erkannt hatten, theilweise zertrümmert.

Der eine derselben, welcher aus ziemlich weichem, gelblichem Tuffstein besteht, ist jetzt an allen Seiten zu einem formlosen Steinblock verstümmelt, welcher, an den besterhaltenen Stellen gemessen, 45 cm hoch und 58 cm breit ist. Derselbe ist der untere Theil eines ziemlich grossen und hohen Monumentes gewesen, auf dessen oberem Felde in beinahe Lebensgrösse eine männliche Figur mit rother Farbe ausgeführt war. Leider ist dasselbe unvorsichtiger Weise von den im Steinbruch beschäftigten Arbeitern zerstört worden, und die Nachsuchungen nach den Steinstücken mit den Resten der Figur, welche auf meinen Wunsch in freundlichster Weise angestellt wurden, haben nicht das gewünschte Resultat ergeben, da höchst wahrscheinlich die zerschlagenen Steinbrocken schon in die Trassmühle gewandert waren. Auf dem erhaltenen Block, auf welchem rechts vom Beschauer noch ein Rest des Sockels erkennbar ist, befindet sich ebenfalls in rother Farbe aufgetragen der folgende Rest einer Inschrift, deren einzelne Buchstaben 14 cm hoch sind:

SS
SVB - CVR

Die beiden jetzt bloss theilweise noch vorhandenen Buchstaben der erhaltenen ersten Zeile sind SS. Wenngleich von dem zweiten S nur noch schwache Spuren augenblicklich auf dem Steine sichtbar sind, so steht dasselbe doch vollends fest. Denn als ich den Stein gleich nach seiner Auffindung sah, war dasselbe noch ganz deutlich vorhanden, so dass kein Zweifel über seine Existenz aufkommen kann. Bei der auch sonst bekannten Theilnahme von Detachements der Germanischen Flotte[1]) an den Arbeiten in den Steinbrüchen des Brohlthales liegt es sehr nahe in erster Linie anzunehmen, dass diese auch hier genannt ist und die beiden Buchstaben SS Ueberreste des Wortes *claSSis* sind.

Die vorhandenen Worte der letzten Zeile sind ohne Zweifel SVB

1) Vgl. Freudenberg, Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Bonn 1862. S. 20 u. 22.

Digitized by Google

CVR*a* zu ergänzen, eine stehende, auf Inschriften häufige Formel, welche gleichbedeutend mit dem dafür auch auf Inschriften vorkommenden Ausdruck *curante* oder *curam agente* ist, um denjenigen zu bezeichnen, unter dessen Leitung [1]) bezw. Aufsicht das Denkmal errichtet worden ist.

Ungleich besser erhalten ist der zweite Votivaltar, trotzdem dass auch er beim Herabrollen aus der Höhe des Steinbruches ein Stück der rechten Seite vom Beschauer sowie den unteren Theil eingebüsst hat. Der Altar besteht aus ziemlich hartem Tuffstein und hat mit der nur an der linken Seite erhaltenen Bekrönung, welche auf beiden Seiten mit Voluten und in der Mitte auf der Bedachung mit einem Kranze geschmückt war, die Höhe von 68 cm. Die Inschriftfläche hat eine Höhe von 38 cm und eine Breite von 32 cm, sowie eine Tiefe von 30 cm, während dieselbe oben am Gesims 36 cm beträgt. Unter dem Gesims läuft eine zahnleistenförmige Verzierung einher. Die Voluten sowohl wie das Gesimsornament und der Sockel nebst den Buchstaben der Inschrift war ehemals mit rother Farbe bemalt, von der man noch die Reste allenthalben erblickt. Die leider lückenhafte Inschrift lautet:

IIIRCVLI✱S
F✱NOBILI
CLASS✱GET
ET COMMILI
VBC\
/

Z. 1 ist vom H des Wortes HERCVLI nur noch die zweite senkrechte Hasta vorhanden; die beiden II statt E in demselben Worte sind auf Inschriften nichts Seltenes. — Das folgende S ist jedenfalls der Anfangsbuchstabe des Wortes S[axano]. Ob dasselbe vollständig ausgeschrieben oder abgekürzt auf dem Steine gelesen wurde, sowie was darauf folgte, ist schwer zu sagen. Ueberhaupt lassen sich die in den Zeilen der Inschrift befindlichen Lücken nicht alle mit einiger Bestimmtheit ausfüllen, weil die Zahl der am Ende der Zeilen ausgefallenen Buchstaben nicht ermittelt werden kann. Weil jedoch zu Anfang der zweiten Zeile das Cognomen NOBILIS des Dedikanten sich schon findet, so kann noch der Vor- und Geschlechtsname desselben am Schluss der ersten

1) Vgl. Zell, Handb. der Epigr. II S. 149. 194. Lersch, Centralmuseum rheinländ. Inschr. II S. 17 zu Nr. 14.

Digitized by Google

Zeile gestanden haben. In diesem Falle ist dann der Buchstabe F zu Anfang der zweiten Zeile nichts anderes als die Sigle F(ilius). Da aber starke Abkürzungen gerade auf den in Brohler Steinbrüchen gefundenen Herkulesaltären häufiger angetroffen werden, so könnte auch in F der Gentilname wie etwa Fabius, Flavius enthalten sein; denn wir finden auf diesen Altären mehrfach, dass die Personen bloss mit dem Gentilicium und dem Cognomen[1]) angeführt werden.

Am Ende von Zeile 3 ist von R im Worte GER noch die senkrechte Hasta und der Ansatz des oberen Randes erhalten; das Wort ist Ger[m(anicae)] zu ergänzen.

In der 5. Zeile ist hinter dem dritten Buchstaben C noch der vordere Strich eines V im Bruch des Steines schwach erkennbar.

Von der letzten Zeile, welche durch einen auf beiden Seiten spitz zulaufenden Bruch des Steines ganz zerstört ist, ist bloss der schwache Rest eines einzigen Buchstabens erhalten, bestehend in dem hinteren Strich eines V.

Die letzten vier Zeilen der Inschrift bereiten der Erklärung keine grossen Schwierigkeiten; denn sie lassen sich nach einem auf diesen Inschriften fast regelmässig wiederkehrenden Gebrauche sehr wohl ergänzen. Darnach wird zuerst der Hauptdedikant mit Beifügung des Truppentheiles, dem er zur Zeit der Errichtung des Denkmals angehörte, dann seine Genossen[2]), welche mitbetheiligt waren (*commilitones*, *milites*, *vexillarii*), genannt, woran sich dann zuletzt zuweilen die Erwähnung desjenigen schliesst, unter dessen speziellem Commando (*qui sub eo sunt*, *qui sunt sub Q. Acutio*, *qui sunt sub cura*) die Widmenden stehen oder unter dessen technischer Obsorge (*sub cura*[3])) das Denkmal errichtet worden ist. Demgemäss sind diese vier letzten Zeilen etwa folgendermassen zu ergänzen: *class(is) Ger[m(anicae) p(iae) f(idelis)] et commili[tones cl(assis) eiusd(em), qui s]ub cu[ra eius sunt] v(otum) [s(olverunt) l(ibentes) m(erito)]*. Vielleicht ist es hier sogar richtiger die Worte *classis eiusdem* wegzulassen, weil der vorhandene Raum und die symmetrische Ausfüllung der Zeilen gegen ihr Vorhandensein auf dem Steine zu sprechen scheinen.

Die ganze Inschrift dürfte demnach in folgender Weise etwa wieder herzustellen sein:

---

1) Vgl. Brambach, C. I. Rhen. 663. 664. 665.

2) Vgl. Brambach a. a. O. Nr. 651. 652. 655. 656. 671.

3) Vgl. Brambach a. a. O. Nr. 662. 663. 665. 672. 680.

Digitized by Google

Herculi S[axano] F(abius?) Nobili[s .... class(is) Ger[m(anicae) p(iae) f(idelis)] et commili[tones qui s]ub cu[ra eius sunt] v(otum) [*s(olverunt) l(ibentes) m(erito)*].

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass beide Altäre dem hiesigen Provinzial-Museum von dem Herrn Baron von Geyr-Schweppenburg und Herrn Mittler von Brohl geschenkt worden sind, wofür ich nicht unterlassen will, den gebührenden Dank den beiden Geschenkgebern auch an dieser Stelle auszusprechen.

Bonn. Josef Klein.

Digitized by Google

4. Cursus honorum eines Legaten der 22. Legion unter Gordian III.

Inschriften mit der Laufbahn von Männern senatorischen Standes gehören in den Rheinlanden zu den grössten Seltenheiten. Die geringe Zahl derselben, unter denen die viel behandelte metrische Inschrift aus Bonn (Bramb. 484) wohl die erste Stelle einnimmt[1]), ist neuerdings durch einen glücklichen Fund um ein höchst wichtiges Denkmal bereichert worden, welches um so werthvoller ist, als es aus verhältnissmässig später Zeit stammt. Es fällt unter die Regierung Gordians III, also in eine Zeit, von welcher ab die datierten Inschriften in den Rheinlanden bereits anfangen selten zu werden.

Der Stein wurde Ende März d. J. bei Gelegenheit von Kanalbauten in der Hinteren-Christophsgasse in Mainz gefunden. Man stiess auf römisches Mauerwerk; ausser dem Inschriftstein kam auch eine Anzahl gestempelter Ziegel zu Tage[2]). Dr. Jacob Keller in Mainz wird demnächst den ganzen Fund, welcher durch das Stadtbauamt sorgfältig aufgenommen wurde, genauer beschreiben. Derselbe theilte kürzlich den Text des Inschriftsteines im 'Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift' mit[3]). Gleichzeitig gab ich im 'Rheinischen Museum für Philologie'[4]) auf Grund meiner eigenen Abschrift und eines vortrefflichen Abklatsches in Kürze den wesentlichen Inhalt der Inschrift an, soweit er mir festzustehen schien. Inzwischen habe ich in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Keller den Stein nochmals genau untersucht und gebe nun im folgenden den Text der Inschrift mit möglichster Genauigkeit. Der Stein ist leider stark zerstört. Es war eine Ara (aus röthlichem Sandstein), wie aus einem kleineren Stück, einer Volute in Rosettenform, hervorgeht, welche das Eckstück des Krönungsgesimses gebildet hat. Die Hinterfläche des Steines ist abgesplittert,

1) Vgl. Hettner, Katalog des Bonner Mus. n. 67. Jos. Klein. Die Verwaltungsbeamten von Sizilien p. 119 ff.

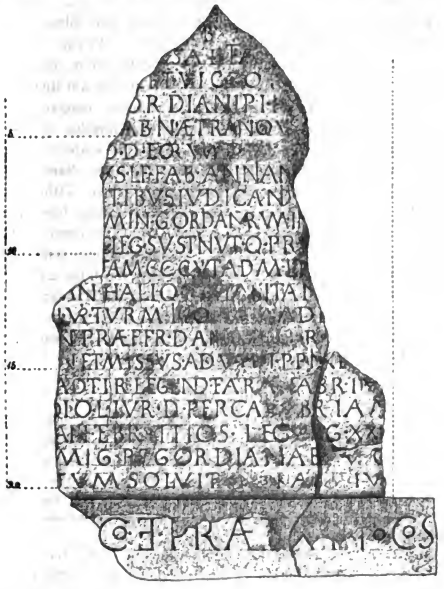
2) Die Inschrift und die Ziegel sind dem Mainzer Museum einverleibt worden.

3) VI 1887 Nr. 7 p. 146 ff.

4) Bd. XLII. Heft 3 p. 488.

Digitized by Google

die Dicke des erhaltenen beträgt 0,36 m[1]). Die Höhe ist 0,88 m, davon 0,14 m Sockelhöhe, die Breite des Sockels 0,60 m, des übrigen 0,54 m. Die Buchstaben sind sehr klein, durchgängig nicht mehr als 2 cm hoch; in der letzten Zeile, welche auf dem Sockel steht, sind sie doppelt so gross. Sie sind von sehr guter Gestalt und sorgfältig eingehauen. Die oberen Zeilen fehlen ganz; es können aber nur wenige gewesen sein. In den folgenden fehlt dann immer der Anfang und das Ende der Zeile, und zwar ist der Defekt in dem oberen Theil der Inschrift grösser, als in dem unteren, dergestalt, dass die Inschriftfläche nach oben hin spitz zuläuft.



1) Ich folge den Angaben Dr. Kellers.

Der Tenor der Inschrift, welche unter dem Consulat des Atticus und Praetextatus (Z. 21), also im Jahre 242 gesetzt wurde, ist klar. Das *votum solvit* in Z. 20 zeigt, dass wir es mit einer Votivinschrift zu thun haben. Zu Anfang müssen die Namen der Gottheiten gestanden haben.

Z. 1 erkenne ich nicht wie Keller ein S, sondern ein B; davor das untere Ende des rechten Schenkels eines A und hinter dem B das obere Ende des linken Schenkels eines V. Ich ergänze *de]abu[s*. Der Anfang könnte also etwa gelautet haben, wie Keller angiebt und wie ihn die afrikanischen Inschriften CIL VIII 8710. 9233 nahe legen [*I(ovi) o(ptimo) m(aximo) ceterisque dis de]abu[sque omnibus*]. Dieselben Inschriften[1] sichern auch die Ergänzung der folgenden Zeilen [*pro*] *sa[lu]te a[tque incolumitate] et vic[t]o[riis*]. Welche Namen des Kaisers und der Kaiserin auf dem Steine standen, lässt sich natürlich mit Sicherheit nicht angeben. Auf der Inschrift von Ain Rûa CIL VIII 8411 heisst der Kaiser *dominus noster sanctissimus imp(erator) M(arcus) Antonius Gordianus Pius Felix Aug(ustus) invictus*, die Kaiserin *Sabinia Tranquillina Aug(usta) coniux Aug(usti) nostri*[2]. Aehnlich auf den anderen angeführten Inschriften. Alle diese Namen können nicht wohl auf unserer Inschrift gestanden haben. Daher begnügt sich Keller auch mit der Ergänzung [*M(arci) Antoni G]ordiani Pii* [*Felicis Aug(usti) et S]abiniae Tranqu[illinae*]. Die Bezeichnung *imp(erator)* oder *d(ominus) n(oster)* wird wohl aber nicht gefehlt haben. Den Beinamen *invictus* führte Gordian bereits im Jahre 242, wie der britannische Stein CIL VII 344 zeigt, der gleichfalls unter dem Consulat des Atticus und Praetextatus geweiht worden ist. Sicher ist dann die Ergänzung Z. 6: [*totiusque*] *d(omus) d(ivinae) eorum*[3]. Nach *eorum* folgt ein unbeschriebener Raum.

---

1) Vgl. CIL VIII 8411. 9963. VII 344.

2) Der volle Name der Kaiserin ist *Furia Sabinia Tranquillina* (CIL VII 344: *Sabinia Furia Tranquillina*). Sie war die Tochter des *C. Furius Timesitheus*, den Gordian zum Gardepräfecten ernannte. Schiller, Geschichte der röm. Kaiserzeit I p. 797. Die Heirath des Gordian wird in den Arvalacten vom J. 241 (CIL VI 1. p. 580 n. 2114) erwähnt mit den Worten *quod imp. Caes. M. Anto(ius) Gordian[us ..... Furiam Sabiniam Tranquillinam] Aug(ustam) liberorum creandorum cau[sa duxerit*].

3) Auf den angeführten afrikanischen und britannischen Inschriften steht dieser Zusatz im Ablativ, die Namen des Kaisers und der Kaiserin im Genetiv, eine Inconsequenz, die sich auf provinzialen Inschriften öfter findet. CIL VIII 9963

Digitized by Google

Z. 7 enthält die Namen des Dedikanten, von denen leider nur das Cognomen *Annianus* feststeht. Einen *Annianus, L(uci) f(ilius)*, aus der Tribus *Fabia* habe ich nicht finden können. Nicht unmöglich ist es, dass der nicht näher bezeichnete *Annianus*, an welchen der Kaiser Gordian im Jahre 242 das Rescript Cod. Justin. VII 55, 2 (*si plures una sententia condemnati sunt*) richtet, mit dem unsrigen identisch ist[1]).

Es folgen dann, was der Inschrift den hauptsächlichsten Werth verleiht, die Aemter des Dedikanten, welche in aufsteigender Reihenfolge angegeben sind. Er ist zunächst [*decemvir*[2]) *stli*]*tibus iudicandi*[*s*, also Mitglied eines der vier Collegien des Vigintivirats, womit der vornehme junge Römer seine Carriere zu beginnen pflegte. Nach dem Vigintivirat bekleidete der Regel nach der junge Senatorier das Militärtribunat. So auch unser *Annianus*. Ich halte die Ergänzung [*trib*(*unus*) *mil*(*itum*) *leg*(*ionum*) .. *et I*| *Min*(*erviae*) *Gordianarum* für unzweifelhaft. Unmöglich ist Kellers Vorschlag *curator aquae* — besser *aquarum* — *et Miniciae*, wo *Gordianarum* ohne Beziehung bleibt. Wie die Charge abgekürzt war, ist natürlich unsicher. Der Zusatz *mil*(*itum*), obgleich die Regel, konnte fehlen[3]). Ebenso ist die Frage, ob die an erster Stelle genannte Legion noch einen weiteren Beinamen hatte. Den Beinamen *Gordiana* führen u. a. die folgenden Legionen: *leg*(*io*) *II adi*(*utrix*) *p*(*ia*) *f*(*idelis*) CIL III 3520; *leg*(*io*) *III Italica* CIL III 5768; *leg*(*io*) *VI* CIL VII 1223 t; *leg*(*io*) *X gem*(*ina*) Orelli 3143; *leg*(*io*) *XIII g*(*emina*) CIL VII 827. 990 u. ö.; *leg*(*io*) *XIV gem*(*ina*) CIL III 1911. Dass die *legio I Minervia* diesen Beinamen hatte, erfahren wir mit Sicherheit erst aus dieser Inschrift. Mit einiger Wahrscheinlichkeit aber hat ihn Hettner auch schon auf der Friesdorfer Inschrift Bramb. 514 erschlossen[4]). Für die Bekleidung des

---

heisst es gar *totaque domus divina eorum*. Vgl. dagegen die Friesdorfer Inschrift Brambach 514 = Hettner, Katalog n. 78: *totiusque domus divinae eorum*.

1) Der *L. Pomponius L. f. Annianus* einer Inschrift von Setia, welcher *viam de sua pecunia sternund*(*am*) *curavit* (CIL X 6468) kommt kaum in Betracht.

2) Der Raumverhältnisse wegen, auf welche ich weiter unten noch zu sprechen komme, ist es wahrscheinlich, dass *decemvir*, nicht *X vir* auf dem Steine stand, vorausgesetzt, dass nicht die Aufzählung der Aemter erst mit der 8. Zeile begann und der Rest von Z. 7 nach *Annian*(*us* unbeschrieben war.

3) Vgl. CIL V 4335 = Orelli 4910 u. ö.

4) Hettner, Katalog n. 78.

Digitized by Google

Tribunats in mehreren Legionen ist es kaum nöthig Beispiele anzuführen[1]).

Z. 9. Nach *Gordianarum* liest Keller II. Ich halte IN für sicher. Das *sustinuit* in Z. 10 kann wohl nicht anders als auf das Tribunat bezogen werden, und das geht kaum anders, als dass es Verbum eines Relativsatzes ist. Im Rhein. Mus. ergänzte ich *in* [*quibus vices le*]*g(ati) leg(ionis) sustinuit* und glaube damit im wesentlichen das richtige getroffen zu haben. Der erste Buchstabe in Z. 10 scheint allerdings eher ein C als ein G zu sein. Danach wäre zu lesen *vi*]*c(es) leg(ati) sustinuit*, da der Zusatz *leg(ionis)* fehlen kann. Ob der Dedikant in beiden Legionen Stellvertreter des Legaten war, oder nur in einer derselben, wonach sich die Ergänzung richten müsste, ist nicht auszumachen. Neu ist für die Bezeichnung der Stellvertretung der Gebrauch des Verbums *sustinere*. Die übliche Bezeichnung ist *vices agere*[2]).

Es folgt die Quästur. Auch hier sind Kellers Ergänzungen nicht stichhaltig. Er hält den letzten Buchstaben in Z. 10 für ein S. Derselbe ist ganz unsicher. Eine senkrechte Hasta ist noch schwach angedeutet. Auf die Quästur kann nicht gleich die Prätur folgen, weil dann mit dem *-tiam* in Z. 11 nichts anzufangen ist. Die einzig mögliche Ergänzung ist, wie ich glaube, *q(uaestor) pr(o)* [*pr(aetore) per....*] *tiam*. Nicht nöthig ist die Hinzufügung von *provinciam*; wenn es dastand, musste es abgekürzt sein. Von Provinzen kommen nur in Betracht *Dalmatia, Galatia* und *Raetia*. Die Regel ist, dass die Provinz im Genetiv hinzugesetzt wird. Für die Ausdrucksweise mit *per* habe ich nur ein Beispiel gefunden: einen *q(uaestor) pro pr(aetore) per provinciam Pontum et Bithyniam*[3]).

Z. 11. 12 enthalten eine der schwierigsten Stellen der Inschrift. Das in dem dritten C eingeschriebene I ist zwar nur halbwegs deutlich, scheint aber doch sicher, so dass zu lesen ist *civit*. M und I sind

---

1) Vgl. u. a. CIL V 4335. IX 2457; ferner Orelli-Henzen 6454: *trib(uno) laticlavio leg(ionis) IV Scythicae item VII geminae.*

2) *vices agens* oder *agens vices* (auch abgekürzt) z. B. CIL III 3469. 4289. Eben so üblich ist das blosse *vice* mit dem Genetiv z. B. CIL III 251. *Munus sustinere* hat Cicero öfters; vgl. Cato mai. § 34 *muneribus iis, quae non possunt sine viribus sustineri;* ad fam. 10, 12, 3 *qui, quod consules aberant, consulare munus sustinebat more maiorum;* Verr. III § 199.

3) Ephem. epigr. V p. 79 n. 217.

Digitized by Google

ligiert; dass der Buchstabe nur ein misslungenes M sei, möchte ich bei der Sorgfältigkeit, mit welcher die Inschrift eingehauen ist, nicht annehmen. Nach *admi* ein deutlicher Punkt. Keller liest zweifelnd *c(urator) c ... civit(ati) admi(nistrandae)*. Etwas derartiges muss darin gesteckt haben. Nur ist es, glaube ich, nöthig, mehrere *civitates* anzunehmen, und zwar mindestens drei, deren Namen im folgenden enthalten sind. Für das zweite C in Z. 11 weiss ich keine andere Auflösung, als *c(oloniae)* oder *c(oloniis)*. Von dem Namen der ersten *colonia* oder *civitas* ist der Anfangsbuchstabe L, der zweite Buchstabe eher ein I als ein E, der dritte, für welchen Keller noch die untere Rundung eines C oder G angiebt, ist ganz unsicher. Für das *Halig* in Z. 12 bieten sich nur zwei Städtenamen dar: *Halicarnassus* in Kleinasien und *Halicyae* (Ἁλικύαι) bei Lilybaeum auf Sizilien. Die Schreibung mit *q* rechtfertigt sich bei der letzteren besser als bei der ersteren. Dazu kommt, dass wir von der Stellung von Halicarnass zur Römerzeit nur wenig wissen, von letzterer dagegen, dass sie zu Ciceros Zeit zu den *civitates liberae et immunes* von Sizilien zählte[1]. Es ist ferner anzunehmen, dass die Gemeinden, über welche *Annianus* als *curator* gesetzt war, in ein und derselben Provinz lagen, wie dies der Fall ist bei dem *legatus divi Hadriani Athenis Thespiis Plateis item in Thessalia*[2]. Wenn also *Halig(uensium)* richtig ist, so müssten auch die übrigen Städte auf Sizilien zu suchen sein. Als erste bietet sich dann dar *Lilybaeum*, welches auf Inschriften als *colonia* bezeichnet wird[3]. Die Bewohner heissen *Lilybitani*. Die Buchstaben AN zu Anfang der 12. Zeile können aber nicht dazu gehören, da der Raum für *Li[lybit]an.* zu gross ist. Wir müssen also eine weitere Abkürzung annehmen und das *an.* der 12. Zeile einer anderen sizilischen

1) Cic. Verr. III 6, 13; vgl. III 40, 91. Marquardt, Staatsverw. I[2] p. 244.

2) Or.-Henzen 6483 = CIL VIII 7059. 7060. Derselbe war auch *legatus divi Hadriani ad rationes civitatium Syriae putandas*. Die Bezeichnung *curator* findet sich auf der Inschrift Henzen 6506: *curator civitatium universarum provinciae Siciliae*. Der älteste bis jetzt bekannte kaiserliche Aufsichtsbeamte über befreite Gemeinden in einer Provinz ist der vom Kaiser Nerva über Smyrna eingesetzte (Philostrat. vit. soph. I 19), dann der von Traian *missus in provinciam Achaiam ad ordinandum statum liberarum civitatium* (Plin. ep. 8, 24, 2). Vgl. Mommsen, Staatsrecht II[3] p. 1037 f.

3) Es gehörte vermuthlich zu den von Augustus auf Sizilien gegründeten Militärkolonien. Vgl. Marquardt, Staatsverwaltung I p. 246. Henzen, Annali dell' Inst. 1857 p. 115 ff. Borghesi, Oeuvres II 208.

Digitized by Google

Stadt zutheilen. Also beispielsweise [*Segest*]*an*(*orum*) oder [*Thermi*-*t*]*an*(*orum*). Die Endung der an vierter Stelle genannten Gemeinde ist gleichfalls *-tan*[*orum*. Der Buchstabe vor dem T kann ein I sein, kann aber auch mit der vor ihm stehenden Hasta ein N gebildet haben. Davor ein undeutliches, aber sicheres A. Vor A der untere Theil einer senkrechten Hasta, die zu einem P oder T oder F oder I ergänzt werden kann, aber nicht einem E oder B oder R angehörte, weil die Hasta zu nahe an dem A steht. Dann ist bis zu dem Q noch Raum für drei Buchstaben, die ganz unsicher sind. Der zweite (von Q aus) schien mir ein C, der folgende ein E sein zu können. Sie sind aber fast ganz verwischt. Die Ergänzung [*Drep*]*an*[*i*]*tan*(*orum*), an die ich dachte, ist unmöglich, da an dem Buchstaben vor T, falls derselbe ein N ist, keine Spur einer verlängerten Hasta, die das I ausdrücken könnte, zu sehen ist.

Wie die Lücke am Ende von Z. 12 und am Anfang von Z. 13 auszufüllen ist, ist unklar. Möglicherweise war noch eine fünfte Gemeinde genannt. Z. 13 ist zu ergänzen *V*]*I vir* — nicht *s*]*evir*, wie ich anfangs las — *turm*(*ae*) *I* [*eq*(*uitum*) *Rom*(*anorum*)]. Das Zeichen nach *turm*. halte ich mit Keller für eine überhöhte I. Spuren des E und Q von *eq*(*uitum*) sind gerade noch sichtbar. Die Bezeichnung der Vorsteherschaft in einer der 6 *turmae* der römischen Ritter schwankt auf den Inschriften. Weitaus am häufigsten ist die Bezeichnung *sevir equitum Romanorum* ohne Angabe der *turma*[1]). Wird die *turma* hinzugefügt, so steht sie meist am Schluss, seltener, wie in unserem Falle, zwischen *sevir* und *equitum Romanorum*. Also z. B. *sevir equitum Romanorum turmae I*[2]) oder *sevir turmae I equitum Romanorum*[3]). Diese drei Arten der Bezeichnung sind die häufigsten. Der Zusatz *equitum Romanorum* fehlt selten[4]). Einige Male ist die Nummer der *turma* nicht angegeben[5]). Auch das blosse *sevir* findet sich ohne jeden

---

1) Vgl. die Indices zu CIL V, VIII, IX, X; VI 1494. 1522. 1531. 1532. 1533. 1553.

2) CIL V 4347. 7447. VI 1332. 1365. 1383. 1464. 1529. 1530. IX 3154. X 8291.

3) CIL III 2830. V 6360. 6419. 6974. 6975. VI 1415. 1422.

4) *sevir turmae primae* bei Henzen 6048 = Wilmanns 1213; und *sevir turma V* bei Wilmanns 1193.

5) *sevir turmae equitum Rom.* CIL III 550. 6076. IX 2213; einmal auch *sevir turmarum equit. Rom.* IX 1584, womit zusammenzustellen ist *sevir turmarum equestrium* III 6154. X 5178, bezw. *sevir equestrium turmarum* V 1874. VI

Digitized by Google

Zusatz[1]). Vereinzelt sind Bezeichnungen wie *sevir turmis ducendis*[2]) oder *sevir equitum Romanorum turmis ducendis*[3]). Diese Charge gehörte nicht mit zum *cursus honorum*, hat in Folge dessen in der Reihe der Aemter (Vigintivirat — Quästur — Tribunat oder Aedilität — Prätur) keinen festen Platz. Meistens bekleidete der junge Senatorier diese Charge schon vor dem Vigintivirat[4]), seltener zwischen Vigintivirat und Quästur[5]), nur vereinzelt, wie in unserer Inschrift, erst nach der Quästur[6]).

Am Ende von Z. 13 sind sicher die Buchstaben AD, dann ist noch der untere Rest einer senkrechten Hasta sichtbar, der zu einem L gehört haben kann. Ich schlug im Rhein. Mus. die Ergänzung *ad[l(ectus) inter tribu]n(icios)* vor. Dieselbe ist unsicher. Das erste Zeichen in Z. 14 ist nicht genau zu bestimmen. Keller schwankte zwischen den Ligaturen NE, NT und NE. Eine Ligatur von NT oder NF wäre möglich. Sicher ist aber nur, dass ein N vorhanden war. Ganz dasselbe gilt von dem ersten Zeichen der folgenden Zeile, wo Keller zwischen einfachem N und der Ligatur NT schwankt. Auf der Stelle hat eine Eisenstange gelegen, deren Rost die Buchstaben undeutlich macht.

Unser Dedikant war danach (Z. 14) *praef(ectus) fr(umenti) dan[di]*. Dieses ausserordentliche Amt wurde also noch um die Mitte des 3. Jahrhunderts bekleidet. Die bisher bekannten sicher datierbaren Denkmäler, welche dasselbe erwähnen, reichen bloss bis zum Ende des 2. Jahrhunderts[7]). Dass es ein ausserordentliches Amt war, zeigt der häufig wiederkehrende, aber nicht regelmässige Zusatz *ex s(enatus) c(onsulto)*, der auf unserer Inschrift nicht gestanden hat. In der Regel

---

1578. X 6439. Vgl. CIL VIII 627 *in equestres turmas adlectus a divo Alexandro* u. 1147 *[adlect]us a divo Pio in turmas [equestres]*.

1) CIL V 2112. VI 1502. 1503. 3835. X 1706.

2) CIL V 5810.

3) CIL III 1458.

4) Z. B. CIL V 2112. 6974 (vgl. p. 785). VI 1332. VIII 2747. IX 2213. X 5178. Eph. epigr. V p. 386 n. 696.

5) CIL V 4129. 5262 (nach dem Militärtribunat). 6419 (vor dem Militärtribunat). III 6154. Henzen 6490.

6) Ebenso CIL V 531. Einen Prätorier als *sevir* haben wir auf der Dacischen Inschrift CIL III 1458, die aber nicht ganz unverdächtig ist.

7) Vgl. Mommsen im Hermes IV p. 364 ff.; Staatsrecht II³ p. 654. 996. O. Hirschfeld im Philologus 29 (1870), p. 40 ff.; Untersuchungen zur röm. Verwaltungsgeschichte I p. 133. Marquardt, Staatsverwaltung II² p. 131.

Digitized by Google

wurden nur Prätorier zu solchen ausserordentlichen Commissaren ernannt[1]). Es musste demnach unser *Annianus* vorher die Prätur bekleidet haben. Dass er sie vor dem Sevirat bekleidete, ist nicht anzunehmen[2]). Es bleibt also nur die Lücke am Ende von Z. 13 und zu Anfang von Z. 14 übrig, die ich früher mit *ad[l(ectus) inter tribu]n(icios)* ausfüllte. Wenn das A am Ende von Z. 13 mit einem E ligiert gewesen wäre, was nicht unmöglich ist, so könnte man ergänzen *a[e]d[il(is) pr(aetor)]*, wobei aber immer noch unklar bleibt, was mit dem ersten Zeichen in Z. 14 anzufangen ist.

Das weitere nach *praef(ectus) fr(umenti) da[ndi]* ergänzte ich *[leg(atus) p]ro [pr(aetore)]* (folgt der Name einer Provinz). Diese Ergänzung halte ich nicht mehr für zutreffend, weil ich nach genauerer Prüfung des Steines und des Abklatsches vor dem RO einen Punkt für sicher halte. Davor erkenne ich in schwachen Andeutungen die Spuren zweier senkrechter Hasten. Der Buchstabe vor dem R kann allenfalls ein P gewesen sein, steht aber zu weit ab, als dass er zu demselben Wort gehören könnte. Die Buchstaben RO müssen also ein Wort beginnen, und ich sehe kaum eine andere Möglichkeit, als dass dieses Wort eine Form von *Roma* oder *Romanus* gewesen ist. Sollte vielleicht, um eine Vermuthung auszusprechen, noch zu *praefectus frumenti dandi* eine Ergänzung vorliegen, wie etwa *plebi Romanae*? Wie freilich das erste Zeichen in Zeile 15 dann zu deuten ist, bleibt vorderhand dunkel.

Sicher ist in Z. 15 *et missus ad*; in dem *d* von *ad* ein deutlicher Punkt. Dann ein V, danach vielleicht ein Punkt, und darauf zwei undeutliche Buchstaben und I · P · P · — eine der dunkelsten Stellen der Inschrift. Mit welchem Amt die ausserordentliche Mission verbunden war, ist unsicher. Leider sind die Beispiele solcher Missionen auf den Inschriften sehr selten. Für die hier genannte finde ich gar keine Analogie. P · P · muss jedenfalls eine Abkürzung sein, die leicht verständlich war. Doch betrachten wir erst die folgende Zeile, die eine weitere Mission des Mannes enthält und der Entzifferung weniger Schwierigkeiten bietet: *ad tir(ones) legend(os) et ar[m(a) f]abr(icanda)*[3]), es folgt die Angabe der Gegend, wo die Aushebung vorgenommen und

1) Mommsen im Hermes IV p. 364. Ein Aedilicier CIGr 5793. Vgl. CIL X 8291.

2) Vgl. oben S. 95 mit Anmerk. 6.

3) Dem *ad* ging vielleicht ein *et* oder *item* voraus.

Digitized by Google

für die Anfertigung von Waffen gesorgt werden soll. Keller hat den Namen der Oertlichkeit, wie ich glaube, richtig gefunden, nur ist nicht [*Me*]*diol*(*ani*) zu lesen, sondern *in* [*Me*]*diol*(*anensi*). Das IN am Ende der 16. Zeile ist ganz unzweifelhaft, auch wird so den Raumverhältnissen besser Rechnung getragen. Die Bezeichnung *ad tir*(*ones*) *legend*(*os*)[1] begegnet hier inschriftlich zum ersten Male, aber es fehlen nicht analoge Bezeichnungen für das Geschäft der Aushebung:

CIL VI 3836 [...*misso*...] *ad iuniores legendos per Aemi*[*liam*.

CIL VI 1377 *curatori operum locorumque publicorum; misso ad iuventutem per Italiam legendam.*

VIII 7036 *misso ad dilec*[*tu*]*m iuniorum a divo Hadriano in r*[*e*]*gionem Transpadanam.*

X 3856 *electo ab o*[*ptimo imp. Severo*] *Alexandro Aug. ad* [*dilectum habendum*] *per regionem Tra*[*nspadanam*][2].

X 1259 [*misso ab i*]*mp. Antonino* [*Aug. Pio ad dilect*]*um iuniorum*[*m*][3].

Das *ad arma fabricanda* steht bis heute ganz vereinzelt da. Dass in Mailand eine *armorum fabrica* war, ist nicht überliefert. Aufgezählt sind die *fabricae* in der Notitia dignitatum[4]. Von den italischen werden genannt die zu Concordia, Verona, Mantua, Cremona, Ticinum und Luca. Die zu Cremona erwähnt auch Ammianus Marcell. XV 5, 9 (zum Jahre 355). Die einzelnen *fabricae* standen unter *praepositi*. Einen *praepositus fabricae* aus der Zeit Constantins nennt eine Inschrift aus Ravenna[5]. Derselbe gehört zur Classe der *viri perfectissimi*. Auf einer stadtrömischen Inschrift aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts erscheint ein Consular als *praepositus fabri*[*cae*[6]. Henzen macht zu der Inschrift die Bemerkung: 'neque vero uni cuidam fabricae Tertullum consularem praefuisse credo, quod munus erat

1) Vgl. Eutrop. II 6: *cum Latini*... *milites praestare nollent, ex Romanis tantum tirones lecti sunt.*

2) So liest Mommsen (vgl. Staatsrecht II³ p. 820), während Henzen 6486 *ad* [*ius dicendum*] ergänzt, was dasselbe besagen würde, wie *iuridicus*.

3) Vgl. ferner CIL V 7989.... *viam quoque Geminam*..... *per tirones iuventut*(*is*) *novae Italicae suae dilectus posterior*(*is*) *longi temporis labe corruptam munivit ac restituit* (aus den J. 235—238).

4) Occ. IX 16—39. Or. XI (Seeck).

5) Grut. 283, 4. Ammian hat neben *praepositus fabricae* (XXIX 3, 4) die Bezeichnung *tribunus fabricarum* (XV 5, 9. XV 7, 18).

6) CIL VI 1696 = Henzen 6476.

Digitized by Google

viri perfectissimi, sed omnibus fabricis unum eum praepositum fuisse censeo'. Ob das richtig ist, muss bei der mangelhaften Ueberlieferung über diesen Gegenstand dahingestellt bleiben. Jedenfalls liegt, wenn Henzen Recht hat, in der stadtrömischen Inschrift die Ergänzung *praepositus fabri[carum* näher[1]). In unserer Inschrift an eine bestimmte *armorum fabrica* zu denken, liegt kein Grund vor. Dagegen spricht die allgemeine Bezeichnung *in Mediolanensi*, und andererseits liegt hier eine ausserordentliche Mission vor. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieselbe in Verbindung steht mit den Vorbereitungen Gordians für den grossen Perserkrieg, welchen er im Jahre 242 führte[2]).

Es fragt sich, was mit der vorhergehenden Zeile anzufangen ist. Deutlich ist am Schluss eine Ligatur von IN (N). Das folgende Zeichen ist der Rest eines R oder eines A. Auf alle Fälle aber kann dies A oder R nicht selbständig neben N gestanden haben, was der Raum verbietet, sondern muss, mit N ligiert gewesen sein. Es kann sich also nicht gut um die Präposition *in* mit einem darauffolgenden Ortsnamen handeln, wie man wohl nach Analogie der folgenden Zeile annehmen möchte. Die ligierte Gruppe war demnach NR oder NA. Das letzte erkennbare Zeichen weiter gehört augenscheinlich einem E oder L an. Eine grosse Auswahl von Worten, die mit *inae-* oder *inal-* anfangen, giebt es nicht. Die letztere Combination fällt ganz weg, und da zu vermuthen ist, dass an der Stelle ein Verbum gestanden hat, so bleibt kaum eine andere Wahl, als die zwischen den Verben *inaequare* und *inaedificare*. Das Substantiv dazu, das auf *ad* folgt, fing mit V an. Stand nach V ein Punkt, was ich für wahrscheinlich halte, so könnte man an *v(iam)* oder *v(ias)* denken. Ueber die zwei folgenden Buchstaben wage ich keine sichere Entscheidung. Ich war einmal geneigt IBI zu lesen. Das letzte I scheint mir sicher. Die erste Hasta nach V kann I, F, P oder T gewesen sein, der folgende Buchstabe war jedenfalls kein I, sondern ein breiteres Zeichen. Handelt es sich um die Herstellung eines oder mehrerer Wege, so würde von den beiden genannten Verben wohl nur *inaequare* in Betracht

1) Zu den *armorum fabricae* vgl. ferner Gothofredus zum Cod. Theodos. VI 20, 10 und *titulus de fabricensibus* X 21 (vol. III p. 524 ff.).

2) Vita Gordiani cap. 26: sedato terrae motu Praetextato et Attico conss. Gordianus aperto Jano gemino, quod signum erat indicti belli, profectus est contra Persas cum exercitu ingenti et tanto auro, ut vel auxiliis vel militibus facile Persas evinceret.

Digitized by Google

kommen. *viam inaequare* könnte vielleicht heissen 'den Weg ebenen, gleichmachen'. Leider kommt das Verbum in der ganzen Litteratur nur einmal vor, bei Caesar bell. civ. I 27: 'Pompeius — — quo facilius impetum Caesaris tardaret, ne sub ipsa profectione milites oppidum irrumperent, portas obstruit, vicos plateasque inaedificat, fossas transversas viis praeducit atque ibi sudes stipitesque praeacutos defigit. Haec levibus cratibus terraque inaequat'. Hier heisst *inaequare* 'gleich machen', steht in dem Sinne wie *adaequare* oder das blosse *aequare*. Ein Beispiel für *viam aequare* habe ich nicht gefunden[1]). Die üblichen Bezeichnungen sind *viam munire* oder *aperire*[2]) oder *sternere*, die auch auf Inschriften nicht selten sind[3]). P·P würde dann aufzulösen sein *p(ecunia) p(ublica)*[4]). Schwieriger wäre mit dem Verbum *inaedificare* zurechtzukommen. Ich finde dazu kein passendes Substantiv. Die Bedeutung ist entweder 'verbauen, aufbauen, auf etwas bauen' (*villam inaedificare* etc.), oder 'verbauen, zubauen'. An der angeführten Cäsarstelle werden die *vici* und *plateae* verbarrikadiert[5]). Mehr vermag ich zu der Erklärung der Stelle nicht beizubringen. Das Gesagte ist ohnehin schon hypothetisch genug[6]).

Der Rest der Inschrift bietet keine erheblichen Schwierigkeiten Das vorletzte Amt, welches Annianus bekleidet, ist das eines kaiserlichen Rechtspflegers in Italien: *iurid(icus)*[7]) *per Ca[la]briam [Luc]an(iam)*

---

1) *adaequare* entspricht dem griech. *ὁμαλίζειν*; vgl. Papinian in den Dig. 43, 10: *οἱ ἀστυνομικοὶ ἐπιμελείσθωσαν τῶν κατὰ τὴν πόλιν ὁδῶν, ὅπως ἂν ὁμαλισθῶσιν καὶ τὰ ῥεύγματα μὴ βλάπτῃ τὰς οἰκίας καὶ γέφυραι ὦσιν οὗ ἂν δέῃ.*

2) Vgl. Ulpian Dig. 43, 11: 'viam aperire est veterem altitudinem latitudinemque restituere' etc.

3) CIL V 7989. IX 5959. 5973. 6011. X 6824. 6835 etc.

4) Ginge dem *missus* ein Ortsname vorauf (z. B. *curator* einer Gemeinde) so liesse sich eine Ergänzung wie *missus ad v(ias) ibi p(ecunia) p(ublica) inae-[quandas]* vielleicht halten.

5) Vgl. Hirt. bell. gall. VIII 9. Liv. 44, 45. Scaev. Dig. 13, 7, 43.

6) Beispiele von sonstigen italischen Missionen sind selten. Die Inschrift CIL IX 2335 nennt einen *legatus missus* [... *c]um A. Plautio in Apuli[am ad servos to]rquendos.* Vgl. dann CIL IX 2457 *item misso ab imp(eratore) Anton(ino) Aug(usto) Pio ad deducendas vexillationes in Syriam ob bellum Parthicum.* IX 2845 *s. c. missus ad componendum statum in reliquum provinciae Cypri.* VIII 7059. 7060 *legatus divi Hadriani ad rationes civitatium Syriae putandas.*

7) Das zweite I hat kleinere Gestalt, gerade wie das zweite I in *Sabiniae* Zeile 5.

Digitized by Google

et Br[u]ttios[1]). Der Bezirk ist bereits durch eine Inschrift Unteritaliens bekannt: *Q. Herennius Silvius Maximus* ist *iuridicus per Calabriam Lucaniam Brittios*[2]). Zu scheiden von den *iuridici* in Italien sind die der Provinzen. Nur für die letzteren findet sich neben *iuridicus* die vollere Bezeichnung *legatus iuridicus*[3]). Unter den Provinzen sind bis jetzt nur vertreten Spanien (*Hispania Tarraconensis, Asturia et Gallaecia*), Britannien und Pannonien[4]). Die Bezirke für die italischen *iuridici* waren nicht von vornherein bestimmt abgegrenzt, sondern die *iuridici* wurden, wie dies Mommsen bereits zu den Feldmessern II p. 193 ausführte, bald für diese, bald für jene Landschaft je nach den Umständen ernannt. Die bis jetzt bekannten Bezirke sind *Aemilia et Flaminia*[5]) — *Aemilia et Liguria*[6]) — *Aemilia et Liguria* (überliefert *Etruria*) *et Tuscia*[7]) — *Apulia*[8]) — *Apulia et Calabria*[9]) — *Ἀπουλία, Καλαβρία, Λυκαονία*[10]) — *Calabria*[11]) — *Calabria, Lucania, Brittii* — *Flaminia*[12]) — *Flaminia et Umbria*[13]) — *Flaminia et Umbria* (*et*) *Picenum*[14]) — *Liguria*[15]) — *Picenum et Apulia*[16]) — *Tuscia et Picenum*[17]) — *regio Transpadana*[18]). Falsch ist die Inschrift bei Orelli 3173, welche einen *iuridicus provinciae Campaniae* nennt[19]).

---

1) *Bruttios* nicht *Brittios* stand auf dem Steine. Das **V** ist sehr undeutlich; es war kleiner gebildet.

2) CIL IX 2213 = Henzen 6745; vgl. CIL VI 1562. Derselbe Bezirk, um Apulien vermehrt, für einen *procurator alimentorum* CIL II 1085. Vgl. Henzen 6516 *praepositus tractus Apuliae Calabriae Lucaniae Bruttiorum* (= CIL IX 334).

3) CIL II 3738. 4113. VI 1507. 1509 u. ö. Daher unrichtig von mir anfangs ergänzt *l(egatus) iurid(icus)*. Das **L** in Z. 17 gehört zu *-dio*. Der Punkt, den ich nach *-dio* zu erkennen glaubte, ist zufällig.

4) Ephem. epigr. IV p. 124 n. 425 *iuridico p(ro) pr(aetore) utriusque Pannoniae*. S. die Zusammenstellung der provinzialen *iuridici* bei Marquardt, Staatsverwaltung I² p. 551, die der italischen p. 226.

5) CIL VIII 5354.

6) X 5178. 5398. Orelli 3044. 7) VIII 597.

8) V 2112. VI 1503.

9) VI 1513. 1514. IX 1572.

10) Eph. epigr. IV p. 223.

11) IX 1571. 12) VIII 2754.

13) III 6154. VI 1509. Orelli 3177. 3851.

14) Orelli 3174. CIL II 2634. 15) VIII 7033. 16) VI 1512.

17) Wilmanns 1193 = Henzen, Annali 1863, 277.

18) Diese durch die meisten Inschriften bezeugt. Einmal *iurid. per Transpadum* CIL VI 1520. 19) CIL X 469*.

Digitized by Google

Zuletzt ist unser Dedikant *le[g(atus) le]g(ionis) XXI[I pri]mig(eniae) p(iae) [f(idelis)] Gordianae.* In der Vertheilung der Ergänzungen auf das Ende und den Anfang der Z. 18. 19 weiche ich von Keller ab. Keller nimmt an, Zeile 19 sei vollständig erhalten, ebenso wie Zeile 20, und die erste Silbe von *primig(eniae)* habe am Ende von Zeile 18 gestanden. Das scheint mir unmöglich. Die Ergänzung würde, zumal die Zahl der Legion auch nicht vollständig erhalten ist, weiter oder doch mindestens ebenso weit reichen, als die letzte Zeile mit dem Consulat des Atticus und Praetextatus, die auf dem Sockel der Ara steht, selbst wenn man noch eine Ligatur von R und I annehmen will. Andererseits würde auf der linken Seite des Steines ein zu breiter unbeschriebener Rand bleiben. Denn die Entfernung der linken Hasta des M von MIG in Zeile 19 beträgt vom Rande nicht weniger als 7 cm. Es ist also noch Platz für 3—4 Buchstaben. Ich glaube also, dass Zeile 18 mit *XXII* schloss, Zeile 19 mit *[pri]mig.* anfing. Dementsprechend sind auch die vorhergehenden Zeilen zu ergänzen. Zeile 17 fing mit *[Me]diol.* an, Zeile 18 mit *[Luc]an.* Am Ende von Zeile 19 las ich anfangs *[A]ug(ustae).* Das letzte sichtbare Zeichen kann C oder G, aber auch O sein. Zwischen dem vorangehenden V und dem E von *Gordianae* ist zwar Raum für einen Buchstaben, ob aber einer dort gestanden hat, ist mir jetzt zweifelhaft. Ich ziehe daher vor mit Keller zu lesen *vo|tum*; vor TVM in Zeile 20 würde also ein leerer Raum sein. Eine andere Inschrift, auf welcher die 22. Legion den Beinamen *Gordiana* führt, ist mir nicht bekannt[1]).

Es folgt schliesslich das Datum der Weihung der Ara: der 1. Juli des Jahres 242 n. Chr. Auf dem Steine stand KAL IVL, nicht IVN. Jetzt ist von dem letzten Buchstaben nichts mehr zu erkennen. Ein Stückchen Stein ist am Rande abgesprungen. Dr. Keller versichert, dass der letzte Buchstabe unzweifelhaft ein L war. Im Namen des *Praetextatus* waren ausser ÆE auch die Buchstaben TE ligiert, wie überhaupt die Inschrift an Ligaturen sehr reich ist (vgl. Z. 6. 9. 13). Das letzte A in *Praetextato* war in kleinerer Gestalt zwischen die beiden T eingeschrieben (TAT o).

Der Stein ist, wie schon Hettner in einer Anmerkung zu Kellers Mittheilung bemerkt[2]), auch deswegen von Wichtigkeit, weil er die

1) Da auch die *legio I Minervia*, in welcher Annianus *tribunus militum* war, auf unserer Inschrift den Beinamen *Gordiana* hat, so folgt wohl, dass Annianus seine ganze Laufbahn unter Gordian gemacht hat (von 238 bis 242).

2) Westd. Korrespondenzbl. VI p. 147.

Digitized by Google

Anwesenheit der 22. Legion in Mainz für das Jahr 242 bezeugt. Mommsen stellte in der Einleitung zum 8. Band des Corpus inscr. Latin. die Hypothese auf[1]), die *legio XXII primigenia* sei im J. 238 nach Afrika versetzt worden an die Stelle der von Gordian III kassierten *legio III Augusta*. Dass die letztere eine Zeitlang aufgehoben war, wohl wegen der feindlichen Haltung, welche sie gegen Gordian I und II bewiesen hatte, folgt mit Evidenz aus den afrikanischen Inschriften CIL VIII 2482 und 2634[2]). Aus ebendenselben folgt, dass die Legion von Valerian 253 wieder restituiert wurde[3]). Die Annahme aber, dass im J. 238 die *legio XXII primigenia* mit allen ihren Hülfstruppen ihr Standquartier am Rhein verlassen habe und in Mauretania Caesariensis stationiert worden sei, wird durch unsere Inschrift hinfällig. Den 4 Grabschriften von *milites* der 22. Legion, die zu Cartenna in Afrika sich fanden und auf welche sich Mommsen beruft[4]), kann nicht solcher Werth beigemessen werden, ebensowenig den beiden Inschriften von Auzia CIL VIII 9059 und 9060. Ein sicherer Beweis dafür, dass die 22. Legion jemals ihr Standquartier am Rhein verlassen hat, ist nicht erbracht[5]).

Bonn. Max Ihm.

1) CIL VIII p. XX f. Vgl. Westd. Korrespondenzbl. I p. 22.

2) Unsicher die Lesung von 2852, die Mommsen noch heranzieht.

3) Den Beinamen *Valeriana* scheint die Legion auf dem Ziegel VIII 10474_{11} zu führen. Auf einem anderen Ziegel VIII 10474_{9} scheint die *legio III* den Beinamen *Gordiana* zu haben. Wenn auf die Lesart Verlass ist, so kann die Inschrift, wie Mommsen mit Recht schliesst, nur aus dem Anfang der Regierung Gordians stammen, bevor dieser den Entschluss gefasst hatte, die Legion zu kassieren.

4) CIL VIII 9655. 9656. 9658. 9659.

5) Für das Jahr 255 bezeugt ihre Anwesenheit am Rhein die Mainzer Inschrift Brambach 1039, wenngleich die Lesart der ersten Zeile nicht ganz feststeht. Vgl. Mommsen a. a. O. p. XXI Anmerk. 2.

Digitized by Google

5. Die neuen Ausgrabungen bei Obrigheim in der Pfalz.

An der Grenze der Pfalz und Rheinhessens am Ufer der Eis (urk. Isa), zwischen den alten Kulturstätten Worms (Borbetomagus) und Eisenberg (Rufiana) liegt das pfälzische Pfarramt Obrigheim. Nördlich dieses Dorfes führt eine Hohl in der Richtung nach Grossbockenheim. Links derselben, auf einer Terrasse, welche den Namen „auf dem Kreuze" führt, veranstalteten cand. phil. Hacker und der Unterzeichnete in den Frühlingsmonaten der Jahre 1885 und 1886 Ausgrabungen in einem dort zufällig[1]) gefundenen fränkischen Leichenfelde, deren Resultate in den „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande" IX. Abtheilung (Leipzig, Duncker u. Humblot 1886) jüngst dargestellt sind. — Die Grabungen wurden nun mit gutem Erfolge im November 1886 fortgesetzt und gibt der Leiter derselben hiermit eine kurze Darstellung der Ausbeute.

Gegraben wurde im November auf Kosten des historischen Vereins der Pfalz im Grundstücke des Wirthes Baum, welches die zweite Ackerbreite westlich obiger Hohl einnimmt. Das Grabfeld scheint gegen Westen zu nach der zweiten Reihe aufzuhören; denn ausserhalb derselben ward bisher kein Grab mehr aufgedeckt. Die Gräber selbst liegen in regelmässigen Reihen von West nach Ost und zwar so, dass die Leichen mit dem Haupt nach Westen, mit den Füssen nach Osten sich erstrecken. In einer Tiefe von 1,20 m (ausnahmsweise nur 0,50 m) bis 2,20 m sind dieselben im gewachsenen Boden ausgestochen. Einzelne Leichen sind in rohen, von Nägeln zusammengehaltenen Eichenholzsärgen beerdigt, andere sind von kleinen Sandsteinplatten, welche theilweise Bearbeitung aufweisen, umstellt. Die meisten liegen ohne äusseren Schutz im Schooss der Mutter Erde. Die Erscheinung, dass die Beigaben oft an unrechter Stelle sich vorfanden oder dass die Gliedmassen verschoben sind, erklärt sich nicht aus früherem Leichenraub, sondern aus der ständigen Verschiebung und Abschwemmung des Erdreiches, wonach nicht nur der Sand und Kies in abwärts gleitende Bewegung kommt, sondern auch die in ihm gebor-

1) Die Zuckerfabrik liess auf einem Grundstücke Kies graben; dabei stiess man auf die ersten Gräber (vgl. „Studien" IX. Abth. S. 5).

Digitized by Google

genen leichteren Gegenstände, wie Knochen, Schmuck etc. So erklärt es sich, wie Halsketten an den Hüften, Brustschmuck in der Nähe der Beine, Urnen und Gläser unterhalb oder seitwärts der Unterschenkelknochen sich vorfanden. Nur in einem Falle konnte man eine Nachbestattung konstatiren; sonst sind die einzelnen Lagerstätten der Leichen unberührt geblieben. — Nach einer Münze des Königs Totilas (vgl. „Studien" IX. Abth. S. 9) und den Römermünzen späterer Zeit zu schliessen, rührt das Grabfeld aus dem Ende des 6. bis in das Bereich des 7. Jahrhunderts nach Christus her. Genauere Angaben für den terminus ad quem liessen sich bisher nicht erlangen. Wie in obiger Schrift des Näheren bewiesen, kamen die besseren Beigaben, als Schmuck, Schwerter, durch Handel in die Hände dieser mittelrheinischen Franken. Dass es Franken waren, beweist die Endung -heim, welche die meisten Orte an der Eis besitzen, so Obrigheim, Albsheim, Mühlheim, Heppenheim, Oppenheim, Horchheim; die Endung -stein in Colgenstein, Offstein gehört demselben Volksstamme an. Andere Gegenstände, besonders die Thonwaaren, entstammen der Lokalindustrie. Bezeichnend ist es für letztere, dass sich Gefässe römischer Technik von gelbrother Farbe und ohne Ornament bis in diese späten Zeiten des Frühmittelalters erhalten haben. Die römische Töpferzunft scheint in der Nähe der werthvollen Thonlager an der Eis bis in so späte Zeit fortgelebt zu haben und in der romanischen Periode besonders zu Eisenberg wieder aufgelebt zu sein. Im ganzen Mittelalter besassen die „Eisenberger" Thonwaaren weitverbreiteten Ruf. Andere Gefässe von russschwarzer Farbe und mit vertieften Ornamenten, besonders Grübchen, Wellenlinien, Festons geschmückt, gehen auf spezifisch germanisch-fränkische Thonkünstler zurück.

Wir gehen nun zur Beschreibung der 12 im November 1886 ausgebeuteten Gräber über.

1. Grab. Tiefe 1,20 m. Neben der Leiche fand sich ein Bronzemesser und 9 kleine Bronzenägel, welche zu Beschlägen desselben wohl gehörten. Ausserdem Fragmente eines schwarzen Gefässes. Männliche Leiche.

2. Grab. Tiefe 1,50 m. Neben dem weiblichen Skelett fand sich ein blassrothes Thongefäss römischer Technik. Dasselbe erweitert sich nach oben trinkschalenförmig. Höhe = 12 cm, oberer Durchmesser = 15 cm, unterer Durchmesser = 5 cm.

3. Grab. Tiefe 1,30 m. Bei dieser Frauenleiche fand sich ein

Digitized by Google

Eisenmesser, sowie eiserne Beschläge (vom Gürtel?), ferner ein rautenförmiger, zierlicher Bronzebeschlag, in dessen Oberfläche ein blattförmiges Ornament eingeprägt ist. Den Hals schmückte ein Gehäng von 14 Fritt- und Thonperlen; das Haar eine 22 cm lange Bronze-Nadel mit verdicktem und gerieftem Ende; den Finger ein einfacher Bronzereif, der Ehering der fränkischen Epoche.

4. Grab. Tiefe 1,4 cm. Bei dieser Frauenleiche fand sich eine Broche aus Bronze, geziert mit bunten Steinen. Dasselbe Schmuckstück hatte man zu Obrigheim schon früher ausgegraben (vgl. „Studien" IX. Abth. Taf. XIII, Fig. 1). Weite Ohrringe von Bronze dienten als weiterer Schmuck. Den Hals umgab ein Gehänge, bestehend aus 140 Perlen. Ausserdem fand sich ein Glasbecher und ein Obolus, bestehend in einer spätzeitlichen Römermünze. Eiserne Häkchen nebst kleinen Bronzespiralen scheinen auf ein Schmuckkästchen zu deuten (?). Zu Füssen stand eine prächtige, schwarzglänzende Urne fränkischer Technik, geschmückt von tief eingedrückten Festons. Höhe = 18 cm, Umfang = 67 cm, oberer Durchmesser = 15,5 cm, unterer Durchmesser = 8 cm. Daneben lag eine Kindesleiche ohne Beigaben.

5. Grab. Tiefe 1,60 m. Das Grab dieser Jungfrau gehört zu den am reichsten ausgestatteten, welche uns vom Obrigheimer Grabfelde bisher bekannt sind. Die Ohren schmückten weite, zierliche Ohrringe (vgl. „Studien" IX. Abth. Taf. XII, Fig. 19). Den Arm umschloss ein Bronzereif in Gestalt einer Doppelschlange (Durchmesser 7 und 6 cm im Lichten). Die Enden sind stark verdickt (vgl. „Studien" IX. Abth. Taf. XII, Fig. 15). Den Hals umgab ein Gehänge mit mehr als 100 zum Theil kostbaren Mosaikperlen. Den Leib umschloss ein feiner Bronzegürtel, an welchem eine sogenannte Bulla mit einem Rheinkiesel, ferner eine Gehängplatte in menschlicher Gestalt aus Bronze, sowie kleinere Zierrathe aus Silber und Bronze hingen. Die Brust schmückte eine kostbare, wohlerhaltene Broche aus Gold. Die Oberfläche derselben ist mit achterförmigen Figuren aus Filigran bedeckt. Zwischen denselben bilden edle Steine in Goldfassung ein buntes Kreuz. Die Rückplatte besteht aus Bronze, und ist die Schliesseinrichtung gleichfalls wohl erhalten. Nach einzelnen Resten der Gewandung umhüllte diese nach den Körpermaassen edel gebaute Gestalt ein weisses Leinengewand. Der Schädel zeigt, wie die meisten hiesigen Schädel, ausgeprägte Dolichokephalie.

6. Grab. Tiefe 2,20 m. Diesen Recken fränkischer Zeit umschloss

Digitized by Google

ein noch wohlerhaltener Eichenholzsarg. Ausser schwarzen Scherben fanden sich neben der Leiche die Reste der seltenen Spatha, des fränkischen Langschwertes, ferner wohl erhalten, der 3 cm lange und 6,5 cm breite Bronzeknauf des Schwertes, sowie eine Reihe von 6—7 cm langen und 1,4 cm breiten Brozebeschlägen, welche nebst zwei kleineren die Umkleidung der Scheide bildeten. Zum Bandelier gehörten 4 solide Bronzeknöpfe, von denen zwei pyramidale, 2 konische Gestalt habe. Ausserdem barg dies Männergrab ein etwas gekrümmtes breites Eisenmesser, dessen Griff mit 2 bronzenen, 7 cm langen und 1,5 cm breiten hohlgegossenen Beschlägen eingefasst war. Jetzt noch werden zu Messergriffen ähnliche Beschläge verwendet.

7. Grab. In einer Tiefe von 0,80 m lag eine Leiche ohne Beigaben. Darunter befand sich in einer Tiefe von 1,60 m

8. ein Doppelgrab, umstellt von Steinen. Als Beigaben fanden sich in dieser Ehegattengruft nur Gefässreste.

9. Grab. Nach Norden zu, dem Kamme der Terrainfalte zu, an dessen Südhange sich das Thal der Eis zieht, fand sich dasselbe in 0,50 m Tiefe. Zu Füssen lag eine rohe, graue Schale von 7 cm Höhe, 14 cm oberem Durchmesser, 8 cm unterem Durchmesser. In diesem Grabe lag ein einfacher Kamm. Frauengrab (?).

10. Grab. Es barg in 1,70 m Tiefe eine männliche Leiche von aussergewöhnlicher Grösse. Der Oberschenkel mass 52 cm, der Unterschenkel 41 cm, was auf eine Grösse von mehr als 2 m schliessen lässt. Die Zähne waren gut erhalten und deuten auf ein verhältnissmässig jugendliches Alter. Die Knochen waren in Folge der Berührung mit dem rothen Lehm roth gefärbt. Diesem Recken fränkischer Herkunft lag quer über der Brust eine 65 cm lange und $5^1/_2$ cm breite Hemispatha, das gewichtige eiserne Halbschwert der Völkerwanderungszeit, das nur eine Schneide besitzt. Ueber diesem Skramasax lagen 5 grosse, scheibenförmige Knöpfe von 2 cm Durchmesser. Dieselben bestehen aus Bronze und sind auf ihrer Oberfläche mit Silbereinlagen versehen. Ausserdem fanden sich beim Schwert ca. 50 kleinere Bronzeknöpfe, welche zum Beschlage des Bandeliers gedient hatten, wie die 5 grösseren zur Einknöpfung desselben. Beschlagstücke von Bronze und Eisen bildeten die Einfassung der Scheibe. Nach erhaltenen Leinwandspuren war diese kostbare Waffe in ein mit Wachs gestärktes Leinen eingewickelt gewesen. Der Mönch von St. Gallen (I, 34) berichtet von solchen Enveloppen[1]). Neben dem Schwerte lag

1) Vgl. dazu das monumentale Hauptwerk über diese Epoche: L. Linden-

Digitized by Google

eine 9,3 cm lange Nähnadel aus Bronze. Nur in den seltensten Fällen sind solche erhalten. Der edle Krieger hat es offenbar im Leben nicht verschmäht, nöthigen Falls das Schwert mit der Nadel zu vertauschen.

11. Grab. Dies Männergrab von ca. 1,50 m Tiefe ergab als Beigabe eine Lanzenspitze von 33,5 cm Länge und 4 cm Breite. Ein verrostetes Eisenstück scheint zur Befestigung der Tülle im Holz gedient zu haben. Die Lanze (= framea) war die Hauptwaffe der freien Franken; das Schwert führten nur Edelinge.

12. Grab. Dies Frauengrab von gleicher Tiefe wie das vorige barg nur ein röthliches Krüglein mit eigenthümlicher Schnauzenbildung Dasselbe gleicht einem umgekehrten Omega (= ℧). Diese Ausgussform ist charakteristisch für die spätere Römerzeit und geht in die fränkische Periode sowie in das Mittelalter über. — Von Schmuck fand sich nur eine grüne Frittperle mittlerer Grösse vor. —

Neben den fränkischen Reihengräbern fanden sich in 1,30—1,50 m Tiefe zahlreiche Brandgruben, welche kalcinirte menschliche Knochen, Reste von Bronzen, allerlei feine und primitive Scherben römischer und unrömischer Technik enthielten. Diese Brandplätze legen Zeugniss ab von der Benutzung dieses Platzes in der Periode der römischen Okkupation, ja wahrscheinlich schon vor dieser, zur la-Tène-Zeit, und zwar als Bestattungsplatz der von Scheiterhaufen herrührenden Fragmente an Knochen und Beigaben. Ohne Zweifel hängt solche Anhänglichkeit am alten Friedhofe mit einem nur theilweise erfolgten Wechsel der Bevölkerung zusammen. Zur Frankenzeit lebten unter den Germanen noch zahlreiche Angehörige der romanisirten Urbewohner, und auf deren Veranlassung ward ohne Zweifel der alte Bestattungsplatz beibehalten, und zwar selbst zu Beginn der christlichen Zeit.

Die geschilderten Fundobjekte kamen zur Reinigung und Restaurirung in die Werkstätte des römisch-germanischen Centralmuseums zu Mainz und werden unter der kunstreichen Hand des Direktors Dr. L. Lindenschmit bald im alten und echten Glanze prangen. Alle Obrigheimer Funde sind Eigenthum des Kreismuseums zu Speyer.

Dürkheim, 29. XII. 86. Dr. C. Mehlis.

---

schmit: „Die Alterthümer der merovingischen Zeit“ S. 230. Auch bezüglich anderer Beigaben von Obrigheim ist hier nachzuschlagen.

Digitized by Google

6. Verzierte Thongefässe aus dem Rheinland.

(Hierzu Taf. II—IV.)

Die hier beigegebenen Tafeln (II—IV) enthalten Abbildungen von Thongefässen, welche theils im hiesigen Provinzialmuseum und dem der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität angehörigen Museum vaterländischer Alterthümer, theils in Privatsammlungen sich befinden. Sie können sämmtlich weniger eine wissenschaftliche Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, sondern sind vielmehr durch die Schönheit ihrer Form und durch die Art ihrer Technik bemerkenswerth. Ein nicht geringer Werth derselben besteht ferner darin, dass sie mit ziemlicher Sicherheit als rheinische Fabrikate bezeichnet werden können und demgemäss für die Geschmacksrichtung und den Formensinn in der rheinischen Thonwaarenindustrie, die eine nicht geringe Ausdehnung in römischer Zeit erlangt hatte, Zeugniss ablegen.

Taf. II.

Verzierte Gefässe von Terra sigillata.

Nr. 1 ist eine zu Köln gefundene flache längliche Schüssel von Terra sigillata, von schöner tiefgesättigter rother Farbe und mit einem glänzenden Firniss überzogen. Sie ist dickwandig und im Verhältniss zu ihrer Grösse ziemlich schwer. Ihre Länge beträgt 27 cm, ihre Höhe 2 cm. Die Form ist selten, wenigstens kenne ich bis jetzt kein zweites Exemplar. An den tellerförmigen leicht vertieften kreisrunden Kern der Schüssel, der einen Durchmesser von 15 cm hat, setzt sich zu beiden Seiten ein weit herausragender, an der breitesten Stelle 6 cm langer, mehrfach, wie die Abbildung auf Taf. II, 1 zeigt, ausgezahnter Rand an, der jedenfalls ausser dem dekorativen Zwecke auch die Bestimmung gehabt hat, als Handhabe zu dienen. Darauf weist die Eigenthümlichkeit desselben hin, dass er nicht das ganze Rund der Schüssel einschliesst, sondern an beiden Seiten dasselbe auf eine Länge von $6^3/_4$ cm frei lässt. Andererseits ist die Gestalt des Randes eine so eigenartige,

Digitized by Google

dass unwillkührlich sich der Gedanke an einen fremden Ursprung darbietet. Dieselbe ist nämlich hinsichtlich ihrer Form höchst wahrscheinlich die Nachbildung einer Bronzeschüssel, wie sich denn auch bei anderen Thongefässen von singulärer Form und Ornamentation eine Anlehnung an metallische Vorbilder[1]) nachweisen lässt. Und gerade darin liegt ein wesentliches Stück ihrer Bedeutung. Im Boden befindet sich innerhalb zweier Kreise der Fabrikstempel: VERVS-E (so) anstatt *Verus fe(cit)*. So hat schon Kamp (Die epigr. Anticaglien in Köln, S. 7 n. 122) die Stempelinschrift richtig gelesen. Der Töpfer selbst ist auch sonst[2]) bekannt.

Nr. 2. — Höhe 6 cm, Durchm. am Rande 10 cm. Fundort: Niederrhein; jetzt im hiesigen Provinzialmuseum (Inv. Nr. 816). Bemerkt zu werden verdient, dass diese kleine Kuppe von schöner Terra sigillata angeblich mit einem Mittelerz des Nero, — Kopf n. l. Imp. Nero Caesar Aug. p. max. tr. p. p. p. R Victoria n. l. S. C. — zusammen gefunden worden ist, was für die Datirung nicht unwichtig erscheinen mag. Denn das dunkle Roth, welches der Thon des Gefässes zeigt, weist ebenfalls auf eine frühere Zeit, etwa das erste Jahrhundert nach Chr. hin. Die äusserst dünne Wandung desselben ist an der Aussenseite in regelrechten Abständen mit aufrechtstehenden Palmenzweigen verziert, zwischen denen ein Zweig von je drei schilfblattähnlichen Blättern, deren mittleres auf langem Stengel sitzt und mit der Spitze umgebogen ist, erscheint. Das unter dem Rande hin etwas eingeschnürte Gefäss trägt oben einen Ring von sechs umlaufenden Parallellinien, welche zugleich die auf dem Körper angebrachte Laubwerkverzierung in hübscher Weise abschliessen. Diese Verzierungen sind mit einem scharfen Instrument in die noch weiche Thonmasse eingeschnitten resp. aus derselben ausgeschnitten worden. Diese eigenthümliche Art der Verzierung wird lediglich auf Gefässen von feinem rothem Thon, seltener auf solchen von schwarzem Thon angetroffen. Das Bonner Provinzialmuseum besitzt mehrere mit Verzierungen dieser Art

---

1) Vgl. aus'm Weerth, Bonner Jahrb. LXXIV S. 149.

2) Vgl. Schürmans, Sigles figulins n. 5666—5671. — Dieselbe Stempelinschrift, und zwar mit dem ebenfalls S und E verbindenden Querstrich, der zugleich den Buchstaben F wiedergiebt, hat Bursian auf einer bei Wachendorf, $^3/_4$ Stunde von Sigmaringen gefundenen, im Besitze des Fürsten von Hohenzollern befindlichen Scherbe eines Gefässes von rothem Thon gesehen. Vgl. Bonner Jahrb. XXXVI, 159.

Digitized by Google

versehene kleine Gefässe, indessen keines zeichnet sich so sehr durch die ungemeine Schärfe der Konturen und die Regelmässigkeit der einzelnen Ornamente aus, wie das besprochene. Wegen der Aehnlichkeit der Verzierung in Form und Technik verlohnt es sich mit diesem Gefässe einige andere zusammenzustellen.

Nr. 3. Höhe $5^1/_4$ cm; Durchm. am Rande $8^1/_2$ cm. Gefunden am Niederrhein, jetzt in der Sammlung unseres Vereins (Inv. Nr. 1005) aufbewahrt. Material: Terra sigillata. Bis auf eine kleine Beschädigung am Rande wohl erhalten ist sie von derselben Schönheit und Feinheit des Thones wie jene und hat fast die gleiche Form. Oberhalb des flachen Bodens erweitert sich der Gefässkörper rasch zu einem schalenartigen Umfang und steigt dann senkrecht in die Höhe bis zu einer rundlichen Einschnürung unterhalb des leicht übertragenden Randes. Als Ornament läuft, eingefasst von zwei concentrischen eingeschnittenen Linien, ein aus je zwei länglichen Blättern bestehender Kranz rings um den Bauch des Gefässes herum. Im Verhältniss zu der Verzierung des vorhergehenden Gefässes ist diese eine äusserst einfache zu nennen, welche aber dessen ungeachtet ihre Wirkung nicht verfehlt.

Nr. 4. Höhe 5 cm; Durchm. am Rande 8 cm. Fundort Köln; jetzt im Bonner Provinzialmuseum (Inv. Nr. 1798). Die Kuppe ist hinsichtlich ihrer Form und der Thonbeschaffenheit der vorigen gleich. Indessen die eingeschnittenen Verzierungen sind verschieden. Zwar kehren auch hier die losen Blätter wieder, aber sie sind hier in anderer Art gruppirt und anstatt der die einzelnen Felder abschliessenden Palmzweige finden wir ein senkrecht an der Wandung aufsteigendes Gewinde von Halbbogen. Das Ganze wird von einem oben breiten, unten schmäleren, aus je zwei Kreislinien gebildeten Bande eingefasst.

Die Gruppe dieser mit eingeschnittenen Ornamenten versehenen Gefässe möge eine jetzt ebenfalls im hiesigen Provinzialmuseum (Inv. Nr. 4424) befindliche kleine Kuppe abschliessen.

Nr. 5. Sie ist 5 cm hoch und hat am Rande einen Durchmesser von 7 cm. Sie stammt aus einem Grabe von Remagen. Der Thon, aus dem sie gemacht ist, besteht im Gegensatze zu allen im Vorhergehenden beschriebenen Gefässen aus einer weichen gelblichrothen Masse, die sich leicht abreiben lässt und die mit einem Firniss überzogen ist, welcher weder den Glasglanz noch die Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse der Bodennässe und der Witterung, wie jene, besitzt. Ebenso lassen die Ausführung der eingeschnittenen Verzierungen

Digitized by Google

und die Schärfe derselben manches zu wünschen übrig. Alles dieses weist unzweideutig auf eine spätere Zeit hin, wo die Kunst der Fabrikation sowohl als auch der Zeichnung auffallender Weise eine Verschlechterung erfahren hatte. Damit stimmt es denn auch, dass die Gräber, aus denen das kleine Gefäss zu Tage gefördert worden ist, der späteren Periode der Römerherrschaft am Rhein angehören. Vielleicht hängt mit dem Verfall der Kunstübung auch die eigenthümliche Erscheinung zusammen, dass auf unserer Kuppe alle Verzierungen in schräger von der Rechten zur Linken laufenden Richtung eingeschnitten sind, während sie bei den mir wenigstens bis jetzt bekannten mit derartigen Ornamenten versehenen Thongefässen senkrecht vom Fuss zum Rande emporsteigen. Alle diese Umstände verleihen dieser kleinen Gruppe von Thongefässen ein erhöhtes Interesse, weil sie, da ihre Fundorte unzweifelhaft festgestellt sind, gesammelt und als Ganzes behandelt, die Blüthe und den Verfall der einst am Rheine auf hoher Stufe stehenden Töpfer-Industrie in einer ganz bestimmten Branche ihrer Fabrikation vergegenwärtigen.

Die folgenden Nummern vereinigen in sich eine Sammlung von Gefässen, die hinsichtlich ihrer Form zwar sehr von einander verschieden sind, aber ebenso wie die vorhergehenden sämmtlich eine und dieselbe Gattung von Verzierung aufweisen. Vor allen bemerkenswerth ist

Nr. 6. Höhe 28 cm; grösster Umfang am Bauch 13 cm. Fundort: Köln auf dem Eigelstein. Diese Henkelkanne[1]) von Terra sigillata, welche in der Sammlung des Herrn Merkens in Köln sich befindet, ist von seltener Schönheit und Eleganz. Um die Wandung des birnförmig gestalteten Körpers laufen zwei concentrische, von langgezogenen Pünktchen gebildete Doppelringe, welche gleichsam die Umrahmung bilden für den dazwischen liegenden Blumenschmuck. Dieser selbst besteht aus reichen und hübsch gewundenen Ranken mit kleinen Trauben, welche sich auch über den Rücken des Henkels hinaufziehen und in einem Trauben unten auf dem Kruge enden. Was diesen Verzierungen eine besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass dieselben mit weissem Thonschlamme reliefartig in sogenannter Barbotin-Technik aufgelegt sind. Diese Ornamente konnten aber nicht aus Modeln her-

1) Mit dieser Kanne sind die von Dr. Bone in diesen Jahrbüchern LXXXI S. 61 Taf. I, 17 und S. 72 beschriebene cylindrische Flasche mit Henkel und die Lampe von Glas zusammen gefunden worden.

Digitized by Google

gestellt werden, sondern mussten aus freier Hand vermittelst eines trichterförmigen Instruments aufgetragen werden. Um so mehr ist daher die grosse Sicherheit technischer Geschicklichkeit, sowie der feine Sinn für dekorative Motive an der Merkens'schen Henkelkanne zu bewundern.

Nr. 7. Höhe 18 cm; Fundort: Bonn im Kolb'schen Garten an der Heerstrasse. Auch dieses ebenfalls im Privatbesitz befindliche Trinkgefäss von Terra sigillata ist mit Barbotin-Verzierungen geschmückt. Um den Mantel desselben zieht sich gleichsam wie ein Band eine dreifache Linie paralleler Pünktchen herum. Auf dem untersten der auf diese Weise gebildeten zwei Felder sind zwischen je zwei vertikalen Strichen in regelmässig wiederkehrender Folge Verzierungen angebracht, welche der arabischen Ziffer 6 äusserst ähnlich sind. Zu diesen Verzierungen in aufgelegter Barbotin-Technik fügt das zweite obere Feld einen höchst interessanten weiteren Schmuck hinzu, nämlich die in derselben Technik aufgetragene Aufschrift in Capitalschrift EXCIPE, deren einzelne Buchstaben gleichfalls wie die die beiden Felder trennenden Linien aus kleinen Punkten gebildet sind, wie dies die zur Veranschaulichung besonders gegebene Abbildung (Taf. II, 7a) erkennen lässt. Trinkgefässe mit weiss aufgemalten oder in Barbotin ausgeführten Sprüchen kommen in unserem Rheinlande sehr häufig vor und sind ein spezifisches Produkt unserer heimischen Thonwaarenindustrie zur Römerzeit. Diese Trinkgeschirre haben durchweg die Form kleiner Becher, Kuppen und Henkelkrüge und sind aus einem röthlichen, schwarz überstrichenen resp. gefirnissten Thon angefertigt. Ungleich seltener nehmen sie grössere Verhältnisse an, am seltensten bestehen sie aus Terra sigillata, wie das hier beschriebene. Daher begreift es sich auch sehr wohl, warum selbst reiche Sammlungen von dieser Kategorie von Gefässen in der Regel nur wenige Exemplare aufzuweisen haben. Das hier besprochene Gefäss weicht von den ähnlichen in diesen Jahrbüchern[1]) beschriebenen darin in der Form ab, dass, während diese unter dem Rande bald mehr bald weniger eingeschnürt sind, die Körperwand unseres Gefässes, nachdem es sich über dem Fusse schalenartig erbreitert hat, sich allmählich nach oben rundet und dann fast geradseitig und wenig enger werdend bis zu dem schwach vortretenden Rande emporsteigt. — Noch verdient hervorgehoben zu werden, dass das dunkle Roth, wie es im ersten Jahrhundert n. Chr. angetroffen

1) Heft XXI Taf. I. LXXI S. 113 ff. Taf. III Fig. 2. 3.

Digitized by Google

wird, bei diesem Gefäss mehr einem verblassten, etwas ins Gelbliche hinüberspielenden Roth Platz gemacht hat. — Was die auf dem Gefässe angebrachte Aufschrift anlangt, so bezieht sich dieselbe, wie die meisten auf Gefässen dieser Art, auf das Trinken und erklärt somit die Bestimmung desselben. Die unserige ist als ein Ausruf des Gefässes selbst an den Zecher, wie mir scheint, zu fassen. Dieselbe Aufforderung, nur erweitert durch den Zusatz *et trade sodali utres* und interessant durch die sprachliche Form *escipe* statt *excipe* kehrt auch noch einmal wieder auf dem prachtvollen, in den Besitz des Pariser Kunsthändlers Charvet übergegangenen Barbotingefäss, welches J. P. Meier in diesen Jahrbüchern (H. LXXI S. 110 u. Taf. III, 1) eingehend besprochen hat.

Nr. 8. Höhe 13 cm. Durchm. 12 cm., jetzt in der Sammlung des rheinischen Museums vaterländischer Alterthümer der hiesigen Universität. Dieses urnenartige Gefäss mit weitem Bauch und engem Halse auf niedrigem Fusse von Terra sigillata hat auf die gleiche Weise wie bei den vorher beschriebenen hergestellte Verzierungen. Dieselben werden von zwei breiten Bandstreifen eingeschlossen, von denen der untere aus zwei, der obere aus drei parallelen concentrischen Linien so gebildet wird, dass bei dem letzteren zwischen die unterste und die mittlere Linie noch eine parallele Reihe Punkte zwischengesetzt ist. Das eigentliche Ornament besteht aus drei Kreisen von je fünfzehn runden Trauben ähnlichen Blüthen, welche einen in der Mitte befindlichen runden Schild umschliessen. Sie werden ihrerseits durch je drei Stäbe mit schräg eingereihten runden Früchten von einander getrennt. Die Ornamente sind mit solchem Geschick auf den Körper des Gefässes aufgetragen, dass sie gleichsam aus demselben herauszutreten scheinen.

Nr. 9. Höhe 10 cm. Gefunden bei den Ausgrabungen des Castrums bei Bonn und Eigenthum des hiesigen Provinzialmuseums (Inv. Nr. 655). Leider hat dieses zierliche, die Vasenform nachahmende Gefäss, dessen Verzierungen in derselben Technik hergestellt sind wie die der vorher beschriebenen, und welches hinsichtlich seiner Form der auf dem Giebelfelde des in diesen Jahrbüchern LXXIV S. 24 ff. Taf. I beschriebenen Mainzer Grabdenkmals des Jucundus M. Terenti(i) l(ibertus) pecuarius dargestellten Grabvase ziemlich ähnelt, mehrfache Beschädigungen erlitten. Dasselbe ist von einer schönen, ins Braune hinüberspielenden rothen Farbe. In seiner Vollständigkeit hatte es, was sehr zu seinem gefälligen Aeussern beitrug, zwei Henkel, welche nach Massgabe der

Digitized by Google

dem Gefässkörper noch anhaftenden Ansätze auf der Tafel der Anschaulichkeit halber in ihrer ursprünglichen Gestalt angedeutet worden sind. Der gerade aufsteigende kurze Rand, der in sehr hübsch geschwungener Linie eingeschnürte Hals und der darunter sich ausbauchende, auf einem konischen Fuss ruhende Gefässkörper sind aus der gegebenen Abbildung deutlich zu erkennen. Die Grössenverhältnisse der Durchmesser des Fusses sowie des Halsringes und der oberen Oeffnung, welche sich noch leicht feststellen lassen, und der grössten Weite des Bauches wirken ebenfalls sehr gefällig. Die in Barbotin-Technik um den Bauch aufgetragenen Verzierungen, welche sich durch ihre weisse Farbe sehr nett von dem Roth des Gefässkörpers abheben, bestehen aus einem länglichen Blatt mit Stiel und einem Zweige mit Trauben, welche regelmässig mit einander abwechseln und durch einen in schraubenförmigen Windungen senkrecht hinauflaufenden Faden von einander geschieden sind.

Taf. III.

Verzierte Gefässe von grauem Thon.

Nr. 1. Höhe 14 cm; Durchm. am oberen Rande $24^1/_2$ cm; Fussdurchmesser $9^1/_2$ cm. Fundort: Köln; jetzt in der Sammlung des Hrn. Merkens. Diese auf verhältnissmässig schmalem, aber hohem Fusse ruhende kumpige Schale von sehr feinem silbergrauem Thon zeichnet sich durch die Schärfe und Schönheit der Ornamentirung aus, welche die Wandung derselben schmückt. Auf dem oberen Theile derselben zieht sich rings herum eine Guirlande von aus kleinen Vierecken gebildeten halbkreisförmigen Bogen, welche jedesmal dort, wo ihre Fusspunkte zusammentreffen, ihren Abschluss durch einen kleinen Ring erhalten. Darunter befindet sich dann, von zwei einfachen abschliessenden Kreislinien begrenzt, die Hauptverzierung, welche unmittelbar über dem Fuss beginnt und den grössten Theil der Wandung der Schale bedeckt. Da deren Motive sich nicht aus der Abbildung der Schale wegen des verkleinerten Massstabes im Einzelnen genauer erkennen lassen, so sind dieselben noch einmal nebenan auf Taf. III, 1a in wirklicher Grösse wiedergegeben worden. Dieselben setzen sich aus in regelmässiger Folge wiederkehrenden Dreiecken, Rosetten, Kreisen und Arabesken zusammen. Diese sind der Art auf jedes einzelne der durch senkrecht herablaufende, an den beiden Enden knopfartig gebildete runde Stäbchen abgeschlossenen vierzehn Felder der Wandung vertheilt, dass zu oberst zwischen vier mit ihren Spitzen gegen einander

Digitized by Google

gekehrten, durch schräge von links nach rechts gezogene Linien verzierten Dreiecken eine von einem aus kleinen Vierecken gebildeten Kreise umgebene Rosette mit sieben Blättern angebracht ist, während darunter ein Kranz von je sechs sechsblätterigen, eine Kugel einschliessenden Rosetten sich befindet, deren oberste noch zum Theil in den zwischen den beiden unteren Dreiecken vorhandenen freien Raum hineinragt. Diese Ornamente wiederholen sich, wie bereits oben gesagt worden ist, in dieser Anordnung, ohne jede Abweichung auf dem oberen Theile der ganzen Wandung der Schale. Dasselbe ist aber nicht der Fall mit den Schlussverzierungen, welche auf dem untersten, dem Fusse zunächst liegenden Theile der Wandung sich finden. Diese sind alle untereinander verschieden, haben das aber miteinander gemeinsam, dass sie ein mit seiner Spitze nach unten gekehrtes Dreieck darstellen. Es sind sieben verschiedene Motive, welche so auf die einzelnen Felder vertheilt sind, dass sie in den sich gegenüberstehenden Abtheilungen stets variiren. Sie bestehen theils aus Dreiecken, deren Flächen mit schrägen Linien von rechts nach links ausgefüllt sind, und auf ihren Spitzen stehen, theils aus zwei ineinander geschobenen Ringen, theils aus Vierecken, welche aus sechszehn zu vier übereinander stehenden kleinen Vierecken sich zusammensetzen, oder aus Halbbogen, welche durch solche Vierecke hergestellt sind. Bald sind es vierblätterige Rosetten, bald aus kleinen Quadraten gebildete Dreiecke, deren unterer Schenkel fehlt, oder dem Buchstaben S ähnlich sehende Arabesken, von denen die beiden oberen liegend, die untere aufrechtstehend dargestellt sind. Durch solche stetige Abwechselung wird die auf anderen Thongefässen in den bildlichen Darstellungen der Aussenseite herrschende Monotonie in hübscher Weise unterbrochen. Dieser Wechsel birgt zugleich eine andere interessante Thatsache in sich. Er zeigt nämlich aufs Deutlichste, dass die Verzierungen alle einzeln mit beweglichen Stempeln eingedrückt sind.

Während die zuletzt beschriebenen Gefässe die Blüthezeit der rheinischen Geschirrfabrikation repräsentiren, zeigen uns die beiden folgenden Gefässe einen ganz anderen Grad von Kunstthätigkeit.

Nr. 2. Höhe 21 cm, Durchm. 27 cm. Gefunden in einem Hügelgrab im Banne von Briedel an der Mosel und jetzt in der Sammlung unseres Vereins (Inv. Nr. 894). Es ist eine Urne von schwärzlich grauem Thone, welche sich unmittelbar oberhalb des flachen Bodens stark ausbaucht und dann, nachdem sie bei dem zweiten Drittel ihrer Höhe ihren grössten Umfang erreicht hat, sich weniger plötzlich nach

Digitized by Google

einer rundlichen Einschnürung hin verengert. Der Rand ist ziemlich schmal, ebenso die Standfläche, in welche die Bauchung nach unten verläuft. Auf dem oberen sich verengenden Theil des Gefässkörpers zeigt die Urne ein von einem dreifachen cordirten Faden gebildetes Bandornament, unter dem sich eine rings um die Körperwandung herumziehende, aus je sechs parallelen Fäden bestehende Guirlande von nach oben offenen Halbkreisen befindet (vgl. Taf. III, 2a). Es ist dies deshalb von Belang, weil dies Motiv der Ausschmückung, obgleich die Urne einem germanischen Grabe entnommen ist, sich im Bereich des antiken Stils bewegt, denn wir finden dasselbe auf römischen Gefässen von Thon und Glas verwandt. Andererseits zeigt auch die glatte Oberfläche und die sorgfältige Abdrehung schon einen Einfluss der römischen Töpferei. Dies wird auch noch durch einen anderen Umstand bestätigt. Zwischen dem Bogen der Guirlande und dem Bandstreifen ist umgekehrt in ziemlich roher Weise der Name ACCA (Taf. III, 2a) eingerissen, der bekanntlich ein römischer Frauenname ist.

Nr. 3. Höhe 22 cm; Durchm. 39 cm. Dieser grosse Kump von hellgrauem Thon, welcher aus der Disch'schen Sammlung (Kat. Nr. 2426) in den Besitz des Bonner Provinzialmuseums gelangt ist, scheint in Köln ausgegraben zu sein. Er trägt schon ganz das Gepräge der fränkischen Geschirre an sich. Das Gefäss ruht auf einer niedrigen Fussplatte, über der es sich schalenartig erbreitert, dann rundet sich die Körperwand nach oben und steigt geradseitig bis zum Rande, unter dem es in fast kaum bemerkbarer Weise enger wird. Der ziemlich stark überfallende Rand ist auf der oberen Fläche mit sieben parallel laufenden furchenförmig gezogenen Linien oder Kehlstreifen verziert, wie die Abbildung Taf. III, 3a erkennen lässt. Die obere Gefässwandung umgeben zunächst drei ähnliche, aber weiter als auf dem Rande auseinander liegende concentrische Kehlstreifen. Darauf folgt eine Art von Einfassung, bestehend aus je zwei ebenfalls umlaufenden Kehlstreifen, deren innerer Raum durch eingedrückte Tupfen ausgefüllt wird. Zwischen diesen ist als Hauptschmuck eine scharf geknickte Zickzacklinie angebracht. Sie ist nach den zahlreichen im hiesigen Provinzialmuseum befindlichen Thongeschirren, welche durch die mit ihnen zusammengefundenen Gegenstände als ächt fränkisch erwiesen sind, charakteristisch für die Zeit. Denn nicht allein auf diesen kehren allenthalben diese Tupfen und Zickzacklinien als Ornamente wieder, sondern sie treten uns auch auf den Metallarbeiten, den Schmucksachen und dem Kleingeräthe jener Zeit entgegen. Und zwar werden diese

Digitized by Google

Zickzackbänder theils von schräg zueinander stehenden Linien, wie auf unserem Gefässe, theils von aneinander gereihten kleinen Quadraten gebildet. Das Letztere ist der Fall bei dem folgenden Gefäss, welches zu Gondorf an der Mosel mit einer Gürtelschnalle, einem Trinkbecher von Glas, sogenanntem Tummler, einem Kurzschwert und einem Kamme von Bein zusammen in einem Grabe gefunden worden ist.

Nr. 4. Höhe 8 cm, Umfang am Bauch 24½ cm. Diese kleine bauchige Urne von geschwärztem Thon hat auf dem oberen Theile der Wandung unmittelbar unter dem eingeschnürten Halse zunächst ein Band von fünf in unregelmässigen Abständen auf derselben vertheilten Rosetten. Darunter folgt ein doppeltes von kleinen Vierecken gebildetes Zickzackband, zwischen dem ebenfalls je sieben Rosetten oben und unten angebracht sind. Beide Gefässe zeigen, dass trotz der Anlehnung in Form und Ornamentik an römische Vorbilder schon zur Zeit ihrer Entstehung ein ganz anderes dekoratives Prinzip obwaltete. Dasjenige, was wir in der römischen Ornamentik eine wesentliche Rolle spielen sahen, das Pflanzenelement, fehlt fast gänzlich und an seiner Stelle tritt die sogenannte anorganische oder geometrische Verzierung immer stärker in den Vordergrund.

Taf. IV.

Eine grünglasirte Vase aus der Sammlung Herstatt.

Als vor mehreren Jahren Prof. aus'm Weerth eine kleine Anzahl in den Rheinlanden gefundener grünglasirter Gefässe von Thon in diesen Jahrbüchern (LXXIV, 147) zur allgemeinen Kenntniss brachte, waren dieselben noch so wenig als römische Fabrikate bekannt und anerkannt, dass derselbe sich damals bemüssigt gesehen hat, durch Hinweis auf das Urtheil einer Auktorität in dieser Branche, des Herrn Aug. Franks, deren ächt römische Herkunft zu belegen. Seit jener Zeit ist durch mehrfache Funde mit Sicherheit festgestellt worden, dass die Römer Thongefässe mit Glasur von sowohl grüner als auch gelber Farbe herzustellen verstanden haben. Die bis jetzt bekannt gewordenen Exemplare von grünglasirten römischen Gefässen aus dem Rheinland zeigen alle ohne Unterschied ein helles Grün, wie es an den mittelalterlichen Kacheln und Töpfen bemerkt wird. Dieses zufällige Zusammentreffen in dem Charakter der Farbe mag wohl vornehmlich die Zweifel, die früher gegen die Aechtheit solcher Geschirre laut

Digitized by Google

geworden sind, wach gerufen haben. Die grüne Farbe der rheinischen Stücke, für deren Fabrikation ein Etablissement in der nächsten Nähe von Bonn nachgewiesen ist, deutet, wie Herr Prof. aus'm Weerth richtig bereits erwähnt hat, auf Salz-Glasur hin.

Ganz neuerdings ist die Zahl dieser grünglasirten römischen Töpferwaaren um ein höchst interessantes Stück vermehrt worden, welches aus mehr als einem Grunde verdient in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Es ist dies eine Henkelvase, welche am 4. Mai 1885 in einem grossen römischen Sarge zu Köln vor dem Weyherthor, an der Luxemburgerstrasse, der alten nach Zülpich führenden Römerstrasse, gefunden wurde. Sie hat eine Höhe von $23^1/_2$ cm und misst in ihrer grössten Breite zwischen den beiden Henkeln 24 cm. Auch sie ist mit jener hellen grünen Glasur überzogen.

Die beigegebenen Zeichnungen auf Taf. IV stellen das Gefäss, welches von guter Erhaltung ist, in c. $^1/_2$ der natürlichen Grösse dar. Es ruht auf einer kleinen runden, jetzt restaurirten Fussplatte, nimmt dann rasch an Weite zu, welche bis zu $^1/_4$ der ganzen Höhe ihren grössten Durchmesser erreicht, dann aber, sich nach oben hin rundend, verengt es sich allmählich, bis es ein wenig unterhalb des schwach überragenden Randes, welcher geradseitig und nur unbedeutend ausladend ansteigt, sich wieder erbreitert. Hinsichtlich der Form erinnert sie unwillkührlich den Leser unserer Jahrbücher an den vor mehreren Jahren bei S. Severin gefundenen und im Jahrbuch LXIV S. 124 Taf. X, 3 beschriebenen doppeltgehenkelten Glaskelch.

Die Bedeutung, welche die Vase als glasirtes Thongefäss hat, wird besonders erhöht durch die auf ihrem Gefässmantel angebrachte bildliche Darstellung in Barbotin-Technik, wodurch sie neben der im Bonner Provinzialmuseum befindlichen und in diesen Jahrb. (LXXIV S. 150 u. Taf. VII, 1 u. 1a) beschriebenen kleinen Urne mit Gladiatorenscene einen Platz beansprucht. Dieselbe wird durch die beiden Henkel in zwei gleiche Felder eingetheilt, deren jedes auf den beiden Seiten durch zwei blätterlose Baumstämme begrenzt wird. Von diesen gehen auf den Seiten sowohl als oben parallel mit dem Gefässrande lange Zweige mit nicht näher bestimmbaren Früchten aus. Sie dienen gleichsam der Darstellung als Einfassung, welche unten in einer punktirten Linie ihren Abschluss findet. Zugleich haben sie auch noch im Vereine mit den auf mehreren Stellen in der Darstellung angebrachten Blattzweigen die Bestimmung, den Hintergrund als Landschaft zu charakterisiren, gerade so wie dies auf dem grünglasirten Becher des

Digitized by Google

hiesigen Provinzialmuseums (Jahrb. LXXIV Taf. VII, 1) und auf dem in den Besitz des Pariser Kunsthändlers Charvet gelangten Barbotingefäss der ehemaligen Disch'schen Sammlung (Jahrb. LXXI Taf. III, 1) geschieht. Dieser landschaftliche Hintergrund wird in sehr schöner Weise vervollständigt durch die beiden Henkel. Denn diese sind in Form von verwachsenen Baumstämmen gebildet, um welche sich der Länge nach in grossen Krümmungen Schlangen winden, deren phantastische und drachenähnliche, nach dem Innern der Vase gekehrte Köpfe mit weit aufgesperrtem Rachen über den Rand derselben hervorragen. Auf den beiden Feldern des Gefässmantels sind sechszehn Thiere dargestellt, welche theils einander verfolgen, theils sich gegenseitig bekämpfen. Auf dem einen Felde sehen wir Hirsche und Rehe, eifrig verfolgt von wilden Thieren, denen sie eiligen Laufes zu entkommen suchen. Diese letzteren sind nicht mit Sicherheit zu bestimmen, obgleich der Verfertiger der Vase sie durch eine Mähne, welche durch Punkte angedeutet ist, näher zu charakterisiren sich bemüht hat. Es können Wölfe, oder Leoparden, oder sogar Löwen dargestellt sein. Offenbar sind die Thierfiguren in der Darstellung nicht ganz geglückt, während das Blätterwerk unstreitig besser gelungen ist und eine grössere Uebung zeigt.

Auf der anderen Seite des Gefässmantels bestehen die fliehenden Thiere aus Hasen und Rehen, deren Typus signifikanter ausgeprägt ist. Ihnen setzen in raschem Laufe nach links grosse assyrische Hunde mit weit geöffnetem Rachen nach, um sie zu erhaschen, während eines der entfliehenden Thiere sich im Laufe umwendet, um seinen Verfolger abzuwehren. Die lebendige Auffassung der Situation sichert der ganzen Darstellung eine gewisse Wirkung auf den Beschauer, welche durch die geschmackvolle, elegante und an gute Vorbilder anlehnende Form des Gefässes, sowie durch die sinnige Verzierung der beiden Henkel gehoben, aber auch durch die im Einzelnen nicht immer glückliche Ausführung beeinträchtigt wird.

Bonn. Josef Klein.

Digitized by Google

7. Ein kleiner Münzfund aus Pesch.

Pesch liegt etwa 6—7 km westsüdwestlich von Münstereifel; hier wurden vor Kurzem in geringer Tiefe beim Ausschachten eines Hofes 54 Silbermünzen aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts gefunden, welche in einem „kleinen Topf, Siegburger Arbeit primitivster Art, mit Daumeneindrücken am Fussrande" vergraben waren. Das Gefäss wurde beim Finden zerbrochen. Eine kurze Besprechung dieses Fundes schien mir schon deshalb angezeigt, weil ein Vergleichen mit dem von mir im 76. Hefte dieser Jahrbücher beschriebenen Lengsdorfer Funde, welcher beinahe derselben Zeit entstammt, recht beachtenswerthe Verschiedenheiten in der Zusammensetzung ergibt.

Pesch gehörte einst zum Herzogthum Jülich; ich beginne deshalb mit diesem Lande, obgleich nur zwei Münzen zu verzeichnen sind.

I. Jülich und Berg.

Wilhelm IV. 1475—1511.

1. Breiter Mülheimer Groschen von 1498. Num. Zeit. von Leitzmann 1855 No. 117. Lengsd. F. 29. Auf der V. S. ein Löwe mit umhängender Wappenfahne.

2. Mülheimer Groschen von 1483. N. Z. 113. L. F. 28; auf der V. S. über dem Wappen das Brustbild des Herzogs mit dem Schwerte.

II. Kur-Köln.

3. Dietrich II., Gr. von Mörs, 1414—1463; Weissgroschen oder Raderalbus, Cappe 1081 für Riel. L. F. 3.

4. Hermann IV. von Hessen als Verwalter des Erzstiftes. Raderalbus für Bonn; Cappe 1169. L. F. 9.

5. Hermann IV. als Kurfürst 1480—1505. Tournosgroschen für Deutz. Cappe 1177. L. F. 10. Von dieser Münze, welche die Jahreszahl 1482 trägt, waren 5 Exempl. vorhanden.

III. Stadt Köln.

6. Der breite Groschen, Cappe 1248. L. F. 12. Da ich a. a. O. über die Lesung dieser Münze meine Ansicht ausführlich erörterte,

Digitized by Google

kann ich hier darüber hinweggehen; möchte nur bemerken, dass die damals von mir vorgeschlagene Ergänzung der Umschrift, bei allen mir bekannten Münzforschern ungetheilten Beifall gefunden hat.

7. Der Weissgroschen, Cappe 1257, war 8mal vertreten; L. F. 15.

IV. Stadt Aachen.

8. Das Exemplar des Aachener Groschens, welcher auf dem Av. das Bildniss Karl's d. Gr. zeigt, ist so abgenutzt, dass die Jahreszahl nicht mehr entziffert werden kann.

V. Kur-Mainz

9. lieferte nur 2 Raderalbus Adolf's II. von Nassau 1461—1475, deren R. S. in Cappe Taf. IV No. 65 abgebildet ist, wo diese Münze aber unter No. 499 des Textes irrthümlicherweise Adolf I. zugeschrieben wird. L. F. 38.

VI. Kur-Pfalz.

10. Weissgroschen von Friedrich I. 1449—1474 für Bacharach. L. F. 42.

VII. Niederlande.

a. Brabant (nach van der Chijs, de munten der voormalige Hertogdommen Braband en Limburg).

1. Karl der Kühne 1467—1477.

11. Doppelter Patard. V. S.: KAROL ⁘ DEI ⁘ GRA ⁘ DX ⁘ BG ⁘ BRA ⁘ Z ⁘ LI' (Hand). Auf einer Leiste zwei gegeneinandergekehrte, sitzende Löwen; oben zwischen ihnen ein Feuerstahl.

R. S.: SALVV ⁘ RAC ⁘ PPLM ⁘ TW ⁘ DNE ⁘ M° ⁘ 1476. Das burgundische Wappen auf einem Blumenkreuze ruhend.

v. d. Ch., der diese Münze unter No. 7 bringt, nennt dieselbe: *„dubbele stuiver of dubbel vuurijzer"* also doppelten Stüber oder doppeltes Feuereisen. Der Feuerstahl ist der Ordenskette des goldenen Vliesses entnommen, und hat den Namen der Münzart veranlasst; wir werden auf diese Münzbezeichnungen später zurückkommen. Die Hand bezieht sich auf die Münzstätte Antwerpen.

12. Einfacher Patard. V. S. Dieselbe Umschrift wie bei der eben beschriebenen Münze; auch die Hand. Ein sitzender Löwe hält das aufrechtstehende, nur wenig geneigte Wappen von Burgund, welches einen Löwen im Mittelschildchen hat.

R. S.: BENEDIC ⁘ BENEDICTVS ⁘ TVE ⁘ M° a) 1474, b) 1475; (letz-

Digitized by Google

tere hat auf der V. S. DVX); ein mit gothischem Blattwerk verziertes Kreuz.

v. d. Ch., 6, dem jedoch das Exemplar von 1474 unbekannt ist, nennt diese Münze: „*Stuiver of enkel vuurijzen.*“ Die Umschriften der beiden Rückseiten sind dem 27, 9 (28) Psalm entnommen: „Hilf, Herr, Deinem Volke, und segne Dein Erbe“; *salvum fac populum tuum Domine et benedic hereditati tuae.*

2. Maria 1477—1482.

13. Doppelter Patard; wie No. 11 mit der Umschrift auf der V. S.: MARIA : DEI : G : DVCISS' : EG' : ER' : Z : LI (Thurm). Die R. S. zeigt die Jahreszahl 1478, während bei einem zweiten Exemplar v. J. 1481 der Thurm, das Münzzeichen von Daalhem in Limburg, fehlt; v. d. Ch. 2.

14. Einfacher Patard mit dem bei Karl d. K. beschriebenen Typus.

Wie v. d. Ch. 3 haben 4 Exemplare: ERAE : Z : LI und 1478
während 2 „ ER : Z : LI (Thurm) 1479
und 1 „ ER : Z : LIM 1481

als Varianten dieser No. aufweisen; die verschiedenen Jahreszahlen sind v. d. Ch. bekannt.

3. Philipp unter der Vormundschaft Maximilians 1482—1494.

15. Einfacher Patard. Der bekannte Typus; es sind jedoch der österreichische Querbalken und ein Adler an die Stelle der Wiederholungen im 1. und 4. Quartier des Wappens getreten. Die Umschrift der V. S. lautet: MON' ARCHIDVCV'. AV'. EVRG'. ERAE'. LI . Z.

Die Rückseite zeigt bei dem vorliegenden Exemplar deutlich: SIMP . PATARD'. FAE'CAT'. IN . EITARD'. FI.

Unter No. 10 beschreibt v. d. Ch. eine sehr ähnliche Münze, welche er als „sehr, ja äusserst selten“ bezeichnet; bei ihm zeigt die V. S. die Umschrift: MONETA . AR . DV . AVSTRIE . ERAEARSIE, während die R. S. SIMP . PATARD . FAE'CAT . I . ERA'. 1482 hat. Die Versuchung, in „Bitard“ eine noch unbekannte Prägestätte zu entdecken, lag nahe, doch wurde ich durch den folgenden Buchstaben F und den Rest eines A vorsichtig gemacht; und als ich nun unter dem Worte einen doppelten Perlrand sah, während die Münze sonst nur einen einfachen hat, war mir sofort klar, dass hier ein Doppelschlag vorliege. Vergleicht man die Verschiedenheiten bei v. d. Ch. und bei unserem Exemplar:

Digitized by Google

IR ∘ EITARD' ∘ FAT

I ∘ ERA ∘ 1482

so müssen wir in dem R in IR eine Stempelverschiedenheit der beiden Münzen erkennen; das E aus ERA ist stehen geblieben, desgleichen der erste Strich des R, während beim zweiten Schlage die vier letzten Buchstaben von *Patard* und der Anfang von *fabricatus* auf dem leeren Platze eine Stelle gefunden.

Die Verschiedenheiten der Umschriften der beiden Vorderseiten zeigen, dass auch diese mit andern Stempeln hergestellt wurden. Wenn ich auch der Gefahr, die numismatische Litteratur mit einer neuen Prägestätte: *Bitard* in Brabant oder Limburg zu bereichern, glücklich entronnen bin, so bedaure ich doch den Doppelschlag sehr, denn eine Bestätigung der Lesung bei v. d. Ch. wäre mir schon deshalb sehr wünschenswerth erschienen, weil mich der Name der Provinz nach „*fabricatus in*" sehr überraschte, und man dort füglich einen Städtenamen erwarten durfte. Wäre v. d. Ch. nicht ein so zuverlässiger Beobachter, so würde ich versucht sein, in der von ihm gebrachten Legende der R. S. in ERA zwischen R und A ein Abkürzungszeichen anzunehmen, würde in dem ER das Prägezeichen für Brüssel erkennen, und das A in hergebrachter Weise *anno* ergänzen.

Unter No. 7 bringt v. d. Ch. von denselben Münzherren einen doppelten Patard mit den zwei gegenübersitzenden Löwen und der Umschrift: *Duplex patardus* u. s. w.; nach der Veröffentlichung dieser beiden Münzen scheint es mir geboten, die hier gebrauchten Münzbezeichnungen einfach zu acceptiren; da die anderen Namen zu Irrthümern Anlass geben, und desshalb auch nicht ohne Widerspruch geblieben sind. So spricht der Graf Maurin Nahuijs in der Revue de la numismatique belge v. J. 1868 auf S. 413 gegen die Bezeichnung: „*double briquet* oder *dubbel vuurijzer*" in Bezug auf die Stücke mit den zwei sitzenden Löwen, und will dieselben: „*simplement briquet* (*vuurijzer*)" nennen, indem er sich auf eine Urkunde aus der besagten Zeit beruft, an welcher die besprochenen Münzen als Muster derjenigen Geldsorten, welche in Betracht kamen, mit den Siegeln befestigt waren. Hieraus dürfte zu folgern sein, dass schon kurz nach der Prägezeit eine gewisse Unsicherheit hinsichtlich dieser Münznamen herrschte. Der doppelte und einfache Patard haben eben unbegreiflicherweise bei ähnlicher Präge dieselbe Grösse und annähernd dasselbe Gewicht; sie unterscheiden sich hauptsächlich durch den Feingehalt.

Digitized by Google

b. Flandern.

1. Karl der Kühne.

16. V. S. Das Burgundische Wappen im einfachen, unverzierten Wappenschilde aufrecht stehend. Umschrift KAROLVS ⁑ DEI ⁑ GRA ⁑ DVX ⁑ BVRG ⁑ CO ⁑ RLR ⁑

R. S. *Sit nomen Domini benedictum* (Feuerstahl); ein stark stylisirtes Blumenkreuz, in der Mitte eine Lilie. 3 Ex. Den Duijts in seiner Beschreibung der Münzsammlung der Genter Universität von 1847 nennt die Münze double Sol; also doppelten Stüber und gibt Taf. XIII 75 eine Abbildung. Dieselbe scheint mit den von uns gebrachten 2 Patardstücken gleichwerthig zu sein, da die verschiedenen Exemplare von No. 16 3,03 bis 3,1 gr wiegen, während die 2 Patardstücke zwischen 3 und 3,05 gr schwanken, und die Patardstücke etwa 2,85 gr zeigen.

17. Einfacher Patard unserer No. 12 ähnlich; die Unterschrift der V. S. endet CO ⁑ RLR; Löwe und Wappen stehen hier auf einer Leiste, unter dieser Leiste ist ein Stern, oder der Rand eines Spornes sichtbar.

Die R. S. zeigt in der Mitte des Kreuzes eine Lilie, und hat die Jahreszahl 1474. D. D. T. XII 74 ohne Sporn resp. Stern.

2. Maria.

18. Doppelter Patard von 1478; bei D. D. XIV 81 endet die Umschrift der V. S. COMIT ⁑ RL während unser Ex. nur R hat.

c. Geldern.

19. Einfacher Patard von Karl d. K. von 1479. Der sitzende Löwe wendet den Kopf nach der r. Seite.

20. Einfacher Patard von Maria V. S. MARIA ◦ DVCISSA ◦ EG ◦ Z ◦ GEL ◦ CO' ȝV. Der sitzende Löwe wendet den Kopf nach links.

Die R. S. hat die bekannte Umschrift. C. P. Serrure macht schon in der rev. d. l. num. belge 1847 S. 20 auf diese Münze aufmerksam, indem er sagt: *bien que la Gueldre se fût soustraite à sa domination, Marie constata cependant ses droits en faisant battre monnaie.* Er kennt jedoch keine Goldmünzen und bringt nur den eben beschriebenen Patard, nach einem schlecht erhaltenen Exemplar, bei welchem die Jahreszahl nicht zu entziffern war. Nach der Lesung Serrure's endet die Umschrift der V. S. CO' ȝVT., da bei der uns

Digitized by Google

vorliegenden Münze ⁊v als Schluss unzweifelhaft ist, so würden, richtiges Lesen des mangelhaften Exemplars in der revue vorausgesetzt, zwei verschiedene Stempel dieser seltenen Münze vorliegen.

Unser Exemplar scheint keine Jahreszahl zu haben. Obgleich die Münze gut erhalten ist, so sind zwischen TVE und BENEDIC noch zwei verwischte Zeichen. Der Stellung nach müssen dieselben jedoch vor benedic und nicht nach tue gelesen werden. Ich glaube Spuren von ET zu erkennen; dies würde zu dem Text des Psalmes, siehe No. 12, vorzüglich passen, obgleich *et* bei den andern einfachen Patardstücken fehlt. Eine Jahreszahl war also auf der Münze niemals vorhanden[1]). Serrure glaubt, dass dieser Patard bald nach dem Regierungsantritt Maria's geschlagen wurde; sollte er nicht vielmehr der Huldigung vom Januar 1481 sein Entstehen verdanken?[2])

d. Holland.

21. Zwei Stüberstück von Maximilian als Vormund Philipp's; Typus der No. 16.

e. Bisthum Lüttich.

22. Patard von Ludwig von Bourbon (1456—1482) von 1478. Renesse Taf. 14 Fig. 7.

f. Bisthum Utrecht.

23. Tournosgroschen von David von Burgund 1457—1494 von 1478 mit MEME·TO DNE DAVID. 2 Ex.

24. Grote von Deventer mit dem Wappen David's von 1471 (2 Ex.) u. 1472. Isenb. Münzf. 146a. L. F. 49.

VIII. Sonstige Münzen.

25. Eine Baseler Münze mit der Madonna, stark abgenutzt.

26. Groat von Heinrich VI. von England, in Calais geschlagen, VILLA ⁊ CALISIE. 4 Exempl.

Die Jahreszahl 1489 auf unserer No. 1 ist die späteste, und darf, da diese Münze zur Landesmünze des Fundortes gehört, das Jahr 1490 oder 91 als Vergrabungszeitpunkt angenommen werden.

Von dem Lengsdorfer Funde unterscheidet sich der heute besprochene hauptsächlich durch das Vorwiegen der niederländischen

1) Das Münzwerk von v. d. Chijs über „Gelderland" liegt mir nicht vor.
2) Schlossers W. G. v. 1849 B. X S. 311.

Digitized by Google

Prägen; während in dem Vorkommen der rheinischen Geldsorten eine gewisse Gleichartigkeit vorwaltet, zeigt der L. F. mehr Beziehungen zu dem Süden, und Vorliebe für kleinere Stücke. Weitgehende Schlüsse hieraus ziehen zu wollen, wäre jedoch ein unnützes Unternehmen; die Landesmünzen und die Prägen benachbarter Territorien berechtigen zu derartigen Erwägungen, das Vorkommen fremdländischer Geldsorten dagegen ist von zu vielen Zufälligkeiten abhängig. Auffallend ist es, dass vom Kurfürsten Dietrich II. nur ein Exemplar vorhanden war, während doch der später vergrabene Lengsdorfer Fund eine Menge Raderalbus desselben aufzuweisen hatte; wie ja überhaupt, entsprechend der beinahe fünfzigjährigen Regierungsdauer, die Münzen Dietrichs in allen rheinischen Funden jener Epoche zu den häufigsten gehören.

In Bezug auf die burgundischen Münzen wäre es aber dringend anzurathen, dass die Bezeichnung: einfacher und doppelter Patard für die beschriebenen Stücke mit einem und zwei Löwen bei Aufstellung von Catalogen in Zukunft beibehalten, oder doch wenigstens der Ausdruck: „Feuereisen" auf die doppelten Patard-Stücke mit zwei Löwen beschränkt würde. Durch den heute besprochenen Fund wurde ich veranlasst, gerade diesen Abtheilungen der Cataloge meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und hatte dadurch Gelegenheit mich davon zu überzeugen, dass in dieser Hinsicht grosse Unsicherheit, theilweise sogar Verwirrung herrscht.

Bonn. F. van Vleuten.

Digitized by Google

8. Ein silbernes Messpult des XIII. Jahrhunderts.

Hierzu Tafel V.

Aus einer alten und vornehmen Familie Belgiens ist in der jüngsten Zeit ein durch Formvollendung wie Seltenheit hervorragender kirchlicher Gebrauchsgegenstand dem grossen antiquarischen Geschäftsbetriebe anheimgefallen. Dieser hat ihn durch die Gebrüder Bourgeois nach Köln und in die reiche, in mächtigem Aufschwunge begriffene Sammlung des Freiherrn Albert von Oppenheim geführt, der für dessen Verbleib in Köln alle Gewähr bietet. Es handelt sich um ein dem XIII. Jahrhundert angehöriges silbernes Messpult, welches auf der beigefügten Lichtdrucktafel von drei verschiedenen Seiten ist abgebildet worden. Einer genaueren technischen und archäologischen Beschreibung desselben werden einige Bemerkungen über die verschiedenen kirchlichen Pultformen des Mittelalters vorangehen müssen.

Hier muss in erster Linie zwischen den Lesepulten und den Messpulten unterschieden werden. Jene dienten vornehmlich zu den Vorlesungen der Epistel, des Evangeliums u. s. w., vielmehr zum Auflegen der betr. liturgischen Bücher. Diese, d. h. die Messpulte, hatten nur den Zweck, dem celebrirenden Priester den Gebrauch des Plenariums (Missale) zu erleichtern.

Soll zunächst über die Entwickelung der Lesepulte ein kurzer Ueberblick versucht werden, so wird zwischen unbeweglichen und beweglichen zu unterscheiden sein. Jene hatten einen mehr monumentalen Charakter, und der grössere Schutz, den dieser gegen Zerstörung bietet, ist der Grund ihrer zahlreichen Erhaltung. Die ersten und ältesten derselben sind natürlich auf den Ambonen zu suchen, d. h. auf den beiden Bühnen, die schon in der altchristlichen Basilika in Verbindung mit den Cancellen den Chor (Priesterraum) vom Langhaus (Volksraum) schieden. Sie waren in der Regel aus Marmor gebildet und reich mit Sculpturen verziert. In Salonichi hat sich (wenigstens zum Theil) ein solcher Ambo erhalten, der bis in das V. Jahrhundert

Digitized by Google

zurückreicht. Aus den folgenden Jahrhunderten besitzen die italienischen Kirchen noch zahlreiche Beispiele von Ambonen. Dass sie mindestens schon im VII. Jahrh. ein Pult aufnahmen, um die Benutzung des Evangeliars zu erleichtern, beweist die Notiz im Leben des Königs Dagobert, dass der hl. Bischof Eligius, der bekanntlich Goldschmied war, in seinem Auftrage ein „lectorium“ angefertigt habe, welches also von Metall gewesen sein wird. Vielleicht ist es dasselbe, welches sich ursprünglich in St. Hylaire zu Poitiers, später in St. Denis befand und vom Abt Suger vergoldet wurde. Aus dem IX. Jahrh. hat sich solch ein aufgesetztes Pult von Marmor an dem Ambo in St. Maria Maggiore zu Toscanella, wie an der Kanzel von St. Ambrogio in Mailand erhalten. Jedes von beiden hält ein Adler, dort von Marmor, hier von Bronze, auf seinen Flügeln. Die für diesen Zweck typisch gewordene und in allen folgenden Jahrhunderten wiederkehrende Figur hat sich ohne Zweifel aus der symbolischen Beigabe des hl. Evangelisten Johannes entwickelt, die vorher und manchfach auch viel später noch mit den Attributen der drei übrigen Evangelisten die Vorderseite des Evangeliumambo in der Weise verzierte, dass er die Spitze behauptete, unter ihm der Engel sich befand, links der Stier, rechts der Löwe, wie z. B. in Madonna del Castello (XI. Jahrh.). In St. Marco in Venedig trägt ein Engel mit Rauchfass das Pult (X. Jahrh.), in der Kirche zu Grado wiederum ein Adler, der auf einer Säule sitzt (X. Jahrh.), ebenso in St. Michael zu Pavia (X. Jahrh.), wie an der berühmten Kanzel im Baptisterium zu Pisa mit der Jahreszahl 1260. Der Ambo in St. Bartolomeo zu Pistoja (1250) hat 2 Pulte, der in St. Giovanni dort sogar 3 Pulte, deren eines von einem Adler gestützt wird. In St. Clemente zu Rom (XII. Jahrh.) hat der Evangelienambo ein auf zwei viereckigen Säulenstümpfen ruhendes Pult, der Epistelambo eine auf 4 runden Marmorsäulen liegende Marmorplatte, wie in St. Lorenzo.

Der Ambo Heinrich II. im Münster zu Aachen hat keinen Pultaufsatz, den in Deutschland auch keine von den wenigen romanischen Kanzeln, die sich erhalten haben, aufweist. Auf den Lettnern, die sich hier in der spätromanischen Periode aus den Cancellen mit ihren Ambonen entwickelt haben, begegnet er nur vereinzelt, so in Halberstadt mit einem Bronzeadler. Auf den gothischen Steinkanzeln, die noch in grosser Anzahl vorhanden sind, wird er vergebens gesucht. Dagegen finden sich in Deutschland unbewegliche (also monumentale) Pulte in anderer Form. In der alten Stiftskirche zu Fritzlar wie im Dome zu Frank-

Digitized by Google

furt erscheint als Träger des spätgothischen Sakramentshäuschens eine Steinfigur in der Kleidung eines Subdiakons, der eine zum Auflegen des Evangelienbuches bestimmte Steintafel mit beiden Händen vor der Brust hält. Eine ähnliche noch etwas frühere Figur von Stein befindet sich in der Martinskirche zu Heiligenstadt. Das Welfenmuseum zu Herrenhausen bei Hannover bewahrt zwei ungefähr 2 Meter hohe spätgothische Diakonenfiguren von Holz, welche ursprünglich auf dem Chore von Bardowick gestanden haben. Eine weisse Albe mit über der Brust gekreuzter blauer Stola und ein schwarzes Käppchen bildet die liturgische Ausstattung des einen wie des anderen. Der eine hält mit beiden Händen vor sich eine Platte zum Auflegen des Buches, der andere eine dicke und grosse Kerze (Sanktus- oder Wandelleuchter).

Während solche Figuren als Pultträger selten begegneten, kamen häufiger Adlerpulte vor, die meistens aus Bronze gegossen, ausnahmsweise aus Holz geschnitzt sich noch in manchen Exemplaren in unsere Zeit hinübergerettet haben als beredte Zeugen für die Tüchtigkeit der Metallgiesser im späten Mittelalter. Ihre Hauptthätigkeit haben sie in Dinant und Maestricht entfaltet, aber auch in Westfalen (Dortmund) scheinen sie sehr wirksam gewesen zu sein. Auf der Alterthümer-Ausstellung zu Lüttich im Jahre 1881 paradirten 7 solcher Adlerpulte aus Bronze, die aus belgischen Kirchen entlehnt waren. Dasjenige aus Tongern (circa 1372) ist das älteste und das bekannteste durch seine Nachbildung im Kölner Dome. Im Gegensatze zu Frankreich, welches gemäss Viollet-le-Duc: Dictionnaire du mobilier Bd. I S. 177 kein einziges Bronzepult gerettet hat, begegnet es in Deutschland noch öfter, so im Münster zu Aachen, in Erkelenz, in der Franziskanerkirche zu Düsseldorf (aus der Abtei Altenberg stammend), in St. Johann zu Köln, in der Marien- und Reinoldikirche zu Dortmund, in der Kirche zu Marienfeld. Bei allen diesen ist der öfters auf Löwen ruhende Unterbau architektonisch aus Strebepfeilern, Strebebögen Nischen u. s. w. gebildet, während bei dem in der Kirche zu Hal in Belgien (vgl. Reusens, Elements de l'archéologie chrétienne II, 429), sowie bei dem in S. Steffano in Venedig (vgl. die Abbildung bei Müller u. Mothes, Archäologisches Wörterbuch I, 24) eine Säule als Träger erscheint. Der mehr oder weniger stilisirte, in einigen Exemplaren sehr erhaben aufgefasste Adler, dessen Stelle nur ausnahmsweise ein Greif oder Pelikan einnimmt, hat auf dem Rücken eine Vorrichtung, um das Buch zu halten. Gay in seinem Glossaire archéologique bringt ein im Londoner

Digitized by Google

Privatbesitze befindliches Exemplar zur Anschauung, welches von Figuren und Leuchtern umgeben ist. In St. Severin zu Köln hat der Bronzeadler des XIV. Jahrh. einen hölzernen spätgothischen Fuss. In St. Symphorien zu Nuits ist nach Viollet-le-Duc Seite 178 das ganze der Mitte des XV. Jahrh. angehörige reiche und schöne Pult aus Holz gebildet, ebenso das einfachere in der Kirche zu Zammel (vgl. Reusens l. c. II, 430). Die hölzernen Lesepulte können als Uebergangsstadium von den unbeweglichen zu den beweglichen betrachtet werden, da wenigstens bei manchen von ihnen die Versetzung von der einen Stelle des Chores an die andere leichter bewerkstelligt werden konnte. Sie wurden seltener am Altare gebraucht, am häufigsten bei der Recitation und Absingung des Breviers. Ihren Untersatz bildete in der Regel ein kastenartiges Geschränk, welches zur Aufbewahrung der meistens sehr grossen und schweren Pergamentbücher: Antiphonarien, Gradualien etc. diente. Krönte dasselbe nur ein Pult, so hatte dieses grosse Dimensionen. Diese waren geringer, wenn ein auf einem Ständer ruhendes Doppelpult in der Form eines Satteldaches aus dem zuweilen architektonisch behandelten (vgl. Caumont, Abécédaire S. 719) Untersatze sich entwickelte, in welchem er sich öfters hin und her wenden, auch niedriger und höher, je nach Bedürfniss, stellen liess. Von beiden Arten haben sich, namentlich in Verbindung mit dem Chorgestühl, zahlreiche Beispiele (so in St. Lorenz zu Nürnberg) erhalten, mehrere auch in den Rheinlanden (Xanten, Aldenhoven, Jülich). Sie scheinen erst im XV. Jahrh. eingeführt zu sein.

Bevor wir zu den beweglichen, d. h. leicht transportabeln Lesepulten übergehen, werden wir die Pulttafeln nicht unerwähnt lassen dürfen, die nicht selten mit den grossen Osterleuchtern verbunden waren, zumal mit den aus Bronze gegossenen. Diese Tafel, welche sich meistens auf- und niederklappen liess, hatte nur den Zweck, das Buch aufzunehmen, aus welchem bei der Weihe der Osterkerze das Exultet gesungen wurde. In der früheren Zeit oft auf eine Rolle geschrieben, wurde dieses von dem Diakon auf dem Ambo gesungen, neben dem viele alte Miniaturen die riesige Osterkerze zeigen, die sich in einigen italienischen Kirchen noch jetzt auf dem Marmorleuchter an seiner Seite befindet. Mehrere solche mit masswerkdurchbrochenen Pultklappen versehene, aus Bronze gegossene Osterleuchter haben sich in belgischen Kirchen erhalten, der grösste und prächtigste von ihnen in St. Léonard zu Léon, mit dem Datum 1483, der ungefähr 6 m hoch, unten von Vierfüsslern umgeben, von einer Kreuzigungsgruppe bekrönt,

Digitized by Google

mehrere Leuchter astartig aus sich herauswachsen lässt. Aehnliche Leuchter, zum Theil mit 3 Armen, befinden sich auch in Deutschland, so in Xanten, wo sich auch an den beiden Mittelpfeilern des inschriftlich im Jahre 1501 in Maestricht gegossenen herrlichen Leuchterlettners von einem solchen Messingpültchen die Ansätze erhalten haben.

Sind diese Lesepulte schon als beweglich zu bezeichnen, indem sie mit Leichtigkeit auf- und niedergeklappt werden konnten, dann leiten sie zugleich zu denjenigen über, deren Bestimmung war, bald hier, bald dort verwendet zu werden, am Altare, im Chore, auf dem Lettner, in der Taufkapelle, beim Todtenoffizium etc., auch ohne Umständlichkeiten aufbewahrt zu werden. Leichtigkeit und Beweglichkeit mussten sie desshalb auszeichnen, Holz und Eisen das Material sein, aus dem sie am besten hergestellt wurden. Dass sie schon sehr früh in Gebrauch kamen, zumal in kleineren Kirchen (Pfarrkirchen), in denen sie seltener nöthig waren, ist nicht zu bezweifeln, obwohl aus der romanischen Periode kein einziges Exemplar übrig geblieben zu sein scheint. Welche Gestalt sie ursprünglich gehabt und wohl lange bewahrt haben werden, ergibt sich aus den zahlreichen Abbildungen, in denen die Lese- und Schreibpulte sich in Verbindung mit den Darstellungen der Evangelisten erhalten haben. Schon die karolingische Periode schmückte gern und fast regelmässig mit ihnen die Einleitungstafeln zu den einzelnen Evangelien, die den betreffenden Evangelisten in seiner Thätigkeit darzustellen pflegen. Er erscheint gewöhnlich zwischen einem Paare solcher Gestelle, von denen das kleinere das Dintenfass, das grössere das Evangelienbuch trägt. Die durch Jahrhunderte ziemlich constant gebliebene, an klassische Reminiscenzen anknüpfende Form besteht meistens in einem dünnen, mehrmals zu runden Knäufen sich verjüngenden Pfosten, der auf drei in Krallen auslaufenden Füssen ruht und von einem capitälartigen Aufsatze bekrönt ist, zuweilen auch von einer dem Fusse entsprechenden Ausladung. Abbildungen aus dem VIII. und XI. Jahrh. finden sich bei Louandre: Les arts somptuaires, wo auch ein einzelnes, dem XII. Jahrh. angehörendes Lesepult abgebildet ist, dessen gedrechselter Pfosten auf 4 ganz einfachen Füssen ruht. Sollte ein solches zugleich leicht transportabel sein, so bildeten zwei Scheeren, die am Kreuzungspunkte durch eine Eisenstange auf die Distance des aufgeschlagenen Buches miteinander verbunden waren, die gegebene Form. Die beiden hinteren Streben, die natürlich länger sein mussten, als die beiden vorderen, brauchten mit diesen nur durch ein Stück Leder oder Leinen, im Nothfall durch ein Paar Gurten ver-

Digitized by Google

bunden zu werden, um das bis zur Brusthöhe hinaufreichende Gestell gebrauchsfähig zu machen, welches ebenso schnell entfaltet als zusammengeklappt werden konnte, ein ungemein leicht zu handhabendes Möbel. Wenn ihm die Leiterform gegeben wurde, welche sich bei der Herstellung aus Holz empfahl, so konnte auch eine feste Pulttafel, die sich für die Aufnahme durchbrochener, noch mehr eingeschnittener Ornamente eignete, aufgelegt werden, und die Verbindungen der Holzstreben boten für die künstlerische Ausstattung in Gestalt durchbrochener Panneele die dankbarste Stelle. Die Kirche zu Hal bewahrt ein solches Leitergestell, welches bei Reusens l. c. II, 432 abgebildet ist. Häufiger findet sich, auch in Holz angefertigt, die Scheerenform, meistens in der einfachsten Ausführung, die in der Regel nur durch ein Profil den hier fast ausschliesslich herrschenden, spätgothischen Ursprung erkennen lässt. In St. Maria Lieskirchen zu Köln, in der Pfarrkirche zu Linz und in vielen anderen Kirchen haben sich solche überaus schlichte Exemplare erhalten. Wenn nur zwei unten durch einen Querriegel verbundene Leisten die Träger der Pulttafel bilden, wie bei dem gegenwärtig in Wien, Catalog Nr. 368, ausgestellten Exemplare, so ist die Einrichtung noch einfacher, aber weniger praktisch. — Beliebter waren die Eisengestelle, weil sie eine elegantere Gestaltung ermöglichten und zu künstlerischer Behandlung besonders einluden. Das älteste derartige Muster, welches sich zugleich durch die Eigenart seiner Construktion auszeichnet, findet sich bei Viollet-le-Duc l. c. 182 abgebildet. Es besteht aus nur zwei im Kreuzungspunkte beweglichen Stangen, die sich unten wie oben gabeln, hier, um das ausgespannte Leder zu halten, dort, um fest aufzustehen. Die gewöhnliche Construktion liess diese Eisenpulte aus 4 dünnen Stangen bestehen, von welchen die Angelpunkte sowie die Ausläufer sich zur Ornamentirung am geeignetsten erschienen. Für diese empfehlen sich noch die dünnen Querbänder, zumal diejenigen, zwischen denen das Leder funktionirte. Die beiden Exemplare in der Cathedrale zu Tournay (vgl. Reusens l. c. 431) und im Museum Clugny zu Paris (vgl. Viollet-le-Duc l. c. 183) sind so reich in ihrer Ausstattung, wie gefällig in ihrer Form, zugleich vorzügliche Vorbilder für stilistische Eisenbehandlung. Interessant wegen der Verbindung der Leiter- mit der Scheerenform ist das Muster, welches Caumont: Abécédaire Seite 718 mittheilt. Von der hoch aufragenden, durch zwei ausgeschnittene M gegliederten Pulttafel klappt sich die obere Hälfte noch einmal auf, die Benutzung eines sehr grossen Buches ermöglichend. Viel einfacher, aber ebenso mustergültig sind

Digitized by Google

die beiden sehr schlank behandelten Paare, die sich in Oberwesel und Xanten erhalten haben, hier aus dem Anfange des XV. Jahrh., dort aus der Mitte des XIV. Jahrh., sowie das vereinzelte spätgothische Exemplar in Dome zu Osnabrück.

Nicht minder häufig als diese Pulte, begegnen, mehrfach freilich in veränderter und arg beschädigter Gestalt, die Decken, mit denen sie an Festtagen belegt wurden. Denn dass gewisse, in der Regel leinengestickte und reich figurirte Tücher, welche zum Inventare mancher Kirchen und Museen gehören, nur diesem Zwecke gedient haben, kann keinem Zweifel unterliegen. Nicht so sehr ihre lange schmale Gestalt beweist es, die ihre Verwendung als Altar- (namentlich Vesper-) Tücher oder Schultervela noch nicht unbedingt ausschlösse, als vielmehr ihre eigenthümliche Behandlung, d. h. die Anordnung der auf ihnen angebrachten Darstellungen. Diese füllen nämlich, in der Regel medaillonartig eingefasst, das Tuch seiner Länge, nicht seiner Breite nach aus, wie ein Altarbelag es erfordern würde und auch in den zu Soest, Laer und Paderborn erhaltenen Exemplaren (vgl. Jahrb. Heft LXXIX, Seite 257, den Aufsatz von Aldenkirchen) nachweist. Das Hauptbild behauptet die Mitte und die unter ihm, aber mit derselben Richtung angebrachten Gruppen bilden die Verzierung der Vorderseite des Pultes, während die in der entgegengesetzten Richtung gruppirten Figuren seine Rückseite bedecken. In dieser Weise sind z. B. die Darstellungen auf der reich figurirten Decke geordnet, die in der Stiftskirche zu Xanten wohl als ursprünglicher Behang zu dem dortigen Lesepult gehört. Drei Vierpässe, durch thiergemusterte Borten geschieden, bilden die Felder, zwei figurenreiche, mit Fransen verbrämte Friese die Ausläufer des interessanten Behanges, dessen Grundstoff aus dunklem, dessen eingestickte Figuren und sie rings umspielende Rankenzüge aus hellem Leinenfaden bestehen. Derselben Zeit und Gegend entstammt das ganz ähnlich behandelte leinene Velum, welches zur Zeit aus der Sammlung Leven zu Köln in das germanische Museum übergegangen ist, wie das Fragment eines solchen in dem Kunstgewerbemuseum zu Berlin. Auch die circa 2 Meter lange und noch nicht $^1/_2$ Meter breite in St. Godehaid bei Hildesheim befindliche Leinendecke, in die mit Wollenfäden Ornamente und Thierfiguren eingestickt sind, war ursprünglich wohl ein Pultbelag. Unter den vielen kostbaren Geschenken, welche Bischof Conrad von der Eroberung Constantinopels 1209 heimtrug und seiner Domkirche zu Halberstadt widmete, erscheint auch eine Pultdecke, in einem Brandenburger Inventar als „Pulpettuch", in einem solchen der St.

Digitized by Google

Sebalduskirche zu Nürnberg (1652) als „Pulttüchlein" bezeichnet. Auch das merkwürdige frühromanische blauseidene Velum mit seinen theils im Platt-, theils im Ueberfangstich ausgeführten symbolischen Darstellungen (XI. Jahrh.), welches bei der Eröffnung des St. Ewaldi-Schreines in St. Cunibert zu Köln am 2. Oktober 1879 zu Tage trat, dürfte demselben Zwecke gedient haben. Gerade der Umstand, dass das mittlere, also zur Aufnahme des Buches bestimmte Feld nur mit geometrischen Musterungen (mäanderartig) ausgestattet ist, während die beiden anderen abweichend zu ihm gestellten Felder äusserst reiche, die Symbolik der Jahres- und Tageseintheilung behandelnde Medaillons aufweisen, legen jene Deutung besonders nahe.

Nachdem wir in Vorstehendem einen Ueberblick zu gewinnen gesucht haben über die Entwickelung des Lesepultes, das eine lange und weitverzweigte Geschichte hat, werden wir jetzt unserer Hauptaufgabe uns widmen müssen, Beiträge zu einer Geschichte des Messpultes zu erlangen, um unserem Pültchen in ihr die Stelle zuzuweisen, die ihm gebührt. Diese Stelle wird, um dieses gleich zu sagen, eine überaus bevorzugte und ganz exceptionelle sein, weil weder aus dem Bereiche der Originale, noch aus dem der Abbildungen (auf Wandgemälden und in Miniaturen) vor dem XV. Jahrh. ein Altarpult bekannt ist ausser dem vorliegenden, welches der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. angehört.

Auf alten Darstellungen der hl. Messe erscheint der Altar in der Regel nur mit dem Kelche ausgestattet. Wenn zu seiner Linken auch das Buch dargestellt ist, so macht es den Eindruck flach aufzuliegen, der allerdings bei dem Mangel perspektivischer Behandlung nicht leicht zu überwinden war. Ist dennoch der Versuch gemacht worden, es erhöht erscheinen zu lassen, wie auf einem Wandgemälde des XIII. Jahrh. in Assisi, so bildet ein Kissen seine Unterlage. In dieser Verbindung begegnet es öfters in alten Schatzverzeichnissen, so in dem der Abtei Silvacane vom Jahre 1289: „Unum auriculare ad tenendum libros super altari", in dem der Kirche des hl. Antonius zu Padua vom Jahre 1396: „Item duo cussinelli pro missali de serico cum armis Comitis Daciarii". Aus der romanischen Periode scheinen sich solche Kissen, die abgenutzt wohl anderweitig verwendet wurden, nicht erhalten zu haben. Desto zahlreicher hat die gothische Periode, namentlich des XV. Jahrh., sie zurückgelassen. Bald aus gemusterten orientalischen und italienischen Seiden- oder gemischten Stoffen hergestellt, bald aus eigens dafür eingerichteten Gobbelinstücken, bald aus Sticke-

Digitized by Google

reien bestehend, bald aus geschnittenem Leder, lassen diese Kissen freilich nicht mit Sicherheit erkennen, ob sie in den Chorstühlen, auf den Kniebänken, am Altare, oder auf dem Altare Verwendung fanden. Manche mögen, nachdem sie dem letzteren bevorzugten Zwecke gedient hatten, später jenen anderen Bestimmungen anheimgefallen sein. Diese Altarkissen haben sich, längst nachdem das Altarpültchen eingeführt war, immer noch behauptet. In den „Instructiones" des hl. Carl Borromäus: „De pulvinari missalis" sind sie ausdrücklich vorgeschrieben und die „scabella" (Pültchen) nur dem kurzsichtigen Priester „ad missale altius tollendum" gestattet. Die Weichheit der Kissen schützte die oft reich und kostbar mit Reliefs, Filigranstreifen, Steinfassungen etc. ausgestatteten Einbände gegen zu starke Reibung und wurde von dem die symbolischen Beziehungen besonders hochschätzenden Mittelalter als ein Sinnbild der christlichen Herzen und ihrer Bereitwilligkeit betrachtet, das Wort des Herrn aufzunehmen. Praktische Rücksichten mögen es vorwiegend gewesen sein, welche die Kissen allmählich verdrängten zu Gunsten der dem Missale eine angemessenere Stellung sichernden Pulte. Ihre Anwendung lag zu nahe, als dass sie nicht schon früh sollte versucht worden sein. Die älteste ein Pültchen (von Silber) betreffende Notiz finden wir in einem Inventare der Cathedrale zu Angers vom Jahre 1297. Ein Original aber scheint sich weder aus diesem, noch aus dem folgenden Jahrhundert nicht einmal in Abbildung erhalten zu haben, wenn nicht etwa das in der St. Marienkirche zu Salzwedel vorhandene „mit von Ranken umschlungenen Thierfiguren" (nach Lotz Kunst-Topographie) verzierte älteren Ursprunges sein und bis in das XIV. Jahrh. zurückreichen sollte. Die sogen. „Messe des hl. Gregorius", deren Darstellung mit dem XV. Jahrh. in Aufnahme kam und bald sehr beliebt wurde, empfiehlt sich wegen des reichen Altarapparates, den sie zu entfalten pflegte, ganz besonders für die Forschung nach Abbildungen von Messpültchen. Ein solches ist auf den bezüglichen Darstellungen im städtischen Museum zu Köln (Nr. 196 und 252) deutlich erkennbar, nicht minder auf dem Bilde (Nr. 320), welches den hl. Erzbischof Agilolfus bei seiner letzten Celebration darstellt. Das auf diesen drei aus der Kölnischen Malerschule um die Mitte und am Schlusse des XV. Jahrh. hervorgegangenen Gemälden abgebildete, natürlich zum grössten Theile durch das Missale bedeckte, daher in seiner Gestaltung nur theilweise erkennbare Pültchen ist von grosser Einfachheit und offenbar die Nachahmung eines hölzernen Exemplares. Dieser Art sind auch die Originale, die vereinzelt in

Digitized by Google

Kirchen (z. B. Pfarrkirche zu Kempen, St. Patrokli in Soest, St. Marienkirche in Salzwedel, Pfarrkirche in Königsberg) und in Museen (z. B. städtisches Museum in Köln, Nationalmuseum in München) vorkommen. Die beiden Seitenbretter, deren schiefe Ebenen der Pulttafel den Neigungswinkel bestimmen, sind entweder nur mit einem unteren Einschnitt versehen oder mit geschnitzten, zuweilen bemalten Ornamenten, wie im Stift Kremsmünster (vergl. Catalog der Wiener Ausstellung 1887 Nr. 369), oder auch mit Masswerkdurchbrechungen, gewöhnlich in Fensterform. Solche Durchbrechungen, in der Regel in Rosettenform und nach Analogie von Schrankpanneelen, bilden meistens, wie an dem einen der beiden dem XV. Jahrhundert angehörigen Exemplare im Nationalmuseum zu München, den Deckel der Pulttafel, an der unten eine Haltleiste angebracht mit einem verzierten Ausschnitte in der Mitte. Dass auch figürliche Darstellungen nicht ausgeschlossen waren, beweist das schöne Pültchen in Kempen mit der Reliefdarstellung der Gottesmutter. Zwei eingeschnittene Spruchbänder: „Ave maria gracia plena, dominus tecum“ und „Ich glaub in Got vater Allmachtige“ beleben die Tafel des anderen Exemplares in München, dessen Haltleiste die Inschrift „Eruel graff zu Orttenbelch“ trägt. Eine gewöhnlich auch nicht unverzierte Querleiste pflegt die beiden Seitenbretter rückseits zu verbinden. Diese durch die Natur der Verhältnisse gegebene Form ist lange stereotyp geblieben. Eine Abweichung von derselben war eigentlich nur durch das Bedürfniss geboten, die Tafel beweglich und verstellbar zu machen. Diese Eigenschaft gestattete, das Buch zu heben oder zu senken, aber auch das Pültchen auf einen geringeren Umfang zu reduciren und dadurch für die Verwendung auf Reisen, sei es für den Bischof bei der Visitation, sei es für den Hofcaplan eines Fürsten, um so geeigneter zu machen. — Den letzteren Zweck scheint auch das Messpültchen gehabt zu haben, welches den Kern dieser Besprechung bilden soll. Die beigelegte photolithographische Abbildung zeigt es in Nr. 1 aufgeklappt und von der Seite, um den Pultcharakter erkennen zu lassen, in Nr. 2 die rückseitige Bortenverzierung, in Nr. 3 die zugeklappte Tafel. Diese hat eine Breite von 30 cm, eine Höhe von $26^1/_2$ cm, einschliesslich der 6 cm, welche die untere Leiste umfasst. Das rechteckige Gestell, in welchem die Tafel sich bewegt, hat einschliesslich der Doppelklauen auf jeder der 4 Ecken eine Höhe von $6^1/_2$ cm, von denen gerade 3 cm durch das Rankenornament in Anspruch genommen werden.

Die 8 vierzehigen noch ganz romanisch stilisirten Klauen, auf

Digitized by Google

denen das Gestell ruht, sind aus einer und derselben Form hohl gegossen und das dünne untere Fussplättchen hat eine kleine Oeffnung, welche die Folgen der Ausdehnung der Luft in dem hohlen Raume zu verhindern die Bestimmung hat. Auf diesen Klauen, deren als grosse Ausnahme zu betrachtende paarweise Anwendung auf den Ecken den Eindruck solider Stützen erhöht, ruht eine profilirte Leiste, in deren Hohlkehle mit dem Punzen kleine Kreise in ganz geringer Entfernung eingeschlagen sind. Diese Kreise wiederholen sich in dem flachen Börtchen, welches mit dem rings umherlaufenden Zinnenkranze den oberen Abschluss des Gestelles bildet. Zwischen diesen beiden Börtchen entfaltet sich das überaus fein empfundene, in Zeichnung wie in Technik meisterhafte Rankenornament, welches den eigentlichen Glanzpunkt des herrlichen Geräthes bildet. Es ist fast ausschliesslich auf dem Wege des Treibens entstanden. Ihm verdanken die einzelnen Rankenzüge, ihm die Binder, unter denen sie abzweigen, ihm alle erhaben aufliegenden Blättchen, in die sie auslaufen, ihre Entstehung. Diese Blättchen sind theils drei-, theils fünflappig, theils ausgebreitet, theils in der Mitte umgeschlagen und dann natürlich um so plastischer; einige von ihnen gestalten sich zu langen gekrümmten Fruchtähren, die in der Silhouette erscheinen. Sämmtliche Blättchen sind in ihren Umrissen aus der Silberplatte ausgeschlagen, nicht etwa durch Pressung oder Stanzung entstanden. Dies beweisen nicht bloss ihre zwar kleinen, aber manchfachen Verschiedenheiten, sondern auch ihre scharfen Umrisse. Von diesen durch ihre Form und vielfache Gestaltung charakteristischen Blättchen wird der Künstler eine grosse Anzahl angefertigt haben, als es sich darum handelte, die einzelnen Rankenzüge zu beleben. Die einen liess er flach und ungebuckelt, um sie vornehmlich in den grösseren Zwickeln sich ausbreiten zu lassen, die anderen bearbeitete er mit dem Treibhammer, um sie desto gegliederter erscheinen und innerhalb der Rankenzüge wirken zu lassen. Auch diese sind einzeln aus einem schmalen und dünnen Silberstreifen getrieben und nachdem in die Furche ein zartes Perlstäbchen gepunzt war, auf die flache Silberplatte aufgelöthet worden. Wo die Hauptranken zu den Nebenzweigen sich verästeln und in die Blattstengel übergehen, oder wo zwischen den einzelnen Schneckenwindungen ein Zweig die Verbindung herstellt, bildet ein ebenfalls gepunzter und aufgelötheter Binder den hochaufliegenden Uebergang, der die eigentlichen Höhepunkte des Reliefs bezeichnet. Da der Künstler bei der in aufgelötheten Zweigen, Stengeln und Blättern bestehenden Ausgestaltung

Digitized by Google

der einzelnen Ranken und Schnecken, von denen die meisten bis zu siebenfacher Gliederung sich ausfüllen, nicht irgend einem Schema, sondern nur seinem Geschmacke und seiner Phantasie oder Laune folgte, so hat er bei der Uebereinstimmung in der allgemeinen Anordnung eine sehr grosse und lebendige Verschiedenheit im Einzelnen erreicht. Auf die einzelnen Borten hat er die Schnecken vorn und an den Seiten zu je 8, hinten zu 9 derart vertheilt, dass sie an den Ecken auslaufen, einander zu- oder abgewendet, mit Ausnahme der Rückseite. Sie gehen nicht von einem Mittelpunkte aus, die Vorderseite ausgenommen, auf der ein emaillirtes Wappenschildchen die Mitte bildet. Auf den Ecken stossen die Ranken ziemlich hart aneinander, auffallenderweise durch keine Eckverstärkung: Strebepfeiler oder dergl. von einander geschieden.

Im Inneren dieses Gestelles befindet sich auf jeder der beiden Schmalseiten eine Silberleiste mit 7 Zähnen oder Zacken, deren Lücken naturgemäss sich erweitern mit dem abnehmenden Neigungswinkel der Pulttafel resp. des Stangenapparates, der sie hält. Dieser, aus zwei vertikalen, durch eine Querstange verbundenen runden Silberstäben bestehend, bewegt sich auf der Rückseite der Pulttafel in zwei auf drei Viertel ihrer Höhe angenietheten profilirten Oesen, in denen sie unmittelbar gegen die Tafel gedrückt, deren vollständige Flachlegung in das Gestell ermöglicht auf eine hinten im Inneren angebrachte schmale Leiste. Die Tafel selbst besteht aus dem eigentlichen Träger und aus dem Halter des Buches, der durch ein vielgliedriges, die ganze Breite einnehmendes doppelt funktionirendes Charnier mit jenem verbunden ist. Dieses Charnier, in der Mitte der Haltleiste wulstartig markirt und in die beiden Seitentheile des Gestelles mündend, lässt nämlich sowohl die Pulttafel bewegen, als diese Haltleiste, die sich, sobald jene aufgerichtet wird, zu ihr in einen rechten Winkel, also gerade so stellt, dass sie das Buch zu halten vermag. Die Zweckmässigkeit dieser Einrichtung wird nur noch von ihrer Einfachheit übertroffen. — Ueberaus einfach ist auch die technische Behandlung dieser 6 cm hohen Haltleiste, welche unten und in der Mitte, d. h. über dem Charnierwulste mit einem schmalen Profile bedeckt, oben mit einem breiteren Sims abgeschlossen ist, der aus zwei flachen Hohlkehlen besteht. Die untere derselben ist mit einem gepunzten Perlenfriese geschmückt, die obere mit vereinzelten Knöpfen, welche ebenso viele Niethen für die untere Platte bilden. Diese leuchtet durch den durchbrochenen Vierpassfries hindurch, der zwischen resp. hinter den beiden oberen Pro-

Digitized by Google

filen eingeschoben ist. In die Mitte der Vierpässe ist je ein über Eck gestelltes Quadrat eingesetzt, welches ebenfalls mit einem Knopfe als Niethe verziert ist. Die Schraffirung der Zwickel unterbricht je ein platter Dreipass. Dass die unterhalb des Charnierwulstes befindliche Borte, die mit dem Grunde der oberen Borte eine Platte bildet, nur mit Kreuzschraffur versehen ist, beruht auf feinem der Bedeutung der einzelnen Glieder ganz entsprechendem Gefühl.

Die Deckplatte, welche eine Höhe von 24 cm hat, besteht, wie die Haltleiste, aus der Unterlage, der ausgeschnittenen und aufgenietheten Auflage, und aus dem diese rings umfassenden, ebenfalls auf jene festgenietheten Profilleistchen. Letzteres setzt sich aus einer breiteren Hohlkehle und zwei sie flankirenden mit gepunzten Kreisen verzierten Kehlchen zusammen. Die Knöpfe, welche die mittlere Hohlkehle in gleichen Abständen gliedern, erfüllen auch hier zugleich den wichtigen Zweck Niethköpfe zu sein. Diese äusserst geschickte Verbindung von praktischen und ästhetischen Erfordernissen erfüllt in noch viel ausgedehnterem und höherem Maasse die ausgeschnittene Figurentafel, die neben der getriebenen Borte den Glanzpunkt dieses einzigen Geräthes bildet. Dieses, aus einer dünnen Silberplatte mit dem Meissel ausgehauene und darauf nachgefeilte Bild stellt die Krönung Mariens, d. h. den Heiland und seine Mutter dar, die auf einer fast die ganze Breite einnehmenden Bank sitzen. Ueber jeder dieser beiden Figuren öffnet sich ein etwas gedrückter Spitzbogen, in den zwei Nasen eingespannt sind. In der Mitte werden die beiden Bögen durch eine Console aufgefangen, auch auf den beiden Seiten ruhen sie auf einer solchen. Den mittleren Zwickel füllt ein Kreis aus, in den ein durchbrochener Vierpass gespannt ist, je ein kleinerer ebenso behandelter Kreis bildet die Ausstattung der beiden schmaleren Seitenzwickel. Den linken Bogen durchbricht ein kleiner niederschwebender Engel, um der Gottesmutter die Krone auf's Haupt zu drücken. Zur Herstellung dieser Tafel hat ausser dem Meissel, welcher in Ermangelung der Säge die Umrisse schuf und auch wohl die breiten Gewandfalten, nur noch der Grabstichel mitgewirkt. Er hat das scharf ausgeschnittene Sedile verziert, welches vorn nur durch eine einfache Arkadenreihe gegliedert ist und dessen Sitzfläche eine kräftige Kreuzschraffirung markirt. Von ihm lösen sich durch ihre Gewandumrisse die beiden Figuren hinreichend ab, deren obere Hälfte sich von der Silberunterlage um so schärfer abhebt. Maria ist mit dem Kopfe ganz im Profil dargestellt und ihre betend emporgerichteten Hände decken sich fast vollständig. Christus,

Digitized by Google

etwas grösser als sie, ist halb en face behandelt und die segnend erhobene Rechte zeigt die Innenseite. Dass den Häuptern der Nimbus fehlt, ist für diese Zeit aussergewöhnlich, aber nicht beispiellos. Vielleicht hat das Bestreben, das Ausschneideverfahren nicht zu sehr in's Detail zu treiben, zu dieser Ausnahme Veranlassung gegeben. Bei beiden Figuren sind die Gewänder schwer und breit behandelt in mässiger, aber desto kräftigerer Anwendung von Falten. Diese scheinen meistens mit dem Meissel eingegraben, namentlich, wo es sich darum handelte, die Hauptzüge zu markiren oder Ober- und Untergewand von einander zu scheiden. Die in diesem breiten und mächtigen, allmählich flach auslaufenden Metallschnitte ausgehobenen Contouren, die durch eine Art borstiger Schraffirung noch verstärkt werden, geben den Figuren, deren Metalldicke einen halben Millimeter kaum übersteigt, einen vollständig plastischen Charakter, obwohl der Treibhammer sie ganz unberührt gelassen hat. An dieser sehr auffallenden, die Figuren charakterisirenden Eigenschaft nimmt auch der Kopf, zumal der des Heilandes theil, in dem der Meissel eine vollständige, dazu sehr reiche und volle Modellirung der einzelnen Theile erreicht hat. Die Haare sind mit dem Grabstichel behandelt, ebenso die ganz sporadisch angebrachten Gewandborten, aus deren rautenförmigen Verzierungen die gewirkten Aurifrisien der Uebergangsperiode wiederklingen. Die aufgelegten Rosetten, welche sich als Hut- und Mantelagraffe, sowie als Buchverzierung verwendet finden, verbinden, wie sämmtliche Rosetten und Knöpfe, die Sitz und Architektur verzieren, mit dem vorzüglich zur Geltung kommenden dekorativen Zwecke zugleich den praktischen der Verniethung. Die vergoldeten fünfblätterigen Rosettchen mit ihren Silberknöpfchen, die den Silbergrund viel wirksamer beleben, als ein eingravirtes Teppichmuster, welches man hier hätte erwarten können, zu erreichen vermöchte, vervollständigen als Sterne den erhabenen Eindruck der ganzen Darstellung der Krönung Mariens.

Dass hier bei dieser ein Engel verwendet erscheint, auf den die mittelalterliche Symbolik bei dieser Scene in der Regel verzichtete, hat wohl vornehmlich in der breiten Anlage seinen Grund, welche die Gestalt der Tafel erforderte. Diese verlangte nicht bloss eine mehr statuarische Behandlung der beiden Personen, sondern auch eine vollständig getrennte, welcher der Engel als bekrönendes Werkzeug am besten entsprach. In dieser Eigenschaft erscheint er verhältnissmässig sehr klein, in besonders flacher Behandlung und dem Masswerke untergeordnet.

Digitized by Google

Diese Art die Krönung Mariens darzustellen, ist eine aussergewöhnliche (vgl. die ähnliche Darstellung oben im Bogenfelde des Westportals am Dome zu Wetzlar bei aus'm Weerth Kunstdenkmäler LIII, 4). Und wo sie zur Anwendung gelangt, wie auf dem reichen frühgothischen Metallbuchdeckel im Stifte St. Paul in Kärnten, da schwebt der Engel aus Wolken nieder, um die noch freie Krone aufzusetzen, nicht um die bereits aufgesetzte gleichsam festzudrücken. Noch ungewöhnlicher ist die Auffassung im Tympanon der Liebfrauenkirche zu Trier, wo sämmtliche Figuren stehen und Christus bei der Krönung von einem Engel unterstützt wird. Gewöhnlich vollzieht nämlich, zumal auf den älteren, dem XIII. und XIV. Jahrh. angehörigen Darstellungen, Christus die Krönung seiner Mutter selbst. In der Regel sitzt sie zu seiner Rechten, um mit gefaltenen Händen von seiner ausgestreckten rechten Hand die Krone auf ihr schwach geneigtes, im Profil dargestelltes Haupt zu empfangen. So in den Curvaturen an mehreren (Mélanges d'archéologie IV Seite 231 und 238 abgebildeten) Bischofsstäben, so namentlich auf der herrlichen Elfenbeingruppe im Louvre zu Paris (Abbild. bei Reusens: Elements d'archéologie II, 513), welche nicht bloss in der Gesammtauffassung, sondern auch in der Detailbehandlung, sogar im Gesichtsausdrucke sehr grosse Aehnlichkeit mit der Darstellung auf unserem Pültchen aufweist. Sehr verwandt ist auch die Marmorgruppe, welche, von den Standfiguren der 12 Apostel flankirt, die Frontalausstattung an der Mensa des Hochaltares im Kölner Dome bildet. Sie ist um etwa sieben Jahrzehnte jünger, als die soeben erwähnte Gruppe und als deutsche resp. kölnische Arbeit ebenso charakteristisch wie diese als französische. Mit beiden theilt die Art der Darstellung das obere Relief im Tympanon des Nordportals der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, sowie das berühmte Imhofsche Altargemälde in der Lorenzkirche daselbst, welche den wiederum um mindestens ebenso viele Jahrzehnte späteren Ursprung auch durch den verminderten Idealismus zu erkennen geben. Nicht selten wird Christus mit der Linken die Krönung vollziehend dargestellt, zuweilen sogar mit beiden Händen, die aber auf der Altartafel der ungarischen Kapelle im Münster zu Aachen die Krone nicht einmal berühren, sondern nur segnend nach ihr ausgebreitet sind (vgl. Abbildung bei Bock, Seite 72), während er sie auf einem Epitaphe an der Südseite der St. Sebalduskirche hoch über ihrem Haupte hält. Die Regel bleibt, dass wenn der Heiland allein die Krönung vornimmt, seine Mutter, etwas kleiner als er, in ehrfurchtsvoller Haltung neben ihm auf der-

Digitized by Google

selben Bank sitzt. Dass sie vor ihm allein kniet, wie auf dem Gemälde von Fiesole im Louvre, ist als grosse Ausnahme zu betrachten. Wenn aber ihre Krönung auch zugleich von Gott dem Vater, oder von der ganzen heiligen Dreifaltigkeit vollzogen wird, eine Darstellung, welcher die spätere mittelalterliche Periode den Vorzug gibt, dann ist die knieende Haltung Mariens die gebräuchlichere. Uebrigens gibt es auf dem Gebiete dieser Darstellung zahlreiche Varianten (von denen manche bei Alwin Schultz: Die Legende vom Leben der Jungfrau Maria, Seite 76, 77 u. 78 angeführt sind), die im Grossen und Ganzen genommen in demselben Masse realistischer erscheinen, als sie sich von der romanischen und frühgothischen Periode entfernen. Auf sie näher einzugehen ist hier nicht der Platz, zumal noch zwei wichtige Fragen Beantwortung heischen, nämlich wo und wann unser merkwürdiges Geräth entstanden sein möge. Für die Voruntersuchung möchte sich die Frage ergeben, ob sich für die beiden charakteristischen Techniken an demselben, für die getriebene Bortenbehandlung einerseits, für das Ausschneideverfahren andererseits noch sonstige Beispiele resp. Analogieen finden.

Das aufgelöthete Rankenornament wurde schon im frühen Mittelalter, namentlich aber in der romanischen Periode gerne angewandt. Anfangs wurden aus dünnen und ganz flach aufliegenden, später aus etwas dickeren und erhöhten Metallfäden, die auf ein Plättchen aufgelöthet wurden, Zierborten gebildet für Tafeln, Reliquienschreine u. s. w. Der Schneckenfiligran stellte in der Uebergangsperiode den Höhepunkt dieser Ornamentik in den Werkstätten der Kölner Goldschmiede dar, während sich in Trier und in den Werkstätten an der Maas eine andere, nicht minder reiche Filigrantechnik entfaltete. Diese besteht in aufgelötheten dünnen Fäden, die in gestanzte Blättchen, Fruchtkörner etc. auslaufen und nicht selten mit bunten Steinen, sogar mit gegossenen oder getriebenen Figürchen untermischt sind. Neben diesen Filigranstreifen, gewöhnlich mit ihnen abwechselnd, erscheinen aus der Hand getriebene, meistens aber aus Formen gepresste Borten, die auch gewöhnlich ein Rankenmotiv variiren. Beide Verzierungsarten finden sich häufig nebeneinander, so an dem herrlichen Evangelienbuchdeckel des frère Hugo aus der Abtei Oignies. Zwischen beiden Techniken liegt gewissermassen in der Mitte die Bortenverzierung an unserem Pültchen, die ganz auf dem Wege des Ausschlagens und Treibens einerseits, des Auflöthens anderseits entstanden ist. Von Filigran ist hier ebenso wenig die Rede, als von aus der Platte herausgetrie-

Digitized by Google

benem Rankenwerk. So häufig diese beiden letzteren Techniken, zumal in der Uebergangsperiode, begegnen, so selten erscheint jene angewendet. Eines ihrer glänzendsten Beispiele bildet der berühmte Evangelienbuchdeckel in der Bibliothek zu Siena, in die er im Jahre 1359 direkt aus Constantinopel auf dem Wege des Kaufes gelangt sein soll. Offenbar beruht die Behauptung von Labarte, der von ihm eine farbige Abbildung bringt, dass er eine einheitliche Schöpfung des X. Jahrh. sei, auf einem Irrthum. Die meisten der 25 Zellenemailtafeln, die ihn schmücken, mögen bis in diese Zeit zurückreichen, einige sind ohne Zweifel späteren Ursprunges, und das alle mit einander verbindende, den ganzen Grund bedeckende getriebene Rankenwerk kann unmöglich byzantinischer Herkunft sein. Insoweit die Abbildung erkennen lässt, ist seine Herstellungsart dieselbe, wie an unserem Pültchen, aber es ist weder so reich und complicirt in der Ausgestaltung, noch auch so streng in der Formengebung. Durch diese Eigenthümlichkeiten, wie durch die Art, wie die Ranken vertheilt sind, gewinnt der Gedanke Nahrung, dass die Veränderung, welche der Deckel ganz gewiss erfahren hat, im XIII. Jahrh. in Italien (vielleicht in Siena) vorgenommen wurde. Der Einfluss, den gerade um diese Zeit die italienische Kunst nach Frankreich hin, namentlich auf seinen benachbarten Süden, ausgeübt hat, mag sich auch auf diese Rankenmotive ausgedehnt haben, die in Frankreich vorher schon höchst beliebt waren und weil er Architektur, den von ihr so sehr gepflegten Friesen, entlehnt, von selbst einen strengeren Charakter annehmen mussten.

Fast noch seltener als dieses Verfahren, Ranken auszuhauen, zu treiben und aufzulöthen, scheint von den mittelalterlichen Goldschmieden die Technik gepflegt worden zu sein, aus Silberblech Figuren auszuschneiden, auszugraviren und zu vergolden, um sie dann von einem contrastirenden Grunde sich abheben zu lassen, mag dieser in Metall, farbiger Masse oder einem Gewebe bestehen. An dem Tragaltare des hl. Andreas (X. Jahrh.) im Domschatze zu Trier sind die beiden Schmalseiten durch aus Goldblech ausgeschnittene Thierfiguren (auch Evangelistensymbole) verziert, deren Durchbrechungen der rothe Glasgrund belebt, eine Art Nachklang aus der fränkischen Periode, zugleich ein so wirkungsvoller wie origineller Versuch, ein orientalisches Teppichmuster in Metall nachzuahmen. Die St. Michaelskirche zu Hildesheim bewahrt ein Missale aus dem Jahre 1159, dessen wohl gleichzeitiger Vorderdeckel mit der aus Metall ausgeschnittenen und vergoldeten Christusfigur verziert ist, durch deren Lücken der Grund roth durch-

Digitized by Google

scheint. — Im städtischen Museum zu Köln befindet sich ein kleiner Pergamentcodex, der um die Mitte des XIII. Jahrh. in grünen Sammet gebunden und mit der ausgeschnittenen und vergoldeten Silberplatte des segnenden Heilandes auf der Vorderseite, des Agnus Dei auf der Rückseite überdeckt ist, in vorzüglicher Zusammenwirkung der vergoldeten Figuren und des weichen stofflichen Grundes. Emailtäfelchen oder farbige Metallfolien durch fensterartige Oeffnungen an Reliquienschreinchen und namentlich an den Aufsätzen von Ostensorien hindurchscheinen zu lassen, war eine der gothischen Periode sehr geläufige Verzierungsart. Bei diesem Ausschneideverfahren aber den farbigen Contrast nur durch die Abwechselung von Silber und Gold zu erstreben, wie auf unserem Pültchen, dürfte als grosse Ausnahme zu betrachten sein. Der Meister desselben fühlte sich zu sehr als Goldschmied im engeren Sinne des Wortes, als Zeichner, Treiber und Graveur und wusste auf diesem Gebiete solche Erfolge zu erreichen durch die vollendetste Detailarbeit, dass er auf den Schmuck der Farbe verzichten durfte. Hätte er sie in reicherem Masse angewandt, so würde er von dem künstlerisch viel hervorragenderen Schmuck die Aufmerksamkeit abgelenkt haben. Desswegen hat er sich darauf beschränkt, sämmtliche Verzierungsknöpfe, die zugleich Niethknöpfe sind, im Silber zu belassen und ausser ihnen nur noch den Grund der Pulttafel, welcher die vergoldeten Figuren mit der sie bekrönenden Architektur um so besser zur Geltung kommen lässt. Hierbei durfte der Flächencharakter nicht wesentlich beeinträchtigt erscheinen, denn so sehr dem Künstler offenbar daran gelegen war, sein Werk auch durch die Wahl des Gegenstandes auszuzeichnen, er durfte die Gebrauchsfähigkeit nicht aus dem Auge verlieren. Gerade desswegen wählte er auch wohl die Ausschneidetechnik, die ja auch bei höchster Vollendung, wie im vorliegenden Fall, ein unorganisches Gebilde bleibt im Unterschiede von der Technik des Treibens und auch des Gravirens und Emaillirens.

Auf die Frage nach Heimath und Alter unseres Gegenstandes würde vielleicht das emaillirte Wappenschildchen auf der vorderen Borte desselben ganz bestimmte Antwort geben, wenn es gelungen wäre, es zu entziffern. Es hat aber allen Erklärungsversuchen der angerufenen Heraldiker gespottet. Die Form des Schildes weist auf die zweite Hälfte des XIII. Jahrh. hin, wie sie mit der eines Siegels Philipps des Schönen vom Jahre 1286 ganz genau übereinstimmt. Das untere Feld zeigt in ziegelrother opaker Farbe einen springenden

Digitized by Google

Löwen auf goldenem Grunde, das obere Feld zwei fünfblätterige hellblaue Rosen auf weissem Grunde. Die Technik ist Grubenschmelz, die Ausführung desselben roh, das einzige Mangelhafte am ganzen Geräth. Offenbar war der Urheber des Schildes kein Schmelzkünstler von Beruf und es ist daher zu vermuthen, dass der Meister des Ganzen auch diesen ihm ungeläufigen Schmuck verfertigt hat. Solche emaillirte Wappenschildchen begegnen an frühgothischen Gebrauchsgegenständen, kirchlichen wie profanen, vornehmlich Leuchtern und Cassetten, in Italien und namentlich in Frankreich sehr häufig, während in Deutschland um diese Zeit der kurz zuvor noch so eifrig und glanzvoll gepflegte Grubenschmelz schon fast verschwunden war. Die Farbe des Emails lässt auf französischen Ursprung schliessen, das Wappenschildchen selbst aber legt den Gedanken nahe, dass es sich nicht so fast um einen Gegenstand des öffentlichen, als vielmehr des privaten kirchlichen Gebrauches gehandelt habe. Dieser Gedanke wird noch verstärkt durch die verhältnissmässig geringe Ausdehnung des Messpültchens, wie durch die Leichtigkeit es zusammen zu klappen. Nicht so sehr für den Gebrauch in der Hauskapelle eines geistlichen oder weltlichen Würdenträgers scheint es bestimmt gewesen zu sein, als vielmehr zur Benutzung auf Reisen. Dass es auf diesen einen Fürsten begleitet, zum Inventar seiner Altarausstattung mit dem Tragaltärchen, dem kleinen Kelche, dem Triptychon, den niedrigen Leuchtern etc. gehört habe, liegt am nächsten anzunehmen.

Ueber den französischen Ursprung dieses merkwürdigen Geräthes lässt der Charakter wie des Ornamentes, so der Figuren nicht den geringsten Zweifel. Das Ornament ist den Rankenzügen nachgebildet, welche in dieser Feinheit und Eleganz nur den Friesen des französischen Uebergangsstiles eigen sind. Der Goldschmied hat sie nur in's Metall übertragen, desswegen, seinem Materiale entsprechend, die Ranken noch mehr als der Stein gestattet, von dem Grunde losgelöst, die Bänder, unter denen die Aeste abzweigen, noch stärker betont. Auf diese Weise konnte er den lebendigen und üppigen Formen, in denen die Uebergangsperiode ihre Stärke empfand und ihren Stil zu behaupten suchte, am erfolgreichsten zum Ausdrucke verhelfen. An ihnen hielt er desswegen auch fest, obwohl er sich sonst architektonisch wie figural als vollkommenen Gothiker zu erkennen gibt. Die einfachere, nüchterne Ornamentationsweise, der Verzicht auf den Treibhammer, zu denen dieser neue Stil ihn genöthigt haben würde, entsprach weder seiner Neigung, noch dem Eindrucke, den er hervorrufen wollte. Auf

Digitized by Google

diesen aber mochte er in den Borten um so weniger verzichten, als die Tafel selbst, die unbedingt flach gehalten werden musste, ihn ohnehin schon zu diesem Verzichte nöthigte. Seiner Treibfertigkeit durfte er in den Borten die Zügel schiessen lassen, welche die Tafel ihm anlegte. Für diese wählte er desswegen auch den frühgothischen Stil, dessen construktivem Charakter es entsprach, die Technik des Hammers durch die des Grabstichels und des Meissels zu ersetzen. Nirgendwo tritt aber die frühgothische Figur schon von Anfang an mit der Grazie und Vollendung auf, wie in Frankreich, wo die unmittelbar vorhergehende Epoche durch ihre Erfolge in der figürlichen Gestaltung den Weg gebahnt hatte. Mit den strengen architektonischen Linien, welche in Haltung und Gestaltung, in Umrissen und Schattenlinien der neue Stil erforderte, verbinden sich die weichen aber ernsten Formen, die der romanischen Epoche, zumal in Frankreich, eigen waren. So bildete sich denn hier schon gleich nach der Mitte des XIII. Jahrh. ein Figurenstil heraus, der Strenge mit Anmuth verbindet und in dieser Beziehung den reizenden Gebilden der frühen sienesischen Schule, die in Simone Martini ihre höchsten Triumphe feierte, noch zuvor kam. Ernster und strenger, desshalb etwas weniger anmuthig zwar, aber noch erhabener und transcendentaler als sie sind die beiden Figuren auf unserer Tafel. Sie theilen mit den gleichzeitigen italienischen Metallfiguren die breite Faltenbehandlung, die sie von diesen entlehnt haben dürften. — Aus diesen hier und auch schon vorher festgestellten Eigenthümlichkeiten und Beziehungen ergibt sich aber als Resultat die hohe Wahrscheinlichkeit, dass unser Altargeräth im Süden Frankreichs entstanden sei, vielleicht in Avignon, wo um die Mitte des XIII. Jahrh. auch auf dem Gebiete der Kleinkünste eine gewaltige Betriebsamkeit herrschte und ein sehr entwickelter Stil.

Dass nämlich dieser Zeit, deren nähere Bestimmung sich auf die beiden ersten Jahrzehnte von der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh. beziehen möchte, unser Gegenstand entstammt, ergibt sich bereits aus den vorhergehenden Ausführungen, lässt sich aber auch noch durch andere Gesichtspunkte belegen. Dem Formenkreise der Uebergangszeit, deren Ende in Frankreich schon mit dem Auslaufe des XII. Jahrh. beginnt, gehört das vorliegende Ornament an, welches in den Kleinkünsten noch längere Zeit nachklingt, zumal in den metallischen. Des neuentstandenen Stiles, den die Architektur schuf, von der Plastik sehr schnell begleitet und unterstützt, haben sich hier bereits die Darstellung und ihre architektonische Bekrönung bemächtigt. Die letztere

Digitized by Google

zeigt in ihren breiten, gedrückten Bögen und vor Allem in ihren noch vollständig romanisirenden Consolen die letzten Reminiscenzen der Uebergangsperiode. Von dieser aber verrathen die beiden Figuren weder in ihrer Haltung, noch in ihrer Bewegung, am allerwenigsten in ihrem Faltenwurf irgendwelche Spur. Die langen Schleiffalten des Uebergewandes, die breite und knappe Fältung des Ueberwurfes athmen vielmehr. vollauf den neuen Stil, der mit dieser Bestimmtheit erst gegen 1260 bis 1270 auftritt. Ein Meister, der im alten Stil aufgewachsen war, den neuen sich zu eigen gemacht hatte, mithin ein älterer aber strebsamer Goldschmied, wird wohl der Schöpfer dieses Werkes gewesen sein, welches sich übrigens auch durch seine technische Virtuosität und durch mancherlei oben bereits angedeutete praktische Kunstgriffe als das Erzeugniss eines gereiften Mannes ausspricht. — Neben der technischen, ästhetischen und archäologischen Bedeutung aber, die bisher hervorgehoben wurde, hat unser Gegenstand auch noch einen eminenten vorbildlichen Werth, indem er sich für die Nachahmung (ich sage nicht für die Copie) im höchsten Masse empfiehlt, sowohl was die ganze Einrichtung, als was seine Ausstattung im Einzelnen anbetrifft. Für den kirchlichen Gebrauch, also für den Altardienst, würde er freilich einer Vergrösserung bedürfen, die ihn, wenigstens bei ausschliesslicher Anwendung von Metall, wohl etwas zu schwerfällig und unhandlich machen würde. Um so mehr würde er sich für den profanen Gebrauch eignen, sei es als Lese-, sei es als Aufstellungs- oder auch als Schreibpültchen. Das Geschränk könnte dann leicht zur Aufnahme von Heften, Blättern, Schreibutensilien eingerichtet, die Pulttafel selbst mit Ornamenten, auch mit durchbrochenen, verziert werden, die ihrer Bestimmung, ein Buch aufzunehmen, noch mehr entsprechen würde, als eine so erhabene und feierliche Darstellung, wie die vorliegende. Die Art der Bortenverzierung würde gerade so mustergültig sein, als der Stangenapparat zur Aufrichtung der Tafel. Mit einem Worte: An diesem seltenen Geräthe ist Alles höchst interessant, schön und lehrreich, desswegen verdient der glückliche Besitzer alle Anerkennung und reichen Dank, dass er so grosse Opfer gebracht hat, um es an sich und an seine Vaterstadt zu fesseln.

Köln. Schnütgen.

Digitized by Google

9. Das Heribertsmünster zu Deutz und seine Geschichte.

Die meisten Gotteshäuser der grossen rheinischen Stifter lassen noch heute deren ehemaligen Glanz und Bedeutung erkennen. Die jetzt noch stehende Deutzer Abteikirche dagegen ist durch ihre einfache, das Gepräge einer Dorfkirche tragende Bauart nicht geeignet, diese Vorstellung in dem Beschauer zu erwecken. Die Fluthen gewaltsamer Zerstörung, welche über Deutz wiederholt hereingebrochen, haben auch das Heribertsmünster, wie die Deutzer Abteikirche während des Mittelalters vorzugsweise genannt wurde, erfasst und den Oberbau dreimal fast vollständig vernichtet, zweimal im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, zum dritten Male im Jahre 1583. Trotzdem sind wir in der Lage, uns von dem ehemaligen Heribertsmünster eine annähernd richtige Vorstellung zu machen, da der Unterbau sowie einige vor 1583 ausgeführte bildliche Darstellungen noch vorhanden sind; auch die Geschichte des Gotteshauses, insbesondere die gelegentlich der Zerstörung gepflogenen Unterhandlungen, mancherlei Anhaltspunkte für die Rekonstruction liefern.

Beginnen wir zunächst mit der Gründung, die in baugeschichtlicher Hinsicht auch heute noch von Interesse ist. Dieselbe hängt mit dem tragischen Geschicke zusammen, welches Kaiser Otto III. in Italien erreichte. Heribert, aus einem alemannischen Grafengeschlechte entsprossen, war als Domherr von Worms i. J. 997 an die Spitze der kaiserlichen Kanzlei berufen worden[1]). Er begleitete den Kaiser auf seinem zweiten Zuge nach Italien und empfing dort die Nachricht von seiner Berufung auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln (999—1021)[2]). Im J. 1001 zog er abermals mit dem Kaiser über die Alpen. Auf diesem Zuge nun, so erzählt uns der Deutzer Mönch Lantbert[3]), ist Otto III. mit seinem Kanzler

1) Stumpf, Reichskanzler II S. 75.

2) „Otto, allein durch die Gnade Gottes Kaiser, schenkt dem Erzkanzler Heribert seine Gunst und Köln nebst einer Elle Pallium.“ Lantbert, vita Herib. c. 5. Abgedruckt in M. G. IV, S. 739 ff.

3) Ibid. c. 7.

Digitized by Google

übereingekommen, wer von ihnen wohlbehalten zurückkehre, solle aus seinen Eigengütern für den anderen, durch welches Geschick dieser auch immer zurückgehalten würde, ein prächtiges Kloster gründen. Zugleich übergab er ihm für diesen Zweck die besten Güter seiner Vorfahren und bekräftigte diese Schenkung unter Hinzuziehung von Zeugen durch eine Urkunde[1]). Die trübe Stimmung, welche sich in diesem Vertrage ausspricht, war gerade bei diesem Kaiser, dem Sprössling der mächtigsten Herrscher des Morgen- und Abendlandes, welcher sich auf der schwindelnden Höhe, wohin das Geschick ihn gestellt hatte, vereinsamt fühlte, nicht selten und erwies sich damals leider als gerechtfertigt. Denn wie bekannt hauchte der jugendliche Kaiser zu Anfang des J. 1002 in Italien seinen Geist aus, und die deutschen Grossen hatten die traurige Pflicht, den Leichnam ihres kaiserlichen Herrn mit gezogenem Schwerte gegen die Tücke der Welschen zu schützen und in die deutsche Heimath zu geleiten, wo er an der Seite Karls des Grossen feierlich beigesetzt wurde[2]).

Sobald Heribert diese Pflicht erfüllt, war er darauf bedacht, das dem Kaiser gegebene Versprechen zu erfüllen, und verwandelte das ehemalige römische Castrum zu Deutz in eine Benedictiner-Abtei. Was die Wahl dieses Ortes betrifft, so erzählt uns sein Biograph, der die Entschliessungen seines Helden gern auf übernatürliche Eingebungen zurückführt, ein Traumgesicht habe ihn dazu bestimmt, allein wir dürfen wohl vermuthen, dass realere Gründe ihn dazu veranlasst haben: die günstige und zugleich feste Lage des Ortes, vor allem aber die Schenkungen des Kaisers. Denn das Deutzer Castrum, welches der Abtei ganz einverleibt wurde, sowie der vierte Theil des Königsforstes waren Königsgüter, die nur durch eine Schenkung in den Besitz des Erzbischofs Heribert übergegangen sein können.

Da die junge Stiftung schon am 1. April d. J. 1003 ins Leben trat, wie mehrere Schenkungsurkunden von diesem Tage beweisen[3]), so müssen wir annehmen, dass die Bauthätigkeit, von welcher Lantbert berichtet, sich vorwiegend auf den Bau der neuen Klosterkirche bezieht. Denn für die vorläufige Unterkunft der Mönche werden die

1) Auf diesen Vertrag ist auch Bezug genommen in der von Erzb. Heribert bei der feierlichen Einweihung am 3. Mai 1019 ausgestellten Urkunde. Lac. Urk. I n. 153. Die von Lantbert erwähnte Urkunde scheint verschwunden zu sein.

2) Tietmar, chron. IV c. 33. Vgl. über Otto's Tod ebendas. c. 30 u. 31.

3) Lacombl. Urk. I n. 136, 137, 138.

Digitized by Google

im Castrum vorhandenen Gebäude wohl ausgereicht haben. Die fieberhafte Hast, mit welcher derselbe betrieben wurde, musste der technischen Ausführung zum Nachtheil gereichen, so dass es uns nicht überrascht, wenn wir erfahren, in einer Nacht, als die Matutin beendet, und die Brüder hinausgegangen, sei die Kirche vollständig eingestürzt, obwohl der gute Mönch auch bei dieser Gelegenheit nicht unterlässt, an unglückliche Vorzeichen, an die Macht des Teufels und die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern.

Hiermit schliesst die Geschichte der ersten Klosterkirche ab, welche an derselben Stelle gestanden, wo heute die Pfarrkirche steht. Ueber ihre bauliche Anlage ist uns nichts überliefert; wir wissen nur, dass dieselbe von einheimischen Bauleuten errichtet war.

Nachdem die erste Kirche in Trümmer gesunken, traf Erzbischof Heribert sofort umfassende Vorkehrungen für den Neubau der Abteikirche. Von der Ueberzeugung ausgehend, — und das ist bezeichnend für die Geschichte des rheinischen Bauhandwerks jener Zeit —, dass das eingetretene Unglück der Unfähigkeit seiner bisherigen Bauleute zugeschrieben werden müsse, liess er „erfahrenere Baumeister, als die früheren waren, vom fernen Auslande kommen und übertrug ihnen die Leitung des ganzen Baues“ [1]). Ob die zum Neubau herangezogenen fremden Baumeister Italiener oder Griechen waren, lässt sich nicht genau feststellen, doch scheint ersteres der Fall gewesen zu sein [2]). Bedeutungsvoll ist jedenfalls die Thatsache, dass Erzbischof Heribert, welcher an der Seite eines hochgebildeten und kunstsinnigen Fürsten vielfache Gelegenheit hatte, die Leistungen auf dem Gebiete der kirchlichen Baukunst diesseits und jenseits der Alpen zu vergleichen, das Ausland höher stellte und seine Baumeister dort suchte.

Abgesehen von dem oben berichteten Einsturze der Deutzer Abteikirche, wissen wir auch aus andern Quellen, dass die kirchliche Baukunst im 10. Jahrhundert bei uns auf einer ziemlich niedrigen Stufe stand. Die Samenkörner, welche Karl der Grosse ausgestreut,

1) „Primis peritiores architectos ab externis finibus exquirens et eis disciplinam totius structurae committens.“ Lantb. v. Her.

2) Wie die Datirung der bei Stumpf abgedruckten Urkunden zeigt, hat Heribert im Winter 998 u. 999 längere Zeit, 1001 den grössten Theil des Jahres, endlich 1002 den Januar bis zu seiner Heimkehr in Ravenna zugebracht. Daher ist die Annahme gerechtfertigt, dass er von dort auch seine Baumeister hat kommen lassen.

Digitized by Google

waren theils durch die innern Kämpfe, welche unser Vaterland bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts durchtobten und wiederholt seiner Auflösung nahe brachten, theils durch die Einfälle der Slaven, Normannen und Ungarn spurlos verweht. Wenn wir daher im 11. Jahrhundert einer ausserordentlich regen Bauthätigkeit in Köln begegnen, Heribert selbst noch den Grundstein zu St. Aposteln legte, Maria im Kapitol 1049 eingeweiht wurde, St. Georg und St. Maria ad gradus neu errichtet, an Severin, Gereon u. a. grosse Umbauten vorgenommen wurden, die bauliche Technik hier zuerst zur Wölbung grösserer Flächen überging, so liegt die Vermuthung nahe, dass die in Gegenwart einer grossen Volksmenge am 3. Mai 1019 eingeweihte neue Abteikirche in der einen oder andern Weise einen Einfluss auf die Entwickelung der kirchlichen Baukunst in Köln ausgeübt hat, sei es, dass ein Theil der daran thätigen Werkleute sich dort ansiedelte, sei es, dass die einheimischen Meister die hier angewandte Technik nachahmten. Sehen wir also, was die fremden Meister in Deutz geschaffen haben.

Der Centralbau.

Was zunächst den Unterbau betrifft, so besitzen wir noch den Bericht des Lantbert über die Grundsteinlegung, welcher lautet [1]): „Er (Heribert) lässt die früheren Steine von der Stelle wegschaffen und bestimmt sie zur Errichtung der Oekonomiegebäude des Klosters. Nachdem sodann der Boden nach Art eines Schiffsbaumes tief ausgegraben, lässt er auf festem Boden [2]) die Fundamente legen." Aus dem Berichte des Herrn Oberst Wolf, welcher das römische Prätorium des Deutzer Castrums suchte und zu diesem Zwecke im J. 1880 die Fundamente der Pfarrkirche nach aussen theilweise bloslegen liess, entnehmen wir Folgendes: „Man grub zuerst nördlich, später auch südlich neben der Kirchenmauer und fand richtig alte römische Fundamente, welche einem regelmässig ovalen Bau angehört haben ..... Die Fundamente des ovalen Baues auf der Nordseite, aus Mörtelguss bestehend, liegen auf +6,09. In der Höhe von +7,42 beginnt ein regelmässiges Mauerwerk aus Hausteinen, dessen Stärke, da man inner-

1) „Priores a loco lapides efferens extruendis destinat officinis monasterii. Inde ad modum navalis mali in altum effossa terra fundamenta firmat in solida petra."

2) Petra hier = grober Kies.

Digitized by Google

halb der Kirche nicht graben konnte, nicht ermittelt wurde. Auf der Südseite besteht dagegen das Fundament (+ 6,09 m) bis zu einer Höhe von 0,55 m aus Mörtelguss, 1,3 m hoch aus vier Lagen Basaltsteinen mit dicken Mörtelschichten verbunden, darüber waren 0,5 m hoch noch vier Lagen regelmässig gemauerter Tuffsteine[1]).

Der Gedanke, hier ein römisches Bauwerk zu suchen, liegt ja wohl nahe. Auch berichtet Lantbert, an der Stelle, welche Heribert für die Klosterkirche ausersehen, habe sich eine uralte heidnische Kultusstätte befunden (ubi antiquitus colebatur area daemonum), ohne jedoch seinen Ausspruch näher zu begründen, obgleich zu seiner Zeit gewiss noch mancherlei Anhaltspunkte dafür vorhanden waren. Das Wort area bietet uns auch keinen Aufschluss, denn die Römer bezeichneten damit freie Plätze, wie sie nach Vorschrift Vitruvs[2]) bei Anlegung einer Stadt für die Tempel, den Markt und andere gemeinsame Zwecke abgesondert wurden.

Gegen die Annahme eines römischen Prätoriums spricht zunächst die ganz eigenthümliche Form dieser Fundamente. Die Römer bedienten sich nämlich bei militärischen Anlagen, wenn nicht zwingende Gründe eine Abänderung nothwendig machten, typisch ausgeprägter Formen, die den Handwerkern geläufig waren und überall leicht nachgebildet werden konnten. Für das Prätorium bildeten Quadrat oder Rechteck die allgemeine Regel, mit welcher die hier gebotene Form sich nicht vereinigen lässt. Aber auch das Material spricht entschieden dagegen. Die Verwendung von Basaltsäulen beim Unterbau ist nach meinen Beobachtungen ein charakteristisches Zeichen für mittelalterliche Bauwerke.

Wir haben also in dem Unterbau der jetzigen Pfarrkirche, welcher eine Stärke von beiläufig 2 m besitzt, weil er sowohl für die 0,75 m starken Aussenwände der noch vorhandenen Kirche auf der Innenkante, wie für die 1,10 m starken Strebepfeiler auf der Aussenkante Raum gewährt, die von Lantbert beschriebenen Fundamente des Heribertsmünsters vor uns, deren römische Technik sich durch die daran arbeitenden Ausländer leicht erklären lässt.

Ueber den Oberbau giebt uns eine Urkunde vom 24. Dez. 1382,

---

1) Westdeutsche Monatsschr. I, 1 S. 54.

2) Vitruv. I, 7: „Divisis angiportis et plateis constitutis arearum electio ad opportunitatem et usum communem civitatis est explicanda aedibus sacris, foro reliquisque locis communibus.

Digitized by Google

worin die Kölner sich verpflichteten, innerhalb 5 Jahren die in Deutz zerstörten Kirchen und Klostergebäude wieder herzustellen, ein ziemlich anschauliches Bild[1]). Die hierher gehörigen Bestimmungen dieser Urkunde lauten:

Die Schale der Abteikirche, welche noch hängt, soll abgebrochen und ganz neu aufgeführt werden.

Die Pfeiler sollen genau auf dem Grund und Fuss, worauf sie früher gestanden und in derselben Stärke, welche sie früher gehabt, und wie die stehen gebliebenen noch jetzt haben, gebaut werden derart, dass die drei Seitenmauern, welche unter den drei Bogen bleiben, 4′ Dicke haben sollen, die Mauer über den genannten drei Bogen soll so dick sein, wie sie vorher gewesen, und wie die andere ist, welche noch steht, und gleich ihr aufsteigen bis an das Gewölbe.

Das Gewölbe soll sorgfältig hergestellt werden, so dass es fest und gut ist.

Die Fenster in den Bogen und über den Bogen sollen von derselben Weite und Form sein, wie sie früher gewesen, und wie die übrigen am Münster noch vorhandenen sind.

Item soll man in dem Münster die 10 Altäre an derselben Stelle wieder aufrichten, wo die zerstörten gestanden.

Item soll das Chor wieder aufgeführt und auf die Pfeiler gestellt werden in der Höhe und Form, wie es früher gestanden. Desgleichen die Chorstühle und die zwei nach dem Chore führenden Treppen mit ihren eisernen Lehnen ..... der hohe Altar mit seinen Stufen und die Krypta.

Kaum hatten Abt und Convent bescheinigt, dass Kirche und Kloster sich wieder in dem früheren Zustande befinde[2]), so traf sie dasselbe Unglück, sie wurde in den Kämpfen der Geschlechter und Zünfte von neuem zerstört[3]). Aber auch dieses Mal musste die Stadt Köln den an der Kirche verursachten Schaden wieder herstellen. Aus den hierüber gepflogenen Verhandlungen ist für uns von Wichtigkeit, dass der Kölner Rath in einem Schreiben an den Papst die Zerstörung der Abteikirche damit entschuldigt, sie sei in der Form eines star-

1) Enn. Quellen, V n. 288.

2) Urk. v. 26. Okt. 1389. Enn. Quell. V n. 432.

3) Die Besetzung von Deutz wird erzählt von dem Verfasser von Dat nuwe boich. Kölner Chron. I S. 294 f. Die Bescheinigung über die zweite Wiederherstellung erfolgte am 10. März 1400.

Digitized by Google

ken Thurmes erbaut gewesen. Zur näheren Erläuterung dieses Vergleichs möge hier der kurze Bericht eine Stelle finden, welchen der Chronist Hermann von Weinsberg über die ebenso zwecklose wie barbarische Zerstörung dieses Gotteshauses im Jahre 1583 hinterlassen hat.

„Also brachen sie das Kloster zuerst im Innern ab. Hierauf fingen sie am 19. und 20. Aug. an S. Heriberts-Münster an. Dies war im Innern ein runder Thurm und Kirche mit acht sehr starken Pfeilern in der Gestalt der Gereonskirche zu Köln mit einem weiten Gewölbe; das war unverletzt vom Brande des runden Bleidaches, das auch nicht hoch gewesen; und es stand das Chor hinter der Kirche nach Osten im Kloster. Mit diesen Pfeilern des Münsters hatten sie viele Arbeit; denn dieselben waren sehr dick. Sie hieben dieselben unten durch, setzten Stützen darunter, zündeten diese an und liessen einen Pfeiler nach dem andern umfallen."

Unterstützt werden diese Angaben durch zwei bildliche Darstellungen[1]), welche vor der Zerstörung von 1583 angefertigt worden sind. Die eine befindet sich auf dem bekannten Prospekt des Anton Woensam von Worms aus dem Jahre 1531[2]), die andere auf einem kolorierten Prospekte aus dem Jahr 1570, welcher im Kölner Stadt-Archive aufbewahrt wird. Beide Abbildungen bieten in der Manier ihrer Zeit eine perspektivische Ansicht, sind also nur für den Centralbau zu verwerthen. Doch hier treten ganz bedeutende Abweichungen hervor. Während der Holzschnitt des Anton von Worms eine Rotunde zeigt, welche nur im Osten ein Rundfenster hat, im übrigen zweitheilige gothische Fenster mit dem frühgothischen Kreis als Abschluss, lässt der andere das Oktogon deutlich hervortreten, sowie die Rundfenster und den Rundbogenfries. Unstreitig verdient letztere Darstellung den Vorzug aus dem Grunde, weil dieselbe mit dem Inhalte der oben erwähnten Urkunde übereinstimmt. Auch sprechen zu Gunsten dieser Abbildung,

---

1) Die älteste bildliche Darstellung des Heribertsmünsters befindet sich auf dem Deutzer Wappen. Dasselbe zeigt das Heribertsmünster inmitten des römischen Castrums mit der Ueberschrift „opus archiepiscopi Coloniensis" in einer für unsere Zwecke zu freien Darstellung. Die Entstehung dieses Siegels, wovon eine spätere Nachbildung sich in dem Kölner Stadtarchiv befindet, fällt aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit von 1230–1240.

2) Das sehr defekte Original dieses berühmten Holzschnittes wird im Museum Wallraff-Richartz zu Köln aufbewahrt, in weitern Kreisen bekannt durch die Bearbeitung von Levy-Elkam. Neuerdings herausgegeben von J. J. Merlo als Beilage zu dessen Schrift 'Köln im Jahre 1531', Köln 1886.

Digitized by Google

soweit dieselbe Deutz berührt, noch andere Momente, insbesondere die perspektivische Wiedergabe der niedergelegten Urbanskirche, welche dem im Düsseldorfer Staats-Archive aufbewahrten Aufrisse aus dem Jahre 1803 vollständig entspricht.

Aus vorstehenden Angaben und Hülfsmitteln lassen sich für den Grundriss und die architektonische Gliederung des Heribertsmünsters folgende Punkte feststellen.

Die Anlage bildete einen Centralbau von ungefähr 24 m lichter Weite. Der innere Kern bestand aus 8 starken Pfeilern, welche oben mit Rundbogen verbunden waren und sich seitlich in 6 Kapellen, drei zu jeder Seite, öffneten, deren Abschlussmauern $4' = 1{,}25$ m Stärke besassen und mit Lichtöffnungen versehen waren. Die äusseren Umfassungsmauern scheinen octogonale Gestalt gehabt zu haben, denn die mehrfach erwähnte Urkunde spricht von „dry můyren, die under den dryn bogen bliven solen". In der Längenachse lag nach Westen eine viereckige Vorhalle mit dem Eingange, nach Osten ein ziemlich langgestreckter Chor. Oberhalb der Bogen erhob sich ein Tambour mit glatten Seitenflächen, jedoch von Rundfenstern durchbrochen. Den Abschluss bildete ein Kuppelgewölbe, welches mit einem Bleidache abgedeckt war. Ueber die Art dieses Kuppelgewölbes wissen wir nichts Bestimmtes, ebenso wenig über die Gewölbe der Seitenräume. Zur Aufnahme des Seitenschubs der Kuppelgewölbe führten starke Strebepfeiler an den Aussenkanten des Tambours hinab, wo ihn alsdann einfache Strebemauern aufnahmen und abwärts leiteten. Ausserdem waren die glatten Mauerflächen des Tambours nach aussen durch einen Rundbogenfries unterhalb des Gesimses gegliedert.

Wären uns Ausbildung und Stellung der alten Pfeiler, welche den innern Kern ausmachten, bekannt, so könnten wir den Grundriss des Oktogons vollständig wieder herstellen. Leider ist es mir bis jetzt nicht möglich gewesen, der schon vor Jahren angestellten baugeschichtlichen Untersuchung diesen Abschluss zu geben, obgleich das Ziel so nahe liegt. Die Pfeiler der jetzigen Kirche können für eine Rekonstruction selbstverständlich nicht in Betracht kommen, vielmehr wird es hierzu einer örtlichen Nachgrabung behufs Aufsuchung zweier Pfeiler bedürfen. Diese Nachgrabung jedoch kann nach meiner Berechnung mit geringen Mitteln und ohne Störung des Gottesdienstes an einem Tage erreicht werden, da ja kein Grund vorlag, weshalb man in späterer Zeit die Fundamente dieser Pfeiler vernichtet haben sollte,

Digitized by Google

nachdem man 1583 traurigen Andenkens deren Oberbau zerstört hatte[1]).

Soviel einstweilen über den Centralbau, welcher in seiner Anlage von dem Aachener Münster, dessen Umfassungsmauern ein regelmässiges Sechzehneck bilden, vielfach abweicht und sich mehr der Kirche S. Vitale in Ravenna nähert, dessen Grundriss hier offenbar als Vorbild gedient hat, jedoch mit Vereinfachung der architektonischen Gliederung im Aufbau und Erweiterung des Chores, wie solcher dem Bedürfnisse entsprach; denn statutengemäss zählte der Deutzer Convent 40 Mönche, welche vorwiegend auf die Benutzung des Chores angewiesen waren.

1) Ueber meine Bemühungen in dieser Beziehung kann ich Folgendes berichten. Im Januar 1882 machte ich dem Präsidenten des hiesigen Kirchenvorstandes von meiner Untersuchung Mittheilung und bat um Erlaubniss zu einer eintägigen Nachgrabung in der Kirche, erhielt aber den Bescheid, zunächst die Genehmigung der Königl. Regierung vorzulegen. Infolge dessen trug ich Herrn Baurath van den Bruck meinen Wunsch vor, indem ich denselben zugleich von dem bisherigen Ergebniss meiner Forschung in Kenntniss setzte. Durch dessen gütige Vermittlung erhielt ich auf eine diesen Gegenstand betreffende schriftliche Anfrage folgende Antwort:

Deutz, den 6. März 1882.

„Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich hierdurch ergebenst, dass die Königliche Regierung mittelst Verfügung vom 28. Febr. cr. B. 3768 Ihnen gestattet, behufs Ausführung einer baugeschichtlichen Untersuchung die Fundamente eines Pfeilers in hiesiger kathol. Pfarrkirche bloss zu legen, es hat jedoch zuvor der hiesige Kirchenvorstand seine Zustimmung zu geben . . . . . ."

Der Königl. Baurath:
v. d. Bruck.

Trotz dieser günstigen Entscheidung sowie des Versprechens, die Untersuchung nach dem Gottesdienste zu beginnen und am nämlichen Tage zu beenden und den früheren Zustand wieder herzustellen, wurde meine Bitte abgeschlagen. „Wenn der Kirchenvorstand auch anerkannte", heisst es in der Antwort, „dass diese Nachgrabung von Interesse für historische Forschung sei, so konnte er doch dieselbe wegen der dadurch nothwendig entstehenden Störung des Gottesdienstes nicht genehmigen und beschloss Ablehnung des Gesuches." Eine gleiche Zurückweisung erfuhr später der Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden, als er beim hiesigen Kirchenvorstande den Gegenstand von neuem in Anregung brachte.

Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn das Resultat meiner Bemühungen längst in die Oeffentlichkeit gedrungen und verwerthet worden ist, wie im Centralblatt für Bauverwaltung vom 8. April 1882 geschehen. Hoffentlich werde ich bald in der Lage sein, den Thatbestand genauer angeben zu können.

Digitized by Google

Die Choranlage mit der Krypta.

(Vergl. den Grundriss und Längendurchschnitt derselben.)

Ueber den Chor sind wir dürftiger unterrichtet als über den Centralbau, doch reichen die darüber erhaltenen Notizen hin, uns der Hauptsache nach ein richtiges Bild davon zu geben.

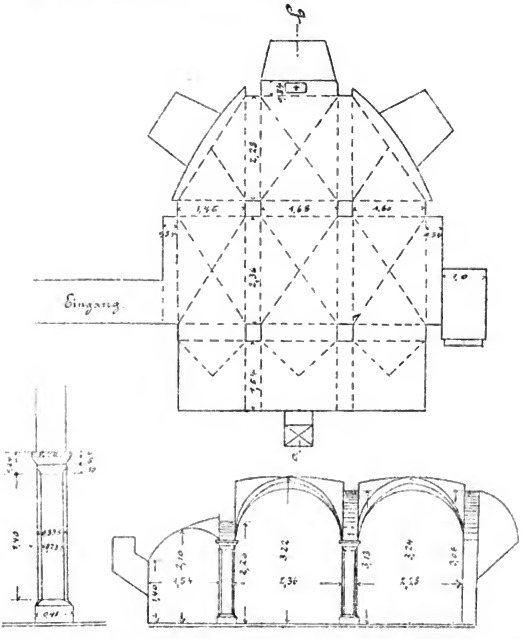
Einen sichern Anhaltspunkt gewährt uns die Krypta unter der östlichen Hälfte des jetzigen Chores. Dieselbe ist ausser den Fundamenten des Centralbaues der allein übrig gebliebene Theil des Heribertsmünsters, befindet sich aber zur Zeit in einem völlig verwahrlosten Zustande.

Durch ihre Lage einigermassen geschützt, wurde sie dennoch bei jeder Zerstörung, welche die Kirche betroffen hat, in Mitleidenschaft gezogen, am meisten natürlich 1583, nach welcher der einst so stolze Bau 80 Jahre hindurch in Trümmern gelegen hat. Nachdem ihr die Gothisirung des Chores zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Licht entzogen hatte, scheint man dieselbe in der Folgezeit nur als Grabgewölbe der Klosterbrüder betrachtet zu haben. Zu diesem Zwecke wurde an der rechten Seite ein Raum von 1 m Tiefe hergerichtet, desgleichen der Zwischenraum zwischen der Krypta und der erweiterten Chorabsis. Bei Erbauung der jetzigen Kirche hat man die Krypta im Westen ungefähr 1 m verkürzt und die schadhaft gewordenen Gewölbepartieen nothdürftig ausgebessert; die alten Zugänge wurden geschlossen und von der jetzigen Sakristei aus ein mit Fährlichkeiten verbundener schmaler Zugang geschaffen. Die an den Seiten befindlichen Grabgewölbe sind jetzt erbrochen und zum Theil ihres Inhalts beraubt, so dass die mit Schutt vermischten Gebeine fusshoch den Boden bedecken, wodurch dem Beschauer ein trostloses Bild der Verwüstung entgegentritt und der Aufenthalt in diesen Räumen, denen der Zutritt von Luft und Licht ohnehin versagt ist, bedeutend erschwert wird.

Die Anlage ist dreischiffig und besass von Anfang an nur geringe Dimensionen. Die Längenachse beträgt gegenwärtig 7,19 m, vor ihrer Verkürzung im Westen etwa 8,0 m. Die Querachse, welche jetzt nur 6,08 m besitzt, scheint ursprünglich eine gleiche Ausdehnung wie die Längenachse gehabt zu haben. Denn die vorhandenen, mehr Wandnischen ähnlichen Kreuzvorlagen hatten früher jedenfalls eine grössere Ausdehnung, wie das Grabgewölbe zur Rechten erkennen lässt, und

Digitized by Google

man wird kaum irren, wenn man das griechische Kreuz als ursprüngliche Grundform der Krypta annimmt.



Die Kreuzgewölbe sind aus Tuffstein solide aufgeführt, während an den Seitenwänden Bruchsteine verwandt sind. Jedes Schiff hat drei Gewölbefelder. Die Säulen, welche die Gurtbogen und Gewölberippen tragen, sind einfach gegliedert. Ihre Kapitäle, in Sandstein ausgeführt, bestehen aus Hängeplatte und Schmiege, welche in umgekehrter Ordnung an den Säulenfüssen wiederkehren. Als Säulenschafte

Digitized by Google

dienen Monolithe aus Drachenfelser Trachyt mit abgestumpften Kanten. Ob letztere ursprünglich diese prismatische Form hatten oder, was wahrscheinlicher ist, erst später erhielten, konnte nicht ermittelt werden. Eine Gothisirung ist auch an der Absis, die ursprünglich jedenfalls halbrund gewesen, wahrzunehmen. Im Osten hatte die Krypta drei kleine, wahrscheinlich kreisförmige, Lichtöffnungen.

Hiernach können wir die östliche Ausdehnung des Chores ziemlich genau berechnen. Dieselbe betrug ungefähr 16,0 m, bildete also annähernd ein Drittel der ganzen Längenachse, zwei Drittel der Achse des Centralbaues und scheint dem Durchmesser des innern Kerns gleich gewesen zu sein.

Was den Chor betrifft, so liess Abt Heinrich von Neuss († 1512), wie die Klosterchronik erzählt, „den vordern und hintern Theil des Chores verlängern", d. h. er hat dem bis dahin halbkreisförmigen Chorabschluss eine gothische Form verliehen, wodurch der Krypta das Licht entzogen wurde. Die Breite lässt sich aus der jetzigen Breite des Chores, welcher auf alten Fundamenten ruht, leicht ermitteln; dieselbe betrug im Lichten ungefähr 8,0 m.

Die Umfassungsmauern waren unten von einer Bogenlaube durchbrochen. Diese Auffassung wird bestätigt durch eine Notiz, welche die mehrerwähnte Klosterchronik von Abt Rupert (1117—1135) berichtet, „er habe den auf Schwibbögen sich erhebenden Chor durch einen wunderbaren Schmuck vollendet"[1]). Hiermit stimmt die Vorschrift in der Urkunde vom 24. Dec. 1382 überein, „dass der Chor wieder aufgeführt und auf die Pfeiler gestellt werden soll, wie er früher gestanden". Ueber das Gewölbe und die Lichtöffnungen ist uns nichts bekannt. Seine Höhe kann nicht beträchtlich gewesen sein, weil derselbe auf den uns erhaltenen Abbildungen kaum angedeutet ist.

Eine von Gelenius hingeworfene Streitfrage über die Entstehungszeit von Chor und Centralbau kann hier nicht übergangen werden. Nach seiner Darstellung[2]) nämlich hat Erzb. Heribert nur den Chorbau mit der Krypta als Klosterkirche errichtet, sein Nachfolger Pilgrim sodann (1021—1036) „das nur kleine Heiligthum des Heribert durch Hinzufügung des mittleren Centralbaues erweitert". Dem widerspricht jedoch die einheitliche Gliederung der ganzen Anlage sowie die lange

1) Chorum in monasterio fornicibus erectum mirabili decore perfecit.

2) De admir. Col. p. 382 „Successor Pilegrinus sanctuarium admodum angustum adjectione medii circuli ampliavit."

Digitized by Google

Bauzeit von 1003—1019, welche wir uns für die Ausführung der Choranlage allein nicht erklären könnten, zumal dann nicht, wenn die Angabe Ennens[1]), der Chor sei von Abt Rupert im 12. Jahrhundert überwölbt worden, richtig wäre. Einen directen Beweis für den Irrthum des Gelenius liefert die Notiz in der Klosterchronik, dass schon der erste Abt Fulbert in der Kapelle des h. Johannes d. T. begraben worden sei. Stammt diese Notiz in ihrer dermaligen Fassung aus dem 16. Jahrhundert, so ist sie nichts desto weniger richtig, denn vom 6. Abt des Klosters wird von erster Hand aus dem 12. Jahrhundert bezeugt, „in capella s. Ioannis Baptiste ad caput Fulberti, primi abbatis huius ecclesie, sepultus quiescit". Die genannte Kapelle, welche rechts vom Eingange lag, und mit ihr der Centralbau müssen also beim Tode des ersten Abtes im Wesentlichen vollendet gewesen sein.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Benennung der Kapellen und Altäre sowie die innere Ausstattung des Heribertsmünsters.

Die Kapellen werden nur gelegentlich als Grabstätten der Aebte erwähnt. Sehen wir von der Kapelle des h. Michael, welche stets mit dem Zusatze „in claustro" oder „in ambitu" angeführt wird, ab, sowie von der Kapelle der h.h. Kosmas und Damian, welche mit dem Zusatze „apud infermitorium" erscheint, so werden von den sechs Kapellen des Oktogons nur fünf genannt: 1. die Kapelle des h. Johannes des Täufers, 2. die Kapelle des h. Benedict, 3. die Kapelle des h. Stephanus, 4. die Kapelle der h. Helena, 5. die Kapelle des h. Thomas. In der sechsten scheint Erzbischof Heribert, der Stifter des Klosters, seine letzte Ruhestätte gefunden zu haben.

In der zuerst genannten Kapelle befand sich auch das Taufbecken, obwohl die Kirche nachweisbar erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Pfarrkirche benutzt wurde. Die Aebte betrachteten sich nämlich von Anfang an als pastores primarii der Gemeinde. Die hieraus entstehenden Streitigkeiten mit den Pfarrern, welche besonders gegen Ende des 12. Jahrhunderts mit aller Heftigkeit geführt wurden, können hier nicht weiter berücksichtigt werden.

Altäre werden zehn genannt. Der Hauptaltar war dem göttlichen Welterlöser und seiner unbefleckten Mutter geweiht (Lac. Urk. I n. 153). Ausser dem Hochaltar gab es noch zwei Altäre im Chore und einen in der Krypta. Diese waren den h.h. Jungfrauen (altare

1) Ann. d. h. V. H. 13—14 S. 83.

Digitized by Google

virginum), der h. Gertrud und der h. Katharina gewidmet. Unter den sechs Altären des Oktogons muss einer den Namen des Klosterstifters getragen haben. Erzbischof Heribert nämlich wurde von Papst Gregor VII. heilig gesprochen und Erzbischof Anno II. beauftragt, über dem Grabe seines Vorgängers einen Altar zu dotiren[1]).

Von durchgreifenden baulichen Veränderungen findet sich ausser der bereits angeführten Gothisirung des Chores in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts keine Andeutung. Bei dem grossen Brande, welcher am 25. Aug. des Jahres 1127 ausbrach und einen Theil von Deutz in Asche legte, hat das Münster, wie von Abt Rupert, welcher diesen Brand als Augenzeuge beschrieben hat, ausdrücklich hervorgehoben wird, keinen Schaden erlitten[2]).

Ueber innere Ausstattung und Verschönerung des Münsters sind gleichfalls nur dürftige Notizen auf uns gekommen. Vom zweiten Abte Rudolf wird berichtet, er habe das Münster durch Gemälde geschmückt und der Kirche eine nach seinem Namen benannte Glocke geschenkt. Abt Heinrich von Neuss liess sämmtliche Glasfenster erneuern. Die übrigen Notizen betreffen den Chor. Diesen hat Abt Rupert „durch einen wunderbaren Schmuck vollendet", wie die Chronik berichtet, ohne anzudeuten, worin dieser Schmuck bestanden. Vielleicht bietet eine Aufklärung über den Chorschmuck des Abtes Rupert, was vom Abte Heinrich von Neuss u. A. gerühmt wird, dass er nämlich „die Teppiche, auf welchen Bilder aus dem alten und neuen Testamente eingewebt waren, habe wieder herstellen lassen, damit dieselben im Chore aufgehangen werden könnten". Es ist ja bekannt, dass derartige Teppiche, theils aus dem Orient eingeführt, theils in heimischen Klöstern gewebt, schon im frühen Mittelalter zur Ausschmückung der Kirchen verwendet wurden. Der zuletzt genannte Abt hat auch schöne Chorstühle anfertigen lassen. Vortreffliche Paramente erhielt die Kirche durch Abt Hartpern in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Franko von Leiten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und Wilhelm von Breidbach gegen Ende des 15. Jahr-

1) Die Dotations-Urkunde bei Lac. Urk. 1 n. 224: „Cum enim ibidem tertius antecessor noster beate memorie Heribertus, eiusdem loci fundator et tutor, in eodem videlicet, quod ipse dedicavit, oratorio digne sit tumulatus." Die Bezeichnung der Grabstätte als Oratorium passt trefflich für das Oktogon.

2) „Salvumque et incolume reliquisse cum claustro monasterium." Rup. de incendio Tuit. c. 4. Abgedruckt im II. Bde. d. Ausg. v. Birckmann. S. 731 ff. u. im XII. Bde. d. M. G. S. 629 ff.

Digitized by Google

hunderts. Die der beiden zuletzt genannten waren aus Goldbrokat angefertigt.

Der kostbarste Schmuck aber, über welchen keine gleichzeitige Kunde auf uns gekommen, ist der Schrein des h. Heribert. Derselbe gehört zu den hervorragendsten Leistungen mittelalterlicher Goldschmiedekunst. Was die Zeit seiner Entstehung betrifft, so will man dieselbe mit Erhebung der Gebeine Heriberts im Jahre 1147 in Zusammenhang bringen. Doch sind dem vorherrschend romanischen Charakter dieses Schreines schon so viele gothische Motive beigegeben, dass die Vollendung jedenfalls nach dem Jahre 1200 statt gefunden hat[1]). Eine ausführliche Beschreibung dieses Schreines kann hier nicht gegeben werden. An der einen Schmalseite thront die h. Maria von zwei Engeln umgeben, Christus auf dem Schoosse haltend, auf der andern steht der h. Heribert in bischöflichem Ornate, zu beiden Seiten die Personifikationen der Humilitas und der Charitas, über ihm Christus in Halbfigur, die Rechte segnend erhoben. An den Langseiten befinden sich die Figuren der Apostel in sitzender Stellung, dazwischen sind an den Pilastern 14 Propheten in Email ausgeführt. Auf dem Satteldache sind Scenen aus dem Leben des h. Heribert in 12 Medaillons dargestellt.

Ausser diesem Schreine befindet sich auch der Bischofsstab, der Trinkbecher und ein Chormantel im Besitze der Kirche.

Der im 17. Jahrhundert ausgeführte Neubau.

Nach der im Jahre 1583 eingetretenen Zerstörung blieb das Heribertsmünster fast ein Jahrhundert hindurch in Trümmern liegen. Die fortdauernde Unsicherheit des öffentlichen Verkehrs nach Beilegung der truchsessischen Wirren, der darauf folgende jülich-klevische Erbfolgestreit mit seinem langen Vor- und Nachspiel, zuletzt der dreissigjährige Krieg mit seinen entsetzlichen Folgen erklären zum grossen Theil diese lange Verzögerung, doch scheint auch in der Brüderschaft das Bedürfniss zur Wiederherstellung ihres Gotteshauses nicht sehr lebendig gewesen zu sein. Abt und Convent waren bei Ausbruch des

---

1) Der Schrein ist abgebildet bei aus'm Weerth, Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters Taf. 44, besprochen III S. 8 f. Sodann im Organ f. christl. Kunst, Jahrg. 1855 n. 19 u. 20.

Digitized by Google

Krieges mit ihrer beweglichen Habe nach Köln geflüchtet[1]) und hatten eine Zeit lang die Absicht, sich bleibend daselbst niederzulassen[2]). Nachdem der Abt Nikolaus Vreden den 19. Juni 1594 in Köln gestorben war[3]), kehrte sein Nachfolger Gerhard Föller mit den Mönchen wieder nach Deutz zurück, traf aber während seiner langen Amtsführung († 1625) keine Anstalten zum Wiederaufbau der Klosterkirche, sondern begnügte sich mit Herstellung einer kleinen Kapelle, wo jetzt die Sakristei sich befindet. Erst unter dem Abte Johann Hasert (1641—1672) wurde der Bau der jetzt noch stehenden Kirche unternommen und zu Ende geführt.

Diese letzte Erneuerung des Heribertsmünsters trägt ganz den Stempel der Zeit, in welcher sie entstanden. Dieselbe zeigt nichts mehr von dem alten Glanze, welcher einst die Lieblingsstiftung Heriberts umgab, wohl aber manche Unregelmässigkeit. Von einem in festen Formen ausgeprägten Stile kann daher keine Rede sein. In der Gewölbekonstruktion und der Fenster-Architektur vorwiegend spitzbogig, sind an der Façade und Thurmbedachung ausgeprägte Formen der Spätrenaissance angewandt.

Das Langhaus hat durch möglichst ausgedehnte Benutzung der alten Fundamente eine eigenartige Gliederung erfahren. Ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Bauform, welche aus der Fremde hierher verpflanzt nie feste Wurzeln geschlagen hat, damals aber gar nicht mehr verstanden wurde, hat man die Kirche im Westen verkürzt und den gegebenen Raum nach dem Vorbilde der romanischen Basilika in drei Schiffe eingetheilt, welche nicht in dem sonst üblichen Verhältnisse zu einander stehen.

Das Mittelschiff, durch spitzbogige Pfeiler-Arkaden nach den Seitenräumen geöffnet, hat ungefähr die doppelte Höhe der Seitenschiffe und ist mit Kreuzgewölben überdeckt, deren Gurte und Rippen gleiche Ausbildung haben, welche sich auf Kragsteinen, mit unförmlichen Pinienzapfen abschliessend, sammeln. Die massiven Pfeiler tragen am Kämpfer einen weit ausladenden Karnies.

In den Seitenschiffen tritt der ehemalige polygone Charakter noch deutlich hervor. Die Abschlussmauern bilden ungleich gebrochene Linien. Von den drei Gewölbefeldern an jeder Seite ist das

1) Herm. v. Weinsbergs Chronik 1583 u. d. 18. Juli u. 6. Aug.

2) Ebendas. unter d. 16. Jan. 1584 u. ö.

3) Ueber sein Leichenbegängniss berichtet ausführlich Herm. v. Weinsberg.

Digitized by Google

mittlere ein Rechteck, die beiden andern haben die Gestalt eines Rhombus. An den Ecken sind zur Verstärkung der äussern Strebepfeiler unförmliche Pilaster vorgesetzt, auf denen Gurte und Rippen aufsetzen.

Die Fenster des Mittelschiffes sind zweitheilig, die der Seitenschiffe dreitheilig mit flachem Spitzbogen.

Die westliche Abschlussmauer des Langhauses ist schmucklos, jedoch durch zwei spitzbogige Fenster durchbrochen; der Giebel mit einigen Gesimsbändern versehen und einem Steinkreuze bekrönt, von einer weit ausladenden Volute getragen. Vor dem an dieser Seite vorhandenen Haupteingange befindet sich eine kleine rundbogige Vorhalle. Dieselbe zeigt im Grundrisse 5 Seiten des Achtecks und ist ganz von Hausteinen im Renaissance-Stil aufgeführt.

Der Chor hat mit dem Mittelschiffe des Langhauses gleiche Höhe; der Chorabschluss ist aus dem Achtecke gebildet, jedoch mit ungleichen Seiten, woran zum Theil die im Norden angebaute Sakristei, zum Theil eine mangelhafte Technik in der Ausführung die Schuld trägt. Der ganze Raum ist mit drei rechteckigen Gewölbefeldern überspannt; am Chorabschlusse sind Spitzkappen angewandt. Gurte, Rippen, Kragsteine und Schlusssteine haben dieselbe Ausbildung wie im Langhause. Die Fenster an der Nordseite sind ausgefallen, die vorhandenen sind zweitheilig.

Eine Zuthat des 17. Jahrhunderts sind zwei viereckige Thürme zwischen Chor und Langhaus mit rundbogigen Fensteröffnungen; der südliche dient zugleich als Glockenthurm.

Die Bedachung des Mittelschiffes und Chores ist gothisch, die der Thürme im Barockstil ausgeführt; die Seitenschiffe haben querstehende Satteldächer mit Walm. Ueber die Mitte des Chores erhebt sich ein schlanker Dachreiter.

Die innere Ausstattung ist dürftig. Altäre, Chorstühle, Kanzel etc. stammen sämmtlich aus dem Ende des 17. und dem Anfange des 18. Jahrhunderts und sind im Barockstil ausgeführt.

Die Grabplatten der im Chore begrabenen Aebte sind fast völlig abgeschlissen; gut erhalten jedoch die des Johann Hasert, † den 31. Januar 1672, unter welchem die jetzige Kirche erbaut wurde. Dieselbe ist in die Südwand des Chores eingelassen, mit dem Bildnisse des genannten Prälaten geschmückt und besteht aus schwarzem Marmor.

Digitized by Google

Glockeninschriften.

In dem südlichen Mittelthurm hängen drei Glocken:

1. AD · HONOREM · SANCTISSIMÆ · DEI · GENITRICIS · MARIÆ · EIVSDEMQVE · PRÆCONIS · S · IOANNIS · BAPTISTÆ · ET · S · VRSVLÆ · VIRGINIS · AC · MARTYRIS †

REVERENDISSIMVS · DOMINVS · D · IOANNES · HASERT · ABBAS · ME · FVNDI · CVRAVIT · ANNO · 1662 · IOHAN · LEHR · ME · FECIT · COLONIÆ · 1662 †

Auf dem Mittelfeld Brustbild einer Jungfrau mit dem Spruche
SICVT SAGITTA IN
MANV POTENTIS

2. Die grösste Glocke mit der Aufschrift:
MECHTILDIS VOCOR CONVOCO FIDELES ..... ist neu umgegossen durch HENRICVS RODENKIRCHEN A · D · 1879 ·

3. Ueber der ersten hängt eine Glocke mit folgender Inschrift:
AD · HONOREM · SANCTISSIMÆ · DEI · GENITRICIS · VIRGINIS · MARIÆ · S · IOANNIS · EVANGELISTÆ · ET · S · BLASY · MARTYRIS †

REVERENDISSIMVS etc. wie unter 1.

4. Von den im Dachreiter hängenden Glocken hat die eine 0,56 m Durchmesser und 0,48 m Höhe. Auf dem obern Schriftbande:
SANCT HERIBERTVS PATRONVS HVIVS LOCI * CRISTIANES VON ONCKEL GAVSZ MICH * Auf dem untern:
R : D⁂GERHARDVS FOLLER ABBAS TVITIENSIS⁂ ME FIERI FECIT * ANNO DOMINI * 1616 *

Beide Zeilen sind getrennt durch einen Fries, in welchem Figuren mit Laubwerk verschlungen sind. Unterhalb der Schrift das Wappen des Abtes.

5. Die andere Glocke im Dachreiter hat 0,70 m Durchmesser und 0,63 m Höhe. Die am Hals befindliche Inschrift ist 4zeilig; auf dem Schlagring steht der Name des Giessers und das Datum.

Z. 1. AD HONOREM · S · DEI GENITRICIS VIRG : MARIÆ ET S · PATRIS NOSTRI BENEDICTI RMVS ☞ ☑

Z. 2. DN̄VI (?) VITVS ZEILKENS ABBAS ME FIERI FECIT [Engelskopf] ☑

Digitized by Google

Z. 3. ANNO SALVTIS RESTAVRATAE ✠ QVO FAEDERATVS EXERCITVS BONNAM [Kopf] ☞

Z. 4. TERTIO EXPVGNABAT VIGILANTER ET CONSTANTER.

Auf dem Schlagring: M ✠ IOHANN ✠ WIKRAHT ✠ ME ✠ FECIT ✠ ANNO ✠ 1703 [Engel].

Unterhalb der Schrift befindet sich auf der einen Seite das Brustbild Christi in Medaillonform, auf der andern Seite das Wappen des Abtes.

Epilog.

Die Umstände, unter welchen die Abteikirche in eine Pfarrkirche verwandelt wurde, bieten baugeschichtlich zwar kein Interesse dar, verdienen aber vom kulturgeschichtlichen Standpunkte eine kurze Erwähnung.

Westlich von der reich ausgestatteten Abteikirche lag seit uralter Zeit die dem h. Urban geweihte Pfarrkirche. Sie hatte die Form einer dreischiffigen Basilika mit dreiseitigem Chorabschluss. Ein quadratischer Glockenthurm verlängerte das Mittelschiff im Westen. Dieser Thurm war aus naheliegenden Gründen der Zerstörung am meisten ausgesetzt. Eine solche traf ihn auch 1583. Kaum hatte die Gemeinde denselben mit grossen Opfern[1] wieder aufgebaut, als der dreissigjährige Krieg eintrat, in welchem die Kirche, insbesondere der Thurm infolge einer Explosion des darin angehäuften Pulvers abermals zerstört wurde[2]. Nothdürftig wieder hergestellt, diente sie bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wieder als Pfarrkirche. Nachdem die Oesterreicher sie in ein Magazin verwandelt, war sie so in Unstand gerathen, dass sie für kirchliche Zwecke ohne gründliche Reparatur nicht mehr benutzt werden konnte. Hierzu aber fehlten der Gemeinde die Mittel. Daher

1) Zur Fertigstellung des Thurmes war die Gemeinde genöthigt, ein kleines Kapital von etwas über anderthalb hundert Reichsth. bei der Abtei aufzunehmen (Düsseldorfer Staats-Archiv, n. 72 des Deutz betr. Rep.). Das Pfandobjekt umfasste ungefähr 21 Morgen, welche die Abtei bis zu ihrer Auflösung in Besitz behielt. Eine anonyme Anzeige an den Amtmann v. Sand, die Wiedereinlösung dieses Pfandobjekts betreffend, konnte nicht wieder verfolgt werden, weil die Beweisstücke nicht beigegeben waren.

2) Kölner Stadt-Archiv, Rathspr. n. 78 vom 23. Dez. 1632 u. ö. Theatr. Europ. II S. 768 mit einem Kupferstiche von Merian.

Digitized by Google

gestattete man der Gemeinde, ihren Gottesdienst in der Abteikirche abzuhalten, die Pfarrkirche dagegen zu einer Tabaksniederlage zu vermiethen. Von dieser Erlaubniss hat die Gemeinde einen so ausgiebigen Gebrauch gemacht, dass sie ihre alte Pfarrkirche sogar zu den Gemeindelasten heranzog. Durch eine Verfügung des regierenden Domkapitels (d. d. Arnsberg den 14. Juni 1802) hieran gehindert, wandte sie sich an den Fürsten von Nassau-Usingen, welchem das Amt Deutz inzwischen zugefallen war. In der hierauf ergangenen Resolution vom 8. März 1803 heisst es: „Mit Befremden hat man aus der von Bürgermeister und Vorsteher der Stadt Deutz unterm 28. Dec. v. J. übergebenen Vorstellung und deren Beylagen zu ersehen gehabt, dass die dasige Pfarrkirche aus dem Grunde, weil sie dermalen zu einer Tabaksniederlage diene, somit bürgerliches Gewerb treibe, mit militärischer Einquartirung belegt und zu allen sonstigen bürgerlichen Lasten angezogen werden solle. Da indessen die bemeldete dermalige Vermiethung in der guten, mit Dank zu erkennenden Absicht geschehen ist, um durch das dafür erhaltende Pachtgeld besagter Kirche wieder aufzuhelfen und sie in brauchbaren Stand zu stellen, — mithin solches nicht als Betreibung eines bürgerlichen Gewerbes angesehen werden kann, und es immerhin unschicklich bleibet, eine Kirche mit Einquartirung zu belegen oder sie zu sonstigen bürgerlichen Lasten heranzuziehen, so werden die Supplicanten abgewiesen . . . und zur Erstattung der dem Pastor verursachten Kosten angewiesen."

Durch diese Entscheidung ermuthigt, stellte der letzte Pastor der Urbanskirche bei der nassauischen Regierung den Antrag, diese Kirche wieder in Stand zu setzen, zumal die Pfarrei gross, die Mitbenutzung der Abteikirche zu Inconvenienzen führe. Nach dem beigefügten Kostenanschlage waren hierzu 2950 Rth. erforderlich, die jährlichen Einkünfte der Kirche an Zinsen und Grundpachten aber betrugen $52\frac{1}{2}$ Rth. Da der zum Gutachten aufgeforderte Amtmann das Bedürfniss nicht für dringend hielt, so wurde der Antrag einstweilen abgelehnt und bald auf andere Weise überflüssig gemacht.

Durch Aufhebung der Abtei nach 800jährigem Bestehen war der Fürst von Nassau als deren Rechtsnachfolger in den Besitz der Abteikirche gekommen. In grossmüthiger Weise aber entäusserte er sich seines Eigenthumsrechtes an die genannte Kirche zu Gunsten der Gemeinde. „Zugleich wird Euch bekannt gemacht", heisst es in der hierauf bezüglichen Verfügung an den Amtmann vom 10. Jan. 1804, „dass Wir beschlossen haben, solche den dortigen Einwohnern zum

Digitized by Google

gottesdienstlichen Gebrauch zu überlassen.“ Auch wurde der Amtmann ermächtigt, die zum Verkaufe ausgebotene schöne Orgel des Franziskanerklosters in Brühl, welche Kurfürst Clemens August geschenkt hatte, für die neue Pfarrkirche anzuschaffen, weil die vorhandene sehr schlecht, und die von der Abtei schon 10 Jahre vorher bestellte neue Orgel noch nicht fertig war. Die Orgel der Urbanskirche stellte die Gemeinde auf Antrieb des Amtmanns dem neuen Landesherrn zur Verfügung, der sie der reformirten Gemeinde in Wiesbaden überwies.

Deutz, 1882. Schwörbel.

Digitized by Google

10. Meister Eisenhuth.

V.

Seemann's Kunstgewerbeblatt 3 Nr. 7 [1]) enthielt jüngsthin über die Arbeiten Eisenhuths für hessische Landgrafen eine längere Publication, worin sich an archivalische Nachrichten kunsthistorische Wahrheiten und gewisse Irrthümer lehnen; diese zu berichtigen, die ersteren für die allgemeine Kunstgeschichte des Meisters zu verwerthen, sei letzterem noch ein Mal [2]) ein bescheidener Raum in diesen Jahrbüchern vergönnt. Archivalische Mittheilungen über Künstler und Kunstwerke sind stets verdienstlich und damit leisten auch Geschichtsfreunde, welche den Wandlungen des Kunstlebens, der Technik und Formen auf den oft verschlungenen Pfaden nicht nachgehen oder nachgehen können, der Kunstwissenschaft stets dankenswerthe Dienste. Die Archivalien der beregten Publication sind darnach angethan, das bisher gewonnene Lebensbild des grossen westfälischen Künstlers gerade während seiner mehr unstäten als sesshaften Schaffensjahre auszubessern und zu vervollständigen; es sind die ersten Jahre nach seiner Heimkehr aus Italien 1585. Er hat darnach nicht, wie ich zuletzt (IV, 38) vermuthete, erst 1588/89, vielmehr schon ein Jahr früher seinen Wohnsitz zu Warburg aufgeschlagen, und daher bleibt die Inschrift eines seiner Werke, worauf sich diese Vermuthung stützte, vorerst noch ein Räthsel. Von der Vaterstadt aus wirbt er in Westfalen wie in Mitteldeutschland um Kundschaft theils auf seinen Reisen, theils durch das Fürwort einflussreicher Gönner. Da vollführte er auch, wie seine Kupferbildnisse beweisen, verschiedene Aufträge für die Ferne, und, wie aus den genannten Archivalien hervorgeht, für Hessen, und zwar für beide landgräflichen Häuser zu Cassel und Marburg. Namentlich wurden von ihm gefertigt und abgeliefert einige Becher und mehrere Denkmünzen mit Bildnissen — wovon leider nichts mehr erhalten oder zur Zeit zu

1) Anlage der Zeitschrift für bildende Kunst (1887) B. 22.

2) Die früheren Artikel sind angegeben Bonner Jahrbb. (1886) H. LXXXII, 136.

Digitized by Google

finden ist. Denn auch die im Avers verbildlichte Medaille des Landgrafen Wilhelms IV. hat, wie man schon den Schriftzügen und dem Bildniss ansieht, sicher mit Eisenhuth nichts zu thun. Seine Gönner zu Cassel waren Jost Burgi, Hofuhrmacher (starb 1579), und der Kapellmeister Johann Heugell; zu Marburg vertraten seine Sache der Kammersekretair Nicolaus Becker und Johan Wolf[1]), der Leibarzt und Professor der Medicin. — Letzterer ist vielleicht ein Anverwandter des Renoldus Lupus, dessen Bildniss er 1578 oder 1588 stach (III, 149).

Diesseits der Berge knüpft sich Eisenhuths Künstlerruhm ungetrübt erst an die Paderborner Metallwerke; zu Cassel genoss er an Ehren anderen Meistern nichts vorab und zu Marburg bedurfte er geradezu der Fürsprache: Neider und böse Zungen benärgelten ihm eine Arbeit und dadurch seinen Ruf — das bekennt er wiederholt in einem Schreiben an die oberhessische Landgräfin von 1588 29/2. Er hatte ihren Auftrag „deroselben Conterfei" in Kupfer zu stechen und „gegen gepurliche Zahlung uffs fleissigste zu verfertigen", in einer Weise erfüllt, „das menniglich, wehr dessen nur Verstandt hat, solchs gewiss loben und nicht im geringsten thatteln oder verachten werden". — — Er könne sich nicht genug verwundern, „dass solch Kunststuck, daran ich doch menschmoglichen Vleiss gethan, durch Andere, die der Kunst villeicht unerfahrener, veracht werden will." Er hofft, die Landgräfin werde selbst das Stück ihrem Ebenbild ganz ähnlich und gemäss finden, „daran nicht das geringste verachten und sich dessen von anderen auch nicht bereden lassen, die der Kunst oder Gelegenheit keinen Verstandt haben". Indem er so die unberufenen Schwätzer geisselt, bittet er um die Zahlung der ausbedungenen fünfzig Thaler.

Eisenhuth war als Künstler sogar in Italien berühmt (III, 145 f.) und das fragliche Bildniss als Stich unstreitig musterhaft; wie man zwischen den Zeilen liest, hefftete sich der Tadel wohl an die Naturtreue. Wäre die Aufnahme für den Stich durch andere Hände erfolgt, so hätte Eisenhuth ihnen jedenfalls die Schuld zugeschoben — da nichts davon verlautet, muss er sie selbst an Ort und Stelle gemacht haben; das bestätigt zugleich unsere frühere Aeusserung, dass Eisenhuth vielleicht schon von 1585 an in Marburg Arbeit und Lohn fand (IV, 138 III, 150), und, wie die in der Urkunde von 1601 (III, 144) ausgesprochene Bekanntschaft mit einem Kaplan zu Wettesingen ergibt, haben sich seine Verbindungen nach Hessen noch lange erhalten oder

1) Vgl. v. Rommel, Geschichte von Hessen V, 218.

Digitized by Google

später wieder erneuert. In den Archivalien verlautet noch das Eine oder Andere darüber, wie Künstler und Kundschaft verkehrten, das Metall für die Bestellungen aufgebracht, wie letztere vergütet wurden.

Gegenstand der Besprechung sind ferner das Haus (vgl. III, 143) des Jasper Eisenhuth zu Warburg von 1524, den man für den Vater des Künstlers ansehen darf (I, 140 III, 143) und das an jenem Hause noch vorfindliche, vermuthliche (Familien-) Abzeichen beider, nämlich ein Eisenhuth mit Visier; dann hätte der Sohn dreierlei Zeichen geführt, ein redendes Wappen, die Marke auf dem Fürstenberger Bücherzeichen (I, 140) und die Namensinitialen A und E. Diese erhielten sich mit den Umrissen von Schild und Helm deutlich auf einem Siegelabdrucke des Meisters und bekräftigen unsere Ansicht von den beiden Paderborner Silberbildern, woran sie zuerst auftauchten (III, 148). Ueber das redende Familienzeichen geben hoffentlich noch Siegel näheren Aufschluss.

In jener Publication werden Eisenhuth sogar vier Thonkacheln aus dem Schornsteine eines oberhessischen Hauses zugeschrieben, deren Aussenseiten je verschiedene Menschenbilder, doch in gleicher Umrahmung verschönen; ja er soll nicht bloss ihr Zeichner, sondern auch der Modelleur sein. In letzterer Eigenschaft kann er entweder die Thonbilder selbst oder das Modell für die Form gemacht haben. Irgendwelche Theilnahme Eisenhuths an der Thonbildnerei ist an sich nicht undenkbar; denn wie ich im vorigen Jahre noch an zwei Arbeiten nachwies (IV, 139), liess er sich ebenso gern zu kunstgewerblichen, wie metallbildnerschen Vorwürfen herbei; zu einer Zeit, als der akademische Geist die Kunstübung noch nicht in Einzelzweige zerrissen hatte, bewältigte ein einziger Meister leicht mehrere davon, in der kleinen wie in der grossen Kunst ohne Unterschied. Das verhiess dem ganzen Kunstleben eine wunderbare Harmonie in den Stilformen und Maassverhältnissen (Farben) — indess die spätere Kunst an dem Verluste dieses einheitlichen Gepräges krankte.

Auch die dort bildlich wiedergegebenen Kachelbilder, die Eintheilung und Ausschmückung ihrer Rahmen, sowie gewisse Eigenheiten der Füllungsbilder, z. B. die Früchte am Boden der Erde (terra) erinnern einigermaassen an Eisenhuth's Art; doch das Alles und der Aufenthalt in Hessen genügen nicht, für ihn eine nähere oder entfernte Urheberschaft an jenen Stücken zu begründen. Passt es denn nicht ebenso gut für die deutsche Kunst- und Formenwelt jener Zeit überhaupt? Datiren die Kacheln nicht schon nach 1585, und wenn ihre

Digitized by Google

Entstehung auch mit des Meisters hessischem Aufenthalte harmonirt, gab es dann in den schönsten Tagen der deutschen Kleinkunst nicht noch genug andere Hände für formschöne Hafnerarbeit, für die Entwürfe wie für die Ausführung? Ihre Hauptsitze waren vom 14. bis ins 17. Jahrhundert gerade Franken und Baiern[1]). Es mangelte doch auf Blättern und in Büchern nicht an Mustern, denen man passende Motive für allerhand Kunstarbeit entnehmen konnte. Können denn hier die Füllungsbilder und der Rahmen stilistisch auf ein und denselben Entwurf, können zumal auf Eisenhuth die trockene Ausschmückung der letzteren und vollends das ungelenke Säulenpaar zurückgehen? Nicht einmal das Figurliche der weit edleren Füllungen stimmt in Auffassung und Behandlung mit dem Formencanon des Warburger Künstlers. Nein Eisenhuth ist weder der Urheber des Entwurfs noch der Bildnerei.

Gerade „die bei den menschlichen Gestalten hervortretenden charakteristischen Einzelheiten", welche als Zeugen angerufen sind, erheben zunächst lauten Widerspruch. Gleich dem ersten Blicke müssen Rahmen und Füllungen einer ganz andern Formenwelt entstammen, als jener Eisenhuths, gleichviel ob diese in seinen plastischen oder malerischen Werken verglichen wird. Weit richtiger sind die Thonbilder in der Anatomie, weit „antikischer" ihre Körper und ihre Köpfe, weit regelmässiger ihr Gewandwurf. Eisenhuth liebt lange Gestalten, individuelle Antlitze, kurze Unter-Extremitäten, er hängt vielleicht als der letzte Künstler noch an der Gewandung und Faltenäugelung, die aus den Niederlanden ja auch bei Dürer und Aldegrever nachklangen (III, 151, IV, 137, 141). Wie grundverschieden sind die allegorischen Gestalten des Rahmens und jene, welche Eisenhuth in gleicher Zahl und Anordnung 1589 bei dem Portrait Schrader's anbrachte. Wie hoch überragen seine Bilder den Kachelrahmen in der Lebhaftigkeit der Figuren, in der malerischen Anlage und ornamentalen Gruppirung. Wie grossartig und wechselvoll sind seine landschaftlichen Hintergründe, wie majestätisch die Lage der Zweige und Blätter seines Baumschlages (III, 146) gegenüber der gleichartigen Kachelpartie.

Kurzum die Thonkacheln sind mit Ausschluss des Rahmens Nachbilder der vier in Kupfer gestochenen Elemente des H. Goltzius vom Jahre 1586, darin erscheinen das Feuer (ignis), die Erde (terra), das Wasser (aqua) und die Luft (aër) als zwei weibliche und zwei männ-

1) G. Semper, Der Stil A¹ II, 153.

Digitized by Google

liche Menschenfiguren — in Uebereinstimmung nämlich mit dem Geschlechte ihrer lateinischen termini.

Die vier Blätter und ihre Bildwerke sind längst von Bartsch[1]) genau beschrieben, und zwar nach einer anderen Serie, als mir gerade zu Gebote steht. Die letztere weicht davon kaum in den Maassen (15 : 21½ cm), doch erheblich und zu ihrem Vortheile in der klaren Anzeige des Kupferdruckers und der Blattfolge ab. Blatt 1: Ignis führt die Unterschrift: H. Goltzius Inventor A° 1586 — Frederick de Widt excu(dit); die Verse des Unterrandes, von welchen Bartsch nur den Anfang copirt, sind meistentheils dem Ovid (Met. I, 26) nachgebildet:

Ignea convexi vis et sine pondere coelum (coeli)
Emicuit, summaq(ue) locum sibi legit in arce.

2. bei der terra:

Densior his tellus, elementaq(ue) grandia traxit,
Et pressa est gravitate sui medioq(ue) resedit.

3. bei der aqua:

Undosus latique maris circumfluus humor
Ultima possedit solidumq(ue) coercuit orbem.

4. bei dem aër:

Proximus est aer illi levitate locoq(ue),
Quo spirant et cuncta et fovent animalia vitam.

Diese Vorlagen sind im Thone stellenweise abgeändert, wie es der Zweck, das Material und das Gesammtbild an die Hand gaben. Zunächst nahmen die Allegorien im Thone weit bedeutendere Maasse an, als auf dem Papiere. Damit die Füllungen sich dem Rahmen, welcher als rundbogiges Thor erschlossen ist, ein- und anpassten, sind die oberen Ecken im Halbkreise abgestutzt, es sind die Titelinschriften oben an die Seite gerückt, da sie hier mehr Spielraum und beim Formen weniger Gefahr hatten als zu Häupten, endlich wurde in den Hintergründen nur bei der Aqua der Baumschlag beibehalten, bei dem Aër die Flugvögel und überall die biblische Staffage, z. B. die Herabkunft des h. Geistes beim Ignis fortgelassen, weil sie sich in verhältnissmässiger Zartheit wohl schwerlich formen liessen; aus ähnlichen praktischen Gründen erhielt Ignis eine andere Armlage und wich der Salamander auf die linke Seite.

---

1) Le Peintre-Graveur. Nouvelle Edition III, p. 100, 101: „Les quatre morceaux ont été gravés par un des disciples de H. Goltzius et sous sa conduite."

Digitized by Google

Das Rahmenwerk endlich hat mit den Füllungen wohl den Hafner, keinenfalls den Entwurf gemein. Abgesehen von dem Architektonischen und Ornamentalen ist die Bekrönung des Bogens, ein Maskaron zwischen den beiden heraldischen Löwen, weitaus die gelungenste und die kraftvollste Partie. Kleinlich und leblos nehmen sich dagegen aus die beiden Geharnischten zu Seiten des Thores, einförmig unsymmetrisch die vier Allegorien, wachsfigürlich die Menschengestalten. Da mögen die Einzelheiten noch so naturgetreu erfunden sein, das Ganze Rahmenwerk ist eine trockene Composition, ein Weckmittel der Langeweile. So gut wie Eisenhuth verzichtet auch Goltzius auf den Ruhm seines Entwurfes. Dieser ist entweder vom Hafner selbst irgendwelchem Bildwerke abgeschaut oder von einem Ortsmeister eigens gemacht, oder noch einer Mustervorlage in Blättern oder Büchern entlehnt. Die Planmacher und Musterzeichner waren in der Regel Goldschmiede, Maler, Formschneider oder Tischler[1]), die allgemeinen Mustervorlagen waren klein und so angelegt, dass verschiedene Professionen ein und dieselbe für ihre verschiedenen Zwecke verwerthen, sie ihrem Stoffe und der Grösse ihres Werkes anpassen konnten. Gleichwie damals ein Künstler mehrere Kunstzweige in seiner Hand einte, so vermochten wieder verschiedenartige Kunstzweige von ein und demselben Entwurfe oder einer beliebigen Ausführung zu profitiren; so frei, geschickt, erfinderisch und elastisch war damals das Kunstvermögen, so erstaunlich die Kunstfertigkeit; bis ins Kleinste vorgezeichnete Arbeiten gab es so selten, als ein blindes Copiren eines Planes ohne schöpferische Zuthat. Ein offener Rundbogen, ein rundbogiges Nischenwerk zur Aufnahme eines auszuzeichnenden Mittelstückes wie hier, war damals in Deutschland gäng und gebe, so für Büchertitel (Holbein), für kleine Einzelfiguren oder Gruppen und daher auch für Portraits — eine Anordnung, welche der Bildhauer ebenso gerne traf, wie der Tischler und der Kleinkünstler überhaupt.

Wo auch die Vorlage für den Rahmen zu suchen ist, jedenfalls hat der Hafner dessen Verbindung mit den Füllungen, sicher für letztere die Gestalt des Bildlichen gegenüber den Goltzius'schen Vorlagen und die Grösse der Kacheln bestimmt. Diese besitzen als Erzeugnisse des Kleingewerbes einen Werth, welcher der fränkischen Hafnerarbeit Ehre macht; als solche wollen sie nicht mit dem Maassstabe edlerer Kunst-

1) Vgl. R. v. Eitelberger in der Zeitschrift für bildende Kunst (1876) XI, 81—85.

Digitized by Google

zweige, sondern nach den besten ihrer Art beurtheilt sein. Der Process ihres Werdens war auch nicht so einfach, wie man glauben sollte, — denn obgleich er sich nur in gewissen Stadien klärte, gewährt er im Kleinen immerhin einen lehrreichen Einblick in den damaligen Kunstbetrieb.

Am Schlusse der Publication wird einem Originalentwurfe zu dem Titelblatte für Burgi's später erst erschienenes Werk über Triangulation eine Anzeige mit kleiner Abbildung gewidmet und dabei die Vermuthung geäussert, derselbe sei von Eisenhuth nach den Angaben des Verfassers skizzirt. — In der That bewegen uns alle Umstände, dieser Vermuthung beizupflichten; insbesondere schlägt das Landschaftliche in des Meisters Art und nicht minder das steife Oval der Bildfläche, welches zugleich Burgi's Bildniss einzufassen bestimmt war. Nicht viel leichter war auch die ovale Bildfläche für Schrader's Portrait[1]).

---

1) Anlässlich meiner Beschreibung desselben (IV, 136 ff.) theilt mir Herr E. Wernicke in einem dankenswerthen Schreiben vom 4. März d. J. mit, „dass es vom Juristen Ludolf Schrader noch ein Kupferstich-Portrait giebt, welches der auch in Bucher's Gesch. d. technischen Künste I, 412 und II, 26 erwähnte, ebenfalls aus Braunschweig stammende, Goldschmidt und Kupferstecher Franz Friedrich 1581 (anno aet. 50 des Dargestellten) gestochen hat und das in Mart. Friedr. Seidel's Bildersammlung (Fol.) mit Erläuterungen von Geo. Gottfried Küster in Berlin 1751 sub Nr. 42 zum Abdruck gekommen ist. Der Stich gehört zu den etwas bessern dieser Sammlung, weicht aber von dem Eisenhuthschen Bilde in mehreren Punkten ab; namentlich hat der Dargestellte ein Barett auf."

J. B. Nordhoff.

Digitized by Google

II. Litteratur.

1. Das Beil und seine typischen Formen in vorgeschichtlicher Zeit, ein Beitrag zur Geschichte des Beiles von W. Osborne. Warnatz und Lehmann, Hofbuchhändler. Dresden 1887. 4° mit 19 Tafeln in Lithographie.

Bei so überaus grosser Anzahl und Mannigfaltigkeit der in den letzten Jahrzehnten zu Tage geförderten prähistorischen Gegenstände, fällt es schon dem Prähistoriker schwer, sich einen Blick über dieselben zu verschaffen, so dass immer dringender die Nothwendigkeit an die Fachleute herantritt, in Specialarbeiten einzelne Arten von Hinterlassenschaften der Prähistorie eingehend zu betrachten und systematisch zu ordnen, wie Dr. O. Tischler in Königsberg die Fibeln, Dr. J. Naue in München die Schwerter in Monographien behandelt haben. Allein man dürfte einen Schritt weiter gehen. Während letzgenannte Autoren sich beschränken auf bestimmte, scharf begrenzte Zeitabschnitte der Vorgeschichte, könnte die stufenweise Entwickelung der einzelnen Artefacte von deren Uranfängen bis zur historischen Zeit bearbeitet werden. Einer solchen Arbeit begegnen wir zum erstenmale in dem bezeichneten Werke von W. Osborne. Es werden darin der Reihe nach sämmtliche bekannt gewordenen Formen des Stein-, des Kupfer-, des Bronze- und Eisenbeiles besprochen und in durchaus charakteristischen Abbildungen vorgeführt. In recht geschickter Weise hat Osborne auf die Uebergangsformen von den älteren Typen auf die jüngeren aufmerksam gemacht und — was durchaus nicht so leicht ist — jeder Einzelheit eine besondere Benennung gegeben. Wir haben es mit einer „Entwickelungsgeschichte" des Beiles im wahren Sinne des Wortes zu thun, die ihren Werth für Culturgeschichte und Forscher erkennen lässt, zu Arbeiten gleicher Methode einladet und insbesondere dem Wunsche Ausdruck gibt: der Verfasser möge recht bald zur Bearbeitung eines zweiten Gegenstandes prähistorischer Zeit übergehen.

Neben der systematischen Behandlung des Stoffes sind in dem Werke mannigfache culturhistorische Beleuchtungen in einer Form angebracht, welche bei der wissenschaftlichen Stoffen angemessenen Kürze und Deutlichkeit des Stils, dem es nicht an Lebendigkeit fehlt, das Werk auch Laien zugänglich macht. Stets wird es für Sammler prähistorischer Culturreste ein erwünschter Leitfaden sein, um die überall so häufig vorkom-

Digitized by Google

menden prähistorischen Beile zu bestimmen und planmässig zu ordnen. In keiner grösseren Büchersammlung der Museen und Alterthumsvereine dürfte ein solches Werk fehlen.

Der Preis (10 M.) ist schon in Anbetracht der eleganten Ausstattung und der zahlreichen Tafeln (19 Tafeln mit 186 Figuren in $^1/_3$ nat. Grösse) ein niedriger. Die Tafeln erhalten dadurch noch besonderen Werth, dass die abgebildeten Beile meist Originalzeichnungen aus den bedeutendsten Museen für Prähistorie sind und ein Verzeichniss beigegeben ist, in dem ausser den Fundorten der Exemplare auch die Sammlungen angegeben sind, in denen sich dieselben gegenwärtig befinden. Constantin Koenen.

2. Carolus Friederichs, Matronarum monumenta congessit congesta digessit ... Dissert. inaug. Bonn 1886. 46 Seiten. Gross 8°.

Im Druck ist die vorstehende Arbeit erst im Juni dieses Jahres erschienen, zu einer Zeit, wo der Druck meiner Arbeit über den Mütter- oder Matronenkultus bereits so weit vorgeschritten war, dass ich nicht mehr die Möglichkeit hatte, die Dissertation von Friederichs zu benutzen. Die Besprechung derselben bringt es ganz von selbst mit sich, dass ich in einzelnen Punkten auf meine Arbeit zurückgreifen muss. Ich liefere daher zu derselben in gewisser Beziehung einen ergänzenden Nachtrag.

Friederichs giebt keine Geschichte des Matronenkultus, sondern begnügt sich damit, die Denkmäler der *Matres, Matronae, Iunones* und wie sie sonst noch heissen mögen, zusammenzustellen, wobei er auch die Inschriften der Gottheiten berücksichtigt, welche möglicherweise zu den Müttern oder Matronen in irgend einer Beziehung stehen könnten, also die der *Fatae, Parcae, Silvanae, Lugoves, Digenes* u. s. w. Die Aufgabe, aus der Menge der Monumente eine Geschichte des Kultus zu gewinnen, überlässt er anderen. Er selbst steht auf einem rein negativen Standpunkt, dem er in der kurzen Einleitung Ausdruck giebt: 'quibus (*sc. monumentis*) conlatis et pertractatis quae natura sit harum dearum accurate definire nequeo'; und weiter: 'certa de origine, de genere et ceteris ad Matronarum dearumque similium religionem pertinentibus statui non possunt'. Ob dieser Standpunkt berechtigt ist, darüber zu entscheiden, ist nicht dieses Ortes. Friederichs bringt also die Denkmäler, 494 an der Zahl, zusammen und hofft damit die Fundamente zu legen, 'quibus post superstrueretur aedificium'. Vorausgeschickt ist der Sammlung ein 'index auctorum', welcher 74 Nummern umfasst und chronologisch geordnet ist. Der Werth dieser chronologischen Anordnung leuchtet nicht recht ein. Es sind Arbeiten darin aufgeführt, welche auf den Matronenkultus doch nur ganz vorübergehend zu sprechen kommen und für denselben eine ganz untergeordnete Bedeutung haben. Wenn die historische Seite der Behandlung

Digitized by Google

dieses Gegenstandes überhaupt so viel Interesse verdient, so durften die Autoren, bei denen sich die ersten Notizen über diese Göttinnen finden, nicht mit Stillschweigen übergangen werden; so konnte Camden mit seiner 'Britannia', Selden mit seinen 'Syntagmata de dis Syris'[1] angeführt werden. Der älteste Autor, welchen Friederichs nennt, ist Spon (1676). Manches lässt sich im Autorenverzeichniss noch nachtragen, das wichtigste ist namhaft gemacht. Was die Lesung der Inschriften anlangt, so vermisst man zuweilen die Benutzung neuerer und besserer Quellen. U. a. sind nicht berücksichtigt Haugs Denksteine des Grossherzogl. Antiquariums in Mannheim, Jacob Beckers Katalog des Mainzer Museums, Düntzers Verzeichniss der römischen Alterthümer des Museums Wallraf-Richartz in Köln[2], welche im Einzelnen besseres bieten als Brambachs Corpus der Rheinländischen Inschriften.

Geordnet sind die Inschriften nach den Provinzen. An der Spitze steht Rom (1—17); es folgen die Donauprovinzen (18—55)[3], Gallia cisalpina (56—145), Gallia Narbonensis (146—223), Galliae tres (224—238), Spanien (239—247), Britannien (248—295), die beiden Germanien (296—194). Von einer weiteren Ordnung ist nicht die Rede, sicheres steht neben unsicherem: daher das *digerere* im Titel der Arbeit nicht ganz streng gefasst werden darf. Die 'indices' am Schlusse der Sammlung bieten übrigens einen willkommenen Leitfaden. Ausser den Göttern und Göttinnen sind hier die in den Inschriften erwähnten Kaiser, Consuln, das Militärwesen, die Reliefdarstellungen und 'varia' registriert.

Eine Hauptsache bei einer solchen Denkmälersammlung, wie sie Friederichs giebt, ist möglichste Vollständigkeit. Dieser Forderung ist der Verfasser nicht ganz gerecht geworden. Zunächst fehlen die 'anepigrapha', welche doch auch zu den 'Matronarum monumenta' gehören. Dieselben hätten wenigstens im Register unter den 'imagines deorum' (p. 46) angeführt werden können, wo sich der Verfasser mit der Bemerkung begnügt 'cf. praeterea imagines quae extant apud Bärsch, apud Bruce in Lapidario, apud Wylie cett.' Gerade in archäologischer Hinsicht sind einige dieser Reliefs ohne Inschriften interessant, weil ihre Darstellungen von dem hergebrachten Typus mehr oder weniger abweichen[4]. Von den Inschriften der *Matres*, *Matronae*, *Iunones*, *Suleviae*, *Campestres* und der Kreuzweggottheiten fehlen bei Friederichs hauptsächlich folgende[5]:

---

1) Zweite Auflage Leyden 1629.

2) Erschien 1885 in dritter Auflage.

3) Dacien im weiteren Sinne mit Einschluss von Istrien und Venetien.

4) Vgl. besonders Nr. 144. 166. 167. 179. 184 meiner Sammlung.

5) Abzusehen ist natürlich von denen, welche der Verfasser noch nicht kennen konnte (19. 100. 285ᵃ. 312. 384 meiner Sammlung).

Digitized by Google

2 und 3 [1], zwei der grossen stadtrömischen Inschriften der *equites singulares*.

20 und 21, Inschriften an die *Iunones* aus Carpi und Parma, von denen besonders die erste wichtig ist (= Orelli-Henzen 6120).

54 *Matronis Braccorium Gallianatium*.

105 *Sule(vis)* etc. = CIL III 1156.

106 *Trivis Quadr(ivis)* etc. = Archaeol. epigraph. Mittheil. aus Oesterreich III p. 45.

111 *Iunonibus* etc. = Archaeol. epigr. Mittheil. V p. 223.

162 *Matrabus sacrum* etc. = Revue archéol. 1861, 391 [2].

163 *Matrabus* = Bulletin des antiquaires 1872, 161.

213 *Iulia Tertia Domesticis* = Bonner Jahrb. 59, 40.

327 *Matronis Octocanabus Q. Varianus . . .* [3].

399 und 400 *dis Campestribus* = CIL VIII 2635. 10760.

Bei der Aufnahme der Inschriften unbestimmter Gottheiten (*Lugoves*, *Digenes* etc.) ist der Verfasser nicht konsequent verfahren. Wenn er 407—409 [4] aufnahm, konnte er auch wohl 405. 406. 410—413 berücksichtigen; desgleichen 428 (*Icotiis*), da er 429 (*Olationis*) hat u. s. w. Von den 26 Inschriften der *Proxumae* hat Friederichs nur einen kleinen Theil (470. 473. 481. 485. 488. 489. 491) [5], während über 20 in 'Bulletin des antiquaires de France' 1872 p. 101 und 102 verzeichnet sind. Die Inschriften der *Parcae* sind, so viel ich sehe, vollständig beisammen. Zu denen der *Fati* oder *Fatae* sind nachzutragen 496 [6] und 498. 504 hat F. wohl nur deshalb weggelassen, weil hier ausdrücklich *Fati masculi* genannt werden. Von den Inschriften der *Silvanae* (bzw. *Silvani*) fehlen wieder mehrere: 535—541 und 543. Davon sind sicher den *Silvanae*, nicht den *Silvani*, geweiht 535 und 536 (= Archaeol. epigr. Mittheil. VI p. 86. 87).

1) meiner Sammlung.

2) Hat auch de Wal, Moedergodinnen n. 5.

3) Publizlert von dem verstorbenen Rector Franz Stollwerck in Uerdingen in dem Buche 'Die celtubisch-römische Niederlassung Gelduba' (Uerdingen 1877) p. 173 Taf. I n. 16. Im Besitze Stollwercks befanden sich die kleineren Stücke aus dem bekannten Gripswalder Inschriftenfunde. Die grösseren Steine kamen gleich in das königliche Museum nach Bonn, für welches Stollwerck auch die Stücke seiner Sammlung bestimmt hatte (vgl. Gelduba p. 174). Es waren dies ausser dem genannten Votivstein an die *Matronae Octocanae* und einem anderen Bruchstück die Inschriftfragmente Brambach CIRhen. 253. 254. 255. 258. Wie ich einer Mittheilung von Herrn Heinrich Mauritz in Uerdingen entnehme, sind die Steine nach dem Tode Stollwercks veräussert und von dem städtischen Museum in Crefeld für wenige 30 Mark käuflich erworben worden.

4) 138. 137. 133 bei Friederichs.

5) 214. 213. 212. 215. 176. 177. 217 bei Friederichs.

6) Aus Capua; griechisches und lateinisches Distichon CIL X 3812.

Digitized by Google

Alles in Allem fehlen bei Friederichs etwa 100 Nummern. Demgegenüber hat F. allerdings nicht weniger als 31 Denkmäler aufgenommen, welche in meiner Sammlung fehlen. Es fragt sich, ob ich berechtigt war, dieselben auszuschliessen. Ich gehe sie daher hier in Kürze durch.

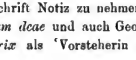
Nr. 19 = Ephem. epigr. II p. 310 n. 406. Grosse Säule von Kalkstein in Karlsburg (Dacien) gefunden. Von Z. 1 und 2 ist erhalten

Otto Hirschfeld vermuthete *d[ea]b(us) Su[t(evis)] Maric(is)*[1]), womit Friederichs einverstanden ist, ohne jede Wahrscheinlichkeit. Man vergleiche Hirschfelds eigene Angaben: 'in der ersten Zeile ist D BSV ziemlich sicher; ob zwischen D und B ein oder zwei Buchstaben[2]), ob A oder V gestanden, ist fraglich; am Schluss fehlt höchstens ein Buchstabe. Z. 2 könnte C, vielleicht auch O oder Q sein'. Den Beinamen *Maricae* bezieht Hirschfeld auf den Marosfluss. *Suleviae* als *deae* bezeichnet sind bis jetzt nicht nachgewiesen; desgleichen sind topische Beinamen bei ihnen unbekannt[3]).

Nr. 28 = CIL III 4174 (aus Savaria). Lesbar sind in der Ueberlieferung von Schönvisner nur die Worte *semitatricibu[s]* und *Claudia*, mit deren Mittheilung sich daher de Wal (Moedergod. n. 102) begnügt. Das erste hat jedenfalls einen sehr problematischen Werth, so dass es sich kaum verlohnt, von der Inschrift Notiz zu nehmen. De Wal fasst *Semitatrices* allerdings als *semitarum deae* und auch Georges registriert in seinem Lexikon das Wort *semitatrix* als 'Vorsteherin der Fusssteige'! Auch die Inschrift aus Noricum

Nr. 34 = CIL III 5524 *J(ovi) o(ptimo) m(aximo) et viis semitibusque*[4]) etc. scheint mir mit den Matronen nichts zu thun zu haben trotz der *Biviae, Triviae, Quadriviae*. Ganz in der Luft schwebt dann

Nr. 47 = CIL V 8213 (aus Aquileja)



1) Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften (Wien). Phil.-hist. Classe Bd. 77 (1874) p. 385.

2) Mommsen vermuthet *daeab(us)* (?).

3) Vgl. Matronenkultus p. 81. Zu Z. 2 könnte man vielleicht vergleichen CIL VII 263[a] *Deo Marrigae*. Vgl. auch die *dea Marica* Preller, Röm. Myth. I[3] p. 412.

4) So statt *semitisque*. Vgl. die britannische Inschrift CIL VII 271: *Deo qui vias et semitas commentus est* etc.

Digitized by Google

Ein blosses *deabus* auf einem Fragment giebt doch noch kein Recht, es zu dem Matronenkult in Beziehung zu setzen. Die Inschrift hätte also ein starkes Fragezeichen sehr verdient, wenn sie durchaus aufgenommen werden sollte.

Nr. 101 = CIL V 5253 (bei Como). Ueberliefert ist *D M | Matroniae | L. Lucilius . uxo|ris | dono | d. d.* Die Bemerkung Mommsens dazu: 'titulus perturbatus totus pertinere videtur ad dedicationem factam Matronis' scheint mir zur Aufnahme der Inschrift nicht ausreichend. Uebrigens hält sie Friederichs für verdächtig und hat ihr, gleichwie den Nr. 92 und 93, im Register keine Stelle angewiesen[1]).

Nr. 151 (mit Fragezeichen) = CIL XII 497 (Aix) bietet nur /// /// /// /// /// *conservatr /// us // r*, womit meines Erachtens nichts anzufangen ist. Friederichs macht die drei von Fragezeichen begleiteten, etwas orakelhaften Bemerkungen: [*Matribus*] *conservatr*[*icib*]*us?* — *Iunoni conservatr*[*ici*] *v. s.* [*l.*] *m?* — .... *conserva*[*e*] ...?

Nr. 156 = CIL XII 659 (Arles), eine vermeintliche Parzeninschrift, deren Ergänzung *d*[*is*] *inferis sive* [*Par*]*c*[*is*] sehr zweifelhaft ist.

Nr. 190 (mit Fragezeichen) = CIL XII 2436 (bei Chambéry), Lesart unsicher. Allmer, Inscr. de Vienne III p. 299 n. 628 hat *Mercurio et Marti* etc., Hirschfeld ///*c*/// | //*rcurio* | ///*matri* |. Mommsen ergänzt [*Me*]*rcurio* [*et*] *Matri*[*s*].

Nr. 193 = Allmer, Inscr. de Vienne III p. 285 n. 613 (Atlas n. 269_{76}); Fragment aus Albens (bei Chambéry) mit

////// IS
////// CIS

Friederichs bemerkt sehr kühn: 'restituendum mihi videtur [*domin*]*is* [*Par*]*cis*'; in der Anmerkung: 'fortasse [*Matr*]*is* [*Par*]*cis*'; und im Index p. 40 endlich *August ?*]*is* [*Par*]*cis*. Wenn damit alle Möglichkeiten der Ergänzung erschöpft wären, könnte man billiger Weise nichts gegen die Aufnahme des Fragments einwenden. Friederichs hätte Allmers Bemerkung (III p. 286) berücksichtigen müssen. Derselbe sagt: 'l'inscription, dont provient ce fragment remarquable par la grandeur et la beauté de ses lettres, a certainement appartenu à un édifice considérable'. Dasselbe gilt von

Nr. 196 = Allmer III p. 297 n. 626[2]); Fragment aus St. Innocent mit den Buchstaben ... ONIS, Friederichs ergänzt natürlich [*Matr*]*onis*, während Allmer bemerkt: 'reste d'un épitaphe qui se lisait sur le fronti-

1) S. p. 9 Anmerkg. 2 (zu Inschr. 92).

2) Atlas n. 269_{188}.

Digitized by Google

spice d'un monument funéraire en forme de temple, élevé par un affranchi à ses patrons'. Er ergänzt [*patr*]*onis*.

Nr. 195 (mit Fragezeichen) = Allmer III p. 284 n. 612. F. ergänzt wieder sehr kühn; [*Mat*]*r*(*is*) *Aug*(*ustis*) [*Me*]*r*[*curio*]..., während die Ueberlieferung lautet ...RAVG | ....IM.. | MERCA... | LICIMD... | ...INVS...

Nr. 202—204 aus Nîmes (CIL XII 3063. 3064. 3066) bieten weiter nichts als zu Anfang *Iun*... Nichts hindert, statt *Iun*[*onibus*], wie Friederichs will, zu ergänzen *Iun*[*oni*], mag man dabei an die Göttin denken oder an die *Iuno* einer Frau. Bei 203 verweist F. überdies auf eine Inschrift aus Nîmes, Revue épigr. du Midi I p. 405 n. 448, welche der *Iuno* einer Frau gesetzt ist.

Nr. 211 = De Wal, Moedergod. n. 59 (aus Reinesius) L·ET IVNONIB OB | IMPER·PONI | NEMAVSENSES scheint auch mir sehr verdächtig [1]).

Nr. 216 [2]). OADOV von Friederichs wieder sehr kühn zu *Quadru*[*biis*] ergänzt. (?)

Nr. 219 = CIL XII 496 (bei Aix) IVNONI | EX VISV | TREBIA LVCILLA. Ich sehe nicht ein, weshalb man mit Gewalt eine so ungewöhnliche Abkürzung *Iunoni*(*bus*) annehmen soll [3]), da doch die Ueberlieferung *Iunoni* keinen Anstoss bietet. Mit dem gleichen Rechte hätte der Verfasser dann auch die Inschrift von Arles aufnehmen müssen:

IVNONI
VERRIVS·C·E*scens*
ET
ae MILIA·ATTIC

Vgl. Congrès archéol. de France. 43. session 1876 p. 244 [4]).

Nr. 241 = CIL II 2404 *Rebur*|*rinus* | *lapida*|*rius* *Ca*|*staccis* | *v*. *l*. [*s*.] *m*. Die hier genannten Gottheiten sind unbekannt. Sie zu den Matronen in Beziehung zu setzen, dazu liegt kein ausreichender Grund vor, da Spanien für diesen Kult so gut wie gar nicht in Betracht kommt. Aus demselben Grunde ist auszuschliessen Nr. 246 = CIL II 3098 (ver-

1) In der Anmerkung bemerkt Friederichs 'fortasse inter falsos et suspectos habendus est titulus'.

2) Das Citat am Rande 'ib. p. 127', das man nur auf die Revue épigr. beziehen kann, ist unrichtig.

3) Der Verweis des Verf. auf die Veronenser Inschrift 57 = CIL V 3234 ist unzutreffend.

4) = CIL XII 653.

Digitized by Google

loren) mit der Dedikation LVMIIS. Hier liegt es ausserdem sehr nahe mit Gudius zu verbessern LYMPHS = *Lymphis*.

Nr. 258 = CIL VII 261 D M | VSLL. Friederichs ergänzt zweifelnd *d(eabus) M(atribus)*[1]. Die Inschrift, an sich schon werthlos, war besser wegzulassen, da man bei D M an alles mögliche denken kann (*deo Marti* etc.). Ebenso war wegzulassen ein noch werthloseres Fragment.

Nr. 282 = CIL VII 772, das nur die beiden Buchstaben D M enthält. Wegen Hübners Bemerkung: 'fragmentum vix videtur sepulcrale esse propter formam' möchte F. wieder ergänzen *d(eabus) M(atribus)*.

Nr. 261 = CIL VII 346 (Old-Carlisle) mit der Dedikation *I(ovi) o(ptimo) m(aximo) et vik(anis)* ist zu streichen. Von *deae vikanae* ist nicht die Rede[2].

Nr. 272 = CIL VII 507 LAMIIS · | TRIBVS. Die gespenstischen Lamien haben mit den Matronen doch wohl nichts zu thun.

Nr. 302 = Brambach, Corp. inscr. Rhen. 108 (Holledorn in Holland); Fragment mit

// // ON // //
// // OCV //

Friederichs scheint seine Ergänzung [*Matr*]*on*[*is*] für absolut sicher zu halten.

Nr. 325 = Brambach 299; Fragment mit der Inschrift L · CARuS, in Bürgel gefunden. F. bemerkt dazu 'sine dubio [??] spectant hae litterae ad aram Matronis dedicatam'.

Nr. 349 = Bonn. Jahrb. 73, 59; Fragment aus Deutz, das Schwörbel so mittheilt HER . . . | GESA . . . | R . . . Das Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschrift I p. 4 bietet CESA statt GESA. Schwörbel verweist auf die *Matronae Gesahenae*. Friederichs setzt mit Recht ein Fragezeichen zu der Inschrift.

Nr. 373 = Bonn. Jahrb. 67, 156; Inschrift aus Belgica, deren erste Zeile bei Friederichs lautet [*Si*]*l*̣[*v*]*anab*̣(*us*). Diese Lesart beruht auf reiner Conjektur, worüber F. kein Wort verliert. Nach aus'm Weerth steht in Z. 1 ///I//ANAE, und wenn nun auch aus'm Weerth in epigraphicis nicht immer zuverlässig ist, so darf man doch nicht ohne weiteres Buchstaben ändern. Ein Irrthum ferner ist es, wenn F. angiebt, an dem Steine befände sich eine Reliefdarstellung zweier Frauen. Davon steht in dem Bericht von aus'm Weerth nichts. Dieser sagt bloss: 'in diesem Jahre wurden wiederum bei den weiteren Ausgrabungen zwei Brunnen in Belgica aufgefunden und in einem derselben ebenfalls zwei sitzende weibliche Fi-

1) Ebenso Hübner.
2) Vgl. Matronenkultus p. 36.

Digitized by Google

guren von rothem Sandstein mit abgeschlagenen Köpfen und die folgende sehr beschädigte Inschrift'. Möglicherweise liegt doch eine Dedikation an die *Diana* vor (DEANAE), wenngleich aus'm Weerth bemerkt, dass der vom zweiten Buchstaben (I oder E) erhaltene Rest zu entfernt von dem folgenden A stehe, um unmittelbar daran zu gehören.

Nr. 426 = Brambach 604 //// | CMINVS | ///L, in Tetz gefunden, wo auch die Matronen bekannt sind. Selbst wenn es das Fragment eines Matronensteines sein sollte, was F. wieder als sicher anzunehmen scheint, ist und bleibt es werthlos. In der Anmerkung verweist F. auf Brambach 299 (325 seiner Sammlung), ein allerdings ebenso werthloses Fragment (s. oben).

Nr. 463 (mit Fragezeichen) = Brambach 723 (aus Kreuznach). Z. 1 lautet nach Brambachs Abschrift MAIRI · D. Heep (Bonn. Jahrb. 27, 68) liest MAIRID und erklärt *Ma[t]ri[bus]*, Hübner (Bonn. Jahrb. 37, 164) MATRI · *Deum*. Dazu bemerkt Brambach höchst richtig 'utrumque incertum'. In der Gegend von Kreuznach sind bis jetzt Matronensteine nicht gefunden worden. An sich ist daher die Hübnersche Ergänzung die wahrscheinlichere (vgl. Bramb. 1667).

Nr. 471 (mit Fragezeichen) = Bramb. 1429_6. Fragment von der Saalburg, im Museum zu Homburg aufbewahrt:

Q V
I D R
T

Friederichs giebt *q a | i r | t*. Was damit anzufangen ist, sagt er nicht. Vermuthlich dachte er an *Qu[adrivis]*.

Nr. 484 (mit Fragezeichen) = Bramb. 2070 (aus Ingweiler).

D · C · R · DIVIXTA · TEREN
TIAN[1] *capita tria* V · S

Ohne erkennbare Beziehung auf den Mütterkultus trotz der *capita tria*.

Damit ist die Reihe der Inschriften, welche in meiner Sammlung fehlen, erschöpft. Ich glaube kaum, dass sich ihre Aufnahme gelohnt hätte. Wenn man freilich solch kühne Ergänzungen[1]) als sicher betrachtet, dann könnte man die Zahl der Matronendenkmäler noch um ein erkleckliches vermehren. Friederichs hat ferner eine Anzahl Inschriften, die in meiner Sammlung zwar auch erwähnt sind, die ich aber aus bestimmten Gründen nicht besonders numeriert habe. Nr. 70 (bei Friederichs) theile ich unter

1) Umgekehrt findet der Verf. Brambachs Ergänzung in 348 (CIRhen. 440) *Maxim]o et Aeliano* 'audacius', während dieselbe doch die wahrscheinlichste ist, da ausserdem wohl nur noch *[Crispin]o* in Frage kommt.

Digitized by Google

519 mit, 319 unter 320, 355 unter 208, 384 in der Anmerkung p. 142, 413 unter 292, 442 unter 306. 446 bei Friederichs ist zu streichen (vgl. Matronenkultus p. 28); 160 ist offenbar identisch mit 161 (125 meiner Sammlung), 218 mit 220 (118 meiner Sammlung).

In den spärlichen Anmerkungen zu den Inschriften bringt Friederichs zur Erklärung fast nichts neues bei. Den meisten Raum nehmen in den unter den Text gesetzten Anmerkungen die Angaben über die Provenienz ein. Dass dieselben sehr klar und übersichtlich gegeben sind, kann man nicht gerade behaupten. In der Lesart der Inschriften ist vieles zu berichtigen [1]), da, wie schon bemerkt, nicht immer neuere und bessere Quellen benutzt worden sind. Ich hebe einzelnes hervor. Der Name der *vicani* in der in Néris-les-Bains gefundenen Inschrift 224 ist nicht NERIOMCIENSES, sondern NERIOMAGIENSES; vgl. Robert Mowat, Revue archéol. 1878 I p. 188 [2]). Der Beiname der Matronen auf dem Kölner Stein 334 (Bramb. 333) ist nicht *Vallamneihiae*, sondern, wie Düntzer im Katalog des Kölner Museums richtig angiebt, *Vallamaeneihiae*. Desgleichen steht in 337 *Caldinius* auf dem Stein, nicht *Cadinius*, wie Brambach (C. I. Rhen. 343) las. In 402 beruht der Name *Talchenius* auf Conjektur. Falsch ist die Ergänzung *G[abi]abus* auf dem Rödinger Matronenstein 436 (Bramb. 614). Der Raum und die Analogie der übrigen Rödinger Steine verlangen die Ergänzung *G[avadi]abus*. Der Beiname *Gabiae* findet sich auf diesen Steinen überhaupt nicht. Aus demselben Grunde darf in 437 (Bramb. 615) nicht [*Gab*]*iabus*, sondern es muss [*Gavad*]*iabus* ergänzt werden, möglicherweise auch [*Vatu*]*iabus*. Zu 309 konnte Bergks Vermuthung *Marsacis* statt des überlieferten *Arsacis* wohl erwähnt werden. In 322 ist wohl eher ein männlicher Dedikant anzunehmen, nicht eine *Iul(ia) Pusua*. Zu 428 = Bramb. 606, wo Z. 1 und 2 überliefert sind ////RONIS | AELIANVS spricht Friederichs in der Anmerkung die Vermuthung aus: 'fortasse legendum est *Aeliabus*' $\binom{\text{AELIANVS}}{\text{AELIABVS}}$. Dieselbe lässt sich hören, da auf den in Untergermanien gefundenen Matronensteinen nur sehr selten die blosse Bezeichnung der Göttinnen als *Matronae* ohne Beinamen vorkommt. Eine der kühnsten Ergänzungen, welche Friederichs vorschlägt, ist die der britannischen Inschrift 277 = Ephem. epigr. IV p. 201 n. 680. Auf dem Steine steht:

---

1) Manches beruht auf Druckfehlern: in 169 ist *Adcultus* in einem Wort zu schreiben, desgleichen in 63 *Ide* und in 184 *Matris*; in 358 ist zu schreiben *Quietus*; in 361 *Candidus et Puternus*; in 425 *Gratinius Victor et Gratinia*; in 466 *competalibus*; in 485 *Dodinda*.

2) Vgl. de Caumont, Bull. monum. XXI 1855 p. 60.

Digitized by Google

MAT
RIBV
S · CO
. . . .

Der Fundort ist Procolitia. Ich ergänzte zweifelnd *Matribus co[hors* ?[1]). Friederichs schlägt vor *Matribus Co(n)[ventinis]*[2]) und beruft sich auf die gleichfalls in Procolitia entdeckten Inschriften der *dea nimfa Coventina*[3]). Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Ergänzung ist doch gar zu gering.

Obgleich Friederichs in dem kurzen Vorworte ausdrücklich bemerkt, dass sicheres über den Kult, seinen Ursprung, sein Wesen sich nicht sagen lasse, so hat er doch von dem Wesen der Göttinnen eine ganz bestimmte Vorstellung und diese giebt er am Schlusse seiner Arbeit in einer Anmerkung, die ganz so aussieht, als wäre sie erst nachträglich zugefügt worden (p. 36), zu erkennen. Die Sicherheit, mit der er seine Ansicht vorbringt, stimmt wenig zu seinen Worten in der Vorrede. Er greift wieder auf die Nymphen zurück, wie es vor ihm Jacob Becker u. a. m. gethan haben. Friederichs wundert sich, dass aus Untergermanien nur so wenig Nymphensteine bekannt sind. Er zählt deren drei, welche er p. 26 (Anmerkg. 4) und p. 36 (Anmerkg.) mittheilt. Dann führt er an, dass die Nymphen auch mit barbarischen Beinamen ausgestattet erscheinen (*Griselicae, Percernes* etc.). 'Quibus commemoratis', schliesst er, 'in dubitationem iam non [?] vocari posse mihi videtur Matronas ex parte idem valuisse in Germaniis ac Nymphas in aliis terris', d. h. also: die Matronen wurden am Rhein als Göttinnen der Flüsse und überhaupt des Wassers verehrt[4]). Ich muss gestehen, dass ich diesen Beweisgründen gar keinen Werth beimessen kann, und dass ich diese 'Nymphentheorie' für völlig verfehlt halte. Wenn zufällig bis jetzt in Untergermanien nur so wenige Nymphensteine bekannt sind[5]), wer sagt uns, ob nicht diesem Mangel in den nächsten zehn Jahren abgeholfen wird? Manche von den zahlreichen Quellen der Eifel mögen den Römern bekannt gewesen sein, und es ist anzunehmen, dass die Römer die Göttinnen dieser Heilquellen, die Nymphen, auch durch Votivsteine ehrten[6]). So ist erst kürzlich wieder im Bad Tönnisstein

1) Vgl. CIL VII 653 = Matronenkultus n. 366.

2) Im Index ohne Fragezeichen.

3) Vgl. Matronenkultus p. 96 mit Anmerk. 2.

4) 'Silvarum, fluminum, aquarum deae coluntur Nymphae . . . eadem loca obtinent in Germania potissimum inferiore Matres vel Matronae' bemerkt der Verfasser.

5) Eine grössere Anzahl ist übrigens in Obergermanien gefunden worden.

6) Vgl. Matronenkultus p. 93 ff.

Digitized by Google

im Brohlthal eine Nympheninschrift zu Tage gefördert worden, über welche Prof. Klein in diesem Hefte der Jahrbücher näheres mittheilt. —

Anhangsweise erwähne ich hier eine 1880 in Gonsenheim bei Mainz gefundene Nympheninschrift, welche Bonn. Jahrb. 69, 118 in ungenügender Weise mitgetheilt worden ist. Prof. Zangemeister giebt die zuverlässige Lesung im Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschrift VI (1887) p. 189 ff. Zeile 1—4 des jetzt im Mainzer Museum befindlichen Fragments sind von Zangemeister unzweifelhaft richtig ergänzt: [*Ny*]*mphis Lauren*[*tib*]*us pro salute* [*imp*(*eratoris*) *C*]*aes*(*aris*) *M*(*arci*) *A*(*urelii*) [*Severi Ale*]*xandri*. Der Name des Dedikanten ist unsicher. In der 3. und 4. Zeile sind die Worte *Severi Alexandri* ausgemeisselt, aber die Buchstaben XANDRI noch sicher erkennbar. Das interessante an der Inschrift ist der Beiname der Nymphen. Gewiss ist darin ein Lokalname zu suchen, wie auch Zangemeister annimmt unter Berufung auf die *Nymphae Griselicae* u. a. (vgl. Matronenkultus p. 93. 94). Ebenso stimme ich Zangemeister darin bei, dass eine Beziehung auf *Laurentum* kaum möglich ist. Gefunden wurde die Steinplatte bei Blosslegung der römischen Wasserleitung, da wo zwei Arme derselben, der eine von Drais, der andere von Finthen kommend, zusammentreffen.

Bonn. Max Ihm.

3. E. Mérimée, De antiquis aquarum religionibus in Gallia meridionali ac praesertim in Pyrenaeis montibus. Diss. Paris (A. Picard) 1886. 8°. 112 Seiten.

Abgesehen von einer Einleitung (p. 1—10), worin sich der Verfasser über seine Aufgabe, seine Quellen u. s. w. ausliisst, zerfällt die Abhandlung in zwei Hauptabschnitte. In dem ersten, dem umfangreicheren und wichtigeren (p. 11—77), werden die einzelnen auf Gewässer bezüglichen Kulte zusammengestellt. Der zweite enthält in drei Kapiteln (*de dis, de cultoribus et cultu deorum, de superstitionibus apud aquas etiammunc remanentibus*) allgemeinere Bemerkungen über die vorher angeführten Götter und ihren Kultus.

Der Verfasser beschränkt sich in der Arbeit auf den südwestlichen Theil Frankreichs. Die Resultate, die er erzielt, sind daher auch nur beschränkte und zum Theil problematisch. Immerhin ist die Zusammenstellung im ersten Abschnitt dankenswerth und, so weit ich die Quellen verfolgen kann, sorgfältig. Einen Theil der Inschriften hat der Verfasser selbst verglichen. Wenn seine Quellen (Du Mège, Vallentin u. a.) manchmal nicht sehr zuverlässig sind, so ist ihm hierin keine Schuld beizumessen. Die Eintheilung, welche Mérimée für seinen ersten Hauptabschnitt gewählt hat, halte ich für wenig glücklich. Er scheidet die Kulte in solche, die

Digitized by Google

sich auf Quellen, solche, die sich auf Flüsse, Bäche, Seen und solche, die sich auf warme Heilquellen (*aquae calidae*) beziehen. Diese Eintheilung lässt sich nicht durchführen. Bei den Nymphen kann man doch nicht gut zwischen *fontes* und *aquae calidae* (bzw. *fontes medicati*) scheiden. Und dieser Einsicht kann sich auch der Verf. nicht verschliessen. Vgl. p. 10: 'quamquam omnes qui ad aquas pertinent cultus ex eadem religione natos ac[1]) inter se simillimos fuisse fatemur' etc.; p. 60 giebt er zu, dass Nymphensteine sowohl *apud aquas calidas*, als auch *apud ceteros fontes* gefunden worden seien, hilft sich aber mit dem Argument, dass das erstere öfter der Fall sei, als das letztere.

Im ersten Kapitel (*de religionibus ad fontes pertinentibus*) spricht er 1) *de fonte Nemauso* (p. 12 ff.), 2) *de Divona, Burdigalensi fonte* (p. 26 ff.), 3) *de Divona Cadurcorum* (p. 31 ff.), 4) *de Vesunna Petrocoriorum et de deo Telone*. Verf. geht davon aus, dass bei Städtegründungen die Alten darauf sahen, dass Quellen vorhanden waren[2]). Solche Quellen wurden nachher als ἥρωες κτισταί, ἐπιχώριοι, ἐπώνυμοι, als schützende Genien verehrt. Von den in dem Kapitel behandelten Quellgottheiten ist durch eine grössere Anzahl von Inschriften nur der *deus Nemausus* bekannt. Auf 12 Inschriften (p. 17 Anmerkungen) wird er *deus Nemausus* oder bloss *Nemausus* genannt[3]). Zusammengenannt wird er ferner mit dem *Iuppiter optimus maximus* (einmal *Iuppiter optimus maximus Heliopolitanus*[4]), mit *Silvanus* und dem *Liber pater*[5]), mit den *Lares*, der *Minerva* und den unbekannten Gottheiten *Urnia* und *Avicantus*[6]). An dem *fons Nemausus* sollen dann nach Mérimée noch eine ganze Anzahl anderer Gottheiten verehrt worden sein, vorab die Nymphen, und das sei ja nicht wunderbar, 'quippe earum cultus cum reliquis aquarum diis arte coniungebatur'. Bei den Nymphen angelangt, entgeht der Verfasser der Versuchung nicht, auch die 'Mütter' heranzuziehen (p. 22) und führt die beiden Mütterinschriften von Nemausus an, ferner Inschriften der *Iunones*, *Parcae*, *Proxumae* etc. Alle diese sollen als Θεαὶ πάρεδροι zugleich mit dem *Nemausus* verehrt worden sein. Auf die Mütter und ihre Beziehung zu den Nymphen kommt der Verfasser p. 62 ausführlicher zu sprechen. Er stimmt so ziemlich mit Friederichs und den anderen überein, ohne doch den Mütterkultus im entferntesten zu übersehen. 'Easdem prope partes', sagt er, 'Galli Matribus assignaverunt, quas Nymphis Romani Graecive'; und weiter

1) Soll wohl *atque* heissen.
2) Cic. de rep. II 6. Serv. ad Georg. II 382. Plin. nat. hist. 31, 2.
3) Auf einer griechischen Inschrift ΘΕΩ NEMAYCΩ.
4) Herzog, Gall. Narb. n. 240.
5) Herzog, n. 241.
6) Herzog, n. 242.

Digitized by Google

'inter deas medicas, ut aliquando *Comedovae*, *Sulevae*, *Sirona*, aliique naturae ac locis addicti genii, *Matres* reponebantur'. Warum? 'Quippe quae aquarum salubrium tutelam haberent, apud quas tituli earum haud semel inventi sunt': ein schlagender Grund! Was er noch weiter ausführt, kann ich übergehen. Seine Berufung auf ein Relief aus Les Fumades ist wenig stichhaltig (vgl. Matronenkultus p. 95), und die Zwischenbemerkung über die *Comedovae*, *Sulevae*, *Sirona* und die *alii genii*, die uns fast sammt und sonders noch sehr dunkel sind, hätte er auch besser unterdrückt.

Die Quelle in Bordeaux, welche *Divona* hiess, ist inschriftlich nicht bekannt, sondern wird nur in einem Gedicht des Ausonius erwähnt (p. 154 ed. Peiper), allerdings mit ganz klaren Worten:

Salve, fons ignote ortu, sacer, alme, perennis
Vitree, glauce, profunde, sonore, inlimis, opace.
Salve, urbis genius, medico potabilis haustu,
Divona Celtarum lingua, fons addite divis.

Dass es in der Stadt Cahors, dem alten *Divona Cadurcorum*, eine solche heilige Quelle gab, muss nach dem, was Mérimée ausführt, unsicher bleiben. Mérimée möchte einen solchen Quellkultus annehmen, erstens weil es in Cahors eine berühmte Quelle giebt (*la fontaine des Chartreux*), deren älterer Name aber unbekannt ist, sodann weil *Div-ona* von den Keltologen in der Regel als *sanctus fons* erklärt wird. Eine inschriftliche Andeutung findet sich nicht.

Mit Recht erklärt sich dann der Verfasser (p. 33 ff.) gegen die Behauptung Bulliots und anderer, dass es in der Stadt der Petrocorier, *Vesunna*, einen gleichnamigen heiligen Quell gegeben habe. Dazu bieten die beiden Inschriften an die *Tutela Vesunna* nicht den geringsten Anhalt (Revue épigr. I n. 60 und 61). Mérimée leugnet auch eine Göttin *Vesunna*: in den Inschriften sei nur von der *Tutela*, d. h. dem Schutzgeist[1]) der Stadt *Vesunna*, die Rede. Von einer Beziehung auf die *Vesuna* der Italiker will er nichts wissen. Ich meinerseits glaube nicht, dass hier zufällige Namensähnlichkeit im Spiele ist, wie Mérimée annimmt. Er zieht übrigens zum Vergleich auch die *Vesuniahenae* heran (vgl. Matronenkultus p. 25 Anmerk. 6). Mehr Anspruch darauf, eine Quellgottheit zu sein, hat ein *deus Telo* (p. 37), dessen Name aber durch die 2 Inschriften nicht ganz feststeht. Ein Dorf und ein Quell bei Périgueux heisst noch heute *Toulon* (im J. 1313 *Tolon*). Eine Beziehung auf einen Quell ist daher möglich, aber nicht sicher.

Das folgende Capitel (p. 40 ff.) *de religionibus ad lacus fluvios rivosque pertinentibus* ergiebt ein rein negatives Resultat. Du Mège hatte

1) Ueber die *Tutela* als *genius loci* vgl. Preller, Römische Mythol. II[3] p. 202.

Digitized by Google

fälschlich (oder absichtlich?) auf einer Inschrift *Deo | Garu... | nio* gelesen und den Namen der *Garumna* hier wiederfinden wollen. Nach Mérimée steht *Deo Carri* auf dem Stein, über welchen Gott er sich dann des weiteren auslässt. *De Baicorixo, Aherbelste, Ilurone diis* handelt er dann im folgenden Paragraphen. Wegen gewisser Anklänge an topische Namen hat man in diesen barbarischen Gottheiten Flussgötter erkennen wollen. Das ist alles unsicher, und Mérimée ist auch weit davon entfernt, diese Hypothesen für unzweifelhaft zu halten. Er bemerkt sehr verständig: 'de his obscurioribus Pyrenaeorum montium geniis fateor nihil nisi ex nominum antiquorum cum recentioribus similitudine aut ex eorum sensu conici posse, quae quidem ratio quam facilem errori ansam praebeat non me fallit'. Denn aus den spärlichen Inschriften, welche jene Götter erwähnen, lässt sich schlechterdings nichts schliessen.

Im 3. Paragraphen (p. 49 ff.) discutiert der Verfasser die litterärischen Nachrichten der Alten über die heiligen Seen bei Tolosa und das Tolosanische Gold (vgl. Strabo IV 1, 13 etc.) und bemerkt p. 53: 'ubi fuerint lacus illi, quaestio est a nostris persaepe agitata, inani tamen, si dicere fas est, opera. Nostra quidem aetate neque Tolosae neque in urbis vicinia lacus est'.

Dann kommt er auf die Kulte zu sprechen, die sich an warme Heilquellen, an denen die Pyrenäen besonders reich sind, knüpfen, und zwar zunächst auf die Nymphen, deren Inschriften, 15 an der Zahl (meistens in den Thermen von Bagnères-de-Bigorre, bei Lez etc. gefunden), er mittheilt. Im Museum von Auch soll sich das Fragment befinden *Num... | Man... | Sacr... | Rutaen | v.s.l.m.* Mérimée ergänzt Z. 1 *Num[phis]*, was ich für sehr unwahrscheinlich halte. Früher wollte man *Numini Matrum* lesen (vgl. Matronenkultus n. 466). Auch die weitere Ergänzung (s. p. 12) *Manu[tia] Sacra..., Rutaen(a)* ist sehr gewagt, geschweige denn sicher, wie Mérimée anzunehmen scheint. Wie er sich das Verhältniss der *Matres* zu den Nymphen denkt, darüber ist bereits oben das nöthige gesagt worden.

Ausser Nymphensteinen wurden in den Ruinen der Thermen von Bagnères-de-Luchon drei Inschriften gefunden, welche einen *deus Ilixo* nennen. Mérimée schliesst daraus, dass auch dies der Schutzgott einer Heilquelle war. Das ist möglich, aber nicht sicher. Den Namen des Gottes hat man in *Luchon* wiederfinden wollen. Richtig ist die Bemerkung (p. 69), dass nicht selten Badeorte mit warmen Heilquellen ihre Namen von Göttern erhalten haben, so Luxeuil-les-Bains von *Lussoius*, Néris-les-Bains von *Nerius*, Evaux von *Ivavus*, Bourbonne-les-Bains von *Borvo* u. s. w. In den Thermen des bei Luchon gelegenen Dorfes Lez wurde ausser 2 Nymphensteinen die Inschrift gefunden *Lexi | deo | C. Sabi | Hort f.* Sacaze (Les anciens dieux des Pyrénées p. 25 n. 77) hält die

Digitized by Google

dort gefundenen Inschriften für verdächtig. An einen Quellgott zu glauben, liegt kein sicherer Grund vor. Das gleiche gilt von dem *deus Iunnus*, dem *deus Aghon* (?), dem *Beisirissis* (?) und dem *deus [H]arixo*, die Mérimée noch aufführt. Der Name des letzteren steht auch nicht fest. Zwei Inschriften erwähnen ihn: a) *..arixo | deo | ...* und b) *Marti | ..arixoni | ..erionis | v.s.l.m.*[1]). Man hat *[H]arixoni* und *[C]arixoni* lesen wollen; beides ist gleich unsicher.

Ueber den zweiten Theil der Arbeit, dessen Inhalt bereits oben kurz angedeutet wurde, lässt sich nicht viel referieren. Es sind allgemeine Bemerkungen über die Namensformen der pyrenäischen Götter, über die sich wenig sicheres sagen lässt, zumal die Lesart vieler Inschriften noch gar nicht zweifellos ist; über die Beziehungen derselben zu topischen Namen[2]), über die Namen der Dedikanten, über eine mit Reliefs geschmückte silberne Schale, eine angebliche Gabe an die Nymphen u. s. w., und endlich über noch heute in den Pyrenäen bestehende Spuren heidnischen Aberglaubens.

Bonn. Max Ihm.

4. C. Dewitz, Die Externsteine im Teutoburger Walde. Eine archäologisch-kritische Untersuchung. Hierzu 15 Tafeln Autographien. Breslau 1886. In Commissionsverlag der Hinrich'schen Buchhandlung in Detmold. 82 Seiten 8°.

Die Externsteine bei Detmold[3]), diese altersgrauen Gebilde der Natur und der Menschenhände, sind schon geraume Zeit Gegenstand der Untersuchung und Forschung und daher auch einer breitschichtigen Literatur geworden. Indess sich ihre Naturgeschichte leicht klärte, ward ihre Kunstarchäologie allmählich ein Inbegriff von Behauptungen und Widersprüchen, von kühnen Hypothesen und gründlichen Erörterungen. Die Grottenräume (Kapelle), die Höhlungen überhaupt und die Sculpturwerke sind langehin

1) Der Stein ist im Museum zu St. Germain, die Buchstaben sind roth bemalt und ergeben folgende Lesung: *Marti | Arixoni | Rianios | Trions | v.s.l.m.* Ebenso sind die zahlreichen Gypsabgüsse von Inschriftsteinen des Museums alle sehr schön roth bemalt. Mit dieser Ausmalung der Buchstaben, die keineswegs immer richtig ist, hat Herr Salomon Reinach der Wissenschaft einen sehr schlechten Dienst erwiesen; aber er meinte, 'pour le public' sei das nöthig gewesen.

2) Zu der dunklen Inschrift *Fano | Heraus | corritse | he sacrum* etc. bemerkt der Verf. p. 85 '*Herauscorritsche* utrum deus an locus fuerit dubitari potest, cum non deo aut deae, sed fano cippus dicatur'. An einen Gott mit so kompliziertem Namen zu glauben fällt schwer; ebenso wenig wird eine Lokalität darin zu suchen sein (vgl. Matronenkultus p. 98).

3) Ansicht der ganzen Steinreihe von W. Schuch im Maler. u. Romantischen Westfalen. A² zu S. 104 u. 105.

Digitized by Google

ihrer einstigen Bestimmung und Benutzung entzogen, gewisse Theile später hinzugekommen, geändert oder zerstört, und wenn auch einzelne Sculpturen deutlicher die Sprache des Stiles reden, so entfernen sie sich inhaltlich wieder um so weiter von den (historischen) Ideenkreisen der Neuzeit. Erst nach und nach brachte die genauere Betrachtung des Befundes und der Vergleich mit anderweitigen Erscheinungen der Kunstarchäologie, und zwar auf dem Boden gewisser schriftgeschichtlicher Haltepunkte, mehr Licht in das Gewirre von Behauptungen und Ansichten, oder vielmehr in die Entstehung und Bedeutung des ganzen Denkmäler-Complexes. Es war daher eine zeitgemässe und lohnende Aufgabe, die Irrwege der seitherigen Forschung als solche zu bezeichnen, ihre dauerhaften Resultate zu bestätigen und zur Grundlage weiterer Aufhellung zu machen.

Dewitz lässt mit Recht einzelne müssige Hypothesen bezüglich der Entstehung von vorn herein auf sich beruhen, bekämpft sodann die beiden Ansichten, dass die Externsteine eine Anlage der Römer (im Dienste des Mithras S. 15) oder auch der Franken (Karl d. Gr.) seien, und erklärt (mit Maassmann und Giefers S. 8) ihre Hauptwerke für romanische Anlagen der Mönche des Klosters Abdinghof zu Paderborn. Diesen wurde die Steingruppe urkundlich 1093 geschenkt und ein Grottenraum enthält die Consecrationsinschrift 1115 [1]). Dewitz verallgemeinert seine Datirung auch auf Bestandtheile, die sonst einer spätern Zeit zugeschrieben wurden. Seine Arbeit unterscheidet sich vortheilhaft von den meisten früheren dadurch, dass reichlicher, als dort, die allgemeinere Archäologie als Zeuge auftritt, und dass sich das Ganze und Einzelne in genauer Beschreibung und Abbildung (15 Autographien) wiederspiegelt. Den letzteren legt er (S. 2) eine hohe Bedeutung bei; denn eine blosse Beschreibung würde „nie ganz objectiv, sondern mehr oder weniger durch individuelle Eindrücke beeinflusst sein"; wie mir nun scheint, unterliegt den letzteren eine Zeichnung in demselben Maasse, wie eine Beschreibung — es kommt bei beiden doch gleichviel auf die genaue Betrachtung des Gegenstandes und den Ausdruck an. Hier wie dort bietet doch am Ende nur das Original die Controlle. Ist jede Beschreibung ohne Zeichnung fadenscheinig, so gilt sie dem ernsten Forscher, welcher nur Richtiges voraussetzt, so viel wie gar nichts. Und die Zeichnungen: — klagt denn der Verfasser nicht selbst wieder und wieder [2]) über die Unzulänglichkeit und Unrichtigkeit der Bildwerke, welche er von den Externsteinen vorfand? Statt der noch häufigeren Aussetzungen

1) Sie war noch 1620 bekannt und wurde erst später wieder entdeckt. O. Preuss, in d. Zeitschr. für Geschichte und Alterthumskunde, Münster 1872, S. 149, 150. Gleichwohl datirte man 1621, offenbar aus Nachlässigkeit, die Hauptkapelle mit 1621. Das. S. 151.

2) S. 2, 18, 22, 24, 26, 37, 38, 42, 43, 45, 46, 48, 51, 69, 75.

Digitized by Google

an den Schriften der Vorarbeiter empfahl sich aus verschiedenen Gründen eine allgemeine Kundgabe über die Verdienste oder Missverdienste derselben, oder vielmehr über den Stand der betreffenden Forschung. Es bedurfte auch nicht eines so breiten Apparates, um die Hypothese zu Gunsten der Römer zu stürzen; dafür, dass sie bei ihren Zügen oder vom Castell Aliso aus die Steine hergerichtet hätten, gibt es weder an denselben ein Anzeichen, noch in der Nähe einen durchschlagenden Fund; kaum gewahrt man im ganzen Lande ein römisches Steinwerk, es sei denn die vereinzelte Strecke einer Römerstrasse oder etwa eine Uferbefestigung für eine Brücke. Zudem lässt sich das Castell ebenso wenig mehr nach Ringboke oder Elsen (S. 13, 14) verlegen, als das Varianische Blutfeld in die Dörenschlucht (S. 5, 13), oder „in den Theil des Gebirges, in welchem die Externsteine sich erheben". In jener Schlucht ist unlängst genug gegraben und gleichfalls nichts gefunden. Ausser den vom Verfasser bezeichneten Lagen des Castells kommen doch noch mehrere an der mittleren Lippe in Anschlag und einige mit erheblichem Gewichte (vgl. bloss Pick's Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands 1878 S. 144 ff., 1881 S. 564 f.); ebenso wird das Schlachtfeld auch im Süden dieses Flusses gesucht. Vgl. Hülsenbeck, Paderborner Gymnasial-Programm 1878, wo auch § 11 mit scharfen Beweismitteln den lippischen Gebirgen der Name des Teutoburger Waldes bestritten wird, wovon Dewitz (vgl. S. 3 u. Titel) keine Ahnung zu haben scheint. Auch lagen sich Schlachtfeld und Castell keineswegs nahe (Lüttgert, Lingener Gymnasial-Programm 1873 S. 11). Keine ernstliche Beachtung verdiente sodann die Nachricht, Karl der Gr. habe nach dem Siege bei Detmold in der Nähe des Schlachtfeldes eine Kapelle s. adjutorii errichtet (S. 6), weil darin von den Externsteinen keine Rede ist, und weil deren Sculpturen in Karolingerzeit an Grösse und Technik ihres Gleichen nicht haben; die Nachricht ist an Alter und Inhalt haltlos, ebenso wie gewisse Momente der Dewitz'schen Widerlegung jener Kunstverständigen (S. 78), welche speciell das grosse Relief dem Frankenkönige zuschreiben. War Karls d. Gr. Anwesenheit in Sachsen „niemals von grosser Dauer", so lässt sich das doch nicht sagen von seinen Missionären, denen gerade die Bau- und Kunstübung anvertraut war; wenn ferner die heidnischen Sachsen gleich nach der Heimkehr der Franken Alles zerstörten, was sie an ihre Unterdrücker erinnerte, wie konnte denn zu Paderborn die von einem Feldobersten Karl's hergestellte Marienkapelle dort noch bis ins neue Jahrtausend und vielleicht noch weit länger bestehen? (Meinwercus iuxta principale quoque monasterium capellam quandam capellae in honore s. Mariae virginis a Geroldo Caroli M. Imperatoris consanguineo et signifero constructae contiguam ... construxit ... Vita Meinwerci ed. Overham 1681 c. 48). Indem der Verfasser für Grotten und Bildwerke eine gleichmässige Entstehung (S. 81) in romanischer Stilzeit fordert, rückt

Digitized by Google

er diese doch (von 1093 oder) 1115 bis ins 13. Jahrhundert (wie weit?) binab (S. 77) und lässt daran auch Stücke Theil nehmen, welche sonst bereits der Neuzeit zuerkannt wurden. Er mochte empfinden, dass die Ungleichheit zumal der Bildwerke doch auf einer gewissen Zeitverschiedenheit beruhe; und er selbst spricht vereinzelt von Verwitterung, von Veräusserungen der Besucher oder spätern Zuthaten (S. 4, 5, 35); namentlich weist das Steinmetzzeichen, welches Dewitz auch den romanischen Werken beizählt (S. 25, 27, 40), von den älteren Zeichen so sehr ab, als es mit jenen des Spätmittelalters und der Neuzeit harmonirt. Es besteht aus geometrischen Elementen der Spätzeit genau wie die Hausmarken und Handwerker-„Merks" und congruirt in seinem Ober- oder Untertheile mit den Proben, welche E. Friedländer in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthumskunde 1872 Nr. 416, 443, 546 (596) beibringt. — Mindestens sehr gewagt erscheint mir die Anwendung von Weingärtners bekannter Hypothese (1860) über die Entstehung des Thurmbaues auf die vormalige Kapelle oben auf dem zweiten Felsen (gen Osten S. 35), denn das Grab Christi, dem sie als Bekrönung oder Abschluss dienen soll, liegt doch (nach Giefers) „vor dem ersten Felsen, am Fusse desselben, wo dieser schon mit Rasen bedeckt ist". Beide stehen also nicht in dem geschlossenen „Verhältnisse einer Ober- und Unterkirche". — Sein Schlussatz (S. 81), dass „sowohl Grotten wie Sculpturen Werke der Paderborner Mönche sind", lässt sich nach dem Wortlaute und dem Geiste einer früheren Aeusserung (S. 70) nur so verstehen, als ob die Väter von Abdinghof nicht bloss die Gönner und Förderer der frommen Werke, sondern auch die Bauleute und Steinmetzen derselben gewesen wären, um so mehr, als sich dieser Sinn ganz mit der Giefers'schen Ansicht deckt; theilte Dewitz letztere nicht, so hätte er das unzweifelhaft bemerkt, wie er ja sonst für gegentheilige Ansichten nicht mit Correcturen und Widersprüchen spart. Dieser Sinn ist aber in solcher Unbedingtheit und Fülle sicher falsch. Bischof Meinwerk von Paderborn, der die Mönche unter seiner Residenz ansiedelte, bediente sich selbst für seine epochemachende Bauthätigkeit wohl nur der Laienhände und sein Biograph, selbst ein Mönch jenes Klosters, welchem (1093) die Externsteine geschenkt wurden, nennt uns unter den Brüdern keine Bauleute und Steinmetzen — er, welcher uns so eingehend von Meinwerk's Bauleben erzählt, kennt nur Laien und einmal legt er das geradezu lehrreiche Geständniss ab, Meinwerk habe seinen Künstlern Hausplätze zu Paderborn angewiesen; und diese lagen an der Westseite von dem Kloster Abdinghof. (Areas autem versus Occidentem ex utraque parte Patherae contiguas, diversis curiae servitoribus et artificibus .... deputavit. Vita Meinwerci c. 33). Es waren also bürgerliche Handwerker. Dagegen ist von selbst klar, dass die Paderborner Klosterleute wie als Bauherrn, so auch als (theoretische) Bauleiter an den Externsteinen wirkten —

Digitized by Google

ja wie ich nächstens darthun will, waren sie es, die im 11. Jahrhunderte die Meinwerk'schen Bauerrungenschaften durch Westfalen nach dem Niederrhein und bis in die Niederlande verpflanzten. Sie waren 1014, nicht 1015, wie Dewitz S. 6 angibt, nach Paderborn berufen, wahrscheinlich aus Lothringen, worin damals die Cluniacenserregel riesige Fortschritte machte (vgl. Hirsch, Jahrbb. d. deutschen Reichs unter Heinrich II. ad an. 1022 III, 234 ff.) nicht aus Clugny, wie es S. 6 heisst. Denn dass der Bischof sie von hier in der Begleitung Heinrichs II. mitgenommen habe, widerstreitet dem Itinerar des Kaisers (W. Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit II A[4] S. 613, Westf. Urk.-Buch, Supplement S. 107). Erst durch Meinwerk und diese Mönche erlangt Paderborn als Stätte der Cultur und Kunst die hohe Bedeutung, welche Dewitz irrig schon im 10. Jahrhunderte erblickt (S. 6, 70), seitdem „entfaltete sich" nicht in Westfalen (S. 6) die Kunstthätigkeit, sondern seitdem verbreitete sie sich: glorreich entfaltet war die Baukunst bereits zu (Essen und) Corvey (vgl. Mithoff, Kunstdenkmäler und Alterthümer im Hannoverschen VII, 225).

J. B. Nordhoff.

Digitized by Google

III. Berichte.

Die Anthropologen-Versammlung in Nürnberg vom 8. bis 12. August 1887.

Der Vorsitzende der Gesellschaft Geh. Rath Virchow eröffnet die Versammlung im grossen Saale der Museums-Gesellschaft um 9 Uhr. Er sagte: Wir sind hier im Herzen von Deutschland. Bevor Colnmbus die neue Welt entdeckte nnd für den Handel nene Wege schuf, waren Nürnberg und Augsburg die Stapelplätze zwischen dem Norden Europas und dem Süden. Schon in jener Zeit gab es geographisch-anthropologische Bestrebungen. Die thatkräftigen Bürger von Nürnberg, ein Behaim, ein Pirkheimer, haben schon damals mitgearbeitet an der Lösung von Problemen, die uns heute beschäftigen. Die Anthropologie ist ein Inbegriff der zahlreichsten Forschungen. Wir erfassen, was wir erreichen können, nicht um es zu besitzen, sondern um es zu ordnen und zu erklären. Hier an diesem Ort sind wir veranlasst, an die Geschichte des Kunstgewerbes zn denken. Wie ist der Mensch dazu gekommen, ein Künstler zu werden? Er beginnt mit dem rohesten Werkzeng, aber die Geschicklichkeit der Hand und des Anges nimmt zu. Das Kind legt heute diesen Weg etwas schneller zurück. Je mehr ein Volk bei einer gewissen Form beharrt, um so mehr wird es dieselbe schöner zu gestalten suchen. Oft gibt der Zufall ein neues Muster, welches dann als eine Schöpfung des Geistes erscheint. Die Archäologie der Naturvölker hat ihre Parallele in der Vorgeschichte. Die Leute der Steinzeit kamen zu einer gewissen Höhe der künstlerischen Zeichnnng, wie die Rennthierperiode zeigt. Anfangs wollte man alle diese Dinge für Fälschungen halten, aber die Betrügereien beginnen erst dann, wenn die echten Funde seltener werden. In alten Beständen des Britischen Museums hat man jetzt ähnliche französische Höhlenfunde entdeckt aus einer Zeit, in der man diese Dinge gar nicht werthschätzte. Die rohen Geräthe sind nicht immer die ältern, denn in der Metallzeit kam die Steinarbeit in Verfall. Seit der russische Besitz in Alaska an die Vereinigten Staaten gefallen ist, entdeckte man dort Leute der Rennthierzeit mit niedern Formen der Gesellschaft, deren artistische Entwicklnng namentlich in Anwendnng der Farben überraschend ist. Virchow führt zahlreiche neue Funde an,

Digitized by Google

die eine Kupferperiode auch in Deutschland wie in Ungarn, der Schweiz und der iberischen Halbinsel vermuthen lassen. Das erste Kupfer findet sich in der neolithischen Steinzeit. Die älteste Schicht von Hissarlik zeigt uns diesen Uebergang. Im Louvre befindet sich ein Idol aus Kupfer aus dem Ruinenfeld von Telho in Südbabylonien, das bis 4000 vor Chr. zurückreicht. Die Bronze scheint um 2000 vor Chr. zu beginnen.

Hierauf heisst Herr Medicinalrath Merkel die Versammlung im Namen der Königlichen Regierung willkommen, Bürgermeister v. Seiler begrüsst sie im Namen der Stadt, die ohne Akademie und Universität doch für alle geistigen Bestrebungen offenen Sinn habe und durch Gewerbe und Handel mit allen Ländern in Verbindung stehe. Sie habe die erste Polytechnische Schule gegründet und das Germanische National-Museum. Dr. Hagen schildert die geologischen Verhältnisse der Gegend. Nürnberg liegt da, wo der bis 500 m hohe Keupersteilrand sich nach Osten bis an die Pegnitz abdacht. Die Ebene war in der Vorzeit kaum besiedelt, sondern sumpfig, das Juraplateau ist wasserarm, aber wohl 80 Höhlen sind bekannt, in denen der Mensch mit diluvialen Thieren lebte. Esper, Rosenmüller, Graf Münster waren hier die ältesten Forscher. Slavische Stämme erscheinen in Oberfranken im 5. Jahrhundert zum Theil als friedliche Colonen. Redner macht auf die von den benachbarten Vereinen veranstaltete prähistorische Ausstellung im Saale des Gewerbemuseums aufmerksam. Ranke erstattet den Jahresbericht und weist auf die wachsende Anerkennung hin, welche die anthropologische Forschung findet. Baiern hat eine Professur für diese Wissenschaft gegründet, in München ist eine prähistorische Sammlung entstanden, das neue Museum für Völkerkunde in Berlin nennt er eine Ruhmeshalle deutscher Forscher. Die deutschen Regierungen haben Verordnungen erlassen gegen unbefugte Ausgrabungen. Es gilt, die Ethnographie der deutschen Stämme zu erkunden und die der Rassen; wir müssen eine Centralstelle für coloniale Gesundheitspflege haben zur Bildung von Reisenden, in den Colonieen selbst müssen wir selbstständige Beobachtungsstationen errichten. Er nennt einige Arbeiten zur physiologischen Anthropologie, zumal die Virchow's, und schliesst sich seiner Deutung des Schipkakiefers an. Wichtig erscheint, dass manche niedere Rassen, z. B. die Buschmänner, jüngere Bildungszustände verrathen und dass das Weib überhaupt in mancher Hinsicht auf der kindlichen Form stehen geblieben ist. Dies haben Huschke und der Berichterstatter schon vor vielen Jahren behauptet. Virchow hält eine die Entwicklung hemmende Einwirkung des Weibes auf die männlichen Nachkommen für möglich, weil nicht selten Kinder Mütter werden. Ranke bekennt sich zu der bedenklichen Schlussfolgerung Turner's, der in seinen Untersuchungen gefunden haben will, dass es keine Rasse gebe, die in allen Merkmalen niedriger stehe, jede Rasse habe vielmehr ihre Vorzüge und ihre Mängel. Er bekräftigt dieses

Digitized by Google

Ergebniss mit den Worten: So spricht die Wissenschaft gegenüber der Hypothese.

In der Nachmittagssitzung legte Grempler die prachtvollen Funde der fortgesetzten Grabungen von Sackrau vor. Es wurde ein Frauen- und ein Männergrab blossgelegt. Man fand einen Brustschmuck, aus neun halbmondförmigen Goldblechen bestehend, das eine zierte ein Carneol, ferner goldene Armringe und Fibeln, einen goldenen Torques, eine Silberschnalle, eine Millefiorischale, ein violettes geschliffenes Glas, Reste eines eisernen Schwertes, eine Goldmünze Claudius' II., der 269 bei Naissos in Obermösien die Ostgothen besiegte. Auch ein Stück Seide hatte sich erhalten. Kleinschmidt sagt, der Name Sackrau deute auf eine alte Begräbnissstätte, das Wort heisse: „gemeinschaftliches Opfer". Noch heute sei bei den Russen eine Todtenfeier am 40. Tage üblich. Montelius spricht über die hohe Cultur des alten ägyptischen Reiches, die bis zum Jahre 4000 vor Chr. hinaufreicht. So alt ist hier auch die Bronze. Er leugnet den Gebrauch des Eisens in dieser Zeit trotz der Annahme von Lepsius und trotz des vereinzelten Fundes in der um 3000 errichteten Cheopspyramide, in der ein eisernes Werkzeug zwischen den Steinblöcken gefunden wurde. Auch in Mykene fand Schliemann kein Eisen, wo es im Hinblick auf den zwischen Aegypten und dem vorgeschichtlichen Hellas durch die Phönizier vermittelten Verkehr nicht gefehlt haben würde. Es fehlt auch wohl nicht in den Gräbern, weil man es als ein dem Typhon geweihtes Metall für unrein gehalten hat, auch der Rost kann es in dem trockenen Boden des Landes nicht zerstört haben. Ein Franzose habe mit Steinwerkzeugen den Syenit bearbeitet, auch in Mexiko habe man kunstreiche Sculpturen ohne Metall gemacht. Erst im neuen Reiche von 1500 vor Chr. an werde das Eisen in Gräbern häufig, es gebe kein Hieroglyphenzeichen dafür. In den Gemälden ist das Eisen blau dargestellt. Schaaffhausen bemerkt, dass das ägyptische Wort für Eisen ba-en-pe, Stoff vom Himmel, heisse und auf den Gebrauch des Meteoreisens deute, welches von den rohesten Völkern zu Werkzeugen benutzt wird. Er spricht dann vom Gewicht der Bronzekelte, welches beweise, dass sie auch als Geld gedient haben. Schon Boucher de Perthes behauptete dies, indem er Kelte von 80 gr, von 240 (3×80) und von 240 (3×80) beobachtete; $^1/_4$ der römischen Litra ist 81:86. M. St. de Rossi sagte, dass in Umbrien Stücke von Kelten sich dem römischen Gewichte anschlössen, was Gozzadini bezweifelte. Die Gewichtsbestimmung der Kelte muss darauf Rücksicht nehmen, dass die Alten selbst bei den Münzen es mit dem Gewichte nicht so genau nahmen wie wir, und dass Verschleiss und Oxydation das ursprüngliche Gewicht vermindern oder auch erhöhen kann. Man benutze desshalb zu solchen Untersuchungen vorzugsweise die bestehaltenen Exemplare. In Pompeji waren, wie Nissen berichtet, nicht weniger als 5 bis 6 Gewichts-

Digitized by Google

systeme in Gebrauch. Manche Kelte sind so klein, dass sie als Werkzeuge nicht gebraucht worden sein können. Die Spartaner hatten Eisenstäbe, die Briten Eisen- und Kupferbarren von bestimmtem Gewicht, die Gallier das Ringgeld. Nach Henglin benutzt man in Africa eiserne Pfeilspitzen als Geld. Nach Schweinfurth gebrauchten die Bogos wie Schaufeln gestaltete Eisen zu demselben Zwecke. Dieser Reisende bildet in den Artes africanae einen eisernen Dächsel der Monbuttu und Apingi ab, er ist wie ein Hohlkelt gestaltet und hat eine knieförmig gebogene Handhabe aus Holz, es ist das gewöhnliche Beil im nubischen Nillande. Sollte es nicht aus Aegypten hier im Alterthum eingeführt sein? Es wird vielleicht möglich, aus dem Gewicht das Alter der verschiedenen Keltformen zu bestimmen. Der Redner zeigt einen Kelt, der 550, und einen andern von derselben Form, der genau die Hälfte, 275 Gramm wiegt; 546 Gramm ist die alexandrinische Mine, aber auch die olympische und altitalische, von der $^1/_3$ das altrömische Pfund ist. Von diesen Kelten ist der erste bei Köln, der andere bei Kreuznach gefunden, sie haben genau dieselbe Form mit zwei Hohlkehlen und zeigen denselben Grad der Oxydation. Die Form der Kelte lässt auch auf Wanderung der Stämme schliessen, die eigenthümlichen doppelhenkeligen Kelte der iberischen Halbinsel, die in Deutschland fehlen, nach Evans: Anc. Bronze Impl. p. 97 n. 105 aber in England und Irland vorkommen, erinnert an Tacitus (Agricola XI), der es für wahrscheinlich hält, dass die Siluren übers Meer nach Britannien gekommen seien und dort sich niedergelassen hätten.

In der Sitzung am Dienstag berichtete zuerst Schaaffhausen über die Herstellung des anthropologischen Katalogs. Er legte den Beitrag von E. Schmid in Leipzig vor und stellte die von Hartmann und Rüdinger in nahe Aussicht. Virchow sprach über die Charakteristik der deutschen Stämme, die sich auch im Häuserban und in der Dorfanlage ausspreche. Das altsächsische Haus mit seinem Rauchloch wird noch im Westen von Oldenburg gefunden. Wie war das fränkische? An Hansurnen, die das vorgeschichtliche Haus wiedergeben, sind unter dem Dach Zeichen angebracht, die man für Rauchabzugslöcher halten kann. Das Gebiet von Bamberg und Nürnberg war zur Karolingerzeit slavisch. Die Franken haben Sachsen und Schlesien für das Deutschthum wiedergewonnen. Virchow empfiehlt Messungen der Militärpflichtigen, wie die badische Commission sie ausführe. Ammon sagt, auch auf dem Schwarzwald finde man noch Häuser ohne Schornstein, mit Rauchloch. Im alemannischen Hause befänden sich die Wohnung, die Tenne und der Stall unter einem Dach, das Haus stehe mit der Langseite nach der Strasse. Das fränkische Haus steht mit der Giebelseite an der Strasse, Stall und Tenne sind davon getrennt. Diese Typen werden heute noch festgehalten. Zwischen Murg und Kinzig läuft die Grenze beider Volksstämme. Montelius schildert die vorklassische Zeit Italiens. Die Steinzeit ist uns aus Funden von Gräbern bekannt. Die

Digitized by Google

Bronze hat sich aus dem Süden nach dem Norden, nicht umgekehrt verbreitet, in Süditalien findet man die prähistorischen Bronzen Griechenlands. Die Gräber von Bologna zeigen den Uebergang der Bronze zum Eisen. Der Einfluss der Etrusker zur vorgeschichtlichen Metallcultur Italiens ist noch nicht genügend aufgeklärt. Es ist nicht wahrscheinlich, dass die Etrusker von Norden kamen und zuerst die Poebene besiedelten. Sie sassen früher südlich vom Apennin in Etrurien, und kamen erst später in die Gegend des heutigen Bologna. Die Etrusker kamen nach Herodot aus dem westlichen Asien nach Etrurien. Auch Livius lässt sie erst später nach dem Norden sich verbreiten. Um 1500 vor Chr. gibt es schon einen Bronzehandel Italiens mit dem Norden. Montelius nennt die Bronzecultur in Norddeutschland und Skandinavien eine autochtone, stellt aber nicht in Abrede, dass in vorgeschichtlicher Zeit zwischen Nord und Süd ein lebhafter Handelsverkehr bestanden hat und Metallobjecte aus den Ländern des Mittelmeers gegen Bernstein umgetauscht worden seien. Er bestreitet die Angabe Hostmanns, dass nur Stahlmeissel die Bronzeornamente gemacht haben könnten. Versuche in Kopenhagen hätten das Gegentheil gezeigt. Die Fibel nennt er die Leitmuschel des Prähistorikers. Tischler spricht über die Technik der alten Bronzen. Versuche haben ihn gelehrt, dass das Ornament auf denselben mit bronzenen Werkzeugen hergestellt ist, man sieht nicht selten wiederholte Schläge des Werkzeuges. Man sieht die Arbeit des Meissels, nicht die eines Stempels. Naue spricht über die Aufdeckung von Grähern zwischen dem Ammersee und Staffelsee. Die ältern Gräber liegen im Norden auf Hochplateaus, sie zeigen Bestattung, die jüngeren Leichenbrand. Rollsteine, nicht Erde bilden den Hügel. Die Geräthe bilden einen Uebergang zur ältern Hallstattperiode, die Gefässe sind mit Graphit geschwärzt, auch roth bemalt und mit kreideartiger Masse eingelegt. Später schwinden Schmuck und Waffen, es herrschen Gefässe vor, kleine Schalen und Urnen, auch Hängezierrathen mit Klapperblechen. In der jüngern Hallstattperiode giebt es auch Drechslerarbeiten. Die Menschenreste zeigen ein kleineres und zarteres Geschlecht, als es in den fränkisch-alemannischen Reihengräbern gefunden wird. Eidam schildert die fränkischen Höhlen und die Hügelgräber des Landes; die meisten gehören der jüngeren Hallstattperiode an. Ein Schädel mit Schläfenring hat mehr eine slavische als germanische Gesichtsbildung. Der Verein von Alterthumsfreunden in Gunzenhausen (vgl. 43. Jahresb. des hist. Vereins f. Mittelfranken 1887) hat Grabhügel bei Ramsberg, Mischebach und Dittenheim geöffnet. In dem grössten bei Ramsberg fand sich ein Steingewölbe ohne Mörtel; zwischen den Steinen fanden sich Scherben, im Grabe fehlten diese Gefässe. Auf der Sohle des Hügels lagen die Bronzen den Körpertheilen entsprechend als Ohrringe, Halsring, Brustzierrath, Armringe, Gürtelbeschlag, von der Leiche war nichts mehr erhalten. Die Gefässe, geometrisch ge-

Digitized by Google

ziert, waren mit Graphit geschwärzt. Die Schlangenfibel entspricht der jüngeren Hallstattperiode und weist auf das 5. bis 4. Jahrh. vor Chr. Ein zweiter Hügel war ohne jede Beigabe, vielleicht ein Opferhügel. Ein Stein in demselben zeigte eine Rinne, drei andere seltsame durcheinanderziehende eingekratzte Linien, ähnlich der Oghamschrift. Auch ein Gefäss hat sie. Frl. Torma hat solche in Siebenbürgen gefunden. Aus Troja, Cypern, Gurina sind ähnliche bekannt. Sind es Zeichen einer asiatischen Schrift? Die Geräthe eines Grabhügels von Mischebach setzen Undset und Tischler in das 8. bis 10. Jahrh. vor Chr., also in die reine Bronzezeit. Auch hier sind die Gefässe nicht beigesetzt, sondern zwischen den Steinen zerstreut; sie sind nicht gemalt und ohne Graphit. Wegen Rohheit der Thongefässe möchte Eidam die Bronzen für importirt halten. Man fand Spiralen, Nadeln, Bronzebuckeln, ein Messer, ein Schieferbeil, eine Pinzette, es fehlen die Waffen. In den Hügeln des Altmühlthals fehlte bisher die Steinsetzung und jedes Metall. Im grossen Hügel bei Dittenheim, der ganz aus Erde besteht, fanden sich zwei schön ornamentirte Urnen beigesetzt, keine Waffen, aber zwei kleine Silbermesser und die Reste eines prachtvollen, zweirädrigen Streitwagens, die Räder mit starken Eisenreifen hatten nur 4 Speichen. Es fanden sich neben Bronzebeschlägen noch Holzreste. Bronzeplatten sind kunstreich mit Eisen eingelegt. Er ist in das 5. oder 4. Jahrh. zu setzen. Die Gallier hatten Streitwagen nach Diodor. Naue bildet solche auf sizilianischen Münzen des 4. Jahrh. vor Chr. ab. Das Grab zeigt Bestattung, die um diese Zeit neben der Verbrennung stattfindet. Schiller spricht über ein Hügelgrab bei Kellmünz. Zapf weist auf die Zwerglöcher des fränkischen Jura hin, die einer Untersuchung harren. Am Nachmittag fand unter der lehrreichen Führung des Herrn Dr. Essenwein die Besichtigung des Germanischen National-Museums statt. Den grössten Theil der prähistorischen Alterthümer enthält die Sammlung Rosenberg, die dem Museum 1881 testamentarisch vermacht wurde und über 4000 Nummern umfasste. Den Katalog mit jetzt 6400 N. hat Fräul. J. Mestorf verfasst. Im Saale der Gewerbehalle hatten die Vereine von Ober- Mittel- und Unterfranken ihre prähistorischen Funde ausgestellt. Da standen zwei Skelette des Höhlenbären, eine Karte erläuterte die prähistorische Zinngewinnung. Die neolithische Zeit war durch Messer und Flachhauer aus Schiefer bezeichnet. Angelgeräthe, Weberschiffchen, Nadeln, sind aus Knochen gefertigt. Aus Bronze sind Schwerter, Dolche, Kelte, Sicheln, Nadeln, Arm- und Beinringe. Eisengeräthe der la Tène-Periode sind wenig zahlreich. Schläfenringe und Wellenornament sind specifisch für die slavische Bevölkerung im östlichen Franken. Abends folgte ein Fest in der Rosenau mit einer sehr gelungenen theatralischen Aufführung im Freien. Schon am Vorabend des Congresses hatten Nürnberger Damen in ergötzlicher Weise die Gäste mit einem prähistorischen Kaffee unter-

Digitized by Google

halten. Heute erschien plötzlich in bengalischem Licht ein Bild der Pfahlbauzeit. Eine kunstsinnige Nürnbergerin war die Hauptdarstellerin an beiden Abenden und erntete reichlichsten Beifall.

Am Mittwoch brachte ein Zug die Anthropologen und ihre Damen nach Bamberg. Zuerst wurde die Stadt durchschritten, der Michaelberg erstiegen und von der Terrasse des Gartens der alten Benedictinerabtei die herrliche Rundsicht auf die Stadt genossen. Dann wurde die Gemäldesammlung daselbst und die prähistorische Sammlung in der Maternkapelle besichtigt, wo die Funde aus den Hügelgräbern vom Dornigberge und manches andere aufgestellt sind. Pfarrer Hermann von Frauendorf hat in den Berichten des hist. Vereins zu Bamberg 1840, 42 und 46 diese Gräber, die er den Hermunduren zuwies, schon beschrieben. Sie zeigen sowohl Bestattung als Leichenbrand, nur wenige bildeten eine Grabkammer, die meisten waren lose aufgeschüttete Steinhügel. Ihnen wurden Kelte, Ringe, Spiralen, Nadeln, Schnallen, Fibeln aus Bronze enthoben, aber auch Schwerter und Messer aus Eisen. In den meisten Hügeln lagen die Reste mehrerer Leichen; bei Kindern fanden sich aus Thon gebrannte Thierfiguren. Häufig waren Pferde- und Schweineknochen als Ueberreste des Leichenschmauses. In einem Schädel steckte noch ein meisselförmiger Kelt. Am Staffelberg sind die einzelnen Stufen des Berges durch Aufschüttung und Abtragung des Bodens in steile schiefe Ebenen verwandelt, gegen die Hochebene hin ward ein Steinwall errichtet, der noch heute 3 bis 4 m hoch ist. Auch wurde dem Bamberger Dom mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten ein längerer Besuch zugedacht, ebenso der Bibliothek. Eine reichbesetzte Tafel vereinigte dann die Gesellschaft und ein Gartenfest in dem beleuchteten Haine vor der Stadt machte den Schluss. Die Rückkehr fand erst nach Mitternacht statt.

In der vierten Sitzung am Donnerstag beschreibt v. Török einen jungen Gorillaschädel, er meint, die Anatomie der Anthropoiden biete keinen Beweis für die Abstammung des Menschen. Kollmann erkennt die Descendenzlehre als die unentbehrliche Grundlage der heutigen Naturforschung, selbst die Theologen fingen an, sich mit derselben zu befreunden. Der Vorsitzende fasste seine ablehnende Haltung gegen die Descendenzlehre in folgende Worte zusammen: „Hinsichtlich der Abstammung des Menschen ist noch nicht eine einzige Thatsache vorgebracht worden, alles sind theoretische Deductionen, deren Bedeutung ich nie bestritten habe, aber ich bekämpfe den dogmatischen Standpunkt. Wir stehen nur einer praktischen Frage gegenüber; ein Zwischending zwischen Mensch und Thier ist nie beobachtet worden. Man unterhält sich mit blossen Einfällen, die keinen Werth haben, und wirft Fragen auf, die niemand beantworten kann."

Hierauf fand die Vorstandswahl statt. Schaaffhausen wurde für das nächste Jahr zum Ersten Vorsitzenden gewählt und Bonn als Ver-

Digitized by Google

sammlungsort. Zu Geschäftsführern wurden die Professoren Klein und Rumpf daselbst ernannt. Es folgt darauf der Vortrag von Sepp; er sagt, die Griechen nannten ihr Gotteshaus ekklesia. Die Deutschen und Briten sagen Kirche, was der Vortragende vom keltischen kirk, Fels, ableiten will. Es seien geweihte Bezirke gewesen, die so hiessen. Die ersten Glaubensboten in Deutschland waren Irländer und Schotten, sie waren aus den Druidenschulen hervorgegangen und brachten den Namen der Kirche mit. Auch die Steinkreise, in denen der Baalstanz aufgeführt wurde, trugen einst diesen Namen, sie hiessen kirn. Vielfach tanzte man noch im Mittelalter in den Kirchen, in Lübeck bis ins vorige Jahrhundert, in Sevilla geschieht es noch jetzt. Die Kirchen sind vielfach in Steinkreisen gebaut worden. In Gilgal bei Jericho errichtete jeder Stamm der Juden einen Stein, der Tempel zu Jerusalem ist in einem Steinkreise erbaut. R. Much schildert die Verbreitung der Germanen vor ihrem Eintritt in die Geschichte. Nach Pytheas wohnten im 4. Jahrhundert v. Chr. Germanen im Norden; nach Caesar und Tacitus hatten ursprünglich Kelten alles Land vom Süden her bis zum Main und dem Nordrand Böhmens und Mährens inne und auch am Niederrhein reichten nach Caesar die keltischen Menapier bis auf das rechte Stromufer hinüber. Die Ortsnamen und Funde sprechen dafür, dass auch das Land zwischen dem Niederrhein, dem Main und den Weserzuflüssen einst den Kelten gehört habe. Die germanische Lautverschiebung vollzog sich in vorgeschichtlicher Zeit, vor derselben wohnten die Völker nahe zusammen. Die Waal heisst bei Cäsar Vacalus, das ist keltisch, bei Tacitus Vahalis das ist germanisch, bei Sidonius Vachalis. Das c hat den Weg zum h durchgemacht, das Wort muss vor der Lautverschiebung aus dem Keltischen entlehnt sein. In der germanischen Sage hat sich die Vorstellung eines grossen Waldes als Südgrenze des Landes erhalten. In der Edda heisst er Myrkvidhr, d. i. Dunkelholz. Dasselbe Wort in altsächsischer Gestalt ist Mirikvidui und bei Tietmar von Merseburg Name des Erzgebirges. Ein anderer Name desselben Gebirges Fergunia ist nach germanischen Lautgesetzen gebildet, Hercynia ist keltisch, beide sind aus dem älteren Perkunia entstanden. Germanen wohnten in der norddeutschen Tiefebene und im südlichen Skandinavien, sie waren, wie auch Montelius annimmt, die Träger der nordischen Bronze-Cultur. Benedict erläutert an einem Diagramm die Messung der Prognathie. Er verlangt eine mathematische Morphologie. Waldeyer bemerkt, dass wir in der Untersuchung des Gehirns noch weit zurück seien, dass unsere anatomische Kenntniss meist aus den Secirsälen stamme, wo das Individuum uns unbekannt sei. Man fange an, auf Rasseverschiedenheiten im Gehirnbau aufmerksam zu machen, man werde gewiss auch Familienähnlichkeiten finden. Sehr wichtig seien die technischen Fortschritte in der Conservirung dieses Organs. Ammon berichtet über die Arbeiten der Commission für die Statistik der badischen Bevölkerung. Die

Digitized by Google

nindermässige Grösse der Heerespflichtigen beträgt im Schwarzwald zuweilen 50 Procent, am geringsten ist sie in der Rheinebene, wiewohl hier die industrielle Bevölkerung lebt, auf der Baar und im Markgräfler Land. Die Brachycephalie herrscht in den 15 bisher untersuchten Bezirken vor. Dolichocephalie ist häufiger bei den Grossen, Brachycephalie dreimal so häufig bei den Kleinen. Es gibt keine Beziehung zwischen dem Kopf-Index und der Haarfarbe, auch keine zwischen der Körpergrösse und Farbe. Vererbung zeigt sich besonders in Betreff der Grösse, sie macht sich bei verschiedenen Eltern oft in gekreuzter Richtung geltend. Schaaffhausen zeigt das Bild eines bei Glogau gefundenen fossilen Rhinoceroshornes. Manche glauben, dass es ein aus Sibirien verschlepptes sei, da ein ähnlicher Fund in Deutschland bisher nicht gemacht wurde. Diese Hörner wurden in Nord-Asien, wo sie abgelöst vom Schädel des fossilen Thieres gefunden werden, für Vogelklauen gehalten und gaben Veranlassung zur Sage vom Vogel Greif. Im Norden von Asien ist nie ein Knochen gefunden worden, der auf einen Riesenvogel deutete, wie sie in Madagascar und Neu-Seeland gelebt haben. In vielen christlichen Kirchen des Mittelalters wurden sogenannte Greifenklauen aufbewahrt, die aber, insoweit sie noch untersucht werden konnten, nicht Rhinoceroshörner sondern Hörner anderer Thiere z. B. Büffelhörner sind. Das Horn von Glogau ist hier in $^1/_4$ Grösse abgebildet.

Es lässt sich nicht mehr feststellen, ob die Angabe des Fundes am sumpfigen Ufer eines Nebenflüsschens der Oder richtig ist. Möglich wäre, dass hier das Rhinoceros länger gelebt hat als in anderen Gegenden Deutschlands. Wenn indessen auch die Hornsubstanz nächst den Knochen des thierischen Körpers sich am längsten erhält, so ist doch in gemässigten Himmelsstrichen dieselbe an Resten der vorweltlichen Thiere bisher nie beobachtet worden.

Als einen der wichtigsten urgeschichtlichen Funde neuester Zeit bezeichnet der Redner den in der Höhle bei Spy in Belgien, wo zwei Skelette vom Typus des Neanderthalers gefunden wurden, die wohl den geringschätzigen Urtheilen über den letztern ein Ende machen werden. Er legt die soeben fertig gewordene Abhandlung von Fraipont und Lohest über diesen Fund vor und macht auf die verschiedenen Merkmale niederer

Digitized by Google

Bildung an diesen Menschenresten aufmerksam. Zuletzt bemerkte er, dass zur Feststellung der Beziehungen zwischen Geistesthätigkeit und körperlichem Organ vorzugsweise zwei Betrachtungen besonders lehrreich seien, nämlich die der niedersten Menschenrassen und die der durch höchste Geistesbefähigung hervorragenden Menschen. Langer zeigte, dass die Schädel dreier musikalischen Koryphäen, die von Haydn, Schubert und Beethoven, von sehr verschiedener Form sind. Daraus folgt, dass man die Uebereinstimmung im Gehirnbau wird suchen müssen und die Schädelform noch von andern Einflüssen abhängig ist. Das Profil von Beethovens Schädelabguss zeigt von dem der Todtenmaske und dem der Bildnisse erhebliche Abweichungen, die in der eiligen Anfertigung des Abgusses ihren Grund haben müssen. Schillers Schädel schien falsch zu sein, weil der Umriss der Maske darauf nicht passte. Aber nur der falsche Unterkiefer war die Ursache der mangelnden Uebereinstimmung. Von hohem Werthe für die Anthropologie würde die Untersuchung des Schädels von Shakespeare sein. Vor zwei Jahren wurde in den amerikanischen und englischen Blättern viel von einer Erhebung der Gebeine Shakespeares gesprochen, weil seine zahlreichen Verehrer wissen wollten, welches von den vorhandenen Bildnissen des grossen Dichters das ähnlichste sei. In Darmstadt befindet sich eine angebliche Todtenmaske Shakespeares, für deren Echtheit sehr vieles spricht. Hermann Grimm beschrieb sie und bildete sie ab in der Zeitschrift: Künstler und Kunstwerke, II, Berlin 1867. Ich gab auf Wunsch der deutschen Shakespeare Gesellschaft ein Gutachten darüber im Jahrbuch derselben, X, Weimar 1875. Ein Vergleich derselben mit dem Schädel würde entscheidend sein. Die englische Geistlichkeit hat zu einer Eröffnung des Grabes ihre Bewilligung ausgesprochen, aber der Gemeinderath von Stratford weigert sich, dieselbe zu ertheilen. Ein im vorigen Jahre von dem Redner im Interesse der Wissenschaft an denselben gestellter Antrag wurde abschlägig beschieden.

Hiermit schlossen die Verhandlungen des Congresses.

Am Freitag fand schon um $6^1/_2$ Uhr die Fahrt in den fränkischen Jura durch das schöne Pegnitzthal statt. Bei Krottensee lagerte die ganze Gesellschaft im Walde und nun folgte in Abtheilungen die Besichtigung der umfangreichen Höhle, die mit zahllosen Kerzen und Aluminiumlicht erhellt war und mit ihren weissschimmernden Decken, die wie Vorhänge herabhingen, und mit den zierlichen Säulen, die wie Orgelpfeifen nebeneinander standen, während auf dem Boden runde Pilze in allen Grössen zu wachsen schienen, einen märchenhaften Eindruck gewährte. Noch einmal sassen Alle in Rupprechtsstegen an einer festlichen Tafel zusammen. Am Abend schloss ein Kellerfest zu Hersbruck den genussreichen Tag.

Schaaffhausen.

Digitized by Google

Die Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände in Wien,

welche das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie in diesem Jahr für die Zeit vom 19. März bis 31. August veranstaltet hat, zählt zu den periodischen Spezialausstellungen, welche in diesen Räumen alljährlich stattfinden. Der Zweck derselben ist ein vorwiegend praktischer, insoweit die Beeinflussung der modernen Kunst, vor Allem des Kunstgewerbes, das Hauptziel der Veranstalter ist, welche bald aus dem Museums-Vorstande allein bestehen, bald, wie im gegenwärtigen Falle, aus einflussreichen Persönlichkeiten, die ihn verstärken. Welch reiche Früchte diese Einrichtungen getragen haben, beweist ein Blick auf die österreichische, vornehmlich die Wiener Kunstindustrie unserer Tage, die in diesem Museum ihren Ausgangs- und beständigen Mittelpunkt hat. Neben den praktischen Interessen vertritt es aber auch streng wissenschaftliche, namentlich archäologische, wie manche seiner Ausstellungen und Veröffentlichungen beweisen. Der letztere Zweck trat bei einer Ausstellung kirchlicher Alterthümer, die schon vor 27 Jahren in Wien stattfand, entschieden in den Vordergrund und archäologische Tendenzen haben zumeist die ähnlichen Unternehmen hervorgerufen, welche in unserer Heimath zuerst in's Leben getreten sind, sich immer wiederholt haben, um gegenwärtig in der Crefelder Paramenten-Ausstellung ihre Fortsetzung zu finden. Im Unterschiede von ihnen hatte die soeben geschlossene Wiener Ausstellung einen ausschliesslich praktischen Zweck, denjenigen nämlich, zunächst in Oesterreich der kirchlichen Kunst durch Vorführung guter alter Vorbilder wieder neue Anregung zu geben. In den Kreisen des Museums, welches über seine nächsten die profane Kunst betreffenden Aufgaben, die weiteren Gesichtspunkte nicht verliert, auch seine kirchlichen Kunst-Obliegenheiten glücklicherweise nicht vergisst, scheint nämlich die Anschauung verbreitet, dass auch in Oesterreich in dem letzten Jahrzehnt die kirchliche Kunst nicht nur hinter der weltlichen entschieden zurückgeblieben sei, sondern überhaupt viel eher Rückschritte als Fortschritte gemacht habe. Vortrefflich waren die Anfänge, die sie auch dort zu Lande gemacht hatte, im Anschlusse vornehmlich an die Anregung, die von der Rheinprovinz und ihrem kunstgeschichtlichen Mittelpunkte, dem Kölner Dome, ausgegangen war. Hervorragende Künstler, anfangs besonders Architekten, stellten frisch und begeistert ihr ganzes Können in den Dienst der neuerwachten kirchlichen Kunst. Was sie von tüchtigen Kunsthandwerkern noch vorfanden und zu beeinflussen vermochten, unterstützten sie zur Ausführung der zum Theile grossen und lohnenden Aufgaben, die ihnen von hohen Gönnern und unternehmenden Corporationen gestellt

Digitized by Google

wurden. Die mittelalterlichen Kunstwerke, zunächst die der Architektur, wurden gründlich erforscht und studiert, die neuen Bauten, die sich an sie anschlossen, fingen bald an, ihren Geist zu athmen. Die dienenden Künste folgten schnell nach, auch die Kleinkünste. Mögen letztere durch den allzugrossen Einfluss der Baumeister von der Architektur vielfach allzu abhängig, die Nachahmungen alter Formen in manchen Fällen allzu sklavische gewesen sein, die besten Leistungen aus den fünfziger und sechziger Jahren verdienen alle Anerkennung, weil sie hohen Ernst und edles Streben verrathen. Leider zogen die begabtesten Meister allmählig vom Gebiete der kirchlichen Kunstthätigkeit sich zurück. Lohnender waren die Aufgaben, welche die profane Kunst ihnen stellte, denn diese suchte sich bald der glänzenden Erfolge, welche auf dem kirchlichen Kunstgebiete unverkennbar vorlagen, zu bemächtigen. Dank den Mitteln über die sie verfügte, und der ganzen Zeitströmung, die ihr von oben und von unten entgegenkam, entfaltete sie eine grosse Energie, und in fast zu schnellem Laufe ging sie auf ihre Ziele los. So gross auch die Zahl der Künstler war, die auf das verlockende weltliche Kunstgebiet übertraten, der Nachwuchs auf dem kirchlichen blieb noch stark genug, aber der Geist schien ihm immer mehr zu entweichen. Anstatt den mittelalterlichen Vorbildern, deren Studium sich doch so erfolgreich bewährt hatte, immer enger sich anzuschliessen, entfernte er sich immer mehr von ihnen, allerlei modernisirenden Neigungen zu Lieb, denen mannichfach in der oberflächlichsten Weise das Wort geredet wurde. Leider verstummte mehr und mehr das Gegenwort. Von einer eigentlichen berufenen Kritik war kaum noch die Rede, die unbedeutendsten Erzeugnisse fanden hingegen wortreiche Lobredner. Wer kaum als Geselle in einer tüchtigen Werkstätte zu gebrauchen gewesen wäre, machte sich als Meister breit und beging unter unverständiger Patronage ungestört und unbehindert allerlei Gebilde, deren stilistische Bezeichnungen nur als Anmassung und Lüge erschienen. Wenige Meister nur retteten sich und ihren Schülern den Schatz des sorgfältigen Studiums und ernsten Strebens, für den endlich wenigstens der Anfang der Erkenntniss und Würdigung aufzugehen scheint. So ist es fast überall, hier mehr dort weniger, in Deutschland, so scheint es auch wohl in Oesterreich zu sein, wo sich zugleich noch viel mehr als bei uns der kaufmännische Geschäftsbetrieb der kirchlichen Kunstthätigkeit bemächtigt und sie fast zum Monopol ausgebildet hat. Das österreichische Museum verdient daher hohe Anerkennung und reichen Dank, dass es nach einem Heilmittel gesucht und es in einer Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände gefunden hat. Diese umfasst alte und neue Sachen vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart. Der praktische Zweck, für den der Vergleich ein besonders wichtiger Faktor ist, liess auch auf die Erzeugnisse der letzteren nicht verzichten. Was sich von ihnen, also von den modernen Arbeiten bereits seit kürzerer

Digitized by Google

oder längerer Zeit in den Händen der Besteller befindet, hat in der alten Abtheilung unter dem Namen des Eigenthümers Aufnahme gefunden, was noch im Besitze der Verfertiger ist, bildet unter deren Namen, meistens als verkäufliche Waare, die andere Abtheilung.

Besprechung und Beurtheilung dieser Leistungen ist Sache der Zeitschriften und Fachblätter, welche die Behandlung der modernen Kunsterzeugnisse, sei es als Haupt-, sei es als Nebenzweck, sich zur Aufgabe gestellt haben. Auch an kirchlichen Organen hierfür fehlt es weder in Oesterreich, noch in Deutschland. Eine solche Besprechung gehört aber nicht in die „Jahrbücher", für die mir der ehrenvolle Auftrag geworden ist, über die Wiener Ausstellung einen Ueberblick zu geben. Dieser darf sich an dieser Stelle nur auf die alte Abtheilung beziehen und auf diese auch, wenigstens im Allgemeinen, nur insoweit, als es sich um archäologische Gesichtspunkte, allerdings im weiteren Sinne des Wortes handelt.

Fragen wir zunächst nach der Art der ausgestellten Objekte, nach ihrer Anzahl wie nach ihren Hauptausstellern den Catalog. Er lag schon am Tage der Eröffnung in sehr hübscher Ausstattung fertig vor und führt im Inhalts-Verzeichnisse fünf Gruppen auf: 1. Buchausstattung und Bucheinbände. 2. Textile Arbeiten. 3. Holzarbeiten. 4. Metallarbeiten und Email. 5. als Arbeiten verschiedener Art Elfenbein und Bein; Alabaster, Marmor, Stucco und Kehlheimerstein; Thon, Wachs und Glas; Varia. Dass in diesen Gruppen die Königin der kirchlichen Kunst, die Architektur fehlen musste, ist selbstverständlich. Selbst Entwürfe zu ihr waren durch die Grenzen des Raumes ausgeschlossen. Auch für grössere Gemälde und Altarwerke schien der Raum nicht besonders geeignet und auch aus anderen Gründen eine Beschränkung auf kleinere Gemälde und Holzfiguren angezeigt. In dieser Umgrenzung beschreibt der Catalog auf 113 Seiten 1047 Nummern. 42 derselben, die vornehmlich den Glanzpunkt der metallischen Abtheilung bilden, sind als ganz aussergewöhnlicher höchst schätzbarer Beitrag die Abbildungen aus früheren Veröffentlichungen beigefügt, sei es als in den Text gedruckte Illustrationen, sei es als Extra-Tafeln. Die Nachträge umfassen noch ein Hundert weiterer Nummern mit 2 Illustrationen, und auf ein Hundert von Gegenständen mag sich auch noch belaufen haben, was zu spät eingegangen war, um noch in den Nachträgen Beschreibung oder Erwähnung finden zu können. Es besteht hauptsächlich in höchst merkwürdigen Stickereien und Metallsachen aus drei Klöstern der Bukowina, sowie in verschiedenen Leihgaben aus Privatbesitz. Der letztere hat sich im Ganzen der Ausstellung gegenüber etwas kühl verhalten, denn mehrere hervorragende Privatsammlungen der Kaiserstadt fehlen ganz. Dafür sind freilich andere, namentlich die von Figdor und Trau, sowie vom Fürst Liechtenstein und Graf

Digitized by Google

Wilczek um so glänzender vertreten. Der öffentliche Kunstbesitz, zu dem wohl auch der den Klöstern gehörige gerechnet werden darf, ist, insoweit es sich um den deutschen Theil des Reiches handelt, fast ausnahmslos zur Verfügung gestellt worden, während die ungarischen und polnischen Theile sich eine sehr grosse Zurückhaltung auferlegt haben. Nachdem die kaiserliche Familien-Fideicommiss-Bibliothek und die Hofburg-Capelle ihre Schränke geöffnet, verschiedene Erzherzöge aus ihren Schätzen mitgetheilt hatten, durften die alten österreichischen Abteien und Stifter, deren conservative Interessen auch im Anfange dieses Jahrhunderts einem erheblichen politischen Widerstande nicht begegnet sind, ihre Kostbarkeiten nicht vorenthalten. Sie sind zwar längst bekannt und die meisten von ihnen veröffentlicht, aber ihr zweifelloser Ursprung und ihre künstlerische Bedeutung verschafft ihnen immer wieder neue Geltung. Rechnet man dazu, was einzelne Kirchen, was Sammlungen und Museen geschickt haben, so vervollständigt sich das herrliche Bild, so herrlich, dass eine Wiederholung desselben kaum noch erwartet werden kann. Ueber jeden einzelnen Gegenstand gibt der Catalog, der überall die Hand des Fachmannes erkennen lässt, knappe, aber durchaus klare und präzise Auskunft. Bestimmung und Material, Technik und Stil, Ursprungszeit und Massverhältnisse werden genau angegeben und was von besonderer Wichtigkeit ist, die Schriften verzeichnet, in denen einzelne Objekte bereits ex professo behandelt und beschrieben sind. Alle diese Vorzüge sichern dem Cataloge einen hohen dauernden Werth. Einem Rundgange durch die Ausstellung wird am besten die systematische Anordnung des Cataloges zu Grunde gelegt, der innerhalb der einzelnen Gruppen die Gegenstände ihrer Bestimmung gemäss zusammenstellt, um in diesen Unterabtheilungen für die Reihenfolge das Alter massgeblich sein zu lassen.

Beginnen wir also mit der Gruppe der illustrirten Handschriften, welche nach derjenigen der Stickereien und Metallarbeiten die reichste ist. Sie stellen in wahrhaft glänzender Reihe die Entwicklung der Schrift und Miniatur durch acht Jahrhunderte dar, aus der karolingischen Epoche bis in die letzte Zeit der Renaissance. Die ältesten sind Evangelienbücher mit den Evangelistenbildern. Ihnen folgen Sakramentarien, Breviarien, Missalien, Antiphonarien, Horarien; Armenbibeln, Gebetbücher u. s. w. schliessen die Serie. Die ältesten Codices gehören noch den Klöstern, in denen sie entstanden, oder für die sie gemacht sind. Im Besitze von öffentlichen Bibliotheken finden sie sich nur vereinzelt. Dem Geschäftsbetriebe verfallen alte kostbare Handschriften glücklicherweise äusserst selten. Nicht bloss in Deutschland sind sie in der Geschichte der Malerei für die älteste Periode bis tief ins XI. Jahrh. hinein die einzigen, für die folgende Zeit sehr gewichtige Zeugen. Nur aus ihnen sind die massgeblichen Einflüsse für jene zu erkennen und zu bestimmen. Und welche Bedeutung haben

Digitized by Google

sie in ikonographischer und culturgeschichtlicher Beziehung! Auch die technische ist nicht zu vergessen, obwohl sie für unsere Besprechung in den Hintergrund tritt. Sie bilden deswegen schon seit langer Zeit, namentlich aber seit einigen Jahren den Gegenstand sorgfältigster Forschung, deren bedeutungsvolle Frucht ein eminenter Fortschritt in Bezug auf die Kenntniss der karolingischen Malerei, ihres Ursprunges und ihrer Entwickelung ist. In dem Codex millenarius von Kremsmünster klingen noch klassische Reminiscenzen nach neben den irischen Einflüssen, die ihn beherrschen und wie in der einfachen Färbung, so namentlich im Ornament sich geltend machen bis zu den Fischmotiven, aus denen die Buchpulte der Evangelisten sich zusammensetzen. Auch in den blattgrossen Purpurinitialen der Evangeliarien aus Prag und Göttweih wirkt dieser Einfluss noch nach, während der Wyssehrader Codex in seinen schwungvollen Initialen, wie in seinen grossen figürlichen Darstellungen ganz selbstständige Gestaltung zeigt. Wie er mit zwei anderen Evangeliarien das XI. Jahrh. vertritt, zeigen ein Brevier, Ceremoniale, Missale die eigenartige Behandlung, welche das XII. Jahrh. in der Contour- und colorirten Federzeichnung pflegte. Diese steigert sich noch im XIII. Jahrh., welches reich vertreten ist. Den Glanzpunkt aber in der langen Serie der illuminirten Codices bilden fünf Manuscripte aus dem Anfange des XIV. Jahrh.: die „Walislaw's Bilderbibel", das „Passionale der Aebtissin Kunigunde", die berühmte Biblia pauperum aus St. Florian, das Speculum humanae salvationis aus Kremsmünster und die Concordantia caritatis aus Lilienfeld. Die Bilderbibel enthält 188 Blätter und auf jeder Seite zwei Bilder aus dem alten und neuen Testamente, die noch manche romanisirende Reminiscenzen anfweisen, eine wahre Fundgrube für die Archäologie und ihre Hülfswissenschaften. Noch viel besser als hier sind die zahlreichen ganz ausgemalten und voll ausgereiften frühgothischen Darstellungen in dem Passionale, künstlerisch wie ikonographisch in dieser Periode nur noch von der nebenanliegenden Bilderbibel übertroffen mit ihren überaus edlen und zarten Umrisszeichnungen. Sie ist längst facsimilirt und nur auffallend, dass sie von den Künstlern bei der Ausstattung von Kirchen und von Büchern so wenig benutzt wird. Ihr schliessen sich Speculum und Concordantia wie ihrem Inhalte, so ihrer künstlerischen Bedeutung nach würdig an. Neben diesen vornehmlich der Belehrung dienenden Büchern stellte schon das XIV. Jahrh. die für den Chorgesang bestimmten in den Vordergrund, in denen der Initial zu neuem die ganze Illustration beeinflussenden Leben ersteht und die Randverzierungen ihre glänzende Laufbahn beginnen. Hier mischen sich unter die deutschen Produkte bereits die italienischen und burgundischen, nachdem die französischen schon früher eingetreten waren. Die Manuscripte, welche nicht dem officiellen kirchlichen Gebrauche, sondern der Privat-Andacht dienten in Form von Gebetbüchern, Horarien, livres d'heures, zeichnen sich

Digitized by Google

nicht bloss durch die höchste Vollendung in der Zeichnung und Composition, sondern auch durch die grösste Zartheit in der Farbe und Ausführung aus, würdig der grossen flandrischen Meister und der Schulen, aus denen sie hervorgegangen. Die Gebetbücher Karls des Kühnen, Philipps des Schönen und Karls V. fehlen nicht in diesem feierlichen Aufzuge, zu dem Trau in Wien allein 30 hervorragende Nummern gestellt hat, für einen Privatsammler ein beispielloser Erfolg. An Reichthum werden sie fast nur noch überboten durch das Pracht-Missale aus Zara, welches italienischen Ursprungs ist und durch den Pergamentcodex mit den Heiligen aus der Sippschaft Maximilians I., der aus Spanien stammt. Die 5 Bibeln aus den Klöstern Putna, Dragomirna und Suczewitza, welche nicht über das XVII. Jahrh. hinaufreichen, haben in den figürlichen Darstellungen den alten byzantinischen Charakter, wenn auch mit allerlei Abschwächungen, bewahrt, während die Ornamente zum Theile von persischen Erinnerungen zehren und die vegetabilischen Randeinfassungen die späte Ursprungszeit am deutlichsten verrathen. Der Grund ist theils in Blattgold, theils in Farbe ausgeführt; die Ikonographie ist griechisch, während die Inschriften serbisch lauten.

Den zweiten Theil der ersten Gruppe bilden die illustrirten Druckwerke, welche circa 70 Nummern, unter ihnen Seltenheiten allerersten Ranges, umfassen. Sie beginnen mit drei Blockbüchern, den bekanntlich vor Erfindung des Letterndruckes durch Holzplatten hergestellten mit Text versehenen Bilderbüchern. Zwei von ihnen sind Armenbibeln, also eine Sammlung von Holzschnitten mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testament, die von einigen erklärenden Zeilen begleitet sind; das dritte ist eine Apokalypse. Bibeln, Heiligen-Legenden, Passionsbücher, fast alle noch vor 1500 gedruckt, bilden den weiteren Inhalt dieser werthvollen Sammlung, die bis auf den „Seelentrost" von 1478 und den „Schatzbehälter" von 1491 fast ausschliesslich Eigenthum des Herrn Trau. An sie schliessen sich wiederum vorwiegend aus demselben Besitz, wie aus dem des österreichischen Museums nur Heiligthumsbücher an, d. h. mit Holzschnitten oder Kupferstichen ausgestattete Verzeichnisse der Heiligthümer, also der Reliquien und ihrer Behälter in einer Wallfahrtskirche. Diese meistens recht primitiven, weil für die Andacht vornehmlich gemachten Abbildungen haben natürlich um so grössere Bedeutung, wenn die Originale nicht mehr vorhanden, was leider die Regel ist. So sind aus dem Wiener Heilthum von 1502, welches nicht weniger als 274 Abbildungen von Reliquienbehältern aufweist, nur drei von diesen noch vorhanden, resp. nachweisbar. Dieses Wiener Heilthum, welches den Vorzug hat, auch eine Abbildung des alten Heilthumstuhles zu enthalten, war in einem colorirten und in einem ungefärbten Exemplare ausgestellt. Von letzteren hat das österreichische Museum durch seinen Bibliothekar Dr. Ritter eine Facsimile-Reproduction herausgeben lassen. Das „Heilthum zu Rom" vom Jahre 1500,

Digitized by Google

sowie das zu Trier vom Jahre 1512 verdienen als Seltenheiten besondere Beachtung. Zwischen ihnen steht der Zeit nach (1509) das Heilthum zu Hall in Tirol, welches aus 145 eingeklebten Holzschnitten von den betreffenden Heiligthümern besteht, zwischen denen die umfängliche Beschreibung mit der Hand eingetragen ist, ein für die Drucklegung unmittelbar vorbereitetes, aber nicht zum Drucke gelangtes, dadurch natürlich um so merkwürdigeres und werthvolleres Exemplar. Von dem Heilthum zu Andechs liegen zwei Ausgaben vor mit wenigen Holzschnitten, während die grosse Tafel, die sich von demselben im Nationalmuseum zu München befindet, in 5 Reihen eine sehr grosse Anzahl von Reliquiaren, auch Gewändern aufweist, die farbig aufgemalt und mit Inschriften versehen sind. Sie ist eine Stiftung des Abtes Johann von Andechs und des Herzogs Sigmund von Baiern und trägt die Jahreszahl 1497.

Den Heilthumsbüchern sind nämlich die Heilthumstafeln vorangegangen, zuerst durch Handzeichnung und wohl zum Zwecke der Inventarisirung hergestellt, später durch Holzschnitt resp. Kupferstich vervielfältigt; diejenigen von Aachen und Maastricht scheinen die ältesten zu sein. Sie sind, obgleich gewiss, wie die ersten Holzschnitte und Kupferstiche überhaupt zur Zeit massenhaft verbreitet, nachgerade zu den grössten Raritäten geworden. — Eine Serie von mehrfach auf Pergament gedruckten Gebet- und Erbauungs-Büchern bringt die interessante Gruppe der illustrirten Druckwerke zum Abschlusse, deren hohe vorbildliche Bedeutung für die heutige in so hohem Aufschwunge begriffene Textesillustration unverkennbar ist, auf deren nähere Ausführung an dieser Stelle aber verzichtet werden muss.

An die Gruppe der Buchausstattung schliesst sich auf's engste die der Bucheinbände an, von denen circa 50 Muster vorliegen. Sie illustriren diesen kunstgeschichtlich, noch mehr kunstgewerblich bedeutsamen und gerade in unsern Tagen besonders beachteten Kunstzweig in seiner Entwickelung vom zehnten Jahrhundert an gut, wenn auch nicht lückenlos. Die alten Ritualbücher wurden als besondere Werthstücke, als Denkmäler, betrachtet und entsprechend behandelt, resp. ausgestattet. Die Holztafeln, in die sie gebunden wurden, bedeckte allerlei kostbarer Schmuck, der sich aber meistens auf die Vorderseite, das Frontale, beschränkte. Ein Elfenbeinrelief ist gern als Mittelzier verwendet, allerlei Metallschmuck umgibt es, Filigran, Email, getriebenes und gravirtes Ornament. Den Höhepunkt in dieser Art der Ausstattung bezeichnet die romanische Periode, die hier durch drei Exemplare vertreten ist. Bei dem einen nimmt die Mitte ein sehr altes Elfenbeinrelief in der Form einer Diptychontafel ein, deren Metallfassung äusserst einfach, aber ursprünglich ist. Bei dem folgenden Bande gehört die Elfenbeinschnitzerei dem XI. Jahrh., der sie umgebende Silberrand mit eingravirten Ranken erst der spätgothischen Epoche an.

Digitized by Google

Als letzter Ausläufer der romanischen Periode ist ein Lederband zu betrachten, dessen seltenen Schmuck durch Hornplättchen geschützte Miniaturbildchen ausmachen. Den frühgothischen Stil vertritt ein Deckel mit der getriebenen Darstellung der majestas Domini. Die Mandorla, die den Heiland umgibt, der Regenbogen, auf dem er steht resp. sitzt, sind durch schmale rothe und blaue Emailstreifen gebildet, die der vergoldete Metallstreifen trennt, um eine feine und vornehme Wirkung hervorzurufen, welche die Durchbrechung des Hintergrundes und die Verzierung des Randes mit Emailtäfelchen und Steinen noch steigert. Als Metallband reiht sich ein Deckel an, dem die Inschrift (1446) ein etwas höheres Alter sichert als ihm sonst beigelegt werden möchte. Ein durchbrochener Strahlenkranz, den fünf gegossene Löwenköpfe schmücken, lässt den gemusterten Sammetgrund durchscheinen, ein in spätgothischen Maasswerkmusterungen durchbrochener Rand bildet die Einfassung dieses einfachen, aber höchst wirkungsvollen Frontales. Drei silbergetriebene Einbände, deren Deckel sich in Charnieren bewegen bei fest behandeltem Rücken, hat Herr von Lanna ausgestellt. Der eine zeigt auch geätzte Ornamente, der andere armenische Schriftzeichen; sämmtlich gehören sie dem XVII. Jahrh. an. Nur bis in den Anfang desselben reichen auch die Metalleinbände an den fünf Bibeln zurück, die bereits oben als Eigenthum von drei Klöstern der Bukowina erwähnt wurden. Wie ihre innere Ausstattung, so zeigt ihr äusserer Metallschmuck auf's deutlichste die byzantinische Tradition. Die flachen Reliefdarstellungen, unter denen eine mit dem Weltgericht, sind roh behandelt, nicht minder die Evangelistenbilder auf den Ecken. Die Borte, die das Mittelbild umsäumt, ist bald graviert, bald durchbrochen. Buckelartige mit Rippen verzierte Knöpfe sind Schutz und Schmuck zugleich. Besondere Beachtung verdient die Behandlung der Rücken, die hier aus Reihen doppelt funktionirender Charniere, dort aus zahlreichen in einander greifenden Drahtmaschen bestehen. Bald glatt, bald gewunden, bald im Silber-, bald im Goldton verbinden auch sie mit dem praktischen Zwecke die dekorative Wirkung in sehr vortheilhafter Weise. — In der Zeit des Barocks sind metallische Einbände als Ausnahmen zu betrachten, bei denen dazu dem Sammtgrunde, wie ihn auch das Missale aus Lambach zeigt, durch zahlreiche Durchbrechungen zur Mitwirkung verholfen werden sollte. Die Metallzier hatte ja schon in der gothischen Periode angefangen, sich auf die Ecken und die Metallrosette zu beschränken, dem Leder die weitere Ausstattung überlassend. Allerlei geometrische Musterungen und Ranken, theils von Figuren, theils von Ornament im Blinddruck und im Reliefschnitt belebt, gliedern den anfangs noch wenig organisch behandelten Deckel. Als ein hervorragendes Muster der geschnittenen und gepunzten Ledertechnik erscheint die Bibel aus der Hofbibliothek, auf deren gothischem Frontale ein Engel die Wappenschilde

Digitized by Google

hält, ein höchst dankbares mustergültiges Motiv. Dass die folgende Periode, welche die eigentliche Glanzzeit des Einbandes bezeichnet, durch die Einführung der Goldpressung und der Ledermosaik, auf der Ausstellung so schwach vertreten ist, hat wohl vornehmlich darin seinen Grund, dass diese Prachtexemplare nur selten einen kirchlichen Charakter haben. Das Buch war inzwischen, dank der Erfindung der Buchdruckerknnst, zu einem eigentlichen Gebrauchsgegenstande geworden und die grossen Fortschritte auf dem Gebiete seiner Ausstattung, zu welchen der Orient den Weg gezeigt hatte, kam namentlich den hervorragenden Profanwerken zu gute, die auf's kostbarste einbinden zu lassen, eine Liebhaberei der Bibliophilen wurde.

Die zweite Gruppe der Ausstellung umfasst: Textile Arbeiten, namentlich alte Gewebe und Stickereien, auch mehrere Posamente und Spitzen. Gewebe, die bis in das vorige Jahrtausend zurückreichen, gehörten früher zu den allergrössten Seltenheiten. Seitdem aber die Nekropolen der altkoptischen Christen in Aegypten untersucht worden sind, zählen selbst solche Gewebe, die bis in die altchristliche Periode hinaufgehen, zu Tausenden. Herr Theodor Graf in Wien hat im Jahr 1884 die erste derartige Sammlung nach Europa gebracht und bald dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie überlassen, dem der bekannte Orientalist Prof. Dr. Karabaczek zu ihr einen eingehenden wissenschaftlichen Katalog anfertigte. Die glänzenden Erfolge des ersten Entdeckers hat andere Forscher zu weiteren Untersuchungen angeregt, deren Resultate so ergiebig waren, dass der Kunstmarkt, zumal der deutsche, mit ihnen geradezu überschwemmt ist. Fast alle Museen, namentlich die von Berlin nnd Düsseldorf sind in den Besitz von umfassenden derartigen Sammlungen gelangt, deren Erwerbung in der letzten Zeit nicht einmal erhebliche Opfer forderte. Ob das Kunstgewerbe aus ihnen grossen Vortheil ziehen wird, bleibt zweifelhaft. Die archäologische Wissenschaft aber wird sich noch viel mit ihnen zu beschäftigen haben, und an ihrer Hand wohl zu ganz oder theilweise neuen Anschauungen in Bezng auf die Entwickelung der Textilkunst gelangen. Wenn diese aber auf sicheren Grundlagen sich aufbauen sollen, dann wird eine Ueberwachung der Funde unbedingt erforderlich sein. Hiergegen scheinen die Hauptausbeuter der Leichenfelder, als welche schlaue Griechen und Araber angegeben werden, sich bis jetzt energisch gesträubt zu haben. Sie haben ein Interesse daran, im Trüben zu fischen, die Spuren zu verwischen, vielleicht gar absichtlich in die Irre zu führen. Und doch kommt Alles darauf an, ganz zuverlässig zu erfahren, wo, unter welchen Umständen, in welcher Verbindnng die einzelnen Stoffe — um diese handelt es sich hier ja zunächst — gefunden sind, die sich oft gegenseitig zu erklären und zu bestimmen vermögen, wenn anders die Gemeinschaftlichkeit ihrer Herknnft über jeden Zweifel erhaben ist. Als

Digitized by Google

feststehend scheint angenommen werden zu dürfen, dass die Leichen, wie der Männer, so der Frauen und Kinder zunächst mit der Fest-Tunika, also dem langen bis auf die Knöchel herunterreichenden Untergewande bekleidet waren, welches nicht als neues für die Sepulkralausstattung eigens angefertigtes, sondern als bereits getragenes Kleid in das Grab mitgegeben wurde. Diese Tunika war in Bezug auf den grösseren oder geringeren Reichthum ihrer Ausstattung von der sozialen Stellung des Betreffenden, beziehungsweise von der Art abhängig, wie er sich im Leben kleiden durfte. Bei den Männern sind gewöhnlich die Achseln mit runden Medaillons, Brust und Rücken mit langen über die Schultern laufenden schmalen Streifen (angusti clavi) geschmückt, nicht selten auch noch mit viereckigen Scheiben, welche die Brust und mit runden, welche rechts wie links die untere Parthie zieren. Bei den Tuniken der Frauen scheint der Schmuck sich vornehmlich auf die Verbrämung des unteren Saumes, wie am Gewande selbst, so an seinen Aermeln beschränkt zu haben. Diese Schmuckstücke sind dem immer aus Leinen, bald dünnerem und feinerem, bald dickerem und gröberem, bestehenden Gewande gewöhnlich in Wollenfäden gobelinartig eingewebt. Manchfach aber, zumal wenn sie breiter gehalten (lati clavi) reicher ausgestattet, mit Purpur gefärbt, sind sie extra, sei es auf dem Wege der Weberei oder der Stickerei hergestellt, um aufgenäht zu werden. Als aufgeheftete Medaillons erscheinen ausnahmsweise auch gemusterte Seidenstoffe, deren vegetabilische und animalische Verzierungen, zumal wenn letztere in Jagdscenen sich finden, an persische und sassanidische Darstellungen erinnern. Ob sie aus persischen Fabriken stammten, oder aus heimischer Industrie, etwa in Alexandrien hervorgegangen, oder ob sie gar von Byzanz eingeführt waren, welches schon am Ende des IV. Jahrh. das Land unterjochte, entzieht sich einstweilen nicht nur jeder sicheren Bestimmung, sondern selbst jeder begründeten Vermuthung. Die bisherigen ohnehin etwas vagen Anhaltspunkte für die Bestimmung ähnlich dessinirter Seidengewebe reichen hier nicht mehr aus und um so mehr macht das Bedürfniss nach neuen zuverlässigen Kriterien sich geltend. — Diente die Tunika (zuweilen in mehreren übereinandergezogenen Exemplaren) dazu, die Leiche zu bekleiden, dann wurde das Obergewand, die toga oder das pallium, benutzt, um sie zu bedecken. Aus einem grossen viereckigen Tuche bestehend wurde sie für den sommerlichen Gebrauch ebenfalls aus dünnem Leinen, für den winterlichen aus einer Art Rubberstoff, einem zottigen Leinengewebe gebildet. Vier grosse gobelinartig eingewirkte und gleichfalls langharige Schilde, von Wolle verziert gewöhnlich die Ecken. Nachdem die mumifizirte Leiche damit umhüllt war, wurde sie auf ein Sykomorenbrett gebunden, um in, dem Anscheine nach, sehr seltenen Fällen auf einem Tannenbrettchen inschriftlich Namen und Lebensumstände des Bestatteten beigefügt zu

Digitized by Google

erhalten. Eine grosse Ausnahme scheint es auch gewesen zu sein, wenn ein Porträtgemälde beigelegt wurde, denn von einem solchen haben sich verhältnissmässig nur wenige Exemplare gefunden. Für die Sammlung des Herrn Graf sind sie nachgerade auf dreissig angewachsen. Die meistens ganz dünnen Sykomoren-, zuweilen stärkere Tannenbrettchen von circa 25 cm Breite und circa 35 cm. Höhe haben einen ganz dünnen Malgrund erhalten. Auf diesen sind die Brustbilder entweder mit Wasserfarbe oder mit Wachsfarbe aufgetragen. Sie stellen Kinder und Greise, Männer und Frauen dar, letztere in der Regel mit rosarother, also purpurner Tunika und mit Halsschmuck wie Ohrgeschmeide. Obwohl nur wenige die eigentliche Künstlerhand verrathen, manche dilettantenhaft behandelt sind, zeichnet alle eine flotte Manier, die meisten eine gute Modellirung aus. Die Carnation ist durchweg klar und frisch, der Ausdruck sehr lebendig und anmuthig, die Technik eine so vorzügliche, dass die Farbe, trotzdem die Brettchen vielfach zerbrochen und beschädigt sind, die ursprüngliche Frische fast ganz bewahrt haben. Dass es sich hier um die Abbildungen der Verstorbenen handle, die sie begleiten, ist nicht anzunehmen. Die heitere Lebenslust, die aus ihnen spricht, schliesst diesen Gedanken aus. Da sich an ihnen kein religiöses bezw. christliches Abzeichen findet, so waren sie von der „Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände" ausgeschlossen, der Herr Graf von seinen mit christlichen Emblemen verzierten ägyptischen Stoffen 27 Nummern anvertraut hat. Spezifisch christliche Darstellungen bilden ja überhaupt bei diesen Funden eher die Ausnahme, als die Regel. Die meisten Verzierungen sind dem vegetabilischen und animalischen Gebiete entnommen und ganz allgemeiner Art. Die persönlichen Darstellungen, die in reichster Abwechselung als einzelne Erscheinungen, aber auch als Gruppen wiederkehren, sind zum Theil der heidnischen, namentlich der römischen Mythologie entlehnt. Auf und absteigende Reihen von Standfiguren, die von kleinen Medaillons in abweichender Richtung unterbrochen werden, bilden eine besonders häufig vorkommende Dekoration. Bei ihnen begegnet öfters der Nimbus, der in dieser Gestalt doch wohl nur als ein christliches Sinnbild zu betrachten ist. Auf den ausgestellten Stoffresten findet er sich mehrfach, sowohl bei den schon wohl der mohamedanischen Epoche angehörigen beiden grösseren Köpfen, neben denen die betreffende griechische Inschrift: (Hl. Dionysos etc.) die Gewissheit der christlichen Bedeutung noch erhöht, als auch bei den wohl weiter zurückreichenden kleineren Darstellungen. Zahlreich sind diese namentlich auf den clavi einer Tunika vertreten. Auch einen von Thieren umgebenen Heiligen sowie eine Reiterfigur schmückt der Nimbus. Sogar der Kreuznimbus, der stets den drei göttlichen Personen vorbehalten geblieben ist, kommt vereinzelt vor. Noch häufiger als der Nimbus, begegnet das Kreuz und zwar stets in der griechischen Form, bald mit den rechtwinkelig,

Digitized by Google

also geradlinig auslaufenden, bald mit den sich erweiternden Balkenendigungen, in welcher Gestalt es den Beinamen des koptischen führt. Bald sind die Balken leer, bald mit Punkten, Tupfen, Rosetten ausgefüllt, bald ohne Umrahmung, bald von einem Kreise eingefasst, dessen Zirkel ornamental, auch mit Thiergebilden ausgestattet sind, in einem Falle auch mit dem Alpha und Omega. In der einen wie in der anderen Gestalt ist der obere Balken nicht selten durch einen Ring ersetzt, wodurch das Ganze die Gestalt eines verchristlichten Nilschlüssels gewinnt. Dieser Ring erscheint sogar einmal mit dem Monogramme Christi in der ältesten Form ausgefüllt. Eine Leinendecke ist mit in blauen, grünen und rothen Wollenfäden eingestickten Kreuzchen ganz besäet. Ein colossaler Teppich von circa 6 m Höhe, dessen reiche Musterung trotz der vielen Löcher und Lücken vollständig erkennbar ist, hat in seinem weissen Rande abwechselnd rothe und schwarze Kreuze. Die breite daran sich anschliessende Borte ist mit Palmetten gemustert. Mit ihr wechselt wiederum ein weisser Streifen ab, in den auf der Langseite zehn Nilschlüsselkreuze ebenfalls gobelinartig eingewirkt sind. Das grosse rundbogig geschlossene Mittelfeld enthält ebensolche Kreuze und in den oberen Ecken zwei gegeneinandergekehrte Vögel, die auch einen christlichen Charakter zu haben scheinen. Christliche Sinnbilder beherrschen hier also vollständig diesen riesigen Teppich, der haute-lisse gewebt, zugleich ein technisches Meisterwerk ist. Noch mehr Interesse, als diese uralten gewebten Stoffe verdienen die gleichfalls hier ausgestellten Reste eines grossen gedruckten Figurenteppichs. Von den auf Leinen mit blauer Farbe aufgedruckten 32 cm hohen Heiligenfiguren sind drei, welche durch die griechischen Inschriften als Petrus, Markus, Lukas bezeichnet sind, vollständig erhalten, von zwei anderen nur die unteren Hälften. Die Figuren sind mit aus zwei concentrischen Kreisen gebildeten Nimben ausgestattet. Ihre Bekleidung besteht in der langen Tunika und in dem Pallium, welches den rechten Arm frei lässt. Sie sind vorzüglich gezeichnet, so edel in der Bewegung und in der Linienführung, dass sie die Vermuthung, griechischen Ursprungs und sehr hohen Alters nahe legen. Da das Christenthum schon sehr früh in Aegypten Eingang, Bischof Annianus schon im Jahre 62 in Alexandrien Aufnahme gefunden hat, so würden selbst bis in das erste Jahrhundert zurückreichende christliche Darstellungen in Aegypten nicht zu befremden brauchen. Auch durch die Technik wird diese frühe Datirung nicht ausgeschlossen, denn Plinius erzählt, dass die Aegypter es verstanden haben, durch verschiedene Beitzen, die sie auf die gewebten Stoffe auftrugen, unsichtbare Muster zu bilden, die bunt, sogar mehrfarbig wurden, wenn sie eigens präparirt in den Farbkessel getaucht wurden (vergl. Semper der Stil Bd. I. S. 203). Dieses combinirte Drucken und Färben, wenn auch nur in einem Tone, liegt hier vor. In diesem selben bläulichen Tone sind auch die Ornamente ge-

Digitized by Google

halten, welche die Figuren einfassen als Zickzackrand mit eingelegtem Blatt und welche die bunte Umrandung bilden, in der Kreise, Rosetten und ihre Constellationen zu Musterungen sich zusammensetzen. Dieser merkwürdige Stoff übertrifft an Schönheit Umfang, Inhalt, Alter alle Zeugdrucke, die bis dahin bekannt geworden sind, auch den im Berliner Kunstgewerbemuseum befindlichen von Lessing entdeckten und als sassanidisch beschriebenen kleinen Adler, der einen Ganymed hält. Es ist ihm daher eine genauere Untersuchung als sie hinter Glas stattfinden kann, und eine eingehendere Beschreibung, als sie hier möglich ist, gar sehr zu wünschen.

Fast zu lange haben wir uns bei den koptischen Geweben aufgehalten, deren Beschreibung knapper ausgefallen wäre, wenn nicht ein besonderer Umstand gestattete, die Beschreibung der an sich für unseren Zweck bedeutungsvolleren mittelalterlichen Paramente hier wesentlich zu beschränken. Die hervorragendsten derselben sind nämlich auf der am 11. Okt. eröffneten Crefelder Textilausstellung erschienen, wo sie von unserer Seite grössere Beachtung beanspruchen und verdienen, als in Wien. Die „Jahrbücher" werden gewiss nicht darauf verzichten wollen, ihnen dort im Zusammenhange mit den übrigen in reicher Fülle vorhandenen Kostbarkeiten eine besonders intensive Aufmerksamkeit zu widmen. Beschränken wir uns also bei den Paramenten, die in Geweben und Stickereien bestehen, auf einen Ueberblick. — Für die meisten derselben, also für die Mehrzahl der liturgischen Bekleidungsstücke lag bereits in der karolingischen Periode eine ausgebildete Form vor. Aus dieser frühen Zeit hat sich aber kein einziges Exemplar vollständig erhalten, wohl aber manches Bruchstück. Die romanische Periode aber ist hier durch mehrere wohl erhaltene Ornate vertreten, unter denen die wohl noch dem XI. Jahrh. angehörige Brixener Glockencasel den ersten Platz einnimmt. Sie hat im Unterschiede von fast allen alten Messgewändern die ursprüngliche Form ganz unverkürzt bewahrt. Die gewaltige Adlerfigur, die ihre Musterung bildet, zeigt auf byzantinischen, das ganz schmale Börtchen, welches über die Schultern laufend vorn wie hinten ein Gabelkreuz bildet, auf palermitanischen Ursprung hin. Hat an ihr die Stickerei gar keine Verwendung gefunden, dann beherrscht diese ausschliesslich die beiden folgenden etwa um ein Jahrhundert jüngeren Caseln aus dem Stifte St. Paul. Quadrate bilden bei beiden die Hauptformen für die zahlreichen Darstellungen, Gold und vielfarbige Seide das Material, in denen diese auf dem Leinenfond ausgeführt sind, gleich vorzüglich in Zeichnung wie in Technik. Sie haben auch noch die glockenförmige Gestalt, die erst im XIV. Jahrh. zu der rautenförmigen mit abgerundeten Ecken reducirt wurde, desswegen hat auch die noch dem Anfange dieses Jahrh. entstammende Seidencasel aus dem Stifte Melk, die mit geometrischer Musterung und grosser Darstellung der Kreuzigung be-

Digitized by Google

stickt ist, noch diese alte Form. Die beiden frühgothischen Pluviale aus St. Paul und aus St. Michael in Salzburg mit ihren kleinen Kapuzen (aus denen später die anfangs auch ganz kleinen Schilde sich entwickelt haben) theilen mit den vorher genannten Gewändern die technische Ausführung, die namentlich bei letzterem durch den Goldfond eine sehr brillante ist. — Der Beutel aus dem Kapuzinerkloster in Wien ist eine überaus delikate romanische Seidenstickerei, nicht minder die ebenfalls mit Perlen verbrämte Aermelborde an den im Uebrigen mit der Stricknadel hergestellten Bischofshandschuhen aus Brixen, die ein byzantinisches Zellenschmelz-Medaillon schmückt. An Alter steht ihnen die aus demselben Schatze stammende Mitra, deren Schmuck nur in gewebten (wohl sicilianischen) Borten verschiedener Breite besteht, nur wenig nach. Mit ihr mag die erst im XVII. Jahrh. zu einer Bursa verarbeitete Parura aus Brünn die Ursprungszeit theilen. Die frühgothische Periode vertritt am glänzendsten das berühmte Salzburger Antipendium, welches ganz mit der Nadel hergestellt ist bis auf einige merkwürdiger Weise in Metall getriebene aufgeheftete Appliquen. Hier sind Anordnung, Zeichnung, Ausführung, Erhaltung gleich vorzüglich. Aus derselben Zeit stammen auch einige gut ausgeführte gestickte Caselkreuze, die aber beschnitten sind, von den im XVI. Jahrh. immer knapper sich gestaltenden Messgewändern in Mitleidenschaft gezogen. Sie sind fast alle durch Flachstickerei entstanden und durch das Bestreben ausgezeichnet, durch schwere Betonung der Gewandfalten und stark aufgetragene grünliche und gelbliche Lichter die Figuren, um so lebendiger und wirkungsvoller von dem in der Regel goldenen Rautengrunde sich abheben zu lassen. Bei einem dieser der Akademie zu Prag gehörigen auch durch die Grösse seiner Figuren hervorragenden Kreuze wird die Wirkung noch erhöht durch die mit Perlen ausgefüllten und von vergoldeten Metallwulsten eingefassten Nimben. Von geringerer Bedeutung sind sieben gestickte Caselkreuze, die Christus am Kreuz und unter ihm Maria und Johannes in der schematischen Weise darstellen, die sich bis tief in's XVI. Jahrh. fortsetzt. Die Reliefstickerei, die stilistisch als eine Verirrung, technisch aber als eine Errungenschaft zu betrachten ist, erscheint auf mehreren Gewändern des Brünner Domes, namentlich auf einer Casel von violetter Atlasseide, die die Jahreszahl 1487 trägt und ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt hat. Maria ist im Strahlenkranze dargestellt von vier Engeln umgeben, unter ihr eine gekrönte Standfigur mit Wappen. Sogar der Mantel von dieser und das Untergewand der Gottesmutter sind reich mit Golddessins ausgestickt. Ranken bilden ringsumher die Einfassung. — Bevor wir, mit diesem glänzenden Gewande an die Schwelle der Renaissance gelangt, ihre reichen Erzeugnisse auf unserer Ausstellung prüfen, müssen wir noch einiger älterer Stickereien gedenken. Zunächst handelt es sich um zwei gestickte Mitren; die eine aus Admont hat inter-

Digitized by Google

essante Borten: goldenes Rankenwerk auf Netzgrund und metallene Ausläufer wie an der Spitze, so an den herabhängenden Bändern, die andere ist auf goldbesticktem Grunde mit Medaillons ausgestattet, die mit rundlichen Goldpailletten umsäumt sind. Zwei mit Satteldächern bedeckte Reliquienschreinchen aus Melk sind aus Seide gebildet und in einfacher aber sehr wirkungsvoller und mustergültiger Weise mit aufgestickten Buchstaben resp. Namen verziert. Farbige Kordel bildet ringsumher die Einfassung, ein aus Goldfäden gedrehter Knopf die Giebelbekrönung. Der etwas aussergewöhnlicher Weise in Stramin gestickte spätgothische Teppich vom Nonnberg hat ein Monogramm als Mittel-, die Evangelistensymbole als Eckenverzierung. Der grosse gestickte „Sibyllen"-Teppich, der zu den noch in den letzten fünfzehn Jahren aus Hildesheim massenhaft verschleppten und verschleuderten Alterthümern zählt, gehört in die Classe der in den hannöverschen Klöstern gegen den Schluss des Mittelalters mit Vorliebe angefertigten Dekorationstapisserien, wie sie sich besonders in den Stiftern von Wienhausen, Lüne u. s. w. noch zahlreich erhalten haben. Ihre vornehmlich der christlichen Naturanschauung und der heidnischen Mythologie entlehnte Ikonographie gestattete auch sie als Fussteppiche zu benutzen. Als Wandbehang dagegen diente der von Figdor ausgestellte Gobelin, auf dem der Tod Mariens in ganz vortrefflicher Zeichnung erscheint, in die aber das Gold keine Aufnahme gefunden hat. Das kleine aber reizende Seidendeckchen vom Nonnberg mit den in Gold aufgestickten grün contourirten Figuren von 10 fliegenden Engeln, deren Köpfchen gemalt sind, war wohl zu einem Kelchtuche bestimmt. An dieses deutsche Machwerk schliesst sich der Entstehungszeit nach eine sehr interessante italienische Casel an, die erst vor Kurzem in den Besitz des österreichischen Museums gelangt war. Die breiten Stäbe sind in der sogen. burgundischen Technik, einer Art Lasurstickerei auf Goldfäden, ausgeführt und stellen übereinandergeordnete sitzende Figuren unter dekorativem Baldachin vor. Stäbe wie Gewand haben noch ihre ursprüngliche Gestalt und der sehr dekorative und doch vornehme Stoff des letzteren besteht in grossen Granatapfelmustern, die dem gelben Seidengrunde in schwerer Silber-Frisé-Technik eingebunden sind. Diese Casel eröffnet die lange Reihe der prächtigen Renaissance-Ornate, welche in den grossen Vitrinen vornehmlich durch ihre Goldstickereien reichen, wenn auch fast nur ornamentalen Glanz verbreiten. Die Ranken auf der grünen Nikolsburger Casel zeichnen sich durch edlen Linienfluss aus; die Goldarabesken auf dem Kremsmünsterer Messgewande, die dichter und mit Pailletten durchstreut auf den Stäben, viel loser im Uebrigen gehalten sind, heben sich von dem rothen Atlasgrunde sehr feierlich ab. Ein ebenso schöner nur etwas jüngerer aber vollständiger Ornat aus Prag hat zugleich den Vorzug, auf beiden Seiten mit dichten Goldranken bestickt zu sein, hier auf weissem, dort auf rothem Atlasgrund.

Digitized by Google

Auch der Dom von Linz und die Schottenkirche in Wien haben vorzügliche Barock-Gewänder geschickt, eine Dalmatik aus späterm aber noch edel behandeltem Goldbrokat das Stift Lambach und endlich das Mechitaristenkloster in Wien kaum ein Jahrhundert alte Paramente, die in Constantinopel von armenischen Frauen angefertigt sind. — Mit Reliefspitzen ist eine Casel überzogen, deren hellrother Grund einen wirkungsvollen Contrast bildet zu den fein ausgeführten Blumen. In durchbrochener Technik sind auch eine überaus feine Kelchdecke von Figdor gehalten, sowie mehrere in Gold und Farben ausgeführte Leinenstickereien, die so vornehm in der Wirkung, wie fein in der Tecknik sind.

Bevor wir den Ueberblick über die zweite Gruppe schliessen, müssen wir noch einer sehr interessanten Serie von Stickereien unsere Aufmerksamkeit schenken, die erst lange nach Eröffnung der Ausstellung eingetroffen waren und daher in dem Cataloge keine Erwähnung mehr haben finden können. Es sind die durch ihre Bestimmung und Form, durch ihre Ausstattung und technische Behandlung merkwürdigen liturgischen Stickereien aus den bukowinischen Klöstern Putna, Dragomirna und Suczewitza. Sie bestehen in Stolen, Manipeln, Kelchdecken, Teppichen mit den Darstellungen der Grablegung Christi, des Todes oder der Himmelfahrt Mariens, endlich in Grabdecken. Nur wenige von ihnen reichen bis in den Ausgang des XV. Jahrh. zurück, die meisten gehören dem XVI., einige erst dem XVII. Jahrh. an. Die serbische Inschrift, mit der jede geschmückt ist, enthält ausser ikonographischen Angaben fast immer auch eine Zeitbestimmung. Ihr ganzer liturgisch-ikonographischer Apparat wird von orientalischen und griechischen Traditionen beherrscht. Diesem Formenkreise gehören auch die figuralen Darstellungen an, die auf ihnen eine grosse Rolle spielen. Haltung, wie Bewegung, Ausdruck wie Ausstattung der einzelnen Figuren erinnern auf's lebhafteste an solche Vorbilder. Die ornamentalen Beigaben hingegen weisen schon mannichfache andere Einflüsse auf, persische auf der einen, italienische und deutsche auf der andern Seite. Die sehr sorgsame und reiche Technik zehrt noch entschieden von den griechischen Reminiscenzen, das Gold hat starke Verwendung wie zu den Gewändern, so namentlich zu den Attributen und Inschriften gefunden, auch das Silber ist nicht vernachlässigt. Für die farbigen Theile ist meistens Seide, in einigen Fällen auch, namentlich bei den späteren Erzeugnissen, Wolle gebraucht worden. Die Ausführung in dem einen, wie in dem andern Material ist eine sehr sorgsame. Neben dem Plattstich erscheint der ältere Kettenstich und, zumal für die Hintergründe, der kräftige Emailstich. Den Fond bildet anfangs Seide, später auch Sammt. — Von den Kelchdecken gehen zwei, die eine quadratische Gestalt haben, bis in das Jahr 1481 zurück. Die unlängst auf neuen Stoff aufgenähten Stickereien stellen unter einem von einem Vorhange überspannten Baldachin den Heiland hinter

Digitized by Google

einem Altare stehend dar, dessen Vorderseite mit einem Patriarchalkreuze und den betreffenden Monogrammen verziert ist. Rechts wie links von ihm erscheinen je drei mit Namen versehene Apostel, denen er auf der einen Decke die hl. Hostie, auf der andern den Kelch reicht in ganz ähnlicher Weise, wie auf der vatikanischen Kaiserdalmatik, die bekanntlich dem XII. Jahrh. angehört. Unmittelbar neben Christus steht ein, wie er selber, mit Nimbus geschmückter Engel. Eine dichte Goldinschrift bildet die Umrahmung. Die Untergewänder sind in Silber, die Mäntel in Gold ausgeführt, farbige Fäden nur für die Contouren, Perlen nur benutzt um Christus wie den Engel rings damit einzufassen. Die beiden anderen nicht unerheblich jüngeren Kelchdecken setzen sich aus fünf kleinern Sammtquadraten zusammen, die ein griechisches Kreuz bilden. Das mittlere Quadrat ist mit einer grossen Kelchknppe geschmückt, in der ein Kind liegt; je fünf Engel, von denen der vorderste in ganzer Figur ein Flabellum — Stange mit Seraphimscheibe — trägt, flankiren es. Auf jedem der vier ausstossenden Quadrate ist ein Engel mit Stola unter einem Bogen dargestellt. — Von den fünf Stolen, die je eine Länge von $2^1/_2$—3 m, eine Breite von circa 22 cm haben, ist eine als Geschenk der Fürstin Marghitta, Gemahlin von Simeon Moghila und mit der Jahrezzahl 1607 bezeichnet. Sechs übereinandergeordnete Standfiguren von Heiligen steigen auf jeder Seite zur Mitte auf, die durch drei Brustbilder markirt ist. Auf dem rothen Seidenfond ist nur wenig Farbe gebrancht, desto mehr Gold. Ganz ähnlich, aber etwas einfacher sind die andern Stolen gemustert, während die fünfte eine viel reichere Behandlung erfahren hat. Medaillons mit figurenreichen Darstellnngen aus dem Leben und Leiden des Herrn gruppiren sich auf beiden Seiten übereinander um sich in der Abendmahlsscene zu vereinigen. Geometrisch gemusterte Ansätze mit Quasten bilden die Ausläufer. — Die sechs Manipeln, die wohl alle erst dem XVII. Jahrh. angehören, haben die trapezförmige Manchettenform, wie sie sich bei den Abyssiniern bis heute erhalten hat, das Mittelfeld ist mit Figuren oder Krenzen in Gold bestickt, der untere nnd obere Rand mit Inschrift in Silber versehen. Ringe dienen an den Schmalseiten zur Befestigung. — Zwei grosse nnd zwei kleinere Teppiche mit der Darstellung der Grablegung Christi (Aer) werden wohl als Antimensia, also als Ersatz für einen (Altar-) Tisch d. h. für einen Tragaltar zu betrachten sein. Die Griechen pflegten nämlich den Altar bei seiner Consekrirung mit einer mehr oder minder reich verzierten Decke zu belegen, die der Bischof nachher nicht selten in Stücke zerschnitt, damit sie in Ermangelung von den bei den Griechen viel minder üblichen steinernen Tragaltärchen zur Aufnahme der Oblaten und zur Darbringung des hl. Opfers benutzt würden. Da die Griechen den Altar mit Vorliebe als das Grab des Heilandes betrachteten, so war die Grablegungsscene ihnen als Schmuck für das Antimensium besonders naheliegend nnd geläufig.

Digitized by Google

Von den beiden kleineren Decken stammt die eine aus dem Jahre 1490. Sämmtliche in Gold und Silber ausgeführte Darstellungen sind auf neuen Seidenstoff übertragen. Christus liegt im Grabe, zu seinen Häupten sitzt seine hl. Mutter, in der Mitte mit aufgerichteten Armen Magdalena, die linke Hand hält der hl. Johannes, zwischen ihnen und ringsherum completiren die Gruppe die anderen Personen, zu denen vier Engel die untern, vier die obere Parthie ausfüllen, je zwei derselben mit Flabellen in den Händen. — Die andere kleine, ohne Zweifel jüngere Decke ist oblong und zeigt den Heiland nur von den drei Marien, sowie unten und oben von je zwei Engeln umgeben. Diese tragen je ein Flabellum mit Seraphimscheibe, jene knien oben mit ausgestreckten Händen. — Die beiden anderen viel grösseren Antimensien stammen aus dem Jahr 1592 und 1598. Um das ältere läuft eine Inschrift in Silber, ein Ornamentband in Gold, die Evangelistensymbole bilden die Ecken, unten wie oben erscheinen Engel, von denen je zwei Flabellen-Scheiben mit Inschriften halten. Am Kopfe sitzt ausser der hl. Mutter Maria Jakobe, in der Mitte Magdalena, zu Füssen Johannes, Joseph von Arimathia und Nikodemus. Auch hier sind Perlen zur Verbrämung benutzt. — Noch viel reicher ist die letzte Decke behandelt, die eine grosse Goldinschrift umsäumt, daneben eine Serie von 33 Medaillon mit Büsten unten durch eine Darstellung des Todes Mariä unterbrochen. In den Ecken wiederum die Evangelistensymbole und unten wie oben je zwei Flabellen tragende Engel. Zwischen ihnen gruppiren sich, wie vorher, die sechs typischen Personen, oben erscheint dazu in Medaillonform die Taube als hl. Geist von zwei anderen ebenfalls dreistrahligen Medaillons (die wohl Sonne und Mond versinnbilden) flankirt. Gold und Silber sind hier spärlicher verwendet, die Fleischtheile überaus fein behandelt, sehr wirkungsvoll auch der reich gemusterte Grund. — Ein Teppich von ähnlicher Grösse und Behandlung mit der Jahreszahl 1510 stellt den Tod Mariens vor. Christus empfängt im Strahlenkranze unter einem Bogen schwebend die Seele seiner hl. Mutter, die von den zwölf Aposteln und zwei anderen heiligen Priestern umgeben ist. Engel, zum Theil mit Seraphim-Flabellen, umschweben die traditionell geordnete Gruppe, die noch durch das kleine Bildniss der Stifterin in fürstlicher Kleidung vervollständigt wird. Grosses Rankenwerk, unten einige burgartige Anlagen einschliessend, umgeben die reiche Darstellung. — Viel kleiner und älter ist ein quadratischer Behang, der unten den Tod Mariens, oben die Aufnahme ihrer Seele in den Himmel zeigt, indem Gott Vater von Engeln umgeben das von Christus getragene kleine Kind empfängt. Perlen contouriren auch hier die aus Gold- und Silberfäden mit farbigen Falten gestickten Figuren. — Drei Grabdecken bringen diese merkwürdige Sammlung zum Abschlusse. Die älteste derselben mit dem Datum 1476 stellt die Fürstin Maria, Gemahlin Stephans des Grossen, wohl ungefähr in natürlicher Grösse dar, die Hände

Digitized by Google

übereinandergelegt, die Augen geschlossen, im Schmucke einer schönen Krone und reichen Geschmeides, in einem von schweren Granatapfelmusterungen dicht besetzten Gewande. Ein auf zwei Halbsäulen sich entwickelnder arabischer Bogen bekrönt sie baldachinartig; Medaillons mit Doppeladler, oder Monogrammen füllen die Ecken; eine mächtige Goldumschrift vollendet die ganze Stickerei, die auf rother Seide vornehmlich in Gold und Silber ausgeführt und trotz ihres Alters vorzüglich erhalten ist. — Dem im Jahre 1607 gestorbenen moldauischen Fürsten Jeremie Moghila ist die folgende Grabdecke gewidmet, welche ihn lebend und auf einem Stuhl sitzend in guter Charakterisirung darstellt. Ein reicher Mantel umgibt ihn, eine Mütze ziert sein Haupt. Die oberen Winkel füllt rechts eine doppelchorige Kirche, über der die „dextera manus Dei", rechts ein Wappen aus. Unten bilden je ein grosses in Gold und Silber ausgeführtes Blatt die seitliche Ausstattung. Die Blattwerkmusterungen, die den Sammtgrund beleben, verrathen persische Anklänge. — Aus demselben Jahre stammt die Grabdecke des Fürsten Simeon Moghila, der stehend mit der Krone abgebildet ist, die Hände über der Brust gekreuzt. Das Untergewand ist in Silber gestickt, der Mantel mit grossen Blumen auf Sammtgrund gemustert. Zwei aufsteigende Blumenstauden bilden mit zwei Wappen die seitliche Zier, ein Ornamentband und eine kleine Silberumschrift die Einfassung. — Die weniger summarische Behandlung, welche diese liturgisch, stilistisch und technisch merkwürdigen Stickereien hier erfahren haben, mag ihre Entschuldigung finden in deren Eigenart, sowie in dem Umstande, dass der Catalog sie ganz unerwähnt gelassen hat und eine anderweitige Würdigung ihnen auch vorenthalten geblieben zu sein scheint.

Mit ihnen hat die zweite Gruppe der Ausstellung in unserer Besprechung ihren Abschluss gefunden.

Die dritte Gruppe umfasst Holzarbeiten: Kirchenmobilien, Altäre, Reliefs und Einzelfiguren. Dass ihre Zahl ein Hundert nicht erheblich übersteigt, könnte auffallend erscheinen angesichts des Umstandes, dass kein kirchlicher Kunstzweig der Vergangenheit einen so grossen Nachlass aufzuweisen haben möchte, als jener der Holzarbeiten. Es darf aber hierbei nicht übersehen werden, dass kleinere Kirchenmöbel aus dem Mittelalter selten und für die Aufnahme grösserer diese Säale nicht ausreichen würden, dass Holzfiguren aus dem frühen Mittelalter äusserst rar und in der Regel sehr roh, aus der spätern Zeit vielfach zu handwerksmässig sind und in zu grossen Dimensionen in diese Räume nicht recht gepasst hätten. Ein vollständiges Entwickelungsbild ist es daher nicht, was sich hier darbietet, aber ein höchst lehrreiches ohne jeden Zweifel. Bei dem Versuche es zu analysiren, begegnen wir zunächst dem derben aber höchst charakteristischen und merkwürdigen Thronstuhl aus Norwegen, den Minutoli dort erwarb, Figdor auf einer Kunstauktion in Köln erstand.

Digitized by Google

Dazu gibt es keine Analogieen deutscher Herkunft. Viel vornehmer ist das berühmte Faldistorium vom Nonnberg mit seinen romanischen Löwenköpfen und Reliefs aus Elfenbein, sowie mit dem gothischen Holzgestell und den wohl im Anfange des XV. Jahrh. aufgemalten Miniaturen. Drei geschnitzte Faltstühle aus dem XVI. und XVII. Jahrh., einer mit Armlehnen versehen, schliessen sich an, ebenso mustergültige als seltene Exemplare, die Figdor in seiner auch an alten Möbeln sehr reichen Sammlung zu vereinigen gewusst hat. Das Sängerpult desselben Besitzes und das Messpültchen aus Kremsmünster, beide aus weichem Holz, welche um die Wende des Mittelalters nach süddeutscher Sitte mit eingeschnittenem Flachornament versehen und mit etwas Farbe belebt sind, verdienen besondere Beachtung, wie der spätgothische Tabernakel mit seinen Masswerkfüllungen. Die beiden mit Satteldach bekrönten Reliquienschreinchen aus Klosterneuburg haben den Vorzug einfacher aber sehr harmonischer Anordnung und ursprünglicher Bemalung. Das oblonge Kästchen aus Wilbering, welches ringsum mit durchbrochenen und vergoldeten Bleireliefs umkleidet ist, wie sie das XIV. Jahrh. zur Ausstattung von glanzversilberten Schreinchen mit Vorliebe verwandte, hat leider eine vollständige Erneuerung erfahren. Die wenigen Schnitzaltäre sowohl wie die einzelnen Reliefs zeichnen sich weder durch hohes Alter, noch durch hervorragende Schönheit aus. Es fehlt aber doch nicht an spätgothischen Flachgruppen, welche besonderer Beachtung werth sind. Diese verdienen noch mehr die Einzelfiguren, die ohne sehr zahlreich zu sein, zu einer guten chronologischen Serie sich vereinigen. Diese beginnt freilich erst mit der frühgothischen Periode, über welche Holzfiguren überhaupt sehr selten hinausreichen. Will man den Figurenstil aus den früheren Epochen kennen lernen, so muss man sich den Elfenbeinsculpturen zuwenden, die auf der Ausstellung in aussergewöhnlicher Zahl und Güte vertreten, aber in einer anderen Gruppe untergebracht sind, desswegen hier noch nicht behandelt werden können. Eine kleine sitzende Holzmadonna des Grafen Wilczek weist noch romanische Reminiscenzen auf, eine andere mit alter Bemalung hat frühgothischen Charakter, von dem die ebenfalls bemalte schlanke und edle St. Georgsfigur nur noch Erinnerungen zeigt. Einen gewaltigen Crucifixus von etwas übertriebenem Ausdrucke, wohl ein ehemaliges Triumphkreuz, hat Graf Wilczek geschickt, einige gute Statuetten und Gruppen des XV. und XVI. Jahrh. Fürst Liechtenstein, vier vortreffliche Evangelistenfiguren Frau Laug. Das Statuettchen der klugen Jungfrau und die St. Catharinenbüste aus dem Besitze des Museums sind von aussergewöhnlicher Schönheit. An sie schliesst sich das italienische Frührenaissancefigürchen der hl. Margaretha, dem der ganze Reiz der reichen Bemalung erhalten geblieben, würdig an. Auch die beiden grau angestrichenen und nur in den Carnationstheilen bemalten Standfigürchen von Maria und Johannes (unter dem wohl nicht

Digitized by Google

mehr vorhandenen Kreuze) dürfen ihrer flotten Behandlung wegen nicht unerwähnt bleiben. Nirgendwo aber zeigt sich diese hier deutlicher, als an der lebensgrossen Madonna, die dem Tilman Riemenschneider zugeschrieben wird. Der Realismus, der sie bereits beherrscht, charakterisirt in noch viel höherem Maasse die Sculpturen der beiden folgenden Jahrhunderte, die hier auch nicht fehlen. Einige sind von tiefem Gefühl und vorzüglicher Durchführung, so eine Pietà mit weinendem Engel. — Unter diesen Figuren fehlt auch die sogen. kleine Plastik nicht. Sie ist vornehmlich in den sogen. Athoskreuzen vertreten, d. h. in Kreuzen mit ganz kleinen geschnitzten Darstellungen aus dem Leben Christi, die von Mönchen auf dem Berge Athos nach alten byzantinischen Vorbildern seit Jahrhunderten handwerksmässig bis in die neueste Zeit angefertigt werden, um (zuweilen mit Reliquien versehen) als Devotionsobjekte zu dienen. Je weiter sie in der Zeit zurückreichen, desto strenger ist ihr Stil, obwohl sie dessen Eigenthümlichkeiten bis jetzt zu bewahren gesucht haben. So häufig sie aus den letzten Jahrhunderten begegnen, so selten kommen solche vor, die sich durch ihre metallische Ausstattung als mittelalterliche Erzeugnisse mit Sicherheit zu erkennen geben. Griechische Kirchen scheinen sie noch in manchen Exemplaren zu besitzen. Bald sind es getriebene oder gravirte Inschriften, bald Filigranornamente und Niellen, bald siebenbürgischer Emailschmuck, der sie bestimmt. Von Pilgern mitgebracht erhielten sie ihre in der Regel in Borten und Streifen bestehende Fassung gewöhnlich erst, wenn sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt waren. Grösse und Anordnung sind bei ihnen verschieden, meistens haben sie zwei, zuweilen drei Querbalken, ausser diesen wohl auch noch zwei birnförmige Ausläufer, die seitlich zu jenen emporstreben. Diese Kreuze sind hier in aussergewöhnlicher Anzahl erschienen. Zwei derselben stammen aus dem Kloster Putna, das eine ausnehmlich gross mit an den Schmalseiten ringsumherlaufenden Inschriftfriesen und mit einem Metallknaufe, der in eine Hülse ausläuft, also das Aufstecken auf eine Tragstange, oder auf ein Postament ermöglicht. Das andere ist mit Borten von Filigran-Email geschmückt, wie das XV. Jahrh. es in Ungarn und in den südlich angrenzenden Ländern zu so reicher und glänzender Entfaltung gebracht hat an liturgischen Gefässen, aber auch an Schmuckgegenständen. An einem besonders grossen und reich ausgebildeten Kreuze aus Dragomirna ist die Filigrantechnik ohne Schmelzwerk, aber in sehr entwickelter Weise verwendet, während ein anderes aus dem Dome von St. Pölten glänzenden Steinschmuck und fein durchgeführtes Niello aufweist. Auf einer Nachahmung dieser Kreuze und ähnlich behandelter Medaillons und Kapseln mögen die auf der Ausstellung auch nicht fehlenden Gebetnüsse beruhen, die fast alle in der spätgothischen Periode enstanden sind. Die letzten von ihnen, die flandrischen Ursprunges, sind vollendete Kunstwerke von höchster Feinheit, aber auch die

Digitized by Google

geringsten derselben übertreffen an Selbstständigkeit der Erfindung und an Correktheit der Durchführung alle diese Miniaturgrüppchen vom Berge Athos, die auf schematischer Wiederholung und handwerksmässiger Vervielfältigung beruhend, fast als eine Art von Verknöcherung erscheinen. — Da in diese dritte Gruppe auch die wenigen Gemälde Aufnahme gefunden haben, welche hier vorhanden, so werden wir ihrer noch mit einigen Worten zu gedenken haben. Ein Flügelaltärchen aus der Schule von Siena mit der Jahreszahl 1338 ist ein überaus anmuthiges und edles Werk, ebenso ein Altar mit doppelten Flügeln, der aber mindestens ein halbes Jahrhundert jünger ist. Ein Triptychon mit Miniaturen vom Nonnberg und ein grösseres Gemälde vom Jahre 1410 zeichnen sich zugleich durch den Vorzug aus, dass ihnen der ursprüngliche Rahmen erhalten geblieben ist, an letzterem sogar mit Minuskelinschrift in Silber auf rothem Grunde. Auf graue Leinwand sind mit wenigen Lokalfarben 12 Darstellungen aus dem Leiden Christi derb und kräftig um 1500 aufgemalt, um ein Fasten- oder Hungertuch zu bilden. — Gering an Zahl, aber vorzüglich an Qualität sind auch die vom Grafen Wilczek und vom Stifte Herzogenburg gesandten Glasmalereien. Sie bestehen in herrlichen frühgothischen Grisaille-Ornamenten mit farbigen Einfassungen, sowie in geometrisch gemusterten Feldern mit Standfiguren und Brustbildern, selbst mit Donator und Donatrix, aus der Mitte des XIV. Jahrh., wahre Muster harmonischer Stimmung. Aus derselben Zeit stammt ein Feld mit Wappen, sowie eine Grisaille-Tafel mit zwei kleinen Darstellungen. Das XV. Jahrh. ist nur durch drei kleinere Bilder, die Frührenaissance nur durch eine Madonna im Strahlenkranze vertreten.

Die vierte Gruppe, welche die Metallarbeiten und das Email umfasst, übertrifft alle anderen an Werth und Bedeutung. Was hier an Kelchen, Ciborien und Monstranzen, an Oelgefässen und Reliquienbehältern der mannichfachsten Art, an Taufgefässen und Aquamanilien, an Krummstäben und Rauchfässern, an Kreuzen und Crucifixen, an Lampen und Leuchtern, kurz an kirchlichem Geräth aus der altchristlichen Periode bis in das vorige Jahrhundert vereinigt, ist geradezu überwältigend, eine vollständige Geschichte dieses so hervorragenden Kunstzweiges. Und was hier an Herstellungsverfahren vorliegt, an Guss-, Treib-, Ciselir-, Filigran- und Gravir-Arbeiten, an Zellen- und Gruben-Schmelz, an Relief- und Maler-Email, an Niello- und Tauschirung, an Stein-Fassung und Verzierung, bietet einen vollständigen Ueberblick über sämmtliche dem Goldschmiede, der in gewissem Sinne den Architekten, Maler und Bildhauer in seiner Person zu vereinigen hatte, im Mittelalter geläufige Techniken. Eine oberflächliche Aufzählung oder Zusammenstellung würde hier ohne besonderen Nutzen sein, eine eingehende systematische Behandlung aber einen Raum beanspruchen, der hier auf einmal nicht in Beschlag genommen werden kann,

Digitized by Google

zumal nach dem bereits verbrauchten. Es dürfte sich daher empfehlen, aus den einzelnen Hauptbestandtheilen dieser Gruppen gelegentlich wieder kleinere Gruppen zu bilden unter eigenen Ueberschriften wie „der Kelch und seine Geschichte", „die Monstranz und ihre Entwickelung" u. s. w. u. s. w. In diesen wären dann den einzelnen hier vorhandenen Objekten die Stellen anzuweisen, die ihnen in diesen langen und vielgestaltigen, der wissenschaftlichen Durchforschung noch sehr bedürftigen Entwickelungsstadien zukommen.

Die letzte Gruppe umfasst Arbeiten verschiedener Art, zunächst aus Elfenbein und Bein. Sechs romanische Krummstäbe, fast alle noch im ursprünglichen Stifterbesitz, treten zugleich auf, einzelne von ihnen auch sehr merkwürdig und lehrreich durch die Art ihrer Bemalung, die beim Elfenbein wie beim Marmor ein besonderes Interesse beansprucht. Die Pyxis von Figdor, von der es zweifelhaft bleibt, ob sie ursprünglich schon für Hostien bestimmt war, gehört zu den letzten Ausläufern der altchristlichen Periode, während das XI. Jahrh. durch zwei mit Hoch-Reliefs umkleidete Tragaltärchen aus dem Stifte Melk vorzüglich vertreten ist. Die beiden uralten reich reliefirten Hornreliquiare aus dem Prager Dome sind ebenso grosse Seltenheiten wie Merkwürdigkeiten. Mehrfach erscheinen Reliquienkästchen. Eines derselben mit eingravirten und farbig ausgestrichenen kleinen Kreisen und grösseren Segmenten dürfte orientalischer oder nordischer Herkunft und viel älter sein, als der Katalog angibt. Eine sehr elegante Verbindung von Elfenbein und Bronze zeigt ein der Frührenaissance angehöriges Schmuckkästchen. Die zahlreichen Elfenbeintafeln bilden eine vorzügliche Illustration der kleinen Plastik vom X. bis in's XVIII. Jahrh. Dem Alter wie der Bedeutung nach stehen an der Spitze die beiden Tafeln von Figdor, die aus der Rheinprovinz stammend zuerst auf der Kölner Ausstellung 1876 Beachtung fanden und seitdem auch literarisch sind gewürdigt worden, ursprünglich wohl die beiden Flügel eines Triptychons. An sie schliesst sich unmittelbar und durchaus würdig das herrliche Relief aus Heiligenkreuz an, welches den hl. Papst Gregor darstellt, dem eine auf seiner Schulter sitzende Taube in's Ohr diktirt. Die Reliefтafel mit der Darstellung des Todes Mariens scheint eine griechische Orginalarbeit zu sein. Das bemalte Diptychon aus Klosterneuburg wird französischen Ursprunges sein, deutscher Abstammung wohl das sehr edle Triptychon aus dem Besitze des Fürsten Liechtenstein, dem sich das etwas spätere Diptychon aus Kremsmünster würdig an die Seite stellt. Noch etwas später ist das Flügelaltärchen aus St. Florian, wohl eine spanische Arbeit. Auch an guten Statuettchen fehlt es nicht. Zu den besten zählt die Madonna auf altem Metallfusse aus dem Prager Domschatze. Als Abschluss dieser Elfenbeingruppe erscheint eine Serie von Cruzifixen der letzten Jahrhunderte. Sie vervollständigt den Ueberblick über die

Digitized by Google

Geschichte des Kreuzes und des Gekreuzigten, zu dem die Metallgruppe zahlreiche Beiträge liefert aus dem frühen Mittelalter bis an seinen äussersten Schluss. — Die Alabaster-Statuetten und -Reliefs reichen fast alle bis in's XIV. und XV. Jahrh. zurück. Die spärliche Bemalung, die ihnen meistens zu Theil wurde, verleiht ihnen einen eigenthümlichen Reiz, obwohl sie in der Regel mehr die Hand des Kunsthandwerkers, als des eigentlichen Künstlers verrathen. Die beiden italienischen Marmorreliefs des Fürsten Liechtenstein sind gute Leistungen aus dem XV. resp. XVIII. Jahrh., die beiden Reliefs aus Kehlheimerstein in neuerer Zeit gut ausgeführt im Anschlusse an Arbeiten des XVI. Jahrh., das Tragaltärchen aus Kehlheimerstein mit der Jahreszahl 1506, welches Graf Enzenberg geschickt hat, ist mit eingravirten bezw. geätzten Darstellungen versehen, die durch wenig Farbe gehoben sind. Auch einige colorirte Thonreliefs verdienen Beachtung, noch mehr ein bemaltes Wachsrelief aus dem XIV. Jahrh., als grosse Rarität. — Die gothischen Glasbecher, meistens Maigelein- und Nuppengläser, ursprünglich zu profaner Benutzung bestimmt sind erst später kirchlichen Zwecken dienstbar gemacht worden, nämlich der Aufbewahrung von Reliquien in Altären, wozu sie im XV. und XVI. Jahrh. mit Vorliebe verwandt wurden. Das Wachssiegel des consekrirenden Bischofs wurde entweder zu den Reliquien in das Gefäss gelegt, welches meistens mit einem Schieferplättchen bedeckt wurde, oder es bildete kapselartig den eigentlichen Verschluss der Oeffnung, wie bei dem weissen Glase, welches mit gelblichem Wachs verschlossen ist um ein ovales Siegel in rother Farbe aufgedrückt zu erhalten. Ganz ähnlich ist ein kleines unscheinbares, aber merkwürdiges durch Guss hergestelltes Bleigefäss behandelt, welches demselben Zwecke diente. Quadronen verzieren den Fuss, Nuppen den Bauch, die Henkel sind zum Theile abgebrochen, ebenso der Rand, dem ein Wachspfropfen etwas umförmlich aufgedrückt ist. Das Siegel geht bis in's XIV. Jahrh. zurück, dem auch das Gefäss angehören dürfte. — Auffallend spärlich sind geschnittene und plastische Lederarbeiten vertreten, die namentlich in Spanien und Italien, aber auch in Deutschland für kirchliche Zwecke mannichfach gebraucht wurden, vornehmlich als Reliquientäschchen, Tabernakelthürchen, Hausaltärchen, noch mehr als Etuis für kostbare liturgische Gefässe oder Bücher. Zu den schönsten, wenn auch nicht zu den ältesten Erzeugnissen dieser Technik zählt das Triptychon aus dem österreichischen Museum durch die Anwendung von Gold und Farbe zu ganz eigenartiger Bedeutung erhoben. — Es soll den Schluss unserer Besprechung bilden mit dem Ausdrucke des verbindlichsten Dankes an seinen Besitzer, bezw. an dessen Vorstand der diese herrliche Ausstellung veranstaltet und alles aufgeboten hat, sie so anregend und lehrreich, wie nur immer möglich zu machen.

Schnütgen.

Digitized by Google

Sechste Jahresversammlung der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde.

Dieselbe ist am 15. Dezember 1886 in Köln gehalten worden.

Nach einem Vortrage von Professor Dr. Lamprecht aus Bonn über „die Entwickelung des rheinischen Bauernstandes im Mittelalter und seine Lage im 15. Jahrhundert“ wurde Bericht erstattet über den Fortgang der wissenschaftlichen Unternehmungen.

Seit der fünften Jahresversammlung gelangten zur Ausgabe:

1. Briefe von Andreas Masius und seinen Freunden 1538—1573, herausgegeben von Max Lossen.
2. Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, bearbeitet von Konstantin Höhlbaum. Bd. I. 1518—1551.

Von den Kölner Schreinsurkunden des 12. Jahrh. lag der fünften Jahresversammlung die 2. Lieferung des ersten Bandes vor. Der Bearbeiter Dr. Hoeniger hat diese Arbeit neuerdings wesentlich fördern können. Die erste Bearbeitung der Schreinsurkunden ist nunmehr für sämmtliche Sondergemeinden von Köln vollständig bewältigt, ein Register von 45,000 Zetteln belehrt in jedem Augenblick über den Inhalt der Urkunden und erläutert ihren Zusammenhang. Eine umfangreiche Ergänzung der bisherigen Sammlungen bot das Pfarrarchiv von S. Columba in Köln; die neu gewonnenen 470 Urkunden aus dem Columba-Schrein werden in der Edition zwischen den Schreinsurkunden von S. Brigida und denen von Niderich ihre Stelle finden. Mit den Schreinsurkunden der Laurenz-, Brigiden- und Columba-Gemeinde beschäftigt, hat Dr. Hoeniger den Wunsch, im ersten Drittel des neuen Jahres den ersten Band der Schreinsurkunden abzuschliessen.

Von der durch Professor Dr. Loersch vorbereiteten Ausgabe der Rheinischen Weisthümer darf die Veröffentlichung eines ersten Bandes für das Jahr 1887 in sichere Aussicht gestellt werden. Er wird die kurtrierischen Aemter Koblenz, Vallendar, Boppard, Welmich, Oberwesel, Bergpflege, Münstermaifeld und Mayen umfassen und ist der Vollendung nahe. Aus Privatkreisen, wie aus den Staatsarchiven zu Düsseldorf, Koblenz und Maastricht hat das Material dieses Bandes im Lauf des Jahres noch erhebliche Bereicherung erfahren. Neben der vorzugsweise von ihm besorgten Herstellung der Abschriften für die Ausgabe hat der Königl. Archivar Dr. Max Baer die Durchforschung der Bestände des Koblenzer Staatsarchivs und die Verzeichnung aller dabei aufgefundenen

Digitized by Google

Weisthümer für den Zettelkatalog stetig fortgesetzt, so dass schon jetzt für eine Reihe weiterer Bände von Weisthümern des Kurfürstenthums Trier und der anstossenden Territorien die hauptsächlichste Grundlage geschaffen ist.

Die Bearbeitung der ebenfalls von Professor Dr. Loersch übernommenen Ausgabe der Aachener Stadtrechnungen des 14. und 15. Jahrhunderts ist wesentlich bedingt durch die stetig fortschreitende Ordnung des dortigen Stadtarchivs und seines neueren Urkunden- und Akten-Zuwachses.

Von den Urbaren der Erzdiöcese Köln, deren Bearbeitung Professor Dr. Crecelius besorgt, sind die des nördlichen Theiles der Rheinprovinz, besonders die älteren Heberegister des Klosters Werden in Angriff genommen; die Bearbeitung des Textes ist bereits abgeschlossen. Erhebliche Schwierigkeiten, welche die Veröffentlichung verzögern, bereitet die Erläuterung der alten Ortsnamen und ihre Ueberführung auf die heutigen Formen. Es besteht die Absicht, zunächst in dem geographischen Index nur diejenigen Ortsnamen festzustellen, welche ohne langwierige Sonderforschung erläutert werden können; dann aber sollen Karten den Besitz des Klosters Werden, der Stifter Essen und Xanten zugleich veranschaulichen.

Die Ausgabe des Buches Weinsberg, bearbeitet von Dr. Höhlbaum, wird in einem zweiten Bande während des Jahres 1887 zu Ende geführt werden. Der dritte, der sich anreihen soll, wird urkundliche Erläuterungen zur Stadtgeschichte von Köln im 16. Jahrhundert und eine Würdigung der Person und der Werke Hermanns von Weinsberg enthalten.

Die Arbeiten Dr. von Belows für die Landtagsakten der Herzogthümer Jülich-Berg stehen unter der Leitung von Prof. Dr. Ritter. Als vorläufiges Ergebniss seiner Studien konnte von Below den zweiten Theil seiner Schrift über „die landständische Verfassung in Jülich und Berg bis z. J. 1511“ veröffentlichen; ein dritter und letzter Theil wird demnächst erscheinen.

Die Matrikeln der Universität Köln werden von Dr. Hermann Keussen und Direktor Dr. Wilhelm Schmitz für die Ausgabe bearbeitet. Die Studien sollen sich auf die bis jetzt veröffentlichten Matrikeln anderer älterer Universitäten Deutschlands ausdehnen, zunächst auf die Heidelberger und Erfurter, damit der Zusammenhang zwischen diesen Hochschulen aufgedeckt und die Eigenart der kölnischen festgestellt werden kann.

Für die Regesten der Erzbischöfe von Köln bis zum Jahre 1500, deren Ausarbeitung Professor Dr. Menzel leitet, sind die bereits gedruckten Urkunden aus Lacomblets Urkundenbuch und andern Werken weiter verzeichnet worden. Im Anschluss an die von Theodor

Digitized by Google

Sickel in der 7. Lieferung der „Kaiserurkunden" veröffentlichten Dokumente von Erzbischof Wichfried (925—953) ist sodann das ältere Urkundenwesen der Erzbischöfe untersucht worden. Planmässig schreitet dieses junge Unternehmen der Gesellschaft fort.

Ebenso ist die Vorarbeit für die i. J. 1885 beschlossene Ausgabe der ältesten Urkunden der Rheinlande bis zum Jahre 1000, gleichfalls von Professor Dr. Menzel übernommen. Einstweilen sind in Trier, Metz und Koblenz geeignete Mitarbeiter gewonnen.

Zu den Werken, die über Jahresfrist in Bearbeitung sind, hat der Vorstand neuerdings auf den Antrag des Herrn Professor Dr. Janitschek in Strassburg i. E. und nach genauer Prüfung durch seine Mitglieder, die Professoren Dr. Menzel und Dr. Lamprecht, die Herausgabe der sog. Ada-Handschrift in der Stadtbibliothek von Trier beschlossen. Früher der Abtei von S. Maximin bei Trier gehörig, steht sie, wie die paläographisch-diplomatische Untersuchung von Professor Menzel ergab, doch nicht mit dieser in einem inneren Zusammenhang. Unter allen bekannten rheinischen Handschriften gewinnt sie dadurch eine Stellung einziger Art, dass sie das älteste kostbar ausgestattete Manuscript der Provinz ist: ein Evangeliar von der Wende des 8. und 9. Jahrhunderts, mit Gold auf Pergament geschrieben, reich mit Zierstücken versehen, mit Initialen, Randleisten u. s. w., mit den Vollbildern der vier Evangelisten. Die Untersuchung und Wiedergabe der Miniaturen verspricht wesentliche Aufklärung über den Gang der karolingischen Kunstentwicklung überhaupt; die Prüfung der graphischen Ausführung des Textes, verglichen mit der andrer Handschriften verwandter Natur, wird der Paläographie förderlich sein, die Betrachtung des Textes selbst der Geschichte der Vulgata; der Einband, eine bemerkenswerthe Goldschmiedearbeit aus dem 15. Jahrhundert mit einem antiken Cameo als Einlage, bedarf eingehender wissenschaftlicher Beschreibung. Für die verschiedenen Seiten der Aufgabe sind bewährte Kräfte gewonnen: mit dem Antragsteller und Prof. Dr. Menzel werden sich die Herren Geh. Rath Usener und Professor Dr. Kekulé in Bonn und Domherr Schnütgen in Köln in die Arbeit theilen. Der Abschluss der Edition lässt sich zu Ostern 1887 erwarten, bestimmt aber im Laufe des nächsten Jahres.

Der Vorsitzende schliesst mit der Bemerkung, dass die rege Thätigkeit der Mitarbeiter grössere Veröffentlichungen in steigender Zahl für das Jahr 1887 verheisst.

Digitized by Google

XXVIII. Plenarversammlung der histor. Commission bei der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften.

Vom 28. Sept. bis 1. Oct. 1887 fand dieselbe unter Vorsitz des W. Geh. Ober-Regierungsraths von Sybel statt. Seit der letzten Versammlung sind folgende Publicationen erfolgt: Jahrb. der deutschen Geschichte: Geschichte des ostfränkischen Reiches von E. Dümmler. 2. Aufl. Bd. I u. II. Deutsche Reichstags-Akten, Bd. IX (1427—1431), herausg. von Dr. Kerler. Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. XXVI, Hft. 3 Allgemeine deutsche Biographie, Lief. 117—125. Der Commission liegt auch der 6. Band der Reichstags-Akten (1406—1410) gedruckt vor. Für die von Hegel herausgegebene Sammlung der deutschen Städtechroniken wurde die Bearbeitung der niederrheinisch-westfälischen Chroniken unter Leitung des Prof. Lamprecht fortgesetzt und der erste Band, welcher die Chroniken von Dortmund und Neuss enthält, im Druck nahezu vollendet. An der Bearbeitung haben sich ausser Lamprecht die Herren Hansen in Münster, Franck in Bonn, Ulrich in Hannover und Nörrenberg in Marburg betheiligt. Der folgende Band wird die kleinen Aachener chronikalischen Stücke und die Chroniken von Soest vollständig bringen. Dazu kommt ein neu aufgefundenes Gedicht über die Soester Fehde in einer Paderborner Handschrift. Der Druck des 1. Bandes der vatikanischen Akten zur deutschen Geschichte in der Zeit Ludwigs des Baiern, herausg. von Oberbibliothekar Dr. Riezler, ist begonnen. Für die Geschichte der Wissenschaften besteht die Aussicht, dass die Geschichte der Kriegswissenschaft und die Geschichte der Medizin bald der Presse werden übergeben werden können. Von den Jahrb. der deutschen Geschichte ist der 1. Band der Geschichte Karls des Grossen in der zweiten, von Simson besorgten Ausgabe im Drucke fast beendet. Die Zeitschrift: Forschungen zur deutschen Geschichte, hat mit dem 26. Bande ihren Abschluss erhalten.

Digitized by Google

IV. Miscellen.

1. Ausgrabungen in Aegypten. Ueber diese Ausgrabungen, welche Seitens des Vizeköniglichen Museums in Bulak im Winter 1886 bis 1887 ausgeführt worden sind, hat der Direktor des Museums, Herr Grébaut, in der Junisitzung des ägyptischen Instituts einen interessanten Bericht erstattet. Die Freilegung des grossen Tempels von Luxor ist weiter gefördert worden. Ueberraschend war der Fund einer hieroglyphischen Inschrift, welche berichtet, dass die Tempelanlage zur Zeit des Kaisers Tiberius erneuert worden sei. Auf dem thebanischen Westufer ist südlich vom Ramessenui ein wegen seiner Anlage wichtiger kleiner Tempel aus der achtzehnten Dynastie (etwa 1500 v. Chr.) entdeckt worden; dort wurde auch eine schöne Statue einer Königin der 18. Dynastie, angeblich der Mutter Thutmosis' II., gefunden. Das reichste Ergebniss haben die Ausgrabungen von Achmim (dem Chemmis der Griechen) geliefert. Mehrere Stelen des mittleren Reiches (etwa 2000 v. Chr.), auch einige aus dem alten (2400 v. Chr.) wurden zu Tage gefördert. Hier wurde auch ein überaus interessantes Stück, ein aus gebranntem Thon hergestelltes Modell eines altägyptischen Hauses, das wohl dem Todten mit ins Grab gegeben war, — der Louvre, das Britische Museum und das Museum von Bulak besitzen bereits derartige Stücke — gefunden. Achmim hat ausserdem 24 Inschriften geliefert, welche aus griechischer Zeit stammen und in einer noch nicht entzifferten Schrift, vielleicht in der Sprache kleinasiatischer Söldner, die in ägyptischen Diensten standen, abgefasst sind. Zwei grosse griechische Papyrushandschriften mathematischen Inhalts beschliessen die Reihe der Achmimer Funde. Im Tempel von Esneh, der noch zum grössten Theil unter Schutt begraben liegt, wurde eine Inschrift Thutmosis' III., des Gründers der Tempelanlage, gefunden. Abydos, die ägyptische Todtenstadt, lieferte in einem Tage eine Menge von Todtenvasen, Grabinschriften, geschnittenen Steinen, Skarabäen u. s. w.; ausserdem kamen hier durch einen Zufall etwa 80 Stelen, welche der verstorbene Mariette in einem Privathause zu Abydos versteckt hatte, an den Tag. Bei Ptolomais wurde ein römischer Altar aus Granit aufgefunden. Ueber Sint und seine uralten

Digitized by Google

Grüfte im libyschen Gebirge war nur wenig Erfreuliches zu berichten. Die zahlreichen Grabkammern, welche die unmittelbar vor dem westlichen Thore der Stadt belegene Felshöhle noch vor wenigen Jahren aufzuweisen hatte, sind bis auf drei gänzlich verschwunden, und mit ihnen ist der Wissenschaft ein einzig dastehendes Material verloren gegangen. Aeltere Reisende haben behauptet, dass ein Jahr rastloser Arbeit nicht ausreichen würde, um einem Aegyptologen das Abschreiben sämmtlicher in den Fürstengräbern von Sint (Lykopolis) vorhandenen Inschriften zu ermöglichen. Und von diesen Denkmälern, deren man jüngst noch 30 zählte, sind nur 3 übrig geblieben. Unter den Augen der ägyptischen Behörden haben die Bewohner von Sint die aus dem lebenden Felsen gehauenen Säulen und Reliefs behufs Kalkbrennerei weggebrochen. Was die Freilegung der Sphynx von Gizeh betrifft, so will Grébaut, wenn irgend die Geldmittel reichen, dies Unternehmen zu Ende führen. Ob dasselbe die aufgewendete Mühe lohnen und die Hoffnung, dass an dieser Stätte uralte, noch vor der Zeit der Pyramidenerbauung errichtete Denkmäler zu Tage gefördert werden, rechtfertigen wird, bleibt abzuwarten. Vossische Zeit. 9. Aug. 1887.

2. Die Erwerbungen des Provinzial-Museums in Bonn im Jahre 1886—87. Die Sammlungen haben sich nach dem Jahresbericht des Herrn Museums-Director Prof. Klein um 806 Nummern vermehrt, unter denen sich 40 Nummern Geschenke befinden. Es wurden 7 grössere und 2 kleinere Grabungen unternommen. Die nördliche und östliche Umfassungsmauer des Bonner Castrum wurde an einigen Stellen blossgelegt. Diese Untersuchung soll im Herbst fortgesetzt und möglicher Weise zum Abschluss gebracht werden. Bei Dhaun wurde ein umfangreiches römisches Gebäude freigestellt, in dem sich ein Estrich und Feuerungskanäle vorfanden, ferner zahlreiche Gefässscherben, Fensterscheiben, Bronzereste, Eisennägel, eine knöcherne Haarnadel, Inv. 4812—20. Auch in Brenk bei Oberzissen wurde ein römischer Gebäuderest aufgedeckt, der eine kleine ländliche Niederlassung zu sein scheint, wofür die geschützte Lage am Bergabhang mit Aussicht auf den Rhein spricht, eine Bronzefibula, Perlen, der verzierte Griff eines Bronzeschlüssels, ein thönerner Spinnwirtel waren die Funde, Inv. 4911—15. Eine $^1/_2$ Stunde südöstlich von Neuss wurden mehrere Versuchsgräben gemacht, welche bestätigten, dass dort eine grössere militärische Anlage war. Ein Stück der Umfassungsmauer und die Ecke eines Casernements wurde blossgelegt und ebenso einige das Lager durchschneidende Strassen. Eine Terrasigillataschale und Thonlampe, beide mit Stempel, eine Thonmaske, eine Bronzecassette, Ziegel der XVI. Legion und Münzen wurden gefunden, Inv. 4870—85. Die „alte Strasse", welche am römischen Grabfelde bei Remagen vorbei bis zur Ahr geht und dann durch die Sinziger Flur sich fortsetzt und bei Niederbreisig in die Coblenz-Kölner

Digitized by Google

Heerstrasse einmündet, ist die die Rheinebene durchschneidende Römerstrasse. Herr Reuleaux hat an der betreffenden Stelle im Ahrbett 6 in parallelen Linien mit 4 m Abstand quer zur Flussrichtung geordnete Pfähle entdeckt, von denen einer für das Museum ausgehoben wurde, Inv. 4910. Man sieht auf dem rechten Flussufer die Trümmer eines aus Basaltblöcken gebauten Brückenkopfes, ein zweiter wurde auf der linken Seite ausgegraben. Durch die auf der Höhe von Pommern fortgesetzten Arbeiten wurde die innere Einrichtung der im vorigen Jahre in ihren Umrissen aufgedeckten Bauten erforscht und die Umfassung der ganzen Anlage ermittelt. Es liessen sich 6 Gebäude nachweisen. Von Heizungsvorrichtungen ist keine Spur vorhanden, dagegen wurde in einem am Wege von Pommern nach Carden liegenden Gebäude ein Hypocaustum mit Praefurnium aufgefunden. Mehrere Gebäude hatten Keller, zu denen gut erhaltene Treppen von 7 bis 9 Stufen hinabführten. Die vielen gallischen und römischen Münzen, Inv. 4120—40, 4684—4711, 4896—4906, zeigen, dass die Niederlassung während der ganzen Dauer der Römerzeit am Rhein bewohnt war. Unter den Thongefässen ist ein Henkelkrug mit eingeschliffenem Thonstöpsel zu nennen, Inv. 4620, unter den Bronzen mehrere Fibeln und ein Phallus, Inv. 4679—80, 4888—89, 4682. Auf dem Hunsrücken wurden bei Hennweiler, Brauweiler, Oberhausen und Seesbach 27 Hügelgräber geöffnet. Sie ergaben eine reiche Ausbeute an Thongefässen, Inv. 4155, 78, 79, 4207, 62, 4569—70, 4575, 4591, 4747—48, ferner einen gewundenen Schmuckring, 4740, Ueberreste eines Wagens mit eisernen Radreifen und bronzeverzierten Speichen, 4142—43, einen Bronzeeimer 4201, Bronzedolch 4754 und Bronzenadeln 4755—63. In Remagen wurde die Aufdeckung des römischen Grabfeldes beendigt und eine erhebliche Anzahl werthvoller Gegenstände gewonnen, Inv. 4267—93, 4369—4462. Erworben wurden 21 römische Gläser, darunter eine grosse Aschenurne, Inv. 4520, ein mit Glasfäden umsponnenes Trinkhorn, 4238, Flasche und vier Becher, 4276, 4328, 4377, 4539, 4869, von Bronzen: ein Körbchen 4535, ein Mörser 4536, eine Cassette 4786—89, Griffe und Appliquen 4841—52, vier Statuetten 4294—97, ein Bronzemedaillon 4840, der Beschlag einer Schwertscheide mit 3 Portraitbüsten 4320. Von Thonsachen wurden zahlreiche Figuren und verzierte Gefässe gekauft; erworben wurden 6 Inschriftsteine und 3 Bleitafeln mit Inschriftresten, Inv. 4299, 4523 und 24. Von germanischen Alterthümern erhielt die Sammlung 14 Steinbeile und 10 Bronzekelte Inv. 4713—4736. Von mittelalterlichen Sachen sind ein romanischer Weihwasserkessel von Frauenberg 4319, eine christliche Grabinschrift von Remagen 4368, ein Nassauer Henkelkrug 4781 und ein Goldgulden des Bischofs Otto von Ziegenhain 4324 bemerkenswerth. Sch.

Digitized by Google

3. Römische Inschrift aus der Umgegend von Cöln. Vor einigen Wochen befand sich im Kunsthandel ein römischer Grabstein, welcher unter anderem auch dem hiesigen Provinzialmuseum zum Kauf angeboten wurde. Leider ist es bis jetzt nicht gelungen, denselben zu erwerben, da der Preis, welcher für ihn gefordert wurde, ein geradezu exorbitanter war. Ebenso war es nicht möglich, trotz eifriger Nachforschungen, den wahren Fundort des Denkmales zu erfahren, und nur das steht fest, dass dasselbe bei einem Dorfe in der Nähe von Köln zu Tage gefördert worden ist. Dasselbe besteht jetzt aus drei Bruchstücken, welche sich jedoch noch sehr gut zusammenfügen lassen. In seiner ganzen Höhe misst es 1,35 m, ist 71 cm breit und 11 cm tief. Der obere jetzt von oben nach unten in zwei fast gleiche Hälften gebrochene 69 cm hohe Theil ist vorne zu einer oben rund abgeschlossenen flachen Nische ausgearbeitet. In derselben ist eine mit einem faltenreichen Gewande bekleidete weibliche Figur, deren Gesichtszüge bis zur Unkenntlichkeit zerstört sind, stehend dargestellt. Ueber dem Kleid ist sie in einen langen bis zu den Füssen reichenden, vorne über der Brust geschlossenen Mantel eingehüllt, den sie mit der Rechten erfasst hat, während die vorgestreckte Linke eine kleine viereckige Cassette trägt.

Die unter der bildlichen Darstellung befindliche 66 cm hohe freie Fläche des Steines ist für die vier Zeilen bestehende Grabschrift der Verstorbenen reservirt. Die Buchstaben der sehr gut erhaltenen Inschrift, welche gemäss ihren Formen der besseren Zeit angehört, sind in der ersten Zeile $5^1/_2$ cm, in der zweiten 5 cm, in der dritten und vierten $4^1/_2$ cm hoch. Die Inschrift selbst lautet:

PACATIAE FLOR
ENTIAE VRBANIA
LELLVA · MATER · FIL
F · C ·

Pacatiae Florentiae Urbania Lellua mater fil(iae) f(aciundum) c(uravit).

Es ist also eine Grabschrift, welche eine Mutter Urbania Lellua ihrer verstorbenen Tochter Pacatia Florentia gesetzt hat. Die Inschrift bietet nichts Absonderliches, mit Ausnahme des Cognomens der Mutter, Lellua, welches neu zu sein scheint. Dasselbe wird wohl auf denselben Stamm zurückzuführen sein, wie die Namensformen Lella und Lellavvo. Während der letztere auf einer Remagener Inschrift (C. I. Rhen. 646) vorkommende Zuname einen Mann bezeichnet, findet sich der Name Lella auf zwei rheinischen Inschriften (C. I. Rhen. 333. 634) zur Bezeichnung von Frauen. Denn dass in der Floisdorfer Inschrift */////xtumehis | [T]ertini Simi|lis Secundus | Lella l. m* weder Lella mit Secundus enger zu verbinden, noch Lella mit Eick, dem ersten Herausgeber der Inschrift in diesen

Digitized by Google

Jahrbüchern (XXIII, 73), für die Heimathsbezeichnung des Dedikanten Tertinius Similis Secundus anzusehen ist, ist schon von M. Ihm (Jahrb. LXXXIII, S. 349) hervorgehoben worden.

Bonn. Josef Klein.

4. Fischeln. Römergrab. Da jedes Römergrab schon allein, ja ganz besonders seiner Fundstelle wegen, eine historische Bedeutung hat, so unterlasse ich es nicht, über ein und zwar über das erste Römergrab zu berichten, welches in dem Dorfe Fischeln bei Crefeld zu Tage gefördert worden ist. Dort wurde nämlich im Jahre 1860 in der Nähe der Kirche, auf dem „Mölenhofe", eine Mauer fundamentirt, bei welcher Gelegenheit ein Leichenbrandgrab gefunden wurde, das nach einer mir von dem Historiker Herrn J. P. Lenzen gemachten freundlichen Mittheilung folgende Beschaffenheit hatte: „Das Grab hatte eine Länge von ca. $3^1/_2$ Fuss, war ca. $1^1/_2$ Fuss breit und ca. 2 Fuss hoch, und zwar aus grossen Dachziegelplatten zusammengefügt. Der Inhalt bestand aus einem Kruge und einer Schale von Terra sigillata, wobei auch eine Münze lag. Diese beiden letztgenannten Theile des Inhaltes sind durch Unachtsamkeit des Finders verloren gegangen." Ich bemerke, dass der mir zur Ansicht vorgestellte „Krug" ein einhenkeliger weissthönerner ist und die Form dieser Art von Arbeiten zeigt, wie sie in Gräbern aus der Zeit der Antonine besonders häufig, zuerst jedoch schon unter Trajan vorkommt.

Constantin Koenen.

5. Römische und fränkische Gräber in Gondorf an der Mosel. Die Niederburg von Gondorf wurde vor etwa 30 Jahren von Herrn Bankier Peter Clemens in Coblenz hergestellt und zu einer reizenden Villa umgebaut, die jetzt im Besitze des Herrn Baron von Liebig ist. Bei Anlage der Moselbahn wurden hier in grosser Zahl Gräber blossgelegt. Seitdem wurden wiederholt hier Funde gemacht. Herrn v. Liebig ist es zu danken, dass den unbefugten Grabungen der Händler bald Einhalt geschah und eine sorgfältige Untersuchung des ganzen Grabfeldes in's Werk gesetzt wurde, dessen reiche und zahlreiche Funde in dem Hause desselben Aufstellung gefunden haben. Viele Gräber wurden in dem die Burg umgebenden Garten aufgefunden und verschiedene Steinsärge sind daselbst aufgestellt. Ausonius erwähnt Gondorf nicht. Venantius Fortunatus gedenkt seiner in der Moselreise, Vers 45: „Weiterhin führt mich der Strom, wo Kontrua kähnegefüllt ist, Wo aus grauender Zeit rühmlich die Burg sich erhebt." Vgl. Jahrb. VII 1845, S. 115. Er nennt zwischen Trier und Coblenz nur diesen Ort. Nach Ledebur, Maingau, S. 34 kommt es als Kontrave u. a. in Urkunden vom J. 980 vor. Im Mittelalter heisst die Niederlassung turris et fortalicium. Man darf den Thurm, der jederseits 6,25 m breit ist, für einen

Digitized by Google

römischen Befestigungsthurm halten, denn gegenüber von Gondorf, in Niederfell, wo römische Funde schon früher gemacht worden sind, mündet eine von Boppard kommende Römerstrasse und von Gondorf führt eine solche über die Hochfläche von Lehmen nach Münstermaifeld. Der Thurm der Gondorfer Burg war ein vortrefflicher Beobachtungsposten mit Aussicht auf das Moselthal auf- und abwärts und er schützte den Uebergang über den Fluss. In Cobern wurden keine römischen Steinsärge mehr gefunden, es scheint nur in Gondorf eine grössere römische Ansiedelung gewesen zu sein. Im Garten des Herrn von Liebig wurde eine 4 Fuss starke Mauer auf 3 m Länge blossgelegt, die 2 Fuss tief unter der Oberfläche lag. In dieser Mauer war eine mit einer Schieferplatte verschlossene Nische, in welcher ein Kinderskelet lag und zwei Grosserzmünzen, eine der Colonia Nemausus und eine von Augustus. Am 24. April 1886 sah ich die Grabfunde in Begleitung des Herrn Professor J. Klein. Im Hause sind 3 Inschriftsteine aufgestellt, ein altchristlicher mit dem Monogramm Christi von Marmor, einer mit der Zeichnung des goldenen Schnittes, sehr roh gearbeitet, er lag 12 Fuss tief und diente als Deckel eines Sarges, die Inschrift ist vielleicht gefälscht; ein dritter ist aus Kalk und kaum lesbar. Drei Särge wurden gemessen, sie waren aussen 2,10 m, 2,16 m und 2,19 m lang und 73, 76 und 70 cm breit und etwa 80 cm hoch. Der Deckel war nach beiden Seiten abgeschrägt. Ein kleiner Sarg war unten etwas verjüngt, oben 55, unten 45 cm breit und 1,9 m lang. Ich besitze daraus den Schädel, er ist weiblich und von schöner germanischer Bildung. Auch ein Inschriftstein, mit L..... R..... und mit Palmetten verziert, war an einer Seite zum Sarge ausgehöhlt. Steinsärge sind wohl schon 400 ausgegraben worden, Aschenurnen fanden sich etwa nur 30; fränkische Gräber gab es etwa 100, sie waren von Steinplatten umstellt, sie enthielten Eisenwaffen, mit Steinen verzierte Mantelspangen und das bekannte Glas, den Tümmler. Unter dem Kopf des Todten lag meist ein blauer Dachschiefer. Nach Mittheilung des Verwalters, Herrn Hühnermann, standen oft 3 Särge übereinander, in den obern Schichten waren sie von West nach Ost gerichtet und meist ohne Inhalt. Es giebt auch walzenförmige Särge, deren Deckel und Unterseite abgerundet sind, sie lagen von West nach Ost. Die untersten Särge waren von Nord nach Süden gerichtet, sie enthielten werthvolle Gläser, Flaschen und einzelne Münzen, neben den Särgen standen Schalen, oft mehrere übereinander, auch Henkelkrüge. Die Skelette sind in feinen Lehm eingehüllt, den das Wasser durch die enge Fuge unter dem Deckel eingeflötzt hat. Tiefer als die Särge lagen Todte in Holzsärgen, von denen nur die Nägel erhalten waren. Auch hier fanden sich Gläser, Schalen aus Terra sigillata und römische Münzen. Hier standen an den Füssen die Schüsseln, an der Hand Krüge oder Gläser. In den Schalen lagen Knochen vom Rebhuhn, vom Schweine, von Fischen, dabei eine Angel. In einem Steinsarg war an der

Digitized by Google

Seitenwand eine Höhlung ausgehauen für ein kleines Glas; in einem andern hatte ein Skelet eine Eisenschiene, die vom Knie abwärts lag; das Schienbein dieser Seite war noch einmal so dick wie das andere. In einem dritten lag bei römischen Gläsern ein Lederschuh, welcher noch nach Gerbsäure riecht. Das Leder ist durch ausgeschlagene Dreiecke verziert. Ein Glas hat braunrothen Bodensatz, eine Flasche mit hellem flüssigen Inhalte wurde wahrscheinlich aus der Sammlung gestohlen. Unter den Alterthümern der Porte de Hal in Brüssel sieht man zwei Flaschen aus einem gallorömischen Grabe, die noch mit weissem und rothem Wein gefüllt sind. Vgl. auch Jahrb. LXIII S. 166. In diesem Sommer sind noch 14 römische Gräber aufgedeckt worden, darunter einige Kindersärge; es wurden Sigillata-Schalen, Thonkrüge und Thonschüsseln mit Speiseresten gefunden, auch Glasfläschchen und Trinkbecher, silberne und bronzene Ohr- und Fingerringe, sowie Schnallen. Ein Grab war aus Schieferplatten zusammengesetzt, bei den ganz verwesten Knochen lagen noch Lederreste von Sandalen. Auch zwei Stücke eines Mühlsteins aus Niedermendiger Lava wurden ausgegraben. Schaaffhausen.

6. Inschriftliches aus Gondorf. Was die in der vorhergehenden Miscelle erwähnte Steinplatte anlangt, welche, mit der Zeichnung des goldenen Schnittes versehen, als Deckel eines Sarges gedient hat, so besteht dieselbe aus röthlichgelbem Sandstein und ist 78 cm lang und 55 cm breit. Auf der Vorderfläche ist jetzt die nachstehende Inschrift nicht eben sorgfältig eingemeisselt:

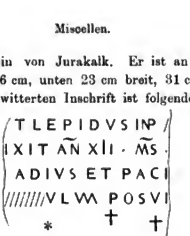
C K F V L
I M P
I V L I O · C
⊠
C A E S
A·I·M·P·C·K·G

Der Inhalt der Inschrift, der nichts als ein Conglomerat rein äusserlich zu Worten sich zusammenfügender Buchstaben ist, zeigt schon, dass das Ganze nur ein müssiges Hirngespinnst eines Spassvogels ist. Selbst wenn dies auch nicht so einleuchtend wäre, so würde schon das Aussehen der Buchstaben, welche nicht das Mindeste von antiker Form an sich haben, selbst einen Anfänger in epigraphischen Dingen über die Entstehungszeit der Inschrift nicht lange im Unklaren lassen. Sie ist ein ganz plumpes modernes Falsum.

Eben so ächt und von jedem Verdachte frei, wie der vorhergehende zweifelhaft, ja unächt, ist der zweite, einem christlichen Grabdenkmal

Digitized by Google

angehörende Inschriftstein von Jurakalk. Er ist an beiden Seiten stark beschädigt, oben jetzt 26 cm, unten 23 cm breit, 31 cm hoch und $7^1/_2$ cm dick. Von der sehr verwitterten Inschrift ist folgendes noch lesbar:

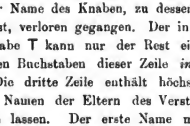


Dieselbe ist wohl folgendermassen zu lesen:

.... [e]*t lepidus in pa* ..... [*v*]*ixit an*(*nos*) *duodecim m*(*en*)*s*(*es*) ..... *adius et Paci* .... [*tit*]*ulum posue*[*runt*].

Der Stein hat auf der linken Seite vom Beschauer am meisten eingebüsst, auf der rechten fehlen höchstens zwei oder drei Buchstaben. In der Lücke ist leider der Name des Knaben, zu dessen Andenken die Grabschrift gesetzt worden ist, verloren gegangen. Der in der ersten Zeile vor *lepidus* stehende Buchstabe T kann nur der Rest eines *et* sein, ebenso scheinen die vier letzten Buchstaben dieser Zeile *in pa*[*rentes*] ergänzt werden zu müssen. Die dritte Zeile enthält höchst wahrscheinlich die Ueberreste der beiden Namen der Eltern des Verstorbenen, welche den Denkstein haben setzen lassen. Der erste Name mag wohl *Gennadius*, *Helladius* oder *Palladius* gelautet haben. Nahe liegt es im zweiten Namen, von dem die vier ersten Buchstaben *P a c i* noch auf dem Stein erhalten sind, den Namen einer Frau zu vermuthen, dessen Ergänzung ziemlich unsicher ist.

Bedeutend besser erhalten ist endlich eine zweite, ebenfalls im Garten des Herrn von Liebig gefundene römisch-christliche Inschriftplatte von Marmor, welche 29 cm hoch, 49 cm breit und 6 cm dick ist. Die auf derselben eingemeisselte Inschrift lautet folgendermassen:



Hoc tetolo fecet Muntana coniux sua Mauricio, qui visit con elo annus dodece et portavit annos quarranta. Trasit die octava K(*a*)*l*(*endas*) *Iunias.*

Digitized by Google

Unten in der Mitte der letzten Zeile, welche von den übrigen etwas getrennt auf dem Steine steht, ist in einem Ringe das christliche Monogramm mit Alpha und Omega eingehauen, ausserdem zu Anfang und am Ende derselben eine Taube. Die Inschrift, welche einer sehr späten Zeit, wie aus der schlechten Form der Buchstaben erhellt, angehört, ist besonders bemerkenswerth wegen der Menge der aus der späteren Volksaussprache entlehnten corrumpirten sprachlichen Formen: *hoc tetolo* für *hunc titulum*, *fecet* für *fecit*, *Muntana* für *Montana*, *visit* für *vixit*, *con elo* für *cum illo*, *annus dodece* für *annos duodecim*, *trasit* für *transiit*. Namentlich interessant aber ist die Form *quarranta* für das Zahlwort *quadraginta*, als Vorläuferin der in den romanischen Sprachen gebräuchlichen Formen, ital. quaranta, französ. quarante. Auch verdient die Phrase *portavit annos quarranta* für das in der guten Latinität gebrauchte *tulit annos* eine Beachtung. Aus diesem Grunde wird sie wohl nicht vor dem fünften Jahrhundert nach Christus anzusetzen sein. Gesetzt ist sie von einer gewissen *Montana* für ihren Mann Namens *Mauricius*, der mit ihr zwölf Jahre in der Ehe zugebracht hat und im Ganzen vierzig Jahre alt geworden ist. Gestorben ist er am 25. Mai. Zum Schlusse setze ich den lateinischen Text der Inschrift in der Fassung hin, welchen dieselbe im correkten Latein gehabt haben würde:

Hunc titulum fecit Montana coniux sua Mauricio, qui vixit cum illa annos duodecim et portavit annos quadraginta. Transiit die octava Kalendas Iunias.

Ausser diesen inschriftlichen Monumenten enthält die Sammlung des Herrn von Liebig einige mit Aufschriften versehene Gefässe. Zunächst ist zu erwähnen ein sehr ausgebauchter Henkelkrug von rothem Thon, um dessen Wandung zwischen Wellenlinien die Inschrift D·A·M E·R·V M in weisser Farbe so aufgemalt ist, dass die einzelnen Buchstaben durch Punkte abgetheilt sind. In derselben Weise verziert ist ein kleiner Trinkbecher von röthlichem schwarz überzogenem Thon, um dessen Bauch sich die Aufschrift S·I·T·I·O herumzieht, deren einzelne Buchstaben ebenfalls durch zwischengesetzte Punkte getrennt sind. Ferner verdient ein schlanker auf kleinem Fusse ruhender Becher mit schmalem Rande von Terra sigillata Erwähnung. Auf der Wandung trägt er die weiss aufgemalte Inschrift D·A·E·S·C·I·P·E, welche eine Aufforderung an den Trinker enthält. Bei ihr ist die sprachliche Form *escipe* für *excipe* bemerkenswerth. Dieselbe begegnet uns auch auf dem in diesem Jahrbuch S. 113 erwähnten Barbotingefäss der Sammlung Charvet. Die Schwächung des Consonanten, für die sich mehrfache Belege aus dem Corpus der lateinischen Inschriften zusammenstellen lassen, belehrt uns, dass das Gefäss der späteren Zeit des Römerthums angehört. Von Geschirren ist dann noch ein kleines kumpiges Schälchen von Terra sigillata, welches am Rande einen Durchmesser

Digitized by Google

von $15^1/_2$ cm hat, hier aufzuführen. Auf der Innenseite des Randes ist die Inschrift UTERE eingekratzt. An letzter Stelle erwähne ich eine Ziegelplatte von rother Thonerde mit erhöhtem Rande, auf deren Mitte der rückwärts zu lesende Stempel FLORENTINVS eingedrückt ist.

Bonn. Josef Klein.

7. Geschichte der Juden in Deutschland. Zur Darstellung der Geschichte der Juden in Deutschland ist eine historische Commission, bestehend aus den Herren: Direktor Dr. Bärwald in Frankfurt a. M., Professor Dr. Bresslau in Berlin, Professor Dr. Geiger in Berlin, Geheimrath Dr. Kristeller in Berlin, Professor Dr. Lazarus in Berlin, Prof. Dr. Steinthal in Berlin, Geheimrath Professor Dr. Stobbe in Leipzig, Prof. Dr. Wattenbach in Berlin und Professor Dr. Weizsäcker in Berlin zusammengetreten.

Um einerseits den jüdischen Theologen eine vollständige Uebersicht der an zahllosen Orten verstreuten christlichen Quellenzeugnisse über jüdische Geschichte und Culturgeschichte, andererseits den christlichen Historikern einen Einblick in die ihnen bisher fast ganz unzugänglichen und deshalb vielfach nicht nach Gebühr gewürdigten Quellenschriften in hebräischer Sprache zu ermöglichen, hat die historische Commission die Herausgabe zweier grösserer Werke „Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland" (bis zum Jahre 1273) und „Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland" beschlossen. Beide Werke sollen im Verlage von Leonhard Simion in Berlin noch im Laufe dieses Jahres zu erscheinen beginnen.

Der erste Band dieser Quellen wird das Judenschreinsbuch des Stadtarchivs zu Köln publiciren, eine in ihrer Art einzige Sammlung von lateinischen und hebräischen Urkunden aus den Jahren 1236—1341; spätere Bände sollen die hebräischen Quellenschriften zur Geschichte der Kreuzzüge die historischen Gedichte der deutschen Juden, die in der synagogalen Poesie eine bedeutende Rolle spielen, die kulturhistorisch wichtigen Abschnitte der Entscheidungen deutscher Rabbiner des Mittelalters, endlich die ältesten Gedenkbücher jüdischer Gemeinden enthalten. Die „Regesten" sowohl wie die „Quellen" werden nur auf Subscription abgegeben.

8. Fund von Bleifiguren in Kärnten. Das prähistorische Gräberfeld zu Frögg bei Rosegg in Kärnten hat durch seine Ausdehnung sowohl wie durch die dort gemachten Funde eine gewisse Berühmtheit erlangt. Aus den zu Brandbestattungen verwendeten Gräbern, von denen etwa 300 bereits geöffnet worden sind, hat man eine ganz bedeutende Menge höchst interessanter Bronzegegenstände, Reste irdener Gefässe, eiserne Lanzenspitzen u. dgl. aufgedeckt, vor Allem aber Hunderte

Digitized by Google

von kleinen bleiernen Figuren, deren Vorkommen zu dem Schlusse berechtigt, dass in dieser Gegend, wo sich die meisten Bleibergwerke Kärntens befinden, schon in uralter Zeit die Bleibearbeitung einheimisch war. Der Kärntner Geschichtsverein hat auf dieser uralten Nekropole Ausgrabungen veranstalten lassen, und es erfreuten sich diese Arbeiten eines bedeutenden Erfolges. In einem der Grabhügel, fast zwei Meter unter der Erde, stiess man auf ein sehr gut erhaltenes Bronzegeschmeide mit vielen Kettchen und Klapperblechen, auf zahlreiche Fibeln, auf ca. 150 Bleifiguren, von denen einige ganz andere Gussformen zeigten, als die früher gefundenen, und endlich auf mehr als 2000 Stück Perlen. Der letztgenannte Fund erscheint von besonderer Bedeutung, denn die Perlen sind zumeist Bernsteinperlen, wie deren noch sehr wenige in Kärnten aufgedeckt worden sind. Nach den Mittheilungen des Auffinders waren die Perlen von einem Stoffe, wahrscheinlich Wolle, umhüllt, der aber alsbald in Staub zerfiel; es können nur wenige Bruchstücke durch Einträukung mit Firniss erhalten werden. Die neuen Funde sind den werthvollen Sammlungen des kärntnerischen Landesmuseums „Rudolfinum" einverleibt worden. N. freie Presse, 10. Aug. 1887.

9. Ein Tempel des pythischen Apollo auf Kreta. Man erinnert sich, welches Aufsehen die 1885 bei Gortyn auf Kreta entdeckten Inschriften erregten, die über die Rechtsverhältnisse einer fernen Culturperiode auf dieser Insel Aufschluss gaben. Diese nur bruchstückweise gefundenen Inschriften standen ursprünglich auf den Wänden eines uralten Gebäudes in Gortyn; erst ein Umbau in römischer Zeit setzte die Steine ohne Rücksicht auf den Zusammenhang des Wortlautes ihrer Schrift wieder zusammen. Die Unvollständigkeit der zuerst entdeckten Inschriften, die zweifellos das wichtigste nur jemals gefundene Denkmal der griechischen Inschriftenkunde bilden, erweckte den lebhaften Wunsch nach Auffindung weiterer Bruchstücke, auch erhob sich die naheliegende Frage, was für ein Bau es gewesen sei, der sie getragen; es musste dies offenbar eines der wichtigsten Baudenkmäler des alten Gortyn gewesen sein. Demgemäss verfolgten die Ausgrabungen, welche Dr. Halbherr im Auftrage des italienischen Unterrichtsministeriums auf dem Fundorte, einem von Professor Comparetti aus eignen Mitteln erworbenen Grundstück vorgenommen hat, einen doppelten Zweck, Sammeln aller noch im Boden steckenden Inschriftsteine und Feststellung des Grundrisses des Gebäudes. Das Londoner Athenäum berichtet über das Ergebniss: Neben zahlreichen Inschriftenfunden ist es gelungen, einen der berühmtesten Tempel des Alterthums zu entdecken, einen rechteckigen, ursprünglich der hellenischen Zeit angehörenden Bau, der aussen 24 zu 18 m gross ist und dessen lange Seitenwände westöstlich laufen, während die gen Ost gerichtete Stirnseite in der Mitte den Eingang, die Rückseite eine halbkreisförmige Apsis darbietet. Das Innere ist zwei-

Digitized by Google

getheilt, vorn liegt eine Vorhalle von 6 zu 16,8 m Grösse, aus welcher man durch eine mit der Apsis und dem Haupteingang in derselben Axe liegende Thür in einen 16 zu 14 m grossen Hauptraum gelangt. Nur der vordere Theil dieses Baues weist noch hellenische Mauern auf — dieselben stehen noch etwas über 1 m hoch über dem antiken Boden aufrecht —, der hintere Theil gehört der römischen Zeit an, wo augenscheinlich der ursprüngliche Bau erneuert und bedeutend verändert worden ist. Bei diesem Umbau sind die alten Bausteine wieder derart in die neuen Mauern gelegt worden, dass die Inschriftseite aussen sichtbar wurde, aber ohne Rücksicht auf den richtigen Zusammenhang. Es war in sehr früher Zeit auf Kreta Brauch, Gesetze, Verordnungen und Verträge in die Mauern öffentlicher Bauten einzugraben, und Reste solcher Mauern sind in den letzten Jahren auch in den Städten Axos, Eleutherna, Lyttos und Knossos aufgefunden worden, z. B. auf der Akropolis von Axos ein alter Polygonalmauerbau. Die Aufdeckung des vorbeschriebenen Gebäudes brachte noch siebzig Inschriftsteine zum Vorschein, sodass die ursprüngliche Zahl von 84 nahezu verdoppelt ist. Die neuen Funde lassen sich untereinander und mit den früheren genügend in Zusammenhang bringen, um unsere Kenntniss jener als „Recht von Gortyn" bekannten Gesetze und Verordnungen, die einer ältern Zeit als die in den Inschriften von Lethäus erhaltenen angehören, wesentlich zu ergänzen. Ist dies culturgeschichtlich die wichtigste Seite der Sache, so doch nicht die einzige. Die Inschriften liefern auch einen werthvollen Beitrag zur Geschichte des griechischen Alphabets und bieten noch sonst Besonderheiten von hohem sprachwissenschaftlichen Werthe. Bemerkenswerth ist überdies, dass diese Inschriften anscheinend älter sind als der Gebrauch des Geldes in der griechischen Welt, indem sie häufig als Wertheinheit für die Zahlung von Entschädigungen oder Strafen den λέβης, eine Art metallener Kessel, und den τρίπους, einen Dreifuss oder ein dreifüssiges Gefäss nennen, was offenbar an die homerischen Zeiten erinnert. Ausser diesen archaischen Inschriften wurden auch spätere gefunden, darunter Bruchstücke von zwei zwischen den Städten Gortyna und Knossos geschlossenen Verträgen, sowie der Anfang eines Bundesvertrages zwischen König Eumenes II. von Pergamon und dreissig kretischen Städten. Unmittelbar vor der Stirnseite des Gebäudes, also auf der Ostseite, fand sich ein plattenbelegtes Viereck und mitten darauf, gerade vor dem Eingang, ein viereckiger Altar-Unterbau aus vier Stufen übereinander. Am Fusse desselben steht inmitten einer viereckigen Vertiefung eine kleine Marmorsäule, auf welcher wie auf einem Block den Schlachtopfern die Kehle durchschnitten wurde. Eine breite Blutrinne läuft an der Säule herab in das Becken, wo das zur Aufnahme des Opferblutes dienende Gefäss aufgestellt wurde. Diese Wahrnehmungen heben jeden Zweifel daran, dass das Gebäude, obwohl es weder einen Peristyl, noch Säulen überhaupt oder Anbau aufweist, ein Tempel

Digitized by Google

war. Die besondere Form, die einem Pronaos und dem Naos (der Cella) entsprechende Zweitheilung, dazu die römische Apsis würden dies zwar auch ohne die Auffindung des Thysiasterion beglaubigt haben, indessen ist der Tempel doch in vielen Beziehungen so verschieden von den bekannten Vorbildern, dass derselbe noch Streitfragen genug hervorrufen wird. Die Sculpturfunde beschränken sich auf Bruchstücke, Köpfe und verschiedene Körpertheile, die auf Apollo-Bildsäulen deuten. Dass der Tempel in der That dem Apollo geweiht war, ergibt sich aus der Schlussformel eines der beiden Verträge zwischen Gortyna und Knossos, worin gesagt ist, dieser Vertrag solle im Tempel des pythischen Apollo zu Gortyna aufgestellt werden. Köln. Zeit. 9. Sept. 1887 II.

10. Nochmals Maia-Rosmerta. Gegen meine Auffassung der Rosmerta als Haupt der mütterlichen Gottheiten wendet sich Max Ihm (Jahrb. 83 S. 47) in seinem Aufsatz über den Mütter- oder Matronenkultus. Zu meiner Deutung sei ich durch irrige Etymologie gelangt, während er doch der meinigen keine andere gegenüber zu stellen weiss, sondern sich einfach begnügt, den Namen für keltisch auszugeben, als Compositum aus ro†smerta.

Nun habe ich aber doch im Jahrbuch LXXV S. 38 f. dieselbe Trennung, welche auf der fragwürdigen irischen Partikel ro beruht, in erster Linie ins Auge gefasst und gezeigt, dass gerade bei ihr der zweite Theil der Zusammensetzung nicht durch die keltische Sprache erklärt werden könne.

Namen wie Smertillus, Smertullus sind nämlich deutsch und entsprechen einem germanischen Smertilo, etwa im Sinne von smart, „der Schneidige", von altsächsisch smertan = schmerzen (ursprünglich „stechen, schneiden"). Wäre diese Wurzel im Keltischen vorhanden, so müsste sie smerd lauten, in der indogermanischen Urform derselben, welche im Germanischen zu smert verschoben wurde.

Letztere Form kehrt nun aber wieder in einem neuerdings gefundenen Göttternamen Cantismerta, den ich freilich zur Zeit, als ich über Rosmerta schrieb (in den Jahrbüchern für 1883), noch nicht kennen konnte und daher auch den Versuch machte, diesen Namen in Ros-merta zu trennen, merta als Umstellung von indogermanischem mâtar, später mâtra, mêtra annehmend. Letzteres könnte auch Romanisirung oder Gräcisirung gewesen sein, da in der That ein vulgärlateinisches matra (vgl. italienisch, spanisch madre, neugriechisch mitéra) bestanden haben muss. Die Schwierigkeit, welche sich aber hierbei mit dem Wurzelvokal in altsächsisch môdar, altdeutsch muotar (Mutter) bietet, habe ich ausdrücklich betont. Desshalb hatte ich als weitere Möglichkeit S. 40—42 eine Zerlegung in Rosm-erta befürwortet, wobei erta, da die Römer den altgermanischen, im Englischen erhaltenen Laut th gewöhnlich durch einfaches t ausdrückten, Latinisirung

Digitized by Google

für germanisch ertha (Erde) sein würde. Das erste Compositionsglied wäre altdeutsch rosamo, rosmo (aerugo), welches man zwar sammt „Rost" gewöhnlich in Zusammenhang bringt mit dem Wort roth, welches aber doch eher mit Suffix-m (dies z. B. in Eidam, Oheim) von altdeutsch roso (Stamm rosan) = Erdscholle, Brocken kommt, bzw. von der indogermanischen Wurzel Krus = zerstossen, gerinnen, hart werden. Hiernach bedeutet aber Ros-smerta die Erdschneidende, Bearbeiterin des Bodens, analog etwa der altnordischen Rindr (Beiname der Freyja) = Rinde, Schale der Erde, fruchtbares Ackerland. Etwas Aehnliches scheint Canti-smerta zu bedeuten, vgl. romanisch canto, canton (von niederdeutsch Kante?) = Ecke, Seite, Winkel, Gegend, Landtheil.

Einen in den Pyrenäen auf Votivtäfelchen bei heissen Quellen gefundenen Personennamen möchten wir jedoch nicht mit Rosmerta vergleichen, sondern seinem Fundorte zufolge für iberisch halten. In welch unwissenschaftlicher Weise die Keltomanen ihn aber erklären, zeigt Roget de Belloguet, gloss. gaul. ed. 2 p. 332. Derselbe zieht Worte aus der sogenannten neukeltischen Sprache bei, welche wie in zahllosen Fällen aus anderen Sprachen entlehnt sind, in diesem Fall aus französisch rôtir, bzw. aus deutsch rösten (alt hrôsten), englisch to roast, mit der ursprünglichen Bedeutung von brennen.

Ist es nun aber in keiner Weise thunlich, Rosmerta etwa als Feuergöttin mit einem „Roost", einer Vorrichtung zum Rösten, Braten (— ein von „Rost" = rubigo gänzlich verschiedenes Wort —) zu betrachten, wozu ihre Symbole leicht stimmen, was aber der Fall wäre, wenn man sie als Rossfrau ansieht.

Es gibt nämlich eine Gattung im Schritt reitender Göttinnen in den germanischen Rheinlanden, deren Gewandung und Attribut, öfters Fruchtschalen oder Aepfel auf dem Schooss, sie mit den Matronen, diesen Spenderinnen des Erntesegens, vergleichbar macht, wovon sie sich aber wieder durch das Pferd unterscheiden. Dasselbe ist hier aber nicht, wie bei der gallischen oder vielmehr italischen Epona, der Schutzgöttin der Pferde und Maulthiere, als Hauptmotiv aufgefasst, sondern dient ihnen mehr als Beförderungsmittel, als Sinnbild des Marktverkehrs, wie er von den Bauern zu Pferd mit Früchten und Thieren nach den Städten ausgeübt wurde (vgl. meine Ausführungen und die Nachweise Naehers und Bissingers aus dem Badischen in den Bonner Jahrbüchern 76 S. 239, 77 S. 223 u. 235). Nun war aber römischer Marktgott Merkur und seine Genossin Maia, oder die damit identificirte deutsche Rosmerta (B. J. 75 S. 48 f.), welch letztere nun auch im Badischen nachgewiesen ist (ebenda 83 S. 238) und daher darf man sie wohl in jenen Reiterinnen erkennen. Zu dieser Auffassung mag der Gleichklang mit altsächsisch hross, deutsch Ross (angelsächsisch-englisch aber horse) das Seinige beigetragen haben, allein die ursprüngliche

Digitized by Google

Bedeutung des Wortes Rosmerta war doch wohl eine andere, die der Mutter Erde, gleich der römischen Maia. Letztere ist auf einem Metzer Relief (Ihm Nr. 385) differenzt zu einer Mehrheit MAII . ABVS, wobei der Steinmetz eine Lücke liess, wahrscheinlich weil das zweite I ein H geben sollte, um nach Analogie vieler Matronensteine den Hiatus zu mildern, gewiss aber nicht weil er ein R vergessen hätte, denn eine solche Unterlassung hätte ja sofort auffallen müssen, da sie dem Worte einen andern Klang gab. Erst mittelalterliche Marienverehrer haben ein R mit Röthel hineingezeichnet, um die drei Marien statt der drei stehend dargestellten Matronen anbeten zu können. Aehnlich scheint sich inschriftlich bei Metz aus der Einheit Minerva eine Mehrheit entwickelt zu haben (vgl. Ihm Nr. 465), vielleicht in Anlehnung an die deutschen Wasser- und Waldminnen, welche gedacht wurden als minniglich badende Jungfrauen, und daher von den Römern nach Art ihrer Nymphen mit leichterer Gewandung als die wesensverwandten Matronen abgebildet wurden (vgl. Jahrb. 75 S. 45).

Heidelberg. K. Christ.

11. Neues Mithraeum von Heddernheim. Herr Hammeran berichtet im Korrespbl. d. westd. Zeitschrift 1887 Nr. 2 u. 3. Folgendes: Im Januar dieses Jahres fand man im Bering des „Heidenfeldes" in etwa 3 m Tiefe übereinander gestürzte behauene Steine, die sich als Reste eines Mithraeums erwiesen. Der zuerst gefundene Torso liess sich als ein Mithras deuten, indem der nach links übergreifende Arm den Dolchstoss gegen den Nacken des Stieres zu führen schien. Nach einigen Tagen fand man auch den Stierkopf mit Resten der Hände des Gottes, den Hintertheil des Stieres mit aufwärts gewandtem, in Aehren auslaufendem Schwanze, sowie Hände und Beine eines Fackelträgers, dem der Fund eines solchen in ganzer Figur folgte, sowie der einer bemalten Marmortafel und der des Haupttheils der grossen Mithrasplatte. Diese ist 1,55 m hoch und 1,75 m breit. Sie zeigt in vortrefflicher Arbeit den Mithras in ruhiger Haltung und mit ausgestrecktem rechten Beine, das Messer dem Stier in den Hals bohrend; am Vorderschenkel des Thieres springt der Hund empor, daneben liegt der Löwe. In der Mitte des Vordergrundes, immer zu Füssen des Stieres, steht die Urne, zu welcher von der linken Seite die Schlange sich heranwindet, mit dem Kopfe über jene sich erhebend. Weiter zur Linken ist der Scorpion wahrnehmbar, der die Hoden des Stieres umklammert hält. Zu beiden Seiten steht je ein Fackelträger von kleiner Figur. Ein zweiter inschriftloser Altar fand sich unmittelbar vor dem Relief der Art, dass daneben noch die Postamente zweier Altäre im Boden eingelassen waren. Diese beiden Altäre sind ganz ähnlich denen des früher von Habel (Nass. Annal. I, 2 Taf. 4) beschriebenen Heddernheimer Mithraeums. Die Fackelträger standen ursprünglich wie das Relief über den Altären beiderseits

Digitized by Google

neben demselben. Sie sind aus Vilbeler Sandstein gearbeitet. Der Tempel hatte eine Länge von 10,80 m und war 2,55 m breit und war von Nord nach Süd gerichtet. Das Mithrasbild stand an der Nordseite. Ein Eingang an der Westseite war 1,60 m breit und in der Weise der in den Heddernheimer Römerhäusern häufig vorkommenden schief aufsteigenden Keller-Eingänge angelegt. Zwei Meter vom Eingange südlich lag mitten im Raume umgestürzt eine Ara aus Basalt mit 11zeiliger Inschrift. In einer Ecke des Tempels fand sich noch ein kleines inschriftloses Altärchen, nahe dabei ein mit Quadern ausgemauertes Loch, ganz mit Thierknochen gefüllt, jedenfalls Resten des Opfers. Der auf 3 Seiten mit Bildwerk reich gezierte Basalt-Altar ist 92 cm hoch, 30 breit und 21 tief. Auf dem obern Theil der Vorderseite steht der dem Felsen entsteigende Gott, nackt, in der Rechten ein Messer, in der Linken einen andern Gegenstand, vielleicht eine Fackel hochhaltend. Die Votivformel der Inschrift lautet: Deo invicto Mithrae. Der Stifter des Altars ist Senilius Carantinus, ein civis mediomatricus. Auf der Seite links unten sitzt der Adler des Jupiter auf einem Fulmen, das auf einer mit Meridiankreisen kreuzweise umgebenen Himmelskugel ruht. Auf der rechten Seite sitzt unten auf einem Felsen neben einer ausfliessenden Urne ein älterer Mann mit langem in Locken gedrehtem Barte, in der Rechten hält er hochgehoben einen Anker, in der Linken anscheinend die Muschel. Hammeran giebt eine ausführliche Erklärung der Inschrift. Auf der Marmortafel sind oben 3 Götter dargestellt, in der Mitte die Stiergruppe mit Mithras. Das Relief lässt 3 Farbenreste erkennen, roth an den Rändern, blau oder grün an den Gewandtheilen, gelb an den Köpfen und Fleischpartieen. Eine eiserne, 19 cm hohe und 11 cm breite Büchse mit Bronzebeschlag, wahrscheinlich die Tempelcasse, fand sich ebendaselbst. Sch.

12. Das Mithraeum von Ostia. Im Maiheft 1887 der Notizie degli Scavi di Antichità findet sich folgende Mittheilung über ein dort entdecktes Mithraeum. Im Verlaufe der letzten Grabungen wurde in der Richtung von Ost nach West zwischen dem Theater und dem Tempel ein herrschaftliches Haus und ein damit in nächster Verbindung stehendes Mithraeum aufgedeckt. Von der Küche gelangte man vermittelst einer kleinen Treppe durch einen engen und gewundenen Gang in das 10,59 m lange und 4,56 m breite Mithraeum. Es ist eines der best erhaltenen, welche bekannt sind. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, dass es im Innern auf dem Boden, den Bänken und Sitzen, wie auf den Wänden mit Mosaiken bedeckt ist. Die Anordnung der verschiedenen Figuren und Symbole, alle von schwarzer Farbe auf weissem Grunde, ist von vortrefflicher Zeichnung. Auf dem Boden sind 7 Pforten gezeichnet, welche den 7 Graden der Einweihung entsprechen, dem Corax, Cryphius, Perses, Leo, Heliodromos, Pater, Pater

Digitized by Google

Patrum und der Dolch, die Waffe des stiertödtenden Mithras. Links vom Eingang, wo die erste mystische Pforte sich befindet, ist eine unregelmässig ausgehöhlte kleine Grube im Boden, vielleicht zur Taufe der Adepten bestimmt. An der Vorderseite zweier Sitze gegenüber dem Eingang stehen zwei Fackelträger, von denen der des Sommersolstitiums einen Raben in der linken Hand trägt. Vorn an den Sitzen sind die sechs Planeten in folgender Ordnung von rechts nach links dargestellt: Mond, Merkur, Jupiter, Saturn, Mars und Venus. Auf der Oberfläche der Sitze befinden sich die 12 Constellationen, aber ohne Ordnung und sogar die normale Folge der Monate und Jahreszeiten. Jedes symbolische Zeichen ist begleitet von einem grossen Stern. Man muss es den ersten Erforschern Dank wissen, dass die Mosaiken und das Gebäude selbst nicht Schaden gelitten haben. Alles Bewegliche und die ganze mystische Einrichtung des Heiligthums, die sehr reich gewesen sein mag, ist verschwunden. Sch.

13. Die Mithraeen in Ostia und Heddernheim und die Externsteine. Das „Deutsche Tageblatt" vom 2. September 1886 berichtet über Auffindung eines Mithraeums in Ostia, welches man dort vor einigen Monaten entdeckt und ausgegraben hatte. Dies veranlasste mich im Mai d. J. von Rom aus einen Ausflug nach Ostia zu machen, um mir an Ort und Stelle jenes Mithraeum selbst anzusehen. Bericht darüber findet sich im Maiheft der in Rom erscheinenden Zeitschrift: Notizie degli Scavi di Antichità. Roma 1886.

Bei meinem Besuche daselbst am 20. Mai d. J. liess ich mir durch den Custoden das Mithraeum aufschliessen, das man mit einem Dach und einer Thür wieder versehen hatte. Beim Eintritt in dasselbe sah ich der Beschreibung entsprechend auf dem Fussboden den Dolch und hinter ihm die 7 mystischen Thore auf dem etwa 1,80 m breiten mittleren Raume; diesem entlang liefen in der gewöhnlichen Höhe eines Sitzes zwei Bänke und über ihnen, etwa 0,30 m höher, also in der Höhe eines gewöhnlichen Tisches, dehnte sich der Raum bis an die beiden Seitenwände aus. Auf den beiden Sitzbänken, die etwa 0,25 m breit sein mögen, sah ich schwarz auf weissem Grunde die 12 Zeichen des Thierkreises dargestellt, in Mosaik ausgelegt. Beim Eintritt in den Mittelraum, also bei dem erwähnten Dolche stehend, hatte ich auf der Bank rechts das Zeichen der Waage neben mir, auf der Bank zur Linken das Zeichen der Jungfrau; auf der Bank rechts erkannte ich in richtiger Reihenfolge die Zeichen der Waage, des Skorpion, Schütz, Steinbock (mit Fischschwanz), Wassermann, der Fische, die ganze Länge der Bank einnehmend; den Fischen gegenüber auf der Bank links stand der Widder, dann Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau eben so vertheilt, so dass ich, am Eingange des Mittelraumes stehend, in der Herbstnachtgleiche mich befand, mit der Waage zur Rechten, der

Digitized by Google

Jungfrau zur Linken, während ich am andern Ende des Ganges, vor der Querwand des Mithraeums stehend, mich im Frühlingsäquinoctium befand zwischen Fischen und Widder. Also standen in richtiger Reihenfolge auf der Bank rechts vom Eingang die 6 Sternbilder des Winters, auf der Bank links die 6 des Sommerhalbjahrs. Die Angabe der Beschreibung, wonach sie ohne Ordnung (senz ordine ossia contro la normale successione dei mesi e delle stagione) stehen sollten, fand ich nicht bestätigt. An den Stirnwänden der Sitze befanden sich die beiden Fackelträger, und zwar rechts, also vor der Waage, der mit erhobener Fackel; links, also vor der Jungfrau, der mit niedergesenkter Fackel, diese in beiden Händen haltend. Die erwähnten 6 Planeten waren vor den beiden Sitzplätzen vertheilt, an jeder Seite 3, aber, was in der Beschreibung unerwähnt geblieben ist, in der Mitte der Sitzbänke fand sich rechts und links je eine Nische angebracht, von denen der Custode meinte, sie hätten dazu gedient, um Lichter hineinzustellen, während vielleicht 2 Bilder von Fackelträgern darin aufgestellt waren, da in dem im Jahre 1887 in Heddernheim ausgegrabenen Mithraeum auch 6 Fackelträger sich gefunden haben, 2 auf dem Hauptbilde, 2 neben der Gestalt des felsgeborenen Mithras auf einer Ara, und 2 einzelne Figuren derselben.

Was mein Interesse insbesondere in Anspruch nahm, war die kesselartige Vertiefung im Fussboden, welche der römische Berichterstatter für ein Taufbecken gehalten hat. Neben dem Eingange am Fussboden bemerkte ich eine nach aussen führende Oeffnung in der Umfassungsmauer, die man von aussen vermauert hatte, die aber in der Beschreibung nicht erwähnt ist. Diese Oeffnung, die ungefähr 0,25 m ins Geviert halten mag, erregte ebenfalls mein besonderes Interesse, und zwar deshalb, weil eine ganz ähnliche Oeffnung an der nämlichen Stelle, so wie eine kesselförmige Vertiefung im Fussboden sich auch in der Grotte des Externsteines im Teutoburger Walde befinden, welche Grotte schon im Jahre 1858 von Prof. Braun in Bonn in seiner Festschrift zum Winckelmannstage, „Die Externsteine, Bonn (Marcus) 1858“, für eine Mithrashöhle erklärt ist, während sie gewöhnlich für eine christliche Capelle gehalten wird, welche vom Kloster Abdinghof in Paderborn angelegt sein soll. Diese von Prof. Braun ausgesprochene Ansicht habe ich in meiner Schrift: „Der Externstein zur Zeit des Heidenthums in Westfalen, Detmold 1879“, wieder aufgenommen und dahin erweitert, dass diese Grotte ein von Quintilius Varus angelegtes, aber unvollendet gebliebenes Mithraeum sei, und dass sich die Lieder der Edda, namentlich das Sonnenlied (Solarliod) und das Grottenlied auf diese Grotte im Externsteine beziehen.

Als ich nun Pfingsten wieder nach Deutschland zurückkehrte, war ich nicht wenig überrascht zu erfahren, dass während meiner Abwesenheit in der Nähe von Frankfurt a. M., zu Heddernheim, ebenfalls ein neues

Digitized by Google

Mithraeum entdeckt und ausgegraben sei, wovon die nähere Beschreibung sich im Märzhefte 1887 des Correspondenzblattes der „Westdeutschen Zeitschrift“ befindet (vgl. Miscelle 11). Es ist dies das dritte Mithraeum, das in Heddernheim aufgefunden wurde und hat man die darin gefundenen Bildwerke und Altäre im Museum des Frankfurter Geschichtsvereins aufgestellt, während bekanntlich die Fundstücke aus den früher ausgegrabenen beiden Mithraeen sich im Museum zu Wiesbaden befinden. Besonders bemerkenswerth erscheint es, dass auch in Heddernheim sich im Fussboden eine ausgemauerte Vertiefung gefunden hat, welche noch mit Knochen angefüllt war, die ohne Zweifel von Opferthieren herrühren werden. Diese Vertiefung im Fussboden scheint also ein charakteristisches Kennzeichen der Mithraeen zu sein, und dass sie bei früheren Funden nicht erwähnt worden, hat wohl nur seinen Grund darin, dass man nicht darauf geachtet hat und vorzugsweise nur den gefundenen Bildern und anderen Heiligthümern Aufmerksamkeit schenkte. Dass solche Vertiefungen auch anderwärts vorhanden waren, scheint daraus hervorzugehen, dass uns berichtet wird, in einem Mithraeum zu Karlsburg in Siebenbürgen habe man auch Knochen von Opferthieren vorgefunden.

Was die oben erwähnte, von mir in Ostia bemerkte Oeffnung in der Umfassungsmauer betrifft, so findet sich eine solche auch im Externsteine, wo ihre Bestimmung eben so räthselhaft erscheint wie in Ostia. Da ich in Egypten, welches ich im Jahrs 1876 besucht habe, ähnliche Oeffnungen in den Tempeln vorfand, deren Bedeutung mir dahin erklärt wurde, dass sie dazu gedient haben, dass der Tempeldiener während der heiligen Handlungen von aussen ein Räuchergefäss hindurchzustecken gehabt habe, so habe ich diese Bedeutung auch bereits für jene Oeffnung in der Grotte des Externsteines in Anspruch genommen. Als ich nun in Ostia den Custoden nach der Bedeutung dieser Oeffnung fragte, meinte er, sie habe zum Abfluss des Wassers gedient; auf meine weitere Frage: woher denn jenes Wasser gekommen sei? wusste er indess nicht zu antworten. Am Externsteine liegt die Sache ebenso; denn um eine Erklärung für diese räthselhafte Oeffnung zu erhalten, hat man zur Aushülfe die Fabel erfunden, dass im Winter eine nicht unbedeutende Menge Wasser aus dem Felsen hervorfliesse, während noch nie Jemand gesehen hat, dass nur ein Tropfen daraus hervorgequollen ist.

Das Mithraeum in Ostia besteht also aus einem Mittelraum, der fast die ganze Länge desselben einnimmt und ca. 1,80 m breit ist, und diesem entlang zieht sich, um etwa 0,75 m höher, an jeder Seite eine erhöhte Fläche von Mauerwerk hin, die meiner Ansicht nach zu Stehplätzen für die Anwesenden gedient haben mag, während die ihnen entlang laufenden Bänke, die etwa 0,45 m über dem Fussboden sich befinden, zu Sitzen für die älteren oder vornehmeren Personen gedient haben können. Die Angabe in

Digitized by Google

früheren Fundberichten, wonach die Mithraeen durch zwei Zwischenwände in 3 Abtheilungen geschieden seien, wird hiernach erst verständlich, denn nach der Zeichnung, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Schöpflin in der Alsatia illustrata von dem in Schwarzerden gegeben hat, scheinen diese Zwischenwände bis zur Decke zu reichen, wonach die Nebenräume so schmal gewesen wären, dass kaum ein erwachsener Mann sich hindurchzwängen konnte. Uebrigens hat nach jenen Angaben das Mithraeum in Schwarzerden dieselben Dimensionen gehabt, wie die Grotte im Externsteine, während die beiden früher in Heddernheim gefundenen, so wie drei früher schon in Ostia ausgegrabene, nebst dem dort neuerlich aufgefundenen etwas breiter sind. Da die Breite des zuletzt in Heddernheim aufgefundenen, von Dr. Hammeran in der Westdeutschen Zeitschrift beschriebenen, nur zu 2,25 m angegeben ist, so wird dies wohl nur der Mittelraum sein. Es ist zu hoffen, dass bei künftigen Funden der Untersuchung der Gebäude selbst mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde.

Was die Bedeutung der bildlichen Darstellungen betrifft, so betrachtet der römische Berichterstatter die beiden Fackelträger als die Genien der beiden Sonnenwenden, während man sie sonst als Lucifer und Hesperus, durch Aufgang und Niedergang der Sonne zu deuten pflegt. Ich kann mich beiden Ansichten nicht anschliessen und gebe ihnen vielmehr nur eine allgemeine symbolische Bedeutung, nämlich die der Auferstehung, indem ich darin den Gedanken ausgedrückt sehe, dass alles Leben dem Tode verfallen ist, der Tod aber zu neuem Leben führt (Homo moriturus nascitur, renascendus moritur). Dass man diesen Bildern keine zu spezielle Deutung unterlegen darf, erhellt übrigens daraus, dass sie ganz verschieden dargestellt werden, indem der Fackelträger vor dem Stier bald eine aufrechte, bald eine gesenkte Fackel oder auch wohl beide Fackeln in der Hand hält, oder man findet auch beide Fackelträger hinter dem Stier stehend, auch wohl beide gesenkte Fackeln in den Händen haltend, wie dies aus Lajards grossem Werke mit seinen Abbildungen der Mithrasbilder zu ersehen ist. In dem grossen Bilde des Stieropfers soll, wie mir scheint, Mithras als sich zum Wohle der Welt selbst zum Opfer darbringend dargestellt werden, indem er freiwillig in den Tod geht und in die Unterwelt hinabsteigt. Der Stier ist sein Symbol; indem er ihn tödtet, gibt er sich selbst den Tod. Dies Bild gehört also der Herbstnachtgleiche an, wo die Sonne über den Aequator in die südliche Himmelsbälfte übertritt, während der felsgeborne Mithras die Frühlingsnachtgleiche darstellt. Dieselbe Bedeutung finde ich im egyptischen Mythus von Osiris, wie im germanischen Mythus von Balder, die beide in die Unterwelt hinabsteigen, um neugeboren daraus wieder zu erstehen. Auch in den beiden Sphynxen, im Widdersphynx und Löwensphynx, sehe ich die Symbole der beiden Nachtgleichen, indem die Löwensphynx mit dem Kopfe der Jungfrau das Sternbild der

Digitized by Google

Jungfrau darstellt, das an der Herbstnachtgleiche steht. Deshalb finden wir denn auch das riesige Bild der Löwensphynx auf dem Begräbnissplatze in Ghizeh neben der grossen Pyramide des Cheops, und Isis, wenn sie im Frühling ihren Einzug in Karnak hielt, zog durch jene Allee von Widdersphynxen ein, deren abgesägte Köpfe noch jetzt zwischen Luxor und Karnak im Sande liegen.

Den Thierfiguren des Stieropfers lege ich nur astronomische Bedeutung bei. Im Skorpion und Wassermann (amphora) sehe ich die Mächte der Finsterniss repräsentirt, in der Edda durch Nördr und seinen Sohn Freyr die beiden Wanengötter dargestellt, die in der Edda in jene Sternbilder gestellt sind, in die 11. und 2. Wohnung, in November und Februar. Das Sternbild der Jungfrau wird in den egyptischen Thierkreisen durch die Schlange dargestellt, sie steht in den Monaten des Sommers am Abendhimmel und deshalb erklärt es sich, weshalb wir das Bild des Mithras so oft von einer Schlange umschlungen dargestellt finden, denn beide führen vereint im Sommer das Regiment am Himmel, unbehindert von feindlichen Einflüssen, und deshalb heissen die beiden Hauptsterne der Jungfrau auch Aehre und Winzerin (spica, vindemiatrix) und der Schweif des getödteten Stiers zeigt ein Aehrenbüschel. Den Schnee, womit Freyr die Welt zu ertödten gedachte, verwandeln Stier und Jungfrau in eine Wohlthat, indem sie ihn schmelzen, damit er die Flüsse im Sommer ernähre. Daher wird Freyrs Wohnsitz in der Edda auch Yd-alir, das heisst Wasserernährer genannt, was man fälschlich durch Eibenthäler übersetzt, und aus dem Schnee (Ullr) einen Gott Ullr gemacht hat. Löwe, Hund und Rabe bezeichnen ebenfalls die ihren Namen entsprechenden Sternbilder.

Wenn die Grotte im Externstein aber ein Mithrastempel ist, wie ich wahrscheinlich zu machen hoffe, so kann sie nur den Römern ihren Ursprung verdanken, und zwar nur durch Varus angelegt sein, und so ist sie dann schon mit der Varusschlacht unlöslich verbunden. Aber auch das Räthsel der Edda wird sie uns lösen, denn ihr kann nur das Grottenlied sowohl wie das Sonnenlied gelten, und der Felsenkessel in ihrem Fussboden ist dann jener Sonnenkessel, nach welchem Varus Legionen als „Söhne des Sonnenkessels“ bezeichnet werden, welche das Geweih des Hirsches vom Berge herabtragen wollten, d. i. die Verehrung der Götter aus den heiligen Hainen in die Mithrashöhle verlegen wollten. Sie ist jene Mühlengrotte, von der das Grottenlied erzählt, dass hier zwei Töchter der Bergriesen ein Heer zusammenriefen, das den König Frodi von seinem angemassten Herrschersitze vertrieb. Sie ist der Saal, der dem fernen Sonnengotte errichtet wird, sie ist Urds Brunnen, aus dem die Geschichte des deutschen Volks zu schöpfen ist; sie ist der schlangenumwundene Saal, in dessen Fenster Gifttropfen fielen und über dem die Esche Yggdrasil, d. i. die Irmensäule, stand, und wo daher die Asen den letzten entscheiden-

Digitized by Google

den Kampf zu kämpfen hatten gegen den neuen grösseren Gott, den Christengott.

Meine neuesten Untersuchungen, die ich an Ort und Stelle angestellt, haben mich in der Ansicht bestärkt, dass die am Eingang der Grotte in den Fels gehauene Figur, welche man für ein Petrusbild hält, ursprünglich einen felsgebornen Mithras darstellte, mit einem Löwengesicht und spitzen Ohren, wie er in Vienne sich befindet und von Lajard auf Tafel 71 abgebildet ist. Auf dem Kopfe, über den Augen, sieht man noch zwei Löcher, wo allem Anschein nach die spitzen Löwenohren gesessen haben, die man ihm fortnahm, um das heidnische Ansehn zu beseitigen, während man das Gesicht zur Unkenntlichkeit entstellte und am Fusse das Stück des Felsen fortnahm, aus dem er als hervorwachsend dargestellt wurde. Im Innern der Grotte aber befindet sich noch, vertieft in den Stein gehauen, ein Gesicht mit spitzen Ohren auf dem Kopfe, welches wahrscheinlich anzeigen soll, wie die Figur ursprünglich ausgesehen hat. Aber die schräge Wand hat man nicht beseitigen können, an welcher die Figur so dargestellt ist, dass sie am Kopfe um 0,23 m aus dem Felsen hervorragt, während sie unten allmählich im Felsen verschwindet und oben wohl 2 m vom Felsen überwölbt wird, den man mit grosser Mühe fortnahm, wie man auch die Wand, an der das Bild steht, nach oben hin abschrägte, um es daraus allmählich hervortreten zu lassen. Das ist meine Ansicht über die Grotte nebst dem Petrusbilde, die ich weiterer Prüfung empfehle; ich halte beide für römischen Ursprungs.

Dagegen bin ich der Ansicht, dass man das Alter der Eddalieder sehr überschätzt hat. Ihre wichtigsten Lieder können nicht vor dem Jahre 1100 gedichtet sein und sind von westfälischen Geistlichen in Island und in nordischer Sprache verfasst und dort niedergelegt, damit man mit ihrer Hülfe in späterer Zeit wieder ausfindig machen könne, welche geschichtliche Erinnerungen sich an diese Orte knüpfen. Denn eben diese Erinnerungen an die glorreiche Zeit des Heidenthums waren den christlichen Priestern unbequem und sollten daher ausgelöscht werden, um zu verhindern, dass heidnischer Cultus an diesen Orten noch fortgesetzt wurde, die einst als Nationalheiligthum des Volkes gegolten hatten. Zu diesem Zwecke kaufte das Paderborner Kloster Abdinghof im Jahre 1093 den einen der Felsen an und legte auf dem Gipfel desselben, der einst dem heidnischen Cultus gedient hatte, eine christliche Kapelle an. Diese Kapelle ist ohne Zweifel ein Werk der Paderborner Mönche, welche aber das Mithraeum im Fusse des andern Felsens unberührt liessen und sich damit begnügten, es dem Kreuze zu weihen, wie die Inschrift im Innern desselben meldet. Aber der Dichter durfte die Dinge nicht bei ihrem rechten Namen nennen, damit seine Lieder nicht der Verfolgung der christlichen Priester zum Opfer fielen; deshalb musste er in Bildern reden und in dunkeln Anspielungen, welche

Digitized by Google

an die Oertlichkeiten sich anknüpften und nur dem Kundigen verständlich waren, so dass auch heute noch zu ihrem Verständniss genaue Ortskunde erforderlich ist. So nur wird das Sonnenlied verständlich, wenn der Dichter sagt, dass Odins Gemahlin das Erdenschiff zur sehnsüchtig erwarteten Festzeit heranrudert. Dies Fest ist das Erntefest oder Balders Todesfest um die Zeit der Herbstnachtgleiche, wo der „goldgekämmte Hahn die Helden zum Kampfe rufen", die Römer aber zur Behausung des Todes senden soll.

Schierenberg.

14. Die Mithrasinschriften. Aus einer Zusammenstellung aller datirten Mithrasinschriften ergibt sich, dass zwei derselben (aus Rom) in die Augusteische Zeit zurückgehen mit der Widmung „Soli donum dedit" (CIL 6, p. 124). Eine andere stammt aus dem J. 86 mit der Widmung I. O. M. et soli divino et genio (CIL 6, p. 74 n. 398). Aus der Zeit Traians kann ich zwei Inschriften mit Bestimmtheit nachweisen. Damit wird man also den urkundlichen Beweis führen können, dass der Mithrasdienst schon im 1. Jahrhundert in Italien, namentlich in Rom selbst eingebürgert war. Unter den Antoninen sind die datirbaren Inschriften noch vereinzelt, aber unter Commodus steigt ihre Zahl auf 10, die höchste Ziffer wird unter der Dynastie des Severus (193—235) erreicht, soviel wie aus allen Zeiten zusammen genommen. Es gibt ferner eine datirte Inschrift aus dem J. 319, dann erst eine aus dem J. 350. Es war eine Zeit der Verfolgung für den gefährlichen Konkurrenten des Christenthums. Dann werden die Inschriften wieder zahlreicher, die letzte, d. h. die jüngste, die sich nachweisen lässt, ist vom J. 391 (CIL 6, n. 736). Durch das Edikt des Theodosius vom J. 392 wurde bei schwerer Strafe die Ausübung des heidnischen Kultus verboten.

Die Gesammtzahl der bekannt gewordenen Mithrasinschriften ist etwa 500. Von diesen kommen auf die römischen Rheinlande etwa 35, auf Britannien 22, auf die Donauprovinzen 115 (auf das obere Pannonien allein 43), auf Spanien nur 13, auf Afrika 14, auf Rom 135, auf das übrige Italien 92. (Nach T. Fabri, de Mithrae dei solis invicti cultu S. 81).

Eine Publikation sämmtlicher Mithrasdenkmäler, als Grundlage einer Geschichte dieses Kultus, der namentlich für den Norden und den Westen des römischen Reiches eine weltgeschichtliche Bedeutung hat, ist ein dringendes Bedürfniss. Eine für weitere Kreise verständliche gute Darstellung des Mithrasdienstes findet sich bei J. Burckhardt, Constantin d. Gr., p. 228—239, 263. 264. (Ich citire nach der 1. Aufl. 1853.) Grundlegend für das Studium der Mithrasreligion ist noch heute das Werk von Felix Lajard, Introduction à l'étude du culte public et des mystères de Mithra en Orient et en Occident. Paris 1847 fol. 26, CVII planches. Die Tafeln LXX und LXXI stellen die in Ostia gefundenen Mithrasdenkmäler dar.

Jul. Asbach.

Digitized by Google

15. Römische Inschrift vom Monterberg bei Calcar. Auf der Höhe des Monterbergs unweit des Hofes Op gen Born an jener Stelle, wo die Lage des römischen Burginatium angenommen wird und welche durch die schon seit alter Zeit in grosser Ausdehnung, Menge und Mannigfaltigkeit gefundenen Alterthümer in der ganzen Gegend bekannt ist, ist ganz neuerdings das Bruchstück eines römischen Grabsteines zum Vorschein gekommen, welches hier mitgetheilt zu werden verdient. Leider hat bei der trümmerhaften Erhaltung des Steines auch die auf demselben eingehauene Inschrift viel an ihrer Vollständigkeit eingebüsst. Die noch vorhandenen Zeilen lauten nach einer mir von Herrn Dr. Terwelp, welcher den Stein gesehen hat, freundlichst zur Disposition gestellten Abschrift folgendermassen:

Q VETINIC
MILLEG
EREDE
C V R

Wie man sieht, ist der Stein an beiden Seiten abgebrochen. In Folge dessen ist die hintere Rundung des O am Ende der ersten Zeile verloren gegangen, ebenso fehlt jetzt H zu Anfang und S zu Ende des Wortes H]EREDE[S. Der verstümmelte Buchstabe am Ende der vierten Zeile kann nur ein R gewesen sein. Demgemäss ist das Erhaltene folgendermassen zu lesen:

Q(uinto) Vetinio . . . . . mil(iti) leg(ionis) . . . . . [h]erede[s] [fac(iendum)] cur[averunt].

Der Geschlechtsname des Soldaten Vetinius erscheint hier auf rheinländischen Inschriften meines Wissens zum ersten Male. Völlig unbekannt ist er dagegen nicht. Denn er findet sich auf einer in der Nähe von Rovigo gefundenen Inschrift (C. I. Lat. V, 2451), welche eine *Vetinia T(iti) l(iberta) Iucunda* nennt.

Wenngleich jetzt die nähere Bezeichnung der Legion fehlt, so glaube ich doch, dass wir schwerlich fehl gehen werden, wenn wir annehmen, dass der betreffende Soldat der Legio XXX Ulpia victrix angehört hat. Denn diese Legion hat den grössten Theil der Kaiserzeit in jener Gegend am Niederrhein gestanden, wie namentlich die Ziegel und Inschriften beweisen.

Bonn. Josef Klein.

16. Die Skulpturen von Neumagen an der Mosel. Niemals sind im Rheinlande so zahlreiche und so wichtige Denkmale des römischen Alterthums zu Tage gefördert worden, als die unter der Leitung von F. Hettner aus den Fundamenten der mittelalterlichen Burg daselbst an das Licht gebrachten Bildwerke, die unzweifelhaft die Bruchstücke

Digitized by Google

prachtvoller Grabdenkmale sind, wie uns ein solches in der Igelsäule erhalten ist. Die Ausgrabungen begannen in den Jahren 1877 und 1878, in denen die Süd- und Ostmauer des Burgberinges ausgebeutet wurden. Die Nordmauer bildet noch heute die Rückseite einer Häuserreihe und die römischen Quadern mussten hier in den Kellern der Häuser mit grosser Mühe hervorgezogen werden. Aus einem Berichte Hettner's über die Ausgrabungen im Jahre 1884, in welchen die Westmauer die grösste Ausbeute an Architecturstücken lieferte, sei hier das Folgende mitgetheilt. Einige Inschriften und die Darstellungen der Skulpturen begründen die Annahme, dass sämmtliche Fundstücke zu Grabmonumenten gehören. Durch die Auffindung zusammengehöriger Stücke hat Form und Grösse einiger derselben annähernd bestimmt werden können. Ein allseitig mit Skulpturen gezierter Obelisk von rechteckigem Grundriss konnte bis zu einer Höhe von 2 m wieder aufgebaut werden. Auf der Vorderseite sind in natürlicher Grösse ein Mann, eine Frau und ein zwischen ihnen stehendes Kind dargestellt; das Ehepaar, mit Toga und Palla bekleidet, reicht sich die rechten Hände; mit der linken hält der Mann eine mächtige Testamentrolle; neben dem Kopfe des Mannes ist ein M scharf eingemeisselt, welchem ueben dem Kopfe der Frau ein D entsprach, dis manibus bedeutend, „den Todesgöttern geweiht". Auf der rechten Schmalseite sind die Beschäftigungen des Mannes dargestellt. Das obere Feld zeigt denselben zu Ross auf der Heimkehr von der Jagd, frohlockend hält er einen Hasen in der erhobenen Rechten; vor ihm schreitet ein Diener, einen Windhund an der Leine führend; der Hund wendet seinen Kopf hinauf dem Hasen zu. Von dem untern Felde ist nur ein in einen weiten Kapuzenmantel gekleideter Mann erhalten. Das obere Feld der linken Schmalseite zeigt uns das Toilettenzimmer der Hausherrin. Sie sitzt in einem geflochtenen Lehnsessel, ihre Füsse behaglich auf eine Fussbank stemmend, vier Sklavinnen sind um sie beschäftigt, die eine hinter ihr ordnet ihr das Haar, die zweite neben ihr trägt im Arm ein Oelfläschchen, die dritte und vierte stehen vor ihr und halten ihr einen grossen Bronzespiegel und ein Henkelkännchen hin. Das untere Feld ist nicht erhalten. Die Rückseite des Monumentes ist nur mit Ornamenten geziert. Ein zweites Denkmal zeigt ebenfalls auf der Vorderseite die Bildnisse eines Ehepaars, aber weit über Lebensgrösse. Daneben giebt eine Inschrift an, dass das Monument einem Negotiator errichtet sei. Die Schmalseite, die nur rechts erhalten ist, zeigt als übereinander stehende Pilasterfiguren einen bocksbeinigen Pan, welcher die Crotalen schlägt, und einen Silen, welcher gierig aus einem Trinkhorn schlürft; auf dem Felde daneben befinden sich eine sitzende und drei stehende Figuren, von denen eine sich durch einen Kopf von trefflichster Arbeit und wunderbarster Erhaltung auszeichnet. Dass einige dieser Bauten eine kolossale Grösse hatten, beweist ein Giebel, dessen Länge sich auf 5,40 m berechnen lässt.

Digitized by Google

Auf demselben ist ein Mittagsmahl dargestellt. Hinter einem gedeckten Tisch, auf welchem Schalen mit Früchten stehen, liegen auf einer Kline drei Männer; sie stützen sich mit dem linken Ellenbogen auf Kissen, während sie mit der linken Hand Servietten halten. Am linken Ende des Tisches sitzt auf einem Stuhl eine Frau mit zwei Körben voll Früchten im Schooss; hinter ihr steht eine Dienerin, die sich auf die Stuhllehne der Herrin auflehnt. Die linke Ecke des Giebels wird durch ein Schenktischchen ausgefüllt, auf welches ein Diener zuschreitet; unten am Boden steht eine in ein Strohgeflecht eingesetzte viereckige Henkelflasche, ähnliche Flaschen stehen in der rechten Ecke des Giebels. Vielleicht gehört zu diesem Giebel ein um die 4 Seiten eines Monumentes herumlaufender Streifen, dessen Vorderseite in zwei Risalite und eine zurückliegende Fläche gegliedert ist. Auf den Risaliten befinden sich die Reliefs je eines Jünglings, welcher ein Ross am Zügel führt; auf der Langfläche war eine Arena dargestellt, nur die beiden Metae sind erhalten. Die beiden Schmalseiten führen in das Innere von Comptoirs; links beugt sich ein Mann über einen Tisch, auf dem ein Haufen Geldes liegt, ein zweiter trägt in einem Sack noch mehr Geld herbei. Rechts sieht man durch eine weit geöffnete Portière in das Innere eines Zimmers, in dem sich sieben Männer befinden. Ganz rechts sitzt ein kahlköpfiger Alter, welcher mit einem grossen Griffel in ein Buch notirt; zwei vor ihm stehende Jünglinge unterstützen seine Arbeit; darauf folgen zwei Männer, der eine mit einem Geldbeutel, der andere wiederum in einem Buche notirend; ganz links im Gespräch zwei bärtige Alte, von denen einer einen mächtigen Sack auf der Schulter herbeiträgt. Die Versuche, die einzelnen Blöcke wieder zusammen zu setzen, sind dadurch noch sehr erschwert, weil die Funde in verschiedenen Räumen aufgestellt sind. Vielleicht lässt sich später noch manches Zusammengehörige finden, doch erkennt man jetzt schon, dass von den Monumenten mehr Stücke fehlen, als vorhanden sind. Aus der Menge der vorhandenen Reliefs sind noch folgende hervorzuheben. Eine trefflich erhaltene Skulptur zeigt einen Sklaven vor einem mit Kannen und Schüsseln reich besetzten Servirtisch; der Sklave mit kurzgeschorenem Haupthaar und kurzem Backenbart, in's Sagum gekleidet, trägt einen Becher und über dem linken Unterarm, wie noch heute unsere Kellner, eine Serviette. Auf einem zweiten Stein sieht man ein Familienmahl; hinter einem runden, mit Obstschalen besetzten Bronzetisch zwei Männer auf der Kline, rechts daneben sitzt die Frau, links zwischen dem Ess- und einem Servirtisch steht ein bedienender Sklave. Auf einer dritten Darstellung sitzt links die Frau, rechts mit seinem Hunde der Mann, zwei Sklavinnen, von denen eine den Braten aufträgt, stehen hinter dem Tisch. Die Seite dieses Steines zeigt eine grosse antike Schnellwage (statera), auf der Schale liegt ein Haufen flockiger Masse, vielleicht Wolle. Ein Mann mit einem Schurzfell versehen, in dessen Bausch die

Digitized by Google

linke Hand ruht, ist im Begriff das Gewicht vom Wagebalken herabzunehmen. Als freie Gruppe ist ein Schiffchen gearbeitet, welches, mit Fässern beladen, von bärtigen Ruderknechten vorwärts bewegt wird. Dasselbe ist kleiner wie die zwei Schiffe der Aufgrabung von 1877/78, auf denen der Steuermann mit kritischem Humor dargestellt ist. Auf den Weinhandel weist auch ein grosses Relief hin, auf welchem ein Mann unter Aufsicht des Hausherrn eine thönerne Amphora mit einem Strohgeflecht umgiebt, ein zweiter ist mit derselben Arbeit beschäftigt, scheint sich aber dieselbe durch eine nicht recht verständliche mechanische Einrichtung zu erleichtern. Andere Steine zeigen einen Mann auf einem Waarenballen kniend und denselben unter grösster Kraftanstrengung zusammenschnürend, ferner einen Wagen, der an einem Baum vorüberfährt oder ein Gespann von drei Maulthieren in trefflichster Erhaltung. Ein Relief, welches an griechische Kunst erinnert, stellt einen nackten Jüngling mit flatterndem Gewande dar; auf dem nebenliegenden Felde sitzt eine Figur auf einem Holzstuhl, deren schwer beuagelter Schnürschuh bis in die feinsten Einzelheiten ausgearbeitet ist. Eine andere Frau trägt Socken, an denen der Abschnitt für die grosse Zehe besonders gestrickt ist. Ein gewaltiger Block von zwei Meter Länge scheint wieder ein Comptoir vorzustellen. Auf Lehnstühlen sitzen drei Männer; ein bärtiger Alter in der Mitte, zwei Jünglinge zur Seite; die Jünglinge lesen in grossen Rollen und eine gleiche Rolle scheint auch der Alte gehalten zu haben. Ganz rechts steht ein Diener, welcher an einem Henkel ein Buch voll Täfelchen herbeiträgt. Mythologische Gegenstände sind an den belgo-gallischen Monumenten wenig beliebt gewesen, nur Darstellungen von Flussgöttern und Flussthieren sind zur Verzierung der Sockel und Bekrönungen häufig gewählt. Es ist noch ein kleines Bildchen einer Iphigenie mit dem Artemisidol und die Gruppe eines trunkenen, sich auf einen Satyr stützenden Dionysos zu erwähnen. Die Grabinschriften erwähnen einen Negotiator, einen Musicus romanus, einen Sevir, einen Libertus, und enthalten für die epigraphische Forschung interessante Namen. Hettner schliesst seine Schilderung mit den Worten: „Der Realismus, mit dem jene jetzt über anderthalb Jahrtausend vergangene Moselbevölkerung den Nachkommen über ihr Thun und Treiben freudigst berichtet und der sich zeigt bei Mahl und Tanz, auf der Jagd und im Comptoir, bei der Toilette und in der Werkstatt, wirkt auf jeden mit fesselnder Gewalt. Die Wissenschaft gewinnt ungeahnte Aufschlüsse. Wer hätte es sich träumen lassen, dass im zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr. an der Mosel so viel künstlerischer Geschmack und eine so geniale Kunstfertigkeit geherrscht haben, wie sie aus jenen Monumenten uns entgegentritt! Trotz des Ausonius Schilderung von der blühenden Kultur an der Mosel hätte Niemand gewagt, einen solchen Reichthum vorauszusetzen, wie er aus dem Vorhandensein so zahlreicher, gewaltiger Monumentalbauten spricht.“ Die

Digitized by Google

geschützte Lage der Skulpturen im Innern der Mauer erklärt ihre treffliche Erhaltung. Diese beweist auch, dass viele Monumente bald nach ihrer Errichtung zerstört und deren Steine anders verwendet wurden. Das Material sind Sandsteine von der Saar und gelber Kalk aus der Gegend von Metz. Die Quadern waren mit Bronzeklammern verbunden. Hettner glaubt, dass Malerei ursprünglich an allen vorhanden war.

Aus d. Rhein. Museum für Philol. 1881, 36 S. 435 und d. Correspbl. der deutschen anthr. Ges. XVI, Juli 1885. Sch.

17. Ueber Vicus, Civitas und Castellum Nonaesium. Nach dem Tode des trefflichen Sylvanus fielen eine grosse Anzahl von römischen Niederlassungen den Ueberrheinischen in die Gewalt. Ammianus Marcellinus berichtet nun über „civitates", welche nach Vertreibung der Germanen wiederhergestellt werden. Unter diesen ist neben Bonna, Antennacum und Bingio auch Novesium genannt (Ammianus Marc. XVIII, 2, 4). Man wird sehr versucht, nach dieser Weisung sich Neuss, das schon seinem Namen „Nonaesium" nach auf ein einheimisches Dorf zurückzuführen ist, als ehemaligen vicus zu denken, der damals Stadtrecht gehabt; denn „im allgemeinen bezeichnet ‚civitas' die ‚Gemeinde mit Stadtrecht' im Gegensatze zu „vicus". Die Bewohner der civitas sind die Gesammtheit der ‚cives', die Bewohner des vicus sind ‚vicani'; wir kennen die vicani Mogontiacenses (Mainz). Zum ersten Mal nach dem J. 293 wird Mainz in einer Urkunde als städtisches Gemeinwesen (civitas) bezeichnet." Für mich war es bei meinen Localforschungen in Neuss und in dem benachbarten Grimlinghausen stets eine auffallende Erscheinung, dass die gestempelten Ziegel des von mir auf dem „Neusser Felde" zwischen dem linken Erftufer und dem Rhein entdeckten Lagers Nouaesium fast ausnahmslos der 16. und der 6. Legion angehören, während im südöstlichen Bereiche der heutigen Stadt Neuss wohl zahlreiche Culturreste aus der augusteischen und aus der Flavier sowie späteren Zeit, aber so zu sagen keine Legionsziegel gefunden wurden. Die einzige militärische Inschrift, welche wir in Neuss zu Tage förderten, ist vielmehr die eines Veteranen der legio VI. Ueberaus zahlreich sind in der Erstreckung vom heutigen Markte bis nordwestlich des Stationsgebäudes der Eisenbahn Gräber aus dem Zeitalter der Antonine. Dieselben zeigen keinerlei Beigaben, welche auf eine militärische Niederlassung deuten, wohl hingegen kostbare Gefässe und Gläser, die an bürgerliches Leben erinnern. Da nun die 16. Legion bereits im Jahre 70, die 6. Legion unter Hadrian für immer den Rhein verlassen hat, so lag die Vermuthung nahe, die canabae der legio VI hätten, als das Winterlager bei Grimmlinghausen von der Besatzung verlassen wurde, durch Ertheilung der Bürgerrechte an den vicus Nouaesium in diesem ein neues Heim gefunden. Indessen bei genauerer Erwägung der Verhältnisse findet sie keinen Halt. „Bei der Verminderung des untergermanischen Heeres", so schrieb mir Professor Theodor Mommsen, den ich

Digitized by Google

um sein Urtheil bat, „werden aus den Legionslagern Alen- oder Cohortenlager geworden sein; aber für das Stadtrecht fehlt nicht blos jeder Beweis, sondern auch die Wahrscheinlichkeit. In diesem Militärgebiet ist man damit sehr sparsam gewesen und die paar Städte, die es hier gegeben hat, kennen wir gewiss alle; die Funde in Neuss sprechen entschieden dagegen, sehen ganz und gar nicht nach einem städtischen Mittelpunct aus."

Wir finden auch in spätrömischer Zeit Neuss als „castellum" bezeichnet, bei dem Quintinus über den Rhein setzt, um gegen die Franken zu kämpfen (vgl. Gregor von Tours Hist. L. II).

Halten wir uns nur allein am Historischen und ziehen dieses mehr im allgemeinen Sinne in Anbetracht, dann sollte man doch glauben, in der Zeit des Constantius habe Neuss mehr den Charakter einer ‚Civitas' gehabt, unter Quintinus aber sei es „Castellum" gewesen. Jedenfalls würde Neuss — falls diese Nachrichten so zu verstehen, wie sie im allgemein philologischen Sinne zu verstehen sind — in der Zeit zwischen Constantius und Quintinus Castell geworden sein.

Eine endgültige Entscheidung dieser für die Militärgeschichte des Niederrhein nicht gleichgültigen Frage ist vielleicht durch die Funde ermöglicht. Es kommt dabei schon jetzt, ausser oben Gesagtem, folgendes in Anbetracht, was ich beobachtet habe. Innerhalb der Stadt Neuss, von der Gegend südlich des Rathhauses ab, bis ausserhalb des nordwestlichen Stadtbereiches finden sich Römergräber, deren älteste bis in die Flavierzeit reichen, deren jüngste, welche nordwestlich der Stiftskirche St. Quirin gefunden wurden, Gefässe aus der ersten Zeit der Constantine und Münzen von Constantin dem Grossen bargen. Durch diese Gräber erkennen wir, dass auf dem Boden, der dieselben barg, nicht die Mauern einer civitas und ebenso wenig die eines Castells gestanden haben können, d. h. nicht in der Zeit, in welche diese Gräber zu setzen sind, wohl aber vor- oder nachher.

Bereits gelegentlich meines Berichtes über die Funde, welche im Bereich der Stadt Neuss bei Anlage des Rohrgrabens für die städtische Wasserleitung gemacht wurden, habe ich auf die unverkennbaren Spuren eines inmitten des heutigen Neuss befindlich gewesenen Römercastells aufmerksam gemacht und dessen Umriese angegeben. Ueber die Zeit, in welche dieses Rechteck von ca. 330 m Länge und 250 m Breite zu setzen ist, lagen nach Obigem, schon früher von mir in Betracht gezogenem, zwei Möglichkeiten vor. Da nämlich die genannten Gräber innerhalb dieses Castellrechteckes liegen, so muss dasselbe vor der Flavier Herrschaft oder nach Constantin d. Grossen errichtet worden sein. Bisher waren Gründe vorhanden, welche an ein Drususcastell zu denken berechtigten, das bei Erhebung Kölns zur Colonie und der dadurch offenbar erfolgten Anlage der Lager zu Bonn und Neuss aufgegeben wurde.

Digitized by Google

Ein Fund, der uns eines Besseren belehrt hat, wurde in der vorigen Woche in der Brückstrasse zu Neuss gemacht. Durch letztgenannte Strasse des nordöstlichen Stadttheiles wurde nämlich auf der Strecke von der Mitte des Carmelitessenklosters bis zum Eingange in die Hospitalkirche ein bis zu 3—4 m Tiefe reichender Abflussgraben gezogen. Bei diesen Arbeiten durchschnitt man dicht vor der ganzen Ostflanke des südlich dieser Kirche gelegenen Anbaues die abgerundete Ostecke der inneren Wallstrasse genannten Castells und fand etwa 10 m nördlich, dem Eingang der Carmelitessen-Kapelle gegenüber, Theile einer (oder der Umfassungs-) Mauer. Es waren schwere Steine, die man zu Tage förderte. Weiter nach Süden konnte man nur in den Umfassungsgraben des Castells gelangt sein; wie man denn auch hier bis zu ca. 4 m Tiefe den Urboden nicht, sondern nur angefüllten Boden antraf.

In dem Füllgrund des Grabens und unterhalb der inneren Wallstrasse fand man zahlreiche römische Glasscherben, und zwar auffallend viele grössere Theile von Sigillata-Gefässen. Ferner drei oben geöffnete grosse römische Lampen. Die glänzend rothen, festgebrannten Sigillata-Gefässe tragen zum Theil Stempel. Ich lese auf einer flachen Schale: OF ROMI. Eine in der Mitte der Bauchung scharf eingeengte Tasse zeigt: IVCVND, während eine gleichartige OF MOM vorführt. Der Henkel einer Amphora von gelb gebranntem Thon hat die nach dem Brande eingefurchte Inschrift: VIIRA. Der Stil dieser Gefässreste ist bezeichnend für die letzte Zeit der Augusteischen und den Anfang der Flavier-Periode. Weil sie stellenweise von sehr mächtigen Brandschuttlagen umgeben waren, gestatten sie am ersten an die Batavische Einäscherung der rheinischen Römerlager zu erinnern.

Der oberhalb derselben, gleich unter dem heutigen Strassenpflaster beobachtete Weg hatte oben eine Decke von mit Kalk vermischten Ziegelstückchen aufzuweisen; er zeigt dieselbe Beschaffenheit wie der vor der Ecke von Clarissen- und Michaelstrasse zu Tage geförderte innere Wallweg der Südwestecke des Castells. Unterhalb des festen Ueberzuges befand sich an beiden Stellen ein grobrandiger feiner Kies.

Dieser Fund beweist trefflich, dass das vorgefundene Castell keine Anlage des Drusus sein kann; in Verbindung mit den bis zu Constantin dem Grossen reichenden Gräbern, die innerhalb der Mauern dieser militärischen Anlage aufgefunden worden sind, lässt er deutlich erkennen, dass das beobachtete Castell vielmehr eine nachconstantinische Schöpfung ist. Wir werden nun zunächst die Julian'schen und Valentinian'schen Bollwerke wider die Franken in Erwägung zu ziehen haben, welche gerade am Niederrhein, dem Lande der Steuerfreien (das heisst Franken) gegenüber, und zwar gerade in der Zeit nach Constantin dem Grossen militärisch nothwendig erscheinen.

Constantin Koenen.

Digitized by Google

18. Die Provinzial-Museen in Trier und Bonn. Durch gütige Mittheilung des Herrn Landesbauraths Guinbert ist der Vorstand in Stand gesetzt, über die beiden rheinischen Museen zu Trier und zu Bonn, von denen das erstere demnächst vollendet sein wird, folgende Angaben zu machen. Die Pläne für beide Museen sind von Herrn Guinbert im Style der Renaissance entworfen.

Das Museumsgebäude in Trier hat, dem Bauplatze entsprechend, eine langgestreckte Gestalt. Es liegt ausserhalb der Stadtmauer, wird aber durch theilweise Niederlegung derselben mit der innern Stadt in nähere Verbindung gebracht werden.

Die Länge der Vorderfronte beträgt . . .	= 62,92 m
Die Tiefe des Mittelbaues incl. Treppenhaus	= 27,00 „
Die Tiefe der Eckrisalite	= 20,10 „
Die Tiefe der Zwischenbauten	= 15,60 „
Die Höhe des Mittelrisalits	= 28,50 „
Die Höhe der Zwischenbauten	= 27,00 „

Die bebaute Grundfläche ist = 1180 qm, der Flächenraum für die Sammlungen = 1712 qm gross. Die bewilligte Bausumme beträgt 300 000 Mark.

Sämmtliche Façaden werden mit Quadern aus violettrothem Sandstein, welcher in den Steinbrüchen des Kyllthales oberhalb Phillippsheim gewonnen wird, verblendet; die inneren Mauern werden aus dem in der Nähe von Trier gewonnenen weicheren Bruchsteinmaterial hergestellt.

Das Kellergeschoss enthält die Wohnung für den Kastellan, die Heizung, einen Lagerraum und 5 Säle für Steindenkmale. Im Erdgeschoss befinden sich die Eingangshalle, das Treppenhaus, die Bibliothek, 7 Säle für Steinmonumente, verschiedene Arbeiterräume; im Obergeschosse mündet in der Mitte nach hinten das Treppenhaus, das von 12 Sälen zur Aufstellung der Alterthümer umgeben ist.

Es wird beabsichtigt, das Gebäude noch im Jahre 1887 unter Dach zu bringen, was aber nur dann gelingen wird, wenn nicht anhaltend nasse Witterung oder sonstige unvorhergesehene Hindernisse eintreten; im günstigsten Falle wird das Museum etwa im Juli oder August 1888 eingerichtet und in Benutzung genommen werden können.

Die spezielle Leitung des Baues ist dem Königl. Regierungsbaumeister von Pelser-Berensberg und dessen Assistenten, dem Bauführer Sieben, übertragen worden.

Für das Provinzial-Museum in Bonn ist der zwischen zwei Strassen an der Colmantstrasse gelegene Bauplatz, welcher 67,5 m in der Länge und 117 m in der Tiefe misst, für die Gestaltung des Grundrisses günstiger, als derjenige in Trier, dagegen lässt die Façade, wegen ihrer geringeren Länge eine nicht so imposante Entwickelung zu wie dort.

Digitized by Google

Der Entwurf ist in seinen Grundrissen bereits festgestellt und erhält hiernach das Gebäude eine Frontlänge von 43,6 m und eine Tiefe von 29,5 m. Das Treppenhaus liegt in der Mitte des Rechtecks zwischen zwei Lichthöfen, wodurch es möglich ist, die Sammlungsräume so anzuordnen, dass dieselben ohne Unterbrechung und ohne einen Raum zweimal zu betreten, durchwandert werden können, eine Anordnung, welche beim Museum zu Trier nur in dem oberen Stockwerke hat durchgeführt werden können.

Die bebaute Grundfläche wird in Bonn **1096** qm und der Flächenraum für die Sammlungen = **1148** qm betragen.

Die Bausumme ist wie in Trier auf 300000 Mark normirt worden.

19. Funde auf dem Esquilin in Rom. Bei den Ausgrabungen in der Umgebung des alten Minerva-Tempels auf dem Esquilin in Rom, welche der römische Architekt Konstantin Sneider im Auftrage der archäologischen Kommission der Stadt Rom vorgenommen hat, sind eine grosse Anzahl kleiner Statuetten zu Tage gefördert worden, welche, wie es scheint, als Votivgaben zu betrachten sind. Es sind dies, wie man uns berichtet, theils weibliche Figuren in den mannichfaltigsten Stellungen und Bekleidungen, theils kleine Gruppen, welche die verschiedenartigsten Scenen darstellen. Leider sind die meisten Figuren derartig beschädigt, dass es ganz unmöglich ist, ihre Bedeutung in jedem einzelnen Falle festzustellen. Von besonderem Interesse ist eine kleine Gruppe, welche in einer bedeutenderen Anzahl von Exemplaren vorkommt, die theils ganz gleich sind, theils nur geringe Abweichungen zeigen. Sie stellt zwei weibliche Gottheiten in sitzender Stellung dar. Die Köpfe beider sind mit einem gemeinsamen Schleier verhüllt; die rechte Figur trägt ein kleines Kind auf dem Schooss und schlingt den rechten Arm um den Hals ihrer Gefährtin, welche sich mit ihrem linken Arm auf ihr Knie stützt und eine Schale in der Hand hält. Die Figur mit dem Kinde ist mit einem Chiton (Unterkleid) und einem Mantel bekleidet; die andere scheint nur einen Mantel zu tragen, so dass ihr Oberkörper unbedeckt ist. Man hält die eben beschriebene Gruppe für eine Darstellung der drei in Eleusis verehrten Gottheiten, Demeter, Persephone und Jakchos (Bacchus). Es scheint, dass die römische Statuette eine spätere Nachahmung eines griechischen Vorbildes gewesen ist. Als das Zeitalter, aus welchem die esquilinischen Funde stammen, ist das letzte Jahrhundert der römischen Republik und das erste Jahrhundert des Kaiserreichs zu betrachten. Korrespondent von und für Deutschland, 8. August 1887.

20. Troisdorf. Auf der Heide zwischen dem Ravensberg und dem Troisdorfer Bahnhof wurden in diesem Sommer bei der Anlage einer Sprenggeschossfabrik sechs germanische Graburnen gefunden. Dieselben standen mit Deckeln versehen etwa 1 Fuss tief unter der Erde, in ihnen lagen

Digitized by Google

Menschenknochen und in zweien kleinere Töpfchen, während sonstige Beigaben fehlten. Vier der Urnen wurden beim Ausgraben zerschlagen, zwei besser erhaltene sind noch nachträglich zerstört worden, doch genügen die Bruchstücke der letztern, um ihre Gestalt zu reconstruiren. Die grössere, mit einem Durchmesser von 21 cm am obern Rande, war gut gebrannt, aussen rothbraun, innen schwärzlich und hatte die gewöhnliche ausgebauchte Form der Altenrather Urnen. Die zweite hatte aussen eine schmutzig gelbe, innen eine dunkel rothbraune Farbe, ihre Form war etwas höher als gewöhnlich, die Ausbauchung befand sich erst in der Nähe des obern Randes. Der grösste Durchmesser betrug 20, der des Fusses 8 cm. Nicht weit von dieser Stelle entdeckte man vor einigen Jahren ein dem ersten ähnliches schwärzliches Gefäss (Umfang des obern Randes 68, des Fusses 36, grösste Weite 85, Höhe 23 cm) mit den Knochen einer jugendlichen Person. Auch die Jahrb. LII S. 182 besprochenen Funde entstammen derselben Gegend, an der sich demnach ein grösserer Begräbnissplatz, ähnlich, wenn auch kleiner, als der auf der Altenrather Heide aufgedeckte (vgl. Jahrb. XX S. 184; LII S. 177 f.) befunden zu haben scheint.

Nicht weit von hier liegt am Waldrand der von Prof. Schaaffhausen, Jahrb. LII S. 181 f. beschriebene sog. Hollstein. Ausgrabungen in seinem Umkreis ergaben zahllose, stark verrostete grosse eiserne Nägel. Bruchstücke eines eisernen Schwertes (?) und mannigfache Fragmente Siegburger Töpfe, welche etwa dem Ende des 16. Jahrhunderts angehören, aber weder Bilder noch Daten tragen. Es sind dies wohl die Reste der Behausung eines Eremiten, dem die Höhlung des Steines als Kapelle diente; die sich in dieser rechts findende Nische wird ein Heiligenbild enthalten haben. Aeltere Ueberreste fanden sich nirgends, so dass die Angabe, der Stein sei eine altgermanische Opferstelle gewesen, sich kaum auf Thatsachen stützt, sondern nur eine unbegründete Vermuthung ist. A. Wiedemann.

21. Relief aus Rüdenau im Odenwald. Herr Dompräbendat Dr. Friedrich Schneider in Mainz veröffentlichte im Jahre 1884 in der 'Darmstädter Zeitung' (Nr. 166 vom 16. Juni) einen Aufsatz über ein von ihm entdecktes Reliefbild aus Rüdenau, welchen er kürzlich mit einigen Aenderungen und unter Beifügung einer Abbildung gesondert hat abdrucken lassen[1]). Mir war der Artikel in genannter Zeitung seiner Zeit entgangen, und ich nehme daher Veranlassung, jetzt einige Worte über das Relief, welches vielleicht einen neuen kleinen Beitrag zur Geschichte des Mütter-

1) Das Parzenbild zu Rüdenau im Odenwald von Dr. Friedrich Schneider. Mainz 1887. Die beifolgende Abbildung ist dem freundlichen Entgegenkommen des Verfassers zu verdanken.

Digitized by Google

kultus bietet, zu sagen, zumal jenes Schriftchen Dr. Schneiders nur einem kleinen Leserkreis zu Gesichte kommen wird.

Rüdenau ist ein im östlichen Odenwald bei Miltenberg gelegenes Dörfchen. Die aus dem vorigen Jahrhundert stammende kleine Kirche desselben weist alte Mauertheile auf, die, wie eine Inschrift besagt, bis in das Ende des 15. Jahrhunderts zurückgehen. In einer Höhe von $2^1/_2$ m ist eine Steintafel von 47 cm Höhe und 23 cm Breite eingemauert, in welcher auf einem Sockel stehend drei Frauengestalten (31 cm hoch) in Flachrelief ausgehauen sind. Durch seinen Kalkanstrich hebt sich das Bildwerk nur unvollkommen von dem Bewurf der Mauer ab. Dr. Schneider beschreibt es (p. 9) wie folgt: ‚Es sind drei jugendliche, schlanke Gestalten, von runder Kopfbildung, mit kurz geringeltem Haare, in regelmässig gefältelte Tuniken gekleidet, die bis zu den Füssen herabfallen, darüber ein zweites, gleichfalls straff gefälteltes Obergewand bis zu den Knieen.... Das Obergewand ist hochgegürtet, die Arme sind vom Ellenbogen blos und unter dem Gürtel übereinandergelegt; die zwar etwas verwitterten Hände

Digitized by Google

trugen augenscheinlich weitere Abzeichen nicht'. Es ist offenbar ein Relief aus römischer Zeit und wurde beim Bau der Kirche verwendet, wie das des öfteren auch mit anderen Reliefs geschehen ist. 'Es wird dadurch', sagt Schneider, 'aufs neue die Thatsache belegt, wie gewisse Einzelheiten aus dem keltisch-germanischen Sagenkreise eine Umbildung im christlichen Sinne erfuhren und in den kindlichen Vorstellungen der mittleren Zeiten zu lieblichen, sinnvollen Sagengebilden sich ausgestalteten. Als man im 15. Jahrhundert den Bildstein mit den drei Jungfrauen in die Kirchenwand einfügte, hatte man die heidnischen Schicksalsschwestern längst vergessen. Aus den germanischen Nornen, den drei Feen, den ebenso abholden wie gütigen Wesen, waren vermuthlich wohlthuende Fürstentöchter geworden'. Des weiteren verweist Schneider auf das im Wormser Dom befindliche Relief aus dem 15. Jahrhundert, welches die drei Schwestern *Einbede*, *Warbede*, *Wilbede* darstellt (vgl. Bonner Jahrb. 83, Matronenkultus p. 69). Ich glaube nicht, dass man in den drei Frauengestalten des Rüdenauer Reliefs so ohne weiteres eine Darstellung der drei Parzen sehen darf, wie dies Schneider als sicher anzunehmen scheint. Sein Argument, dass Gesichtsbildung, Behandlung der Haare, Gewandung, Anordnung dafür spreche, ist nicht stichhaltig. Man könnte mit dem gleichen, wenn nicht grösseren Rechte auch an ein Mütterrelief denken. Die Attribute der Parzen, welche doch wesentlich sind, fehlen hier. Eine gewisse Aehnlichkeit in der Gewandung, Haltung mit den *deae Matrae* des Metzer Reliefs (Matronenkultus p. 43 Fig. 7) scheint mir unverkennbar, nur dass den Frauen auf dem Rüdenauer Relief das von Hinterkopf über den Rücken herabfallende schleierartige Gewandstück fehlt. Die Haltung der Hände ist auf beiden Reliefs ziemlich gleich. Was die Metzer Göttinnen in den Händen trugen, ist heute nicht mehr erkennbar. Ganz verschieden von dem Rüdenauer Relief ist allerdings das zweite im Bereich des Odenwaldes bis jetzt aufgetauchte Mütterrelief von Mümling-Grumbach (Bonn. Jahrb. 83. Taf. II 1). Auf jeden Fall verdient jenes aber die Beachtung, welche ihm Dr. Schneider durch Veröffentlichung seines Aufsatzes hat zu theil werden lassen.

Der zweite Theil der Arbeit (p. 10 ff.) enthält einige weitere dankenswerthe antiquarische Beobachtungen über sonstige sich an Rüdenau anknüpfende Erinnerungen. Die heilige Odilia und der merovingische Heilige Jodokus, von denen sich Holzstatuetten in der Kirche befinden, scheinen die Schutzpatrone der Quelle von Rüdenau gewesen zu sein. Unmöglich wäre es nicht, wie Schneider ausführt, dass auch diese Quelle ihre Vorgeschichte in heidnisch-germanischer und römischer Zeit gehabt hat und vielleicht als Nymphenquelle geehrt und besucht worden ist.

Bonn. Max Ihm.

Digitized by Google

V. General-Versammlung des Vereins am 18. Juli 1887.

Der Vorsitzende, Geh. Rath Schaaffhausen begrüsst die zur heutigen Versammlung erschienenen Mitglieder des Vereins und erstattet den Jahresbericht für 1886:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 1. Januar 1886: 626, am 1. Jan. 1887: 638, am 1. Juli 1887: 641.

Gestorben sind seit der letzten General-Versammlung 11 Mitglieder, darunter 3 Ehrenmitglieder des Vereins, es sind die Herren:

Freiherr Friedrich von Diergardt in Bonn,
S. Excellenz W. Geh.-Rath Dr. von Reumont in Burtscheid,
Professor Dr. Henzen in Rom,
Gymnasialdirektor Rohdewald in Burgsteinfurt,
Banquier Albert Cahn in Bonn,
Landgerichtsdirektor Settegast in Coblenz,
Frau Dommerich in Poppelsdorf,
Geheimrath Dr. Richarz in Endenich,
Commerzienrath Prinzen in München-Gladbach,
Pfarrer Dr. Mooren in Wachtendonk,
Herr Assessor Diderichs.

Die Anwesenden erheben sich zum ehrenden Andenken an dieselben von ihren Sitzen.

Neu eingetreten in den Verein sind 16 Mitglieder:

Freiherr von Dungern, Fürstl. Kammer-Direktor in Neuwied,
Herr Carl Cahn, Banquier in Bonn,
„ Forst, Baumeister in Köln,
„ stud. phil. Ihm in Bonn,
„ Dr. Sonnenburg, Gymnasiallehrer in Bonn,

Digitized by Google

Herr Schierenberg, Rentner in Frankfurt a. Main,
„ Lantz, Geheimer Justizrath in Bonn,
„ Leber, Gymnasiallehrer in Bonn,
„ Dr. W. Felten in Bonn,
„ Dr. Felix Hauptmann in Bonn,
„ Dr. Kohl, Gymnasial-Oberlehrer in Kreuznach,
„ Dognée in Lüttich,
„ Schultz, Director in Deutz,
„ C. A. Eick, Rechnungsführer in Mechernich,
„ F. Wiskott, Banquier in Dortmund,
„ P. Karsch, Reg.-Baumeister in Linz a. Rhein.

Ausserdem sind als Abonnenten unserer Jahrbücher eingetreten: Die 10 K. Landrathsämter von Altenkirchen, Heinsberg, Erkelenz, Landkreis Aachen, Rheinbach, Geilenkirchen, Kempen, Euskirchen, Wesel und Daun.

Abgemeldet haben sich für 1887: 18 Mitglieder, so dass mit den Gestorbenen der Verein einen Gesammtverlust von 29 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verluste steht ein Zuwachs von 26 Mitgliedern gegenüber, so dass der Bestand nahezu gleich geblieben ist. Die Mitgliederzahl betrug am 1. Juli 1886: 644, am 1. Juli 1887 ist sie 641.

Wir bitten auch heute alle Vereinsgenossen, uns in der Gewinnung neuer Mitglieder zu unterstützen, deren Werbung durch das Bestehen und die Neugründung so zahlreicher anderer öffentlicher Vereine immer mühevoller wird. Wir freuen uns, dass verschiedene Kreisbehörden, welche zunächst berufen sind, uns von neuen Funden Nachricht zu geben, unsern Nachforschungen ihren Beistand zu leisten und die alten Denkmale des Landes in ihren Schutz zu nehmen, durch das Abonnement auf unsere Jahrbücher begonnen haben, unsern Bestrebungen dauernd ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Möchten noch viele dem gegebenen Beispiele folgen.

Es ist seit der letzten Versammlung das Heft 82 mit 6 Tafeln und 4 Holzschnitten ausgegeben worden. Das Heft 83 mit 4 Tafeln und 19 Bildern im Text wird noch in diesem Monat fertig gestellt sein. Die umfangreiche Arbeit des Herrn Ihm, welche den für die rheinische Alterthumskunde so wichtigen Matronenkultus nach den vorhandenen inschriftlichen Denkmalen in einer erschöpfenden Weise dargestellt und von der hiesigen philosophischen Fakultät mit dem Preise gekrönt ist, wird den Hauptinhalt dieses Heftes bilden, dessen Vollendung durch die besonderen Schwierigkeiten des Druckes und der Abbildungen verzögert worden ist. Diesem Hefte 83 wird das Heft 84 in kürzester Frist folgen, indem alle Beiträge für dasselbe bereit liegen.

Ob die versprochene Beschreibung des Bonner Castrums noch im Laufe dieses Jahres zur Ausführung kommen wird, hängt von dem Erfolge der im Herbst noch bevorstehenden Ausgrabungen im nordwestlichen Theile

Digitized by Google

des Castrumfeldes ab. Ihr Vorstand ist aber in Verbindung mit dem Herrn Museums-Direktor bemüht gewesen, das bisher Gefundene durch Herstellung einer genauen und zuverlässigen Karte sicher zu stellen, welche Herr Lüling, der Markscheider des hiesigen Oberbergamts, auf Kosten des Provinzial-Museums auszuführen die Gefälligkeit gehabt hat. Dieselbe ist zur vollen Zufriedenheit der Auftraggeber fertig gestellt und wird das Ergebniss aller späteren Entdeckungen in dieselbe nachgetragen werden können.

Ich lege nun die Jahresrechnung für 1886 mit den Belegen zur Einsicht vor und theile, wie üblich, daraus die Hauptposten mit:

Die Gesammt-Einnahme betrug 1886: 6465,51 M. gegen 7545,43 M. im Vorjahre. Der Unterschied ist in einem für die Rechnung von 1885 herübergenommenen grösseren Baarbestande der Kasse begründet. Die Ausgaben beliefen sich 1886 auf 5847,74 M. gegen 7282,52 M. im Jahre 1885.

Es bleibt am 31. Dez. 1886 ein Baarbestand von 617,77 M. gegen 262,91 M. im Vorjahre.

Der Bestand unserer Kasse beträgt heute nach Bericht unseres Herrn Rendanten 3253,81 M. gegen 2409,25 M. im vorigen Jahre.

Es betrugen die Ausgaben:

	im Jahre 1886:	im Jahre 1885:
für Drucksachen	M. 2086,97	gegen M. 3201,64
für Zeichnungen und Herstellung der Tafeln	„ 1056,50	„ „ 1252,67
an Honoraren	„ 1115,75	„ „ 1574,25
an Buchbinderarbeit	„ 587,24	„ „ 520,60
für die Bibliothek	„ 372,40	„ „ 227,45
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben . .	„ 599,19	„ „ 491,62

Als Revisoren der Rechnung wurden in der vorigen General-Versammlung die Herren Steuerrath und Hauptmann a. D. Wuerst und Assessor Diderichs gewählt. Durch den inzwischen erfolgten Tod des Herrn Diderichs sah sich der Vorstand veranlasst, Herrn Dr. Hauptmann zu bitten, für denselben einzutreten. Er ersucht die Versammlung nachträglich, diese Wahl zu genehmigen. Die Revisoren haben die Rechnung geprüft und richtig befunden." Auf Antrag des Vorsitzenden ertheilt die Versammlung dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, die Décharge und spricht demselben sowie den Herren Revisoren den Dank für ihre Mühe aus. Hierauf werden die Revisoren für die Rechnung des laufenden Jahres gewählt, damit der nächsten General-Versammlung die bereits revidirte Rechnung vorgelegt werden kann. Die Herrn Wuerst und Hauptmann werden gewählt. Bei der nun folgenden Vorstandswahl wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wiedergewählt. Ueber Vereins-

Digitized by Google

Angelegenheiten theilt der Vorsitzende das Folgende mit. „Unsere Alterthümer-Sammlung ist bis auf einen geringen Rest von Gegenständen, deren Fundort unbestimmbar bleibt, durch unsern Herrn Vice-Präsidenten geordnet und der ganze Verein sieht wohl wie der Vorstand mit Verlangen der Zeit entgegen, wo sie in würdiger und dem Publikum zugänglicher Weise in dem neuen Provinzial-Museum aufgestellt sein wird. Die Commission für die rheinischen Provinzial-Museen hat in ihrer letzten Herbstsitzung zu Trier den bereits begonnenen Bau des dortigen Provinzial-Museums, zu dem Herr Landesbaurath Guinbert den Plan entworfen, mit grossem Beifall besichtigt; es ist Aussicht dazu vorhanden, dass derselbe noch in diesem Jahre unter Dach gebracht werden kann. In der Frühjahrssitzung der Commission hier in Bonn am 21. Mai legte Herr Guinbert die Pläne für das hiesige Provinzial-Museum vor, die in Bezug auf Schönheit und Zweckmässigkeit des Baues die einstimmige Anerkennung der Commission fanden. Derselbe soll aber erst nach Fertigstellung des Trierer Museums in Angriff genommen werden.

Leider ist der für den Bau bestimmte, $3^1/_2$ Morgen grosse, und von der Provinzial-Verwaltung mit 81 000 Mark gekaufte Platz an der Colmantstrasse nicht geeignet, die Sammlungen als Lehrmittel für den akademischen Unterricht in so ausgedehntem Maasse zu benutzen, als es der Fall sein würde, wenn man eine der Universität näher gelegene Baustelle gewählt hätte. Diesen Umstand hätte man vor allem Andern berücksichtigen müssen.

Die Bibliothek hat sich durch den Tauschverkehr und mehrere Anschaffungen um 109 Bände vermehrt; sie hat Geschenke von den Herrn Niessen, Ohlenschlager, Abel, Klein, Rhussopulos und A. B. Meyer erhalten. Durch die Thätigkeit unseres Herrn Bibliothekars ist eine so gute Ordnung derselben hergestellt, wie sie lange nicht vorhanden war. Unser Verein ist mit dem naturhistorischen Hofmuseum in Wien und der Gesellschaft für Erdkunde in Leipzig in Tauschverkehr getreten, so dass er mit 127 Vereinen jetzt in solcher Verbindung steht. Sie werden sich erinnern, dass der Vorstand das wiederholte Gesuch an das königliche Cultus-Ministerium gerichtet hat, es möge durch geeignete Verordnungen dem umsichgreifenden Gräberraub durch Unbefugte und dem Handel mit so gewonnenen Alterthümern Einhalt geschehen. Unsere Bemühungen sind nicht ohne Erfolg geblieben. Der Herr Cultusminister hat in Gemeinschaft mit dem Herrn Minister des Innern unter dem 30. Dez. 1886 dem Herrn Oberpräsidenten der Rheinprovinz einen Erlass zugehen lassen, der von dem Landesdirektor der Commission für die rhein. Provinzial-Museen mitgetheilt worden ist. Derselbe lautet: „Die unbefugten Aufgrabungen der Ueberreste der Vorzeit — Stein- und Erdmonumente, Gräberfelder, Reihengräber, Urnenfriedhöfe, Wendenkirchhöfe, Steinhäuser, Hünengräber, Hünen-

Digitized by Google

oder Riesenbetten, Ansiedelungsplätze, Ringwälle, Landwehren, Schanzen, Mauerreste, Pfahlbauten, Bohlbrücken u. s. w. aus römischer, heidnisch-germanischer oder unbestimmbar vorgeschichtlicher Zeit — sowie die Verschleppung der dabei gewonnenen Fundstücke haben neuerdings in verschiedenen Provinzen des Staates einen Umfang angenommen, welchem die Staatsbehörden im allgemeinen Interesse entgegenzutreten haben werden. Nachdem ich, der Minister der geistl. etc. Angelegenheiten, bereits durch einen Erlass vom 12. Juli 1886 Ew. Exc. Fürsorge für diesen Gegenstand im Allgemeinen in Anspruch genommen habe und durch die in Gemeinschaft mit dem Herrn Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten erlassene Verfügung vom 15. Januar 1886 die Ausgrabungen auf fiskalischem Terrain der Domänen- und Forstverwaltung von der Genehmigung der Centralstellen abhängig gemacht worden sind, bestimmen wir nunmehr, in Anschung der Liegenschaften der städtischen und ländlichen Gemeinden im ganzen Staatsgebiete, dass in allen Fällen vor Beginn derartiger Ausgrabungen bezw. vor Ertheilung der erforderlichen Genehmigung der Aufsichtsbehörde unter Darlegung der obwaltenden Umstände an uns Bericht zu erstatten ist. Nachdem unsererseits dem Conservator der Kunstdenkmäler Gelegenheit zur etwaigen Einwirkung auf die einzelnen Fälle gegeben worden ist und so weit als nöthig die sachverständige Leitung der bezüglichen Arbeiten, sowie die Sicherung der etwaigen Fundstücke vorgesehen ist, werden wir — eventuell unter Aufstellung der der Sachlage entsprechenden Bedingungen — die Vornahme der Ausgrabungen genehmigen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Eingangs beregten Denkmäler der Vorzeit als Sachen von besonderm historischen und wissenschaftlichen Werthe anzusprechen sind, zu deren Veräusserung oder wesentlichen Veränderung, insbesondere Aufgrabung, Bloslegung, Zerstörung ihres äusseren Ansehens, gänzlichen oder theilweisen Entfernung ihres Inhalts — es sei durch die Gemeinde selbst oder mit ihrer Erlaubniss durch Dritte — ein Gemeindebeschluss und die Genehmigung desselben durch die vorgesetzte Aufsichts-Instanz erforderlich ist. —

Dies trifft zunächst und ohne Rücksicht auf ihren Inhalt alle sich äusserlich als Werke von Menschenhand kenntlich machenden Stein- und Erdmonumente unbestimmten Alters, speziell die heidnischen Grabstätten als Reihengräber, Hünengräber, Riesenbetten, einzelne Tumuli, Ansiedelungsplätze u. s. w., wobei zu beachten ist, dass nicht selten schon die äussere Lage und Anordnung der Grab- und anderer Denkmäler, auch abgesehen von ihrem Inhalt und ihrer inneren Anordnung für die Erkenntniss der besonderen Culturrichtung eines untergegangenen Volkes oder Volksstammes von Wichtigkeit ist.

Es ist nothwendig, dass die Königlichen Regierungen sich durch die

Digitized by Google

von ihnen in Anspruch zu nehmende freie Thätigkeit der Lokalinstanzen, die Königl. Landräthe, Lokalbaubeamten und Kreisschulinspektoren, die Amtsvorstände, Geistlichen und Lehrer oder durch andere geeignete und ortskundige Vertrauensmänner, welche ihnen die überall bestehenden wissenschaftlichen Vereine für die Alterthumskunde an die Hand geben können, allmählich eine Uebersicht über das Vorhandensein und den Zustand der frühgeschichtlichen und vorgeschichtlichen Stein- und Erddenkmäler ihres Bezirks verschaffen, die bedeutenderen zutreffenden Falles in die Lagerbücher der Gemeinden aufnehmen lassen und alles vorbereiten, was die demnächstige Festlegung derselben in den vorhandenen Kreis- und Bezirkskarten grösseren Maassstabs, worüber s. Z. besondere Bestimmungen vorbehalten bleiben, ermöglicht.

Aber auch die nicht zu Tage liegenden Grabstätten u. s. w., die etwa bei absichtlicher oder zufälliger Aufgrabung des Grund und Bodens gefunden werden, charakterisiren sich in dem Augenblicke als Gegenstände von besonderem historischem und wissenschaftlichem Werthe, wo sie aufgedeckt werden, dergestalt, dass jede eigenmächtige Zerstörung, Veräusserung oder Veränderung ihrer Gesammtanordnung oder ihres Inhalts: (Urnen und Thongefässe, Steine, Waffen und Geräthe aus Stein oder Metall, Münzen, Gegenstände von Glas, Bernstein u. a. Stoffen) oder gar Entfremdung der letzteren unterbleiben muss.

Die Communalbehörden werden dafür verantwortlich gemacht werden können, dass in solchen Fällen sogleich der weiteren Bloslegung Einhalt gethan, die Anlage und deren Inhalt in jeder möglichen Weise gegen Veräusserung oder Entfremdung geschützt und thunlichst bald an die Aufsichtsbehörde berichtet wird. In den Contrakten mit Bau- und anderen Unternehmern kann das Erforderliche vorgesehen werden.

Befinden sich Gegenstände der vorgedachten Art wie Urnen, Waffen u. dgl. und andere frühgeschichtliche oder vorgeschichtliche bewegliche Denkmäler, es sei von früheren Ausgrabungen her oder aus andern Erwerbsquellen im Besitze von Gemeinden, so unterliegen auch diese dem obengedachten Veräusserungs- und Veränderungsverbot, von welchem nur die Aufsichtsbehörde nach vorgängiger Zustimmung der Centralinstanzen dispensiren kann.

Ew. Exc. ersuchen wir ergebenst, die Ihnen unterstellten Verwaltungsorgane, soweit dieselben für diese Angelegenheit in Betracht kommen, gefälligst mit entsprechender Anweisung zur praktischen Geltendmachung der entwickelten Gesichtspunkte zu versehen und mit den Provinzialverwaltungen wegen analoger Anweisung an die kommunalständischen Beamten gefälligst in Verbindung zu treten.

Der Minister der geistl. u. s. w. Angelegenheiten:
v. Gossler.

Der Minister des Innern:
In Vertr.
Herrfurth.

Digitized by Google

Diese Verordnung wird sich gegen die Verschleppung der Alterthümer des Landes nützlich erweisen, aber die Unternehmungen der Vereine und Museums-Direktoren umständlicher machen, als sie bis dahin waren.

Es wird Ihnen auch erinnerlich sein, dass der Vorstand sich in letzter Zeit den Bestrebungen zur Rettung des Siebengebirges in soweit angeschlossen hat, als es sich um die Erhaltung alter Denkmale handelt, deren Bestehen durch den Steinbruchbetrieb gefährdet ist. Es ward dabei insbesondere der Ringwälle auf dem Petersberge, dem Asberge bei Rheinbreitbach und dem Hummelsberge bei Linz gedacht.

Ich bin im Stande mitzutheilen, dass mir durch Herrn Landesdirektor Klein kürzlich versichert worden ist, der Steinbruchbetrieb am Petersberge werde demnächst gänzlich eingestellt werden.

Wir hatten in demselben Gesuche vom 3. Juli 1886 an den Herrn Cultusminister auch über den verwahrlosten Zustand der Ruine Löwenburg berichtet. Im Dezember vorigen Jahres forderte die Königl. Regierung in Köln den Vereins-Vorstand auf, einen Kostenanschlag über die Restauration der Ruine einzusenden, weil der Herr Minister für Landwirthschaft denselben einzusehen wünsche. Ich hatte denselben mit Zuziehung von Sachverständigen entworfen, dem Herrn Kreisbaumeister Eschweiler zur Begutachtung vorgelegt und am 10. Januar eingereicht. Es war darin die Abdeckung der alten Mauern mit Decksteinen aus dem nahen Perlenhardter Trachyt und die Errichtung eines Thurmes an der alten Stelle vorgesehen; Der Kostenanschlag belief sich auf 15,500 Mark für das Ganze, 9,700 M. für den Thurm.

Darauf ist von den betreffenden zwei Ministerien ein ablehnender Bescheid ertheilt worden, den die Königl. Regierung zu Köln unter dem 11. Juni 1887 zu unserer Kenntniss gebracht hat. Diese schreibt:

Ew. Hochwohlgeboren erwidern wir auf das gefällige Schreiben vom 10. Januar cr. bei Rückgabe der Anlagen ergebenst, dass die Herren Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten und der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten durch Erlass vom 10. v. Mts. uns beauftragt haben, Ew. Hochwohlgeboren auf die Eingabe vom 3. Juli v. J. bezüglich der Erhaltung der Löwenburg zu eröffnen, dass von dem Projecte der Wiederherstellung, Erhöhung und Abdeckung der Brüstungsmauern des obersten Bergplateaus der Ruine um deswillen Abstand genommen werden müsse, weil eine solche Ausführung nicht dauerhaft sein würde.

Bezüglich der ferner angeregten Errichtung eines Aussichtsthurmes verkennen die Herren Minister zwar nicht, dass eine solche im Interesse der zahlreichen Besucher des Siebengebirges wünschenswerth erscheine, halten aber dafür, dass eine derartige Anlage nach Lage der Umstände nicht unter die Aufgaben der staatlichen Denkmalspflege falle, welche nur

Digitized by Google

dann eine gedeihliche Wirksamkeit zu entfalten vermöge, wenn sie sich in ihren Zielen beschränke.

Die Herren Minister haben daher ungeachtet unserer Befürwortung entschieden, dass aus diesen Gründen Staatsmittel für die Erbauung des Aussichtsthurmes, die im übrigen einfach und ohne Anwendung von Kunstformen, wie solche geplant seien, erfolgen möge, nicht flüssig gemacht werden könnten.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern.
Guionneau.

Die aus den Steinblöcken des abgebrochenen Thurmes vor 2 Jahren errichtete Pyramide, welche im verflossenen Winter theilweise eingestürzt war, ist auf Anordnung der Königlichen Regierung in Köln wieder hergestellt.

Hierauf schliesst der Vorsitzende die Versammlung.

Der Vorstand.

Digitized by Google

VI. Verzeichniss der Mitglieder[1])

im Jahre 1887.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1887 bis 1888.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Professor J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, } Secretäre,
Dr. A. Wiedemann, }
Dr. J. Spoe Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

S. Kaiserl. und Königl. Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen in Berlin.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr., Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath u. Prf. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiken-Cabinet in Giessen.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr. pract. Arzt zu Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Digitized by Google

Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Bardeleben, Dr. von, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Oberpräsident in Coblenz.
Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Alterkülz.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Belssel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flammersheim.
Benrath, Dr., Professor in Bonn.
Bennert, J. E., Kaufmann in Cöln.
Berlepsch, Frhr. von, Regierungs-Präsident in Düsseldorf.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bernuth, von, Reg.-Präsid. a. D. in Bonn.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes- in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliotéca Nazionale in Florenz.
Bibliothek d. Etrur. Mus. in Florenz.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek d. Universit. Freiburg i. B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a.d.S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg in Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Perugia.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek d. Stimmen aus Maria Laach, Exaeten b. Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Gräfl. Stolberg'sche in Wernigerode.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchart-Surlet, Baron de, Schloss Lexhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, ausw. Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Bock, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddicker, Dr., Sanit.-R. in Iserlohn.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Bootzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnas.-Director in Worms.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakad. in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Broicher, Kammergerichtsr. in Berlin.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Büchsler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerz.-R. in Düren.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cantzenbach, Ferdin., Pharmazeut in Trier.
Cappoll, Landger.-Dir. in Paderborn.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf von, in Godesberg.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzeszinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex., von, Lieutenant a. D. und Steuerempfänger in Bonn.
Claer, Eberhard von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Conrads, Dr., ausw. Secr., Professor u. Gymnasial-Oberlehrer in Essen.
Conrady, Kreisricht. a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).

Digitized by Google

Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real.-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahmen, Gold- u. Silberfabrik. in Cöln.
Delchmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Delters, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Dellus, Dr., Professor in Bonn.
Dellus, Landrath in Mayen.
Dideriehs, Hypothek.-Bewahrer a. D. und Landgerichts-Assessor in Bonn.
Dieckhoff, Baurath in Bonn.
Diergardt, Freih. von, Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dognée, Dr. E. M. O. in Lüttich.
Dungern, Freih. von, Präsident d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, Toni, Rentn. in Luxemburg.
Ehlhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elten, Gust., Generall. z. D. in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Präul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinsp. in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Faust, Heinr., Kaufm. in Uerdingen.
Felten, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Finkelnburg, Prof. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Flasch, Dr., Professor in Erlangen.
Fleckelsen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Bonn.
Florencourt, Chassot von, in Berlin.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim.
Forst, W., Baumeister in Cöln.
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Franssen, Pfarrer zu Ittervort bei Roermond, holl. Limburg.
Fronken, Dr., Domcapitular in Cöln.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friedrichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg in Pr.
Friedrich, Carl, Gelehrter in Nürnberg.
Frings, Frau, Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Fuchs, Pet., Professor und Dombildhauer in Cöln.
Fürth, Freiherr von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf v., Stammheim bei Millheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Galiffe, Dr., auew. Secr., Prof. in Genf.
Gatzen, Amtsrichter in Tholey.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.- und Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.

Digitized by Google

Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Herzfeld.
Gymnasium in Höxter
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.
Gymnasium in Wellburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Maastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident in Münster i. W.
Hammacher, Frau a. Annaberg b. Bonn.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Harless, Dr., Geh. Archivrath, Staatsarchivar in Düsseldorf.
Hasskarl, Dr. in Cleve.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Heinsberg, von, Landrath in Neuss.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herder, Ernst, in Euskirchen.
Herfeld, Frau Josephine, geb. Bourotte in Andernach.
Hermann, Baumeister in Cleve.
Hermeling, Pfarrer in Nothberg Reg.-Bez. Aachen.
Herstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Herstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydemann, Dr., Professor in Halle.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, Generallieutenant und Divisions-Commandeur in Cöln.
Hilgers, Dr., Geh. Reg.-Rath in Aachen.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Hochgürtel, Buchhändler in Bonn.
Hüstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hohenzollern, Se. Hoheit Fürst von, in Sigmaringen.
Hoefner, M. J., Dr., Professor a. D. in Bonn.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Holmingen-Hüne, von, Dr. iur., Amtsrichter in Saar-Union.
Hompesch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hoyer, Premier-Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Reg. Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor und Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humbroich, Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, General-Dir. in Mechernich.
Huyssen, Militär-Oberpfarrer in Münster i. W.
Ihm, Max, stud. phil. in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Bregenz.
Jordan, Otto, Kaufmann in Coblenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jörissen, Pastor in Alfter.
Joest, Frau August, in Cöln.
Joest, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kalinowski, von, Generalmajor z. D. in Bonn.
Karsch, Paul, Reg.-Baumeister, Linz a. Rhein.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.

Digitized by Google

Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Kempf, Hauptmann im Ingenieur-Corps in Cöln.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knebel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Heinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Gymnasial-Oberlehrer zu Kreuznach.
Kolb, Fr., General-Director in Viersen.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Lamprecht, Dr., Professor in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Kön. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Daun.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Euskirchen.
Landrathsamt, Kön. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Königl. in Kempen.
Landrathsamt, Königl. in Rheinbach.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, ausserordentl. Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Privatdocent a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leutsch, Dr. von, Geh. Hofrath u. Professor in Göttingen.
Leverkus, Fabrikbes. in Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generall. Excellenz in Coblenz.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungsgerichts-Rath in Berlin.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Maassen, Pastor in Hemmerich.
Märtens, Baurath in Bonn.
Marcus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Meester, de, de Ravestein, Ministre plenip. zu Schloss Ravestein b. Mecheln.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Müller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Moorer, Dr., ausw. Secr., Pfarrer, Ehren-Präsident des hist. Vereins f. d. Niederrhein in Wachtendonk.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Cöln.
Müller, Frau Wittwe Robert, Rentnerin in Bonn.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.

Digitized by Google

Museum in Nymwegen.
Mustel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Neil, von, Joh. Pet., Gutsbes. in Trier.
Nels, Dr., Sanitätsrath, Kreisphysikus in Bittburg.
Neilessen, Theodor in Aachen.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neuhäuser, Dr., Professor in Bonn.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. R. in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr. phil. in Heidelberg.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Overbeck, Oberförster zu Fraulautern bei Saarlouis.
Palm, F. N., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Rector in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Plek, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
Pleyte, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Pommer-Esche, von, Regier.-Präsident in Stralsund.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath a. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Bruchsal.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Vorwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Radziwill, Edmund, Kloster Beuron in Hohenzollern.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Valentin, Commerzienrath in Trier.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnasium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Recklinghausen von, Wilh., in Cöln.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Remy, Jul. in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. Prof., in Berlin.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Rheinen, Hermann, Rentner zu Villa Herresberg b. Remagen.
Richarz, Dr., Geh. Sanitätsr. in Endenich.
Ridder, Victor, Apothekenbes. in Goch.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Roiffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, Generalmajor u. Commandeur der 33. Infant.-Brig. in Altona.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.

Digitized by Google

Roth, Fr., Bergrath in Burbach bei Siegen.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, in Bonn.
Salzenberg, Geh. O.-Baurath in Berlin.
Sandt, von, Geh. Rath, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schallenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schambach, Prof. Dr., in Altenburg.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Scheppe, Oberst a. D. in Beppard.
Scherer, Dr., Professor in Berlin.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schierenberg, G. A. B., Rentner in Frankfurt am M.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schlottmann, Dr., Prof. in Halle a. S.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmidt, Oberbaur. u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr., Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domherr in Cöln.
Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau in Düren.
Schönaich-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Lippstadt.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schulz, Capian in Aachen.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwartz, Dr. Ed. in Bonn.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Sels, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Seyssel d'Aix, Graf, Oberst in Berlin.
Simon, Wilh., Lederfabrikant in Kirn.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., H., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Büllesheim, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Oberst, Abtheilungs-Chef im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Dioz.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrikant in Lüttich.
Stephani, F. J., Landgerichtsrath a. D. Gutsbesitzer in Croev a. d. Mosel.
Stier, Hauptmann a. D. in Zossen.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, General d. Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Stumm, Carl, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Halberg b. Saarbrücken.
Terwelp, Dr., Gymnasiallehrer in Andernach.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Bez.- und Dombaum. in Metz.
Townsend, Albert in Wiesbaden.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Uckermann, H., Rentner in Cöln.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Düren.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Veith, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Geschichts- und Alterthumskunde in Düsseldorf.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Viereck, Eisenbahn-Bau- und Betr.-Inspector in Bonn.

Digitized by Google

Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Volgtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasial-lehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Pastor in Ilsenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Neuwied.
Weiss, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, Premier-Lieut. und Adjutant der 50. Infant.-Brigade in Darmstadt.
Wiecker, Gymnasial-Oberlehrer in Hildesheim.
Wied, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymnasial-Director a. D. in Bonn.
Wulff, Oberst und Reg.-Commandeur in Cöln.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Bielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno Direttore generale dei Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Digitized by Google

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Bock. Gymnasium. Hilgers. Müllenmeister. Nellessen. Landrathsamt. Palm. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schulz. Stadtarchiv. Startz. Wagner. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote. Joerres.
Alfter: Jürissen.
Altenburg: Schambach.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Alterkülz: Bartels.
Altona: von Rosen.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Progymnasium. Terweip.
Anholt: Fürst zu Salm.
Annaberg: Frau Hammacher.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bedburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. Broicher. v. Cuny. Curtius. Dobbert. v. Florencourt. Gen.-Verwalt. der k. Mussen. Greiff. Hübner. Jaehns. Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preussen. Lehfeldt. Liebenow. Lohaus. Piper. Prüfer. Reuleaux. Salzenberg. Scherer. Schickler. Schoene. Seyssel d'Aix. von Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Beuron Kloster in Hohenzollern: Radziwill.
Bielefeld: Nitzsch.
Bitburg: Neis.
Blösjen b. Merseburg: Burkhardt.
Boeholt: Real-Progymnasium.
Boohum: Gymnasium.
Bonn: Aubach. Benrath. von Bernuth. Binz. Böcheler. Bürgerschule. Caesar. Cahn. Al. von Claer. Eb. von Claer. von Decken. Delius. Diderichs. Dieckhoff. Doetsch. Eiten. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Fl. Eskens. Felten. Fricke. Follenius. von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guillaume. Gurit. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann P. Hauptmann C. Hauptmann F. Hein. Henry. Hochgürtel. Hoefner. Alex. Hüffer. Herm. Hüffer. Humbroich. Ihm. v. Kalinowski. Kaufmann. Kaulen. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Krafft. Lampreoht. Landsberg. Laute. Leber. Leverkus. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Löbbert. Märtens. Marcus. Marx. v. Mirbach. Frau Müller. von Neufville. Neuhäuser. Nissen. Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roettgen. Rolffs. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schwartz. Simrock. Sonnenburg. Spee. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. Vierek. van Vleuten. Waldeyer. Wiedemann. Wolfers. Wuerst. Wulfert. Zartmann.
Boppard: Scheppe. Schlad.
Braunfels: Prinz Solms.
Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.
Bruchsal: Progymnasium.
Brühl: Alleker.
Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.
Budapest: von Török.
Burbach b. Siegen: Roth.
Cambridge: Lewis.
Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.
Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.
Charlottenburg: Mommsen.
Clausthal: Achenbach.
Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Hermann. Stadtbibliothek.
Coblenz: v. Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. Delters. v. Ettester. Gymnas. Höpfner. Jordan. Landau. von Loë. Stadtbibliothek.
Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Arndts. Bennert. Exc. Camphausen. Civil-Casino. Clüppers. Dahmen. Düntzer. Esser. Frenken. Friedrich-Wilh.-Gymnas. Forst. Fuchs. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Heuser Robert. von Hilgers. Frau

Digitized by Google

Aug. Joest. Eduard Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Kempf. Kramer. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnas. Mayer. Merkens. Merlo. von Mevissen. Michels. Mitscher. Mohr. Movius. Müller. Niessen. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau vom Rath, Eugen. Rautenstrauch. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schallenberg. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stedtfeld. Uckermann. Volgtel. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff. Wulff.

Crefeld: Gymnasium. Helmendahl. von Randow. Schauenburg. Stadtbibliothek.

Croev a. d. Mosel: Stephani.

Darmstadt: Werner.
Daun: Landrathsamt.
Deutz: Schultz. Schwoerbel. Wolf.
Dielingen: Arendt.
Dillenburg: Gymnasium.
Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.
Dorsten: Progymnasium.
Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein. Wiskott.
Dronsteinfurt: Frhr. von Landsberg.
Dresden: Fleckeisen. Hultsch.
Dülken: Blöcklers.
Düren: Stadt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. Schöller. G. Schoeller. E. Frau J. Schoeller. Ungermann. Voss.
Dürkheim: Mehlis.
Düsseldorf: von Berlepsch. Boetzkes. Bone. Courth. Gymnas. Harless. Hoyer. Lieber. Provinzial-Verwaltung. Rauter. Real-Gymnas. Schneider. Trinkaus. Verein für Geschichts- und Alterthumskunde. Frl. Weckbekker.
Duisburg: Gymnasium. Schneider.

Ehrenfeld b. Cöln: Rautor.
Elberfeld: Boeddinghaus. von Carnap. Gymnasium.
Eltville: Graf Eltz.
Emmerich: Gymnasium. Stadtbiblioth.
Ems (Bad): Kur-Commission.
Endenich: Richarz.
Erkelenz: Landrathsamt.
Erlangen: Lasch.
Essen: Baedeker. Conrads. Gymnasium. Krupp. Realschule. Ueberfeld.
Eupen: Real-Progymnasium.
Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Landrathsamt.
Exaeten b. Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.

Flammersheim: von Bemberg.
Flensburg in Schleswig: Müller.
Florenz: Bibl. Nazionale. Bibliothek des Etrurischen Museums. Gamurrini.
Frankfurt a. M.: Koch. Schierenberg Stadtbibliothek.
Fraulautern: Overbeck.
Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.
Fulda: Goebel.
St. **G**allen: Stiftsbibliothek.
Gebweiler: Schlumberger.
Geilenkirchen: Landrathsamt.
Genf: Galiffe.
Giessen: Antiken-Cabinet.
Gladbach: Gymnas. Kühlen. Prinzen. Quack.
Goch: Ridder.
Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.
Goettingen: Dilthey. von Leutsch. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.
Gräfenbacher Hütte: Boecking.
Hadamar: Gymnasium.
Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.
Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.
Halle: Heydemann. Schlottmann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.
Hamm: Falk.
Hanau: Gymnasium.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Bergheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Hemmerich: Maassen.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Herresberg b. Remagen: Rheinen.
Horsfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Höxter: Gymnasium.
Ilsenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Iserlohn: Boeddieker.
Ittervort: Franssen.
Jena: Gaedechens.
Kempen: Landrathsamt.
Kirn: Simon.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Dr. Kohl.

Digitized by Google

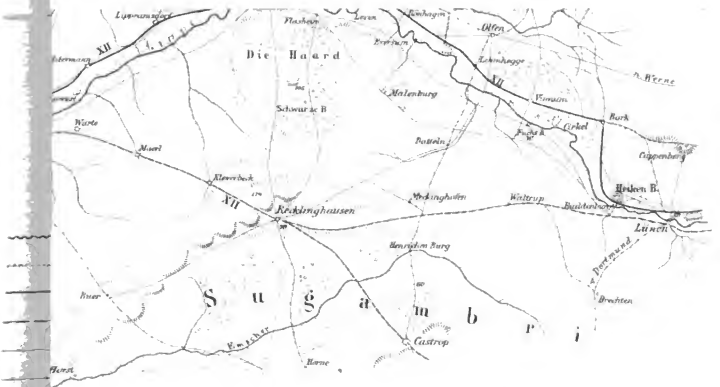
Langenberg, Rheinland: Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt.
Lexhy (Schloss): de Blanchard-Surlet.
Linnich: Beck.
Linz a. Rhein: Karsch.
Lippstadt: Schoenfeld. Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks
Lüttich: Dognée. Steinbach. Universs.-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnas.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Mastricht: Habets.
Mayen: Delius.
Mechernich: Elek. Hupertz.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Müller. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: Frh. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae.
Mülheim a. d. R.: Realgymnasium.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Heereman. Huyssen. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mills: Evans.
Neuss: Gymnasium. von Heinsberg-Koenen. Sels.
Neuwied: Fürst Wied. Gymnasium. Remy. Reusch. Wegehaupt.
Niedermendig: Müller.
Nothberg, Rg.-Bz. Aachen: Hermeling.
Nürnberg: Friederich.
Nymwegen: Museum.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Paderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Perugia: Universitäts-Bibliothek.
Pilttersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Potsdam: Achenbach.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friederichs.
Rheinbach: Landrathsamt.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moerner.
Rom: Fiorelli. Helbig. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte.
Rüdesheim: Fonk.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnasium.
Saar-Union: von Hoiningen Hüne.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeeck (Schloss): Graf Renesse.
Schwelm: Real-Progymnasium.
Siegburg: Gymnasium.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.
Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar. von Vlebahn.
Solingen: Real-Progymnasium.
Stammheim bei Mülheim am Rhein: Graf von Fürstenberg.
Stralsund: von Pommer-Esche.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Straub.
Stromberger Neuhütte (bei Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Paulus.
Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Muslel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Cantzenbach. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Lintz. Mosler. von Nell. Rautenstrauch. Realgymnas. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.
Uerdingen: Faust.
Vaduz: Frau Delchmann.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann. Kolb.
Vogelensang: Borret.

Digitized by Google

Wachtendonk: Mooren.
Wallerfangen: von Gaihau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium
Werl: von Papen.
Wernigerode: Bibliothek.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Heider. K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Freih. von Dungern. Gelehrten-Gymnium. Isenbeck. Townsend.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein. Bossler.
Würzburg: von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zeist: van Lennep.
Zossen: Stier.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Digitized by Google



Digitized by Google

Roemische Thongefäße vom Rhein

Digitized by Google
Univ. Inst. f. Altertg. Bonn

2.

2a.

4.

3.

3a.

1a.

1.

Roemische Thongefäfse vom Rhein

Lith. Anst. v. J. Henry, Bonn.

Digitized by Google

Grün glasirte römische Vase aus der Sammlung des Herrn Ed. Herstatt in Cöln.
½ n. Gr.

Digitized by Google

Photolypie B. Kühlen, M. Gladbach.

Silbernes Messpültchen

aus der Mitte des XIII. Jahrh. in der Sammlung des Freiherrn Albert von Oppenheim zu Köln.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXV.

MIT 6 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1888.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee. Von J. Naue. Hierzu Taf. I. 1
2. Römerbad Bertrich und seine alten Wege. Von v. Veith. Hierzu Tafel II. 6
3. Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus. Von J. Asbach.
   I. Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus. 14
   II. Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr. . . . 30
   III. Die Varusschlacht. 34
4. Eine in Köln gefundene römische Terra-cotta-Büste. Von H. Schaaffhausen. Hierzu Tafel III. 55
5. Die römische Grabkammer zu Köln unter der Casinostrasse. Von H. Düntzer. 74
6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn. Von Josef Klein. Hierzu 1 Holzschnitt. 85
7. Römisches aus Rheinhessen. Von Jakob Keller. 96
8. Ein Bischofsgrab des XII. Jahrh. im Wormser Dom. Von Friedrich Schneider. Hierzu Tafel IV—VI. 106

II. Litteratur.

1. Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Angez. von Schaaffhausen. 116
2. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, zweiter Band. Von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Grossen. Angez. von Wiedemann. 120
3. Dr. W. Harfter, Katalog der historischen Abtheilung des Museums in Speier. Angez. von Mehlis. 123
4. Dr. August Weckerling, Die römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Zweiter Theil. Angez. von Ihm. 125
5. Hermann Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Angez. von Ihm. 127
6. Feu Paul-Emile Giraud et Ulysse Chevalier, Le mystère des trois doms. Angez. von Hauptmann. 129
7. Dr. Julius Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen. Angez. von Schaaffhausen. 130

Digitized by Google

III. Miscellen.

Seite

1. Altbabylonische Nekropolen. 136
2. Altscheid. Münzfund. Von van Vleuten. 137
3. Inschriften vom Grossen St. Bernhard. Von Ihm. 138
4. Bonn. Interessante Handschrift betr. die Münsterkirche. Von Wiedemann. 139
5. Bubastis. Ausgrabung des grossen Tempels. Von Wiedemann. . . 140
6. Einige Statuetten von Thiergestalten in Bronze. Mit Abbildung. Von Herstatt. 142
7. Eine untergegangene Burg bei Dürkheim und die Klosterburgen der Abtei Limburg. Mit 2 Abbildungen. Von Mehlis. 144
8. Zur älteren Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung. Von Koenen. 147
9. Entdeckung eines etruskischen Tempels. 154
10. Ueber Glasspiegel im Alterthum. 156
11. Gondorfer Thurm an der Mosel. Von v. Veith. 157
12. Zum Isiskult. Von Wiedemann. 158
13. Germanische Votivdative in Matronen- und Nymphennamen. Von Christ. 159
14. Mehlem. Römische Ziegel. Von Wiedemann. 161
15. Gräberfeld zwischen Nieder- und Oberbieber. Von Düssel. 162
16. Zur Erforschung von Noviomagus. Von Koenen. 165
17. Alte Mainbrücke bei Seligenstadt. Von Kofler. 169
18. Bestattung in grossen Krügen. Von B. 170
19. Der angebliche Sarkophag Alexander des Grossen. Von Sch. 171
20. Zu Frontinus. Von Wolf. 172
21. Zu Frontinus I, 3. Von Wolf. 175
22. Römische Terracotten. Von Sch. 176
23. Tell el Amarna. Thontafelnfund. Von Wiedemann. 177

IV. Berichte.

General-Versammlung des Vereins Bonnensia. 178
Die Winckelmannsfeier in Bonn. Von Sch. 181

Digitized by Google

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee.

Hierzu Tafel I.

Dieses hochinteressante und wegen der vortrefflichen Erhaltung der reich mit Eisenbeschlag verzierten Holzscheide bis jetzt einzig dastehende Messer aus der jüngeren Hallstattperiode (abgebildet Taf. I, Fig. 1, 2 u. 4 in $^1/_3$ natürlicher Grösse) wurde im Spätherbste 1886 in der Nähe von Peschiera aus dem Gardasee gefischt und mir ganz kurz darauf zum Ankaufe für meine Sammlung angeboten, der ich es denn auch einverleiben konnte.

Messer dieser Gattung mit nach vorn geschwungener Klinge, breitem Rücken und ähnlichen oder gleichen Griffen sind in Gräbern der jüngeren Hallstattperiode nördlich von den Alpen bis jetzt nicht allzuhäufig gefunden worden; mehrere derselben zeichnen sich durch besondere Grösse und Schwere aus (so u. a. ein von mir in einem Grabhügel bei Fischen — in Oberbayern — gefundenes; abgebildet in meinem Buche: „Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffel-See". Taf. XVII, 8, wo auch auf Taf. XVII, 9, noch ein zweites, weniger grosses Messer mit fragmentirter Klinge, aber mit vortrefflich erhaltenem Griffe, publicirt ist), weshalb sie auch von v. Sacken[1]) als „Hackmesser" bezeichnet werden, „die wohl beim Opfern gebraucht worden seien"; Tischler nennt sie „Säbelmesser"; eine Bezeichnung, die für die grossen, schweren und stark gekrümmten Messer richtiger erscheint. Aber für die etwas kleineren Eisenmesser mit beinahe ganz geraden oder mit weniger, als die vorerwähnten, geschweiften Klingen passt der Name „Säbelmesser" doch nicht ganz und habe ich es des-

1) Das Grabfeld von Hallstatt S. 88.

Digitized by Google

halb vorgezogen, sie „Dolchmesser" zu benennen, womit ihr Gebrauch als Stosswaffe zugleich bezeichnet würde. Denn wenn man ein derartiges Messer in die Hand nimmt, fühlt man sofort, dass es als eigentliches Messer nicht recht zu verwenden ist; legt man aber den mittleren Grifftheil in die innere Handfläche, indem man ihn mit den vier Fingern fest umschliesst und den Daumen auf den Griff hält, so wird die Verwendung des Messers als Stosswaffe, und zwar als sehr gefährliche, sofort klar; dazu waren denn auch diese Messer fast ausschliesslich bestimmt. Einen weiteren Stützpunkt erhält diese Annahme noch dadurch, dass wir mehrere geradklingige eiserne Dolchmesser kennen, deren Griffknäufe nur in vorbezeichneter Weise gefasst werden konnten; einige derselben hatten noch die Ueberreste von Bronzescheiden. Lindenschmit bezeichnet derartige einschneidige Messer als Dolche, was wohl nicht ganz richtig sein dürfte, da man unter Dolch eine kurze, zweischneidige Stosswaffe versteht.

Schon in der älteren Hallstattzeit treten kurze Eisenmesser mit leicht geschweiften Klingen auf; sie gehören meisten zu dem Inventare der Frauengräber. In der jüngeren Hallstattszeit, in welcher diese so merkwürdige Culturepoche ihren Höhepunkt erreicht, wird dann die Klingenform geschwungener und das Messer immer grösser; zum ersten Male treten nun auch die eigenthümlichen Eisenplattenbelege der Griffzungen auf. Diese aussen abgerundeten Eisenplatten sind aber auf die Griffzunge nicht durch von aussen eingeschlagene Nägel festgenietet, sondern müssen auf eine sinnreiche Weise durch kurze Stifte befestigt worden sein, welche durch die Griffzunge gingen und die in correspondirende eingebohrte Löcher der Griffplatten eingelassen wurden. Da auf diesen keine Vernietung wahrzunehmen ist, auch das Löthen in jener frühen Zeit unbekannt war, so kann nur an eine solche Art der Befestigung gedacht werden.

Die in unseren Grabhügeln gefundenen Eisenmesser haben keine Scheiden gehabt; wäre dies der Fall gewesen, so würden sich bei einigen doch Ueberreste des Holzes erhalten haben, wie wir solches bei den Eisenschwertern aus dieser Periode immer antrafen. Dagegen besitzen die Dolchmesser häufig Scheiden von Holz mit dünnem Bronzeblech überzogen oder nur von Bronzeblech.

Lindenschmit bildet in seinem Werke: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit", Band III, Heft IV, Taf, 1, Fig. 2 u. 3, Band IV, Heft I, Taf. 2, Fig. 1 und in: „Die vaterländischen Alterthümer der Fürstl. Hohenzollernschen Sammlungen", Taf. XV, Fig. 23 und

Digitized by Google

Taf. XVIII, Fig. 1 dergleichen Dolchmesser ab, ebenso v. Sacken, a. a. O. zwei Exemplare auf Taf. VI, Fig. 10 u. 11.

Geschweifte grössere Säbelmesser ohne Scheiden, aber mit ähnlichen Griffen wie unseres, finden wir bei Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Band II, Heft VI, Taf. 4, Fig. 2, 3, 5, dagegen ist Fig. 4 mit Bronzegriff und Bronzescheide wohl schon als Dolchmesser zu bezeichnen; ebenso auch das schöne Exemplar von Este (abgebildet in den „Notizie degli scavi di antichità etc.; Gennaio 1882." Tav. VI, 20), dessen Bronzescheide mit einer Krieger- und zwei Thier-Figuren u. s. w. verziert ist[1]). Aber unter den bis jetzt bekannten gerad- oder krummklingigen Dolchmessern befindet sich keines in Holzscheide mit reich ornamentirtem Eisenbeschlage verziert, in Folge dessen unserem Messer eine ganz besondere Bedeutung zugesprochen werden muss.

Die vortreffliche Erhaltung der Holzscheide desselben haben wir dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass es in der Nähe von Peschiera von Fischern aus dem Gardasee gezogen wurde. Die Totallänge des Messers mit der Scheide beträgt 36,2 cm, die Länge der Scheide 25 cm, die Breite derselben oben 6,6 cm, in der Mitte 6,4 cm, unten vor der Ausschweifung 3,6 cm, die Breite des ausgeschweiften Endes 6,9 cm. Die Totallänge des Messers ist 34,9 cm; davon treffen auf den Griff 11,4 cm und auf die Klinge 23,5 cm, indess die Breite dieser oben am Griffansatze 3,8 cm beträgt. Wenn wir das Messer mit der Scheide der Länge nach vor uns hinlegen, so erscheint die Form einem Fische ähnlich, was sich hauptsächlich in der Profilirung der Scheide ausspricht.

Betrachten wir zuerst das Messer selbst Fig. 2, so sehen wir den Griff auf der Vorderseite mit drei Bronzenägeln besetzt und den unteren Griffabschluss mit einem bandartigen, an beiden Seiten durch je zwei erhabene Horizontalrippen verzierten Streifen umgeben, wodurch der Griff in organischer Weise mit der Scheide, resp. deren Beschläge verbunden wird. Dieser Griffabschluss besteht aus einer Eisenhülse, die über einen hölzernen Kern geschoben ist.

Fast unmittelbar unter dem Griffabschlusse beginnt die leise Schwingung des Klingenrückens, und zwar zuerst nach oben, resp. nach

1) Ein sehr ähnliches Eisenmesser, dessen Griffzunge jedoch mit Holzschaalen belegt war, habe ich im vergangenen Jahre aus einem Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit zwischen Aidling und Riegsee — Oberbayern — gefunden.

Digitized by Google

aussen, dann mehr nach innen, um endlich kurz vor der Spitze in feiner Linie wieder etwas nach auswärts emporzusteigen. Der oben 8 und unten (an der Spitze) 4 mm starke Klingenrücken ist nach aussen abgerundet, nach innen jedoch abgeschrägt (siehe den Durchschnitt der Klinge Fig 3) und wird hier auf jeder Klingenseite durch drei mit dem Rücken parallel laufende, vertiefte Linien und drei dazwischen liegende Rippen abgeschlossen. Die vertieften Linien sind sicher als schmale Blutrinnen aufzufassen.

Die Scheide, Fig. 1 u. 4, besteht aus zwei aufeinandergefügten Holzplatten, über welche eine Eisenhülse geschoben ist, die auf der Vorderseite mit durchbrochen gearbeiteten Ornamenten verziert wird, indess die Rückseite nur fünf flache Bänder hat. Die Seiten der Eisenhülsen sind abgerundet.

Allem Anscheine nach war das Holz der Rückseite mit einem feinen Leder überzogen, die Farbe auf dieser Seite ist ein gesättigtes Rothbraun, dagegen zeigt das Holz in Folge des langen Liegens im Wasser ein glänzendes Schwarz.

Aus der Zeichnung Fig. 1 ersieht man am besten, in welch' vortrefflicher Weise die Vorderseite der Scheide ornamentirt ist und möchte ich deshalb zur Vergleichung mit dem Nachfolgenden darauf hinweisen. Die fünf runden Knöpfe bestehen aus Bronze, und sind die am Ende befindlichen zwei, da sie als Abschlüsse dienen, grösser als die drei mittleren angefertigt worden, auch ragen diese weniger wie jene aus der Oberfläche hervor. Schon diese Anordnung ist wesentlich, da sie von grossem Verständniss zeigt; ebenso richtig sind die Ornamente angeordnet; hauptsächlich das achtspeichige Rad, dessen Centrum mit feinem Takte nicht in die Mitte der Scheidenlänge, sondern etwas mehr nach oben gelegt wurde. Auch das obere kurze und stark erhabene Band mit den leider jetzt fehlenden zwei rosettenförmigen Seitenknöpfen, und der ebenfalls starke untere Mittelstab sind vortrefflich angeordnet. Aus der schwanzförmigen Basis erhebt sich der eben erwähnte Mittelstab und ist mit einem Bronzeknopf an der Kreuzungsstelle des von der Rückseite herumgehenden Eisenbandes verziert; von dieser Basis entwickeln sich nun nach oben die Ornamente in ganz organischer Weise und zwar so, dass das Rad sowohl nach unten als nach oben von dem Mittelstabe gefasst wird.

So unscheinbar dieses ist, so sehr muss es doch hervorgehoben werden; denn durch das richtige Eingreifen aller Theile in einander erhalten wir den Beweis für die wohldurchdachte und mit grossem Ver-

Digitized by Google

ständnisse ausgeführte Ornamentirung der Scheide, die vor allem sich streng an die gegebene Form hält und durch eine stilvolle Decorirung mit verhältnissmässig wenig Mitteln den Eindruck des Reichen und Prächtigen erzielt. Gerade in jener Bethätigung liegt der Schwerpunkt der so hochentwickelten Hallstattcultur. Sowohl die Scheidenbeschläge, als auch die Messerklinge sind vortrefflich gearbeitet und beweisen recht schlagend, auf welch hoher Stufe in so früher Zeit schon die Kunst des Eisenschmiedens gestanden hat.

Wahrscheinlich gehörte das Dolchmesser zur Ausrüstung eines Anführers und war mit Hülfe der jetzt fehlenden Rosetten an einem Wehrgehänge oder an dem Leibgürtel befestigt. Wenn wir nach der schön verzierten Waffe auf die übrigen Rüstungstheile des ehemaligen Besitzers schliessen dürfen, so ist wohl anzunehmen, dass auch diese mit den weiteren Schmuckstücken in gleicher Weise ausgeführt waren. Wie sehr wäre es deshalb zu wünschen, wenn im Laufe der Zeit noch einige derselben aus der Tiefe des Sees gehoben werden könnten!

Dr. J. Naue.

Erklärung der Tafel I.

Figur 1. Das Dolchmesser in der Scheide, Vorderseite. $^1/_2$ natürl. Grösse. S. 3 u. 4.
Figur 2. Das Dolchmesser aus der Scheide gezogen. $^1/_2$ natürl. Grösse. S. 4.
Figur 3. Klingendurchschnitt, natürl. Grösse. S. 4.
Figur 4. Die Scheide, Rückseite. $^1/_2$ natürl. Grösse. S. 4.

Digitized by Google

2. Römerbad Bertrich und seine alten Wege.

Hierzu Tafel II.

1) Das schöne Bertricher Thal, welches bei Alf in die Mosel mündet, zog durch seine heilkräftigen warmen Quellen schon vor anderthalb Jahrtausenden die römischen Welteroberer zu festen Ansiedlungen in diese Gegend. Von den Höhen der vulkanischen Eifel bei Kelberg (527 m über dem Meeresspiegel) durchströmt der rauschende, von Forellen belebte Uessbach sein oft 200 m tief eingeschnittenes, gewundenes Felsenbett, und bildet bei Bertrich einen Thalkessel von 1000 m Länge, 200 m Sohlbreite, 150 m über der Nordsee, von 200 m hohen Felshängen umschlossen, dessen Palmberg mit seinen immergrünen Buxbaumbüschen das freundliche Wiesenthal gegen die rauhen Nordwinde des Eifelgebirges schützt.

Am Fuss des Palmberges, wo sich im Parkwalde zwischen Kurhaus und Bonsbeurer Brücke die scharfen Felsvorsprünge des Thales enger zusammenschliessen, entspringen dem steilen Hange, an dessen Fuss die Reste eines ehemaligen Lavastroms zwischen den Basaltblöcken des Uessbach erkennbar sind, zwei reiche Mineralquellen von 20° Reaumur, 60 m über dem Moselthal bei Alf. Die warmen Quellen sind von mineralischen Salzen gesättigt, welche für Trink- und Badekur im Sinne eines milderen Carlsbader Sprudel vielen Tausenden gichtischen und nervösen Kranken Gesundheit und körperliche Frische wiedergaben. Die oft überraschende Wirkung dieser Thermen wird durch die milde schöne Luft des Bertricher Thals erhöht, dessen schattige, abwechselnde Spaziergänge zur lieblichen Elfen-Mühle, zum Wiesenthal des Römerkessel, durch die prachtvollen Hochwaldungen der Försterei Bonsbeuren und zu den wunderbaren Kratern führen, während der gegen etwaige Unbilden des Wetters geschützte freundliche Kurgarten mit seinen Promenaden an den dabei gelegenen guten Hotels Pitz, Klerings etc. allen Anforderungen eines angenehmen Aufenthalts entspricht.

Aus dem Moselthal (+ 90 m) führt von der Eisenbahnstation Bullay über Alf eine schattige Chaussee, den wechselnden Krümmungen

Digitized by Google

des Uessbach folgend, in einer Stunde nach Bertrich, geht von hier und von der Elfen-Mühle in künstlichen Serpentinen an jenen alten Vulkanen vorbei über Kenfus nach Lutzerath zur Römerstrasse Trier-Andernach-Coblenz, auf die wir später zurückkommen. In einer hübschen Beschreibung [1]) des Bades Bertrich findet so das Dichterwort des alten Horaz seine hier zutreffende Anwendung:

„Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet".

2. Römische Alterthümer.

Die Römer wussten, wo es hübsch war, heimathliche Stätten zu bauen, und so fanden sich im heutigen Kurgarten von Bertrich neben dem Felsbrunnen des Palmberg in neuester Zeit die Reste einer Brunnenfassung, Wasserleitungen und bequem eingerichtete römische Bäder [2]). Eine kleine Sammlung römischer Alterthümer in der Wandelbahn des Kurgartens bekundet, dass die Römer jene Bäder durch einen Säulentempel schmückten. Skulpturen aller Art wurden in dessen Nähe gefunden, auch römische Ziegel, leider ohne Stempel. Zweifelhaften Herkommens ist die schöne Marmorvase, von Delphinen getragen, 1 m hoch, nach Angabe der Bade-Inspektion im vorigen Jahrhundert tief im Schutt gefunden, früher am Trinkbrunnen, jetzt am Rondel aufgestellt. Die künstlerische Ausführung der Details, vom Quellensinter überzogen und theilweise verdeckt, deutet auf ehemalige Verwendung am Brunnen.

Dem römischen Brunnentempel entsprach ein zweiter Tempel, dessen Säulenreste auf der Höhe der 300 m entfernten jetzigen Pfarrkirche gefunden wurden, und in derselben Entfernung kamen auf der inselartigen Höhe des sogenannten Römerkessels, an der romantisch gelegenen Stelle der kleinen evangelischen Kirche die Säulenreste und Kapitäle eines dritten Tempels zu Tage. Die Insel des Römerkessels wurde früher im weiten Bogen des Wiesenthals vom Uessbach an dessen Felsrändern umflossen, bis diesem neben der Alfer Chaussee ein neues Bett für kürzeren Lauf angewiesen wurde, ohne die Mühlen zu stören, deren Betrieb das starke Gefälle des Baches benutzen.

Zwischen dem Römerkessel und dem Kurgarten deuten neben der

---

1) Bad Bertrich und seine Heilquellen von Sanitätsrath Dr. Cüppers, Neuwied 1884.

2) Bonner Jahrb. für Alterthumsfr. im Rheinlande 7, 28, 29, 31, 50, 58, 64, 70, 72, 77.

Digitized by Google

alten Strasse gefundene römische Fundamente und Alterthümer auf ehemalige römische Wohnstätten hin, so beim Neubau des Hotel Klering, an der Bierhalle, am Mühlbach, bei Schmitz, überall mit hier gefundenen römischen Münzen. Von letzteren wurden ausserdem im Jahre 1876 am rechten Thalhange des Uessbach auf einer kleinen Feldparcelle des Igelkopf, 500 m südlich vom Schweizerhäuschen mehrere Tausende gefunden, in zusammengebackenen Rollen und in meist zerstörten Resten von Sackleinwand verpackt[1]).

Herr Klerings, Mitglied unseres Vereins, Hotelbesitzer in Bertrich, der seit vielen Jahrzehnten lebhaftes Interesse für die dortigen römischen Alterthümer Bertrichs und seiner Umgebung gezeigt hat, bewahrt zahlreiche Münzen jenes Fundes, vorherrschend dem dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. angehörend, zu welcher Zeit demnach vermuthlich das Römerbad Bertrich bestand.

Das heutige Dorf hat seine Ackerfelder auf dem bis 200 m über dem Uessbach liegenden Bonsbeurer Plateau, und einige kleine Parcellen im Thal, so am rechten Ufer des Bachs zwischen der Bonsbeurer Brücke und der weissen Kapelle das sogenannte Kuheck, etwa 4 ha gross, wohl seit ältester Zeit kultivirt. Dafür sprechen die 1 bis 2 m hohen Terrassen, auf denen im Jahr 1858 die Fundamente einer römischen Villa mit Alterthümern, Münzen etc. gefunden wurden, ebenso wie die Marmorstatuette der Diana, $^1/_2$ m hoch, jetzt im Berliner Museum[2]), ferner ein Votivaltar des L. Taccitus, den Heilgöttinnen Devercana und Meduna geweiht[3]), deren alte Namen vielleicht einst die heutige Bezeichnung des christlichen Bertrich ersetzten.

Neben dem Römerwege, der dort von der Bonsbeurer Brücke auf den Heinzenberg führt, wurden von Hrn. Klerings Römergräber aufgedeckt, von Ziegelsteinen und Platten quadratisch 40 cm hoch zusammengestellt, mit Urnen, Krügen, Lampen, Münzen Domitian's, Statuette einer sitzenden Minerva, 20 cm hoch[4]). Eine vierseitige, $5^1/_2$ cm hohe broncene Sternfibula, jetzt im Besitz des Sanitätsrath Cüppers, zeigt in ihren Feldern und in der Mitte Reste von blauem und weissem Email. Beim Bau der hübschen Villa Concordia des Hrn. Cüppers

1) Bonner Jahrbücher 58, S. 159.
2) Bonner Jahrbücher 29, S. 78.
3) Bonner Jahrbücher 29, S. 170 und 50, S. 172.
4) Bonner Jahrbücher 64, S. 185 und 77, S. 213.

Digitized by Google

an der Bonsbeurer Brücke wurden ebenfalls römische Alterthümer, namentlich starke römische Mauern gefunden.

3. Wege aus der Römerzeit.

A. Alf—Bertrich—Bonsbeuren—Reil.

Aus dem Moselthal von Alf und Reil her führte im Uessbachthal ein alter Weg theils neben, theils unter der heutigen Chaussee nach Bertrich, als dieser Ort, wie wir oben sahen, an der hier 6 m breiten Strasse mit römischen Wohnhäusern besetzt, und am höheren Thalrande mit jenen drei Tempeln geschmückt war.

Während die heutige Chaussee vom jetzigen Kurgarten thalaufwärts, auf dem linken Ufer des Uessbach bleibt, ging der alte Weg über die Bonsbeurer Brücke durch den Kuleck in Serpentinen neben der jetzigen Communalstrasse auf den Heinzenberg, und zeigt noch jetzt neben den oben erwähnten Terrassen und Römergräbern den theilweise wohl erhaltenen, $^1/_2$ m hohen Damm mit Kies und Steinen, 1,20 m = 4 römischen Fuss, stellenweise 1,48 m = 5 römischen Fuss = 1 passus breit. Auch an andern Wegen auf Hontheim und Kenfus finden wir diese geringen Breiten, nach Varro und Ulpian das Maass des römischen actus, für ein Wagengeleise gerade noch ausreichend, während die via (voie) gesetzlich „duo capit actus", das sind 8 römische Fuss, die Staatsstrasse dagegen, wie wir sehen werden, mindestens 15 römische Fuss breit war.

Unser Weg führt vor Erreichung der Heinzenberger Höhe in die jetzige Communalstrasse und lässt sich über Bonsbeuren, und quer über den markirten Höhenrücken des Kondelwald auf Reil und Alf im Moselthal verfolgen. Auf jenem langgestreckten Rücken des Kondelwald durchschneidet ihn bei Rödelheck, ca. 500 m über der Nordsee, ein in neuerer Zeit gebauter Forstweg von 6 m Breite, der nach Aussage des dortigen Försters von jeher diese Breite hatte, und gleich dem alten Bertricher Wege von Hontheim, die Trier-Coblenzer Römerstrasse von Wispelt her über Rödelheck an der Fabrik im Uessbachthal vorbei mit Alf verbindet.

B. Bertrich—Elfen-Mühle—Hontheim.

Aus der ebenbeschriebenen Bertricher Strasse führt an der weissen Kapelle von der Heinzenberger Communalstrasse ein alter Weg über den Linnigbach und durch einen Hohlweg des Sesenwaldes, hier und an andern engen Felddurchgängen nur 1,20 m breit, zum oberen Theil

Digitized by Google

des Wasserfalles am Elbesbach beim Käsekeller der Elfen-Mühle. Der Weg ging nördlich vom Wasserfall in einem deutlich erkennbaren Wiesenstreifen zum Uessbach thalaufwärts, überschritt diesen etwa beim Meterstein 9 der jetzigen Chaussee, erstieg den Thalrand an der Müllischwiese, ging auf Kenfus, wie wir bei der Trier-Andernacher Römerstrasse sehen werden.

Die seit 1865 chaussirte Communalstrasse zwischen Bertrich und Hontheim verlässt die Hauptstrasse an der Elfen-Mühle beim Meterstein 9,5, ist 5 bis 6 m breit, und während der alte Weg von der Brücke über den Elbesbach die Thalsohle des Elbes- und Kardelbaches auf Hontheim verfolgt, geht die Communalstrasse parallel damit am linken Thalhange beider Bäche bis zur Vereinigung der Wege auf Hontheim, und erreicht hier die Römerstrasse Trier—Andernach—Coblenz.

C. Die Römerstrasse Trier—Andernach—Coblenz

wird weder im Itinerar noch in der Peutinger'schen Tafel genannt, zeigt nur stellenweise ihren dammartigen Bau, ähnlich ihrer Schwesterstrasse über den Hunsrück von Trier über Noviomagus (Neumagen) nach Bingen, welche in allen Itinerarien genannt wird. Letztere Strasse gehört wahrscheinlich der Zeit des Kaisers Augustus[1]), unsere Moselstrasse wohl erst dem 4. Jahrhundert n. Chr. an. Ihr Bau über Kaiseresch hinaus auf Andernach und Coblenz scheint, nach den schwachen Spuren derselben, gar nicht vollendet zu sein, als die Franken zu Anfang des 5. Jahrhunderts auf dem linken Rheinufer von Köln her nach Westen vordrangen. Kriege, spätere Bodenkultur, namentlich aber das stets wiederholte Anschwellen der vielen tiefeingeschnittenen Bäche und spätere Strassenbauten zerstörten diese Römerstrassen stellenweise bis zur Unkenntlichkeit, so dass oft selbst die Richtungslinien gänzlich verschwunden sind, beispielsweise am Uessbach oberhalb der Entersburg, ähnlich wie am Fuss des Idarwaldes zwischen dem stumpfen Turm und Kirchberg. Bei der topographischen Aufnahme der Generalstabsblätter Cochem und Simmern im Jahre 1850 konnte ich hier die schnurgerade Linie der Strasse durch das Fernrohr des Instrumentes nur nach einzelnen schmalen kurzen Heckenabsätzen in den Wiesenthälern feststellen, wo dann Ausgrabungen die Steine der Römerstrasse unter dem sonst ebenen Boden nachwiesen.

Die römische Moselstrasse, die uns bei Bertrich vorzugsweise

1) Bonner Jahrbücher 68. S. 8.

Digitized by Google

interessirt, geht von der Moselbrücke bei Trier über Biewer, unterhalb Ehrang, mehr oder weniger deutlich sichtbar an der Quint über Föhren, Hetzerath, Esch, Wispelt, Hontheim in zwei Strängen über den Uessbach auf Kenfus, Driesch, Kaiseresch, theilt sich von hier über Mayen auf Andernach, über Polch nach Coblenz.

Zwischen Wispelt und Hontheim zeigt sie deutlich die ursprüngliche, vom Major Schmidt vor 50 Jahren beschriebene und durch ein Profil erläuterte [1]) Bauart. Der 2 m hohe Damm hat eine 1 m starke Steinlage, unten Bruchsteine mit grösseren Randsteinen (margines), darüber Schichten von Kieseln, Lehm, Kies und Sand, mit flach gewölbter oberen Breite von 6 m = 20 römische Fuss, die Seitenböschungen mit ganzer Anlage [2]).

Bei Hontheim ist der Damm dieser Strasse verschwunden, deren Nebenstrasse sich nordwärts über Strotzbüsch, Mehren, Daun, Dockweiler, Hillesheim zur Trier—Kölner Römerstrasse fortsetzt, während die Hauptstrasse am nördlichen Ausgange von Hontheim beim Meterstein 34,1 ihre Richtung auf Driesch und Kaiseresch verfolgt, als erste nördliche Transversale über den Uessbach.

a) Erste Transversale Hontheim, Entersburg, Driesch.

Wir sehen hier nur noch den 2 bis 3 m breiten Feldweg, zweckmässig zum Uessbach geführt. 400 m oberhalb der Entersburg ist die Strasse kaum noch erkennbar. Ebenso undeutlich ist sie im tiefeingeschnittenen Ummersbach, in welchem sie, durch Regengüsse zerstört, die Höhe halbwegs Kenfus—Lutzerath, und nahe einem ehemaligen Signalhügel die jetzige Bertrich - Lutzerather Chaussee erreicht. Jener Hügel, welcher ohne nachweisbaren Grund oft als Grabhügel bezeichnet wird, deutet um so mehr auf solchen Signalhügel hin, als an den ältesten Wegen dieser Gegend sich ein ganzes System derselben in ziemlich gleichmässigen Entfernungen von 2 bis 3 römischen millien nachweisen lässt, die höchsten, markirtesten Punkte bezeichnend, so südlich bei Strotzbüsch (Hontheim), zwischen Wispelt und Olkenbach, Rödelheck, Facherberg, nördlich bei Driesch und an der Strasse auf Kaiseresch entlang, ebenso wie in südlicher Richtung über Esch auf Trier.

1) Bonner Jahrbücher 31. Heft, S. 62.

2) Ganz ähnliche Profile zeigte nach Romberg's Zeitschrift Nr. 19 vom Jahre 1879 die Römerstrasse im Hunsrück, welche der Kreisbaumeister von Nehus bei Ravensbeuren östlich von Trarbach an mehreren Stellen sorgfältig untersuchte und mass, 1 m hohe Steinschicht, obere Breite 6 m.

Digitized by Google

Zwischen Kenfus und Driesch vereinigten sich die beiden Transversalen, und die Römerstrasse führte auf Kaiseresch, meist von der Chaussee überdeckt, nur stellenweise seitwärts derselben erkennbar.

Die Römerstrasse ging also nicht über die heutige Lutzerather Kehr.

Die bereits erwähnte Entersburg ist ein von Natur vertheidigungsfähiger Inselberg, in einer engen Schleife des Uessbach gelegen, von Bertrich und der Elfen-Mühle her durch einen Fussweg im Thal erreichbar. Baureste einer ehemaligen Befestigung sind an der Entersburg nicht zu erkennen, welche eine terrassirte, bewaldete Felskuppe 50 bis 60 m über dem Bach bildet. Herr Klerings versichert, auf einem Felsabsatz römischen Mörtel einer 6 m langen Mauerlinie gefunden zu haben und gab mir einige Kalkproben mit Ziegelbrocken gemischt. Eine Römerwarte oder ein Sperrpunkt der Strasse hätte hier bei der tiefen Lage zwischen den dominirenden Felshöhen von Hontheim und Kenfus freilich nicht zweckmässig gelegen, wo man bisher einen Schlupfwinkel für Wegelagerer annahm.

b) Eine zweite Transversale Hontheim, Elfen-Mühle, Kenfus, Driesch über den Uessbach

geht aus der Gegend der Hontheimer Kirche in der Richtung der Bertricher Communalstrasse nach Osten hin. Sie verlässt diese Strasse am Kardelbachthal, verfolgt in $1^1/_2$ m Breite, vielfach überwachsen, die Sohle des Bachs und dann des Elbesbachs während die Communalstrasse am höheren Thalrande angelegt ist, und die Römerstrasse an der Elbesbach-Brücke wieder erreicht. Die Strasse ging oberhalb der 10 m hohen Wasserfälle, an der interessanten Käsegrotte bei der Elfen-Mühle, auf einer Wiesenrampe, welche deutlich den ehemaligen Lauf des Weges bezeichnet, zum Uessbach, überschritt denselben an der Müllischwiese beim Chaussee-Meterstein 9. Beim Meterstein 9,1 zweigt sich am Buchenwalde von der Chaussee der ehemalige Communalweg auf Kenfus ab, der wegen seiner starken Steigung, stellenweise 1 : 10, verlassen, und im Jahre 1860/61 durch die Chaussee mit ihren künstlichen Serpentinen an der Entersburg vorbei, ersetzt wurde.

Nördlich seitwärts neben dem Communalweg ist der Römerweg am Wald- und Wiesenrande erkennbar, stellenweise nur 2 bis 3 m breit. Er führt zur Maischquelle, dem Tränkeplatz der Kenfuser Heerden, von wo ein Seitenweg zu den schönen Fels- und Kraterresten der Falkenley geht. Von Kenfus her geht nach Süden hin am Facherberg vorbei ein gut geführter 4 m breiter Weg, den Erdenbach auf seinem rechten Thalufer begleitend, über Uessbacher Mühle nach Alf.

Digitized by Google

Nördlich bei Kenfus (Ken=Kem=Kim) sollen, nach Angabe glaubwürdiger Bewohner, in der Richtung auf Driesch Reste eines Basaltpflasters der Strasse gefunden sein, als man dort Abwässerungsgräben anlegte. Von Driesch auf Kaiseresch liegt die Römerstrasse meist unter der heutigen Chaussee oder ist links neben derselben, namentlich am tiefen Einschnitt des Marterthales zu erkennen, wobei hier wie anderwärts die richtige Führung derselben durch das schwierige Terrain unsere Aufmerksamkeit verdient.

Die beiden Transversalen unserer Römerstrasse über den 200 m tief eingeschnittenen Uessbach erinnern an die Doppelwege der Trier—Kölner Römerstrasse, von der Mosel her bei Trier und Biewer, vom Rhein her am Thalrande der Ville bei Roesberg[1]), um in den steilen Engwegen solcher schwierigen Uebergänge jede Kreuzung der Kolonnen vermeiden zu können, indem am Theilpunkte der Doppelwege jeder Kolonne eine nur für sie allein bestimmte Strasse angewiesen wird.

Vorstehender Beitrag über Bertrich und dessen Umgebungen in der Römerzeit sollte die bisherigen Studien und Angaben[2]) über unsere heimathliche Moselgegend ergänzen helfen, deren Land und Leute Ausonius und Venantius Fortunatus schon vor anderthalb Jahrtausenden in so anziehenden werthvollen Bildern schilderten. Auch in militärischer Beziehung wurde die Wichtigkeit des starken Mosel-Abschnitts von jeher gewürdigt, und im Laufe der Zeiten oft benutzt. Es sprechen dafür die zahlreichen Uebergangstrassen der Römer über die Mosel bei Neumagen, Trarbach, Reil und Alf, Cochem, sowie die vom Professor Klein durch Ausgrabungen jetzt näher untersuchten Vorberge von Treis zwischen Pommern und Carden[3]). Weiter unterhalb nach Coblenz hin bedürfen die Uebergänge bei Moselkern, Gondorf (Contrua des Venantius), Lay und Gülz noch künftiger Aufklärung, so dass sich dort überall ein weites Feld für lokale und historische Forschungen bietet, die bei ihrer Ausdehnung und Schwierigkeit nur mittelst vereinigter Kräfte von Alterthumsfreunden durch Studien an Ort und Stelle zu lösen sind.

1) Bonner Jahrb. 78, S. 12 und 79, S. 21.

2) Major Schmidt, 31. Heft der Bonner Jahrb. S. 62 und 170. — Postverwalter Wirtzfeld aus Trarbach im Post-Archiv 1883, Nr. 7 u. 20. — Professor Schneider, 67. Heft der Bonner Jahrb. S. 26.

3) Bonner Jahrbücher 81, S. 240.

von Veith.

Digitized by Google

3. Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus.

I.

Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus.

Der Entschluss des Kaisers Augustus, das rechtsrheinische Gebiet dem Reiche einzuverleiben, geht in die Jahre zurück, in denen die Bedrohung des unteren Rheines die Anlegung eines grossen Waffenplatzes nöthig machte. Die Geschichte der Angriffskriege der Römer auf das freie Germanien ist so oft dargestellt worden, dass es gestattet ist, hier das von Andern Gesagte nur so weit zu wiederholen, als es zum Verständniss dessen, was ich als meine eigene Ansicht vorbringe, nothwendig ist.

Wir schöpfen bekanntlich unsere Kenntniss jener für die Anfänge der deutschen Geschichte entscheidenden Jahre aus Tacitus, Dio Cassius und Sueton, deren Berichte durch einzelne Notizen des Strabo und Plinius ergänzt werden. Ueber das bellum Germanicum des Augustus besitzen wir ein ziemlich ausgiebiges Kapitel des Florus. Es wird sich als schliessliches Ergebniss dieser Untersuchungen herausstellen, dass Florus aus gleichzeitigen Quellen schöpft, Cassius Dio dagegen, dessen Darstellung durchweg zum Ausgangspunkte der Forschung genommen wird, weniger glaubwürdig ist[1]).

Aus den Resten der Usipeter und Tenkterer, die dem Schwerte der Legionen Caesars und den Fluthen der Maas im J. 55 entronnen waren, war ein neuer Volksstamm erwachsen, der sich in Verbindung mit den Sigambern den Römern furchtbar machte. Einige römische

1) Die Litteratur über die germanischen Kriege des Augustus und Tiberius hat L. Abraham in der tüchtigen Programmabhandlung des Falkrealgymnasiums von 1875 S. 1 zusammengestellt. Noch weitere Nachweise finden sich in der ebenso gelehrten wie gründlichen Untersuchung von Jos. Pohl: Verona und Caesoriacum, die ältesten Namen für Bonn und Mainz, Münstereifel 1886 S. 17. Es bleiben in unserer Untersuchung wichtige Fragen unerörtert, weil es uns nur um eine Controle der Ueberlieferung zu thun ist.

Digitized by Google

Bürger, die ihr Gebiet betreten hatten, wurden ans Kreuz geschlagen[1]). Dieser Gewaltthat folgten neue Angriffe der verbündeten Stämme auf das römische Provinzialgebiet. Als ihnen der Statthalter Lollius entgegenzog, erlitt dieser in der Nähe des Rheines eine empfindliche Niederlage. Die römische Reiterei hatte sich auch diesmal nicht bewährt; sie gerieth in einen Hinterhalt und nach ihrer Flucht konnten sich auch die Legionen unter dem Legaten selbst nicht mehr halten und liessen fliehend den Adler der V. Legion[2]) in den Händen der Germanen.

Die Unzuverlässigkeit der chronologischen Anordnung der Ereignisse bei Cassius Dio zeigt sich gleich im Anfange unserer Untersuchung. Denn die Schlappe, die M. Lollius erlitt, wird unter dem J. 16 erzählt, während sie nach dem Zeugniss des Julius Obsequens c. 71, der ein sie begleitendes Prodigium verzeichnet, unter das Consulat des C. Silanus und C. Furnius ins J. 17 zu setzen ist[3]).

Unter dem Eindruck der schlimmen Nachrichten aus Gallien begab sich Augustus noch im J. 16 selbst an den Rhein (Dio 54, 19) und nöthigte die Sigambrer, die auf die Kunde von seinem Herannahen über den Grenzstrom zurückgegangen waren, zur Stellung von Geiseln. Dio gedenkt sowohl dieser Thatsache wie der anderen, dass er auch das folgende Jahr mit der Abwehr der Germanen beschäftigt am Rhein blieb. Aber das Wichtigste bleibt ungesagt, die von Tacitus

1) Der Vorgang, den der Scholiast zu Horaz 4, 2, 34 bezeugt: quia autem centuriones Romanos, qui ad stipendia missi erant, circumventos cruci affixere ist in das Jahr 11 zu setzen und identisch mit der Notiz des Florus 2, 30: viginti centurionibus in crucem actis hoc velut sacramento sumpserant bellum. Im J. 16 waren eben die Sigambrer nicht unterworfen, konnten also auch nicht tributpflichtig sein. Anders lagen die Dinge nach dem ersten Feldzuge des Drusus. Dies bemerke ich gegen Bergk, Zur Geschichte u. Topographie der röm. Rheinlande S. 22 Anm. 2.

2) Ich folge in diesem Punkte Th. Bergk, Zur Geschichte etc. S. 22 Anm. Er bezieht auch das Epigramm des Krinagoras Anthol. Pal. 741 auf die „clades Lolliana". Die von Mommsen, Die Oertlichkeit der Varusschlacht vorgeschlagene Beziehung auf die Teutoburgerschlacht, scheint mir wegen *παρὰ χεύμασι 'Ρήνου'* nicht statthaft (vgl. Velleius 2, 97).

3) Gaio Silano et Gaio Furnio cos. insidiis Germanorum Romani circumventi sub M. Lollio legato graviter vexati. Die irrige Zahl 16 ist auch in die Geschichtsbücher eingedrungen. Auch bei Mommsen, Röm. Gesch. V S. 23 findet sich der Irrthum.

Digitized by Google

hist. 4, 23[1]) bezeugte Anlegung eines neuen festen Lagers. Gegenüber der Mündung der Lippe, 60 Milien entfernt von dem Hauptorte der Ubier gelegen, sollte dieser Platz in der Folgezeit als Hauptausfallsthor gegen die Germanen dienen. Nachdem etwa 4 n. Chr. ein neues Lager nördlich von der mittleren Lippe entstanden war, dessen Umrisse und Profile jüngst Herr v. Veith festzustellen versucht hat, empfing es den Namen Vetera Castra[2]).

Ebensowenig wie die Anlegung des grossen Castells am Niederrhein wird von Dio der Ausbau des von Agrippa begonnenen gallischen Strassennetzes erwähnt; damals muss nämlich der Heerweg gebaut worden sein, der die beiden Standlager am Niederrhein miteinander verband. Noch auffallender ist es, dass er auch von der Anlegung des grossen Kanals, durch welchen die Serpentinen des östlichen Rheinarmes (Flevus), die die Schifffahrt erschwerten und verlängerten, abgekürzt wurden, nichts zu melden weiss. Ausser der Anlegung von Gräben, die 15 bis 20 m breit, 2 bis 3 m tief waren, wurden die Wassermassen der Waal durch den Drususdamm hineingeleitet, um einen gleichmässigen Wasserstand zu erhalten. Dies Werk, das die Ingenieure unserer Tage bewundern und das nur durch die unbedingte Verfügung über das ganze Land und die Arme der Legionen zum Ziele zu führen war[3]), kann unmöglich in einem Jahre errichtet worden sein. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, dass die Kanäle gleichzeitig mit dem festen Lager bei Xanten auf Veranlassung des Augustus in Angriff genommen und von Drusus, der schon im J. 13 am Rheine erscheint, vollendet wurden.

Im J. 13 war Augustus nach Rom zurückgekehrt. So lange er anwesend war, hatten die Germanen und Gallier Ruhe gehalten. Kaum hatte er den Rücken gewandt, als die Sigambrer und ihre Verbündeten, d. h. die Usipeter und Tenkterer, von Neuem losschlugen. Dio 54, 32

1) Quippe illis hibernis obsideri premique Germanias Augustus crediderat kann nur auf diesen Aufenthalt bezogen werden (vgl. v. Veith, Vetera castra S. 1). Die Züge des Drusus haben die Existenz eines solchen Lagers am Niederrhein zur Voraussetzung.

2) Wie Th. Bergk a. a. O. S. 23 A. 2, meines Wissens zuerst, vermuthet hat. Nach Mommsen, Röm. Gesch. V S. 29 soll der Gegensatz gegen Vetera Castra „Mainz" gebildet haben, eine Schöpfung des Drusus. Aber der Ursprung des Mainzer Lagers geht in die Jahre zurück, in denen Agrippa Gallien verwaltete (Bergk, Westdeutsche Zeitschrift I S. 499).

3) v. Veith, Vetera Castra.

Digitized by Google

erzählt zwar den Anfang des Krieges unter dem J. 12, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass er hier wie an anderen Stellen in verschiedenen Jahren Geschehenes zusammenfasst und der Beginn der Feindseligkeiten noch in das vorhergehende Jahr gehört. Drusus begegnete der Gefahr mit grosser Klugheit: er versicherte sich der angesehensten Gallier und überfiel die verbündeten Germanen bei ihrem Versuche, über den Rhein zu gehen. Dann lässt ihn Dio einen verheerenden Zug in das Gebiet der Usipeter und der Sigambrer unternehmen. Nachdem er sich also den Rücken gesichert hatte, sei er auf einem Rheinarme in den Ocean gefahren, wo seine Schiffe bei dem Lande der Chauken in Gefahr kamen, aber von den Friesen gerettet wurden. Dass er auf dieser Fahrt die Insel Burkana einnahm und auf der Ems eine Flotille der Brukterer schlug, erfahren wir aus Strabo (VII p. 291).

Die Unrichtigkeit der Erzählung des Dio ist in einem Punkte zu erweisen. Aus dem Zeugniss des Kaisers Claudius in seiner Rede über das ius honorum der Gallier (Tacitus Annalen 2 ed. Nipperdey S. 317) wissen wir, was Dio verschweigt, dass Drusus von dem Geschäfte des Census[1]) sich zum Kriege gegen die Germanen wandte. Nach Dio beschied er die Häuptlinge der Gallier, die mit den Germanen im Einverständniss waren, zu sich nach Lugdunum „wegen des Festes, welches noch jetzt beim Altar des Augustus gefeiert wird." Offenbar hat Dio die Einweihung der Ara im Sinne, die am 1. August dieses Jahres vollzogen wurde (Sueton Claud. c. 2). Sollen die von Dio mitgetheilten Begebenheiten, die Abwehr der Germanen am Rheine, die Fahrt auf der Nordsee im Herbste geschehen sein? Richtig wird in der Epitome des Livius die Einweihung des Augustusaltares nach Erwähnung des Krieges dieses Jahres verzeichnet (Civitates Germaniae cis Rhenum et trans Rhenum positae oppugnantur a Druso et tumultus qui ob censum exortus in Gallia erat componitur. Ara Caesari ad confluentem Araris et Rhodani dedicata, sacerdote creato C. Julio Vercondaridubno Aeduo). Wir haben demnach anzunehmen, dass Drusus am 1. August in Lyon zurück war. Und was soll man da sagen, wenn man bei Dio liest, dass die Rückfahrt auf dem Ocean angetreten wurde, weil der Winter nahe war!

Nun ist es auffällig, dass die Epitome des Livius, der die vier

1) Illi patri meo Germaniam subigenti tutam quiete sua securamque a tergo pacem praestiterunt, et quidem cum ab census novo tum opere et inadsueto Gallis ad bellum advocatus esset.

Digitized by Google

letzten Bücher seines grossen Geschichtswerkes den Feldzügen des Drusus widmete, dies maritime Unternehmen nicht verzeichnet, sondern nur von der Unterwerfung germanischer Stämme dies- und jenseits des Rheines spricht. Die diesseitigen Völker können nicht verschieden sein von den Bundesgenossen der Sigambrer, die den Krieg gegen Rom eröffneten.

Auch Florus 2, 30 schweigt von der Erschliessung des Oceans. Er lässt den Drusus nach seiner Ankunft in der Provinz zuerst die Usipeter, dann die Tenkterer unterwerfen, durch das Land der Chatten einen Streifzug machen. Die Forscher sind meines Wissens darin einig, dass Florus die Feldzüge des Drusus durcheinander geworfen hat. Ich glaube, es steht etwas günstiger um seine Zuverlässigkeit. Von den Ereignissen des ersten Feldzuges wird jedenfalls die Bezwingung der Usipeter verzeichnet. Die folgenden Notizen (primos — inde — inde sollen die Zeitfolge andeuten) gehen allem Anscheine nach auf Ereignisse desselben Jahres (13 oder 12).

Man könnte auf den Gedanken kommen, dass statt Catthos im Texte des Florus Cauchos zu lesen sei, zwei Namen die in den Handschriften häufiger verwechselt werden. Jene Lesung wird aber durch die Uebereinstimmung mit Orosius geschützt. Catthos ist Object zu percurrit, d. h. er machte einen Streifzug durch das Land der Chatten. Dann folgt wahrscheinlich eine Lücke im Texte. Denn der Satz: „nam Marcomannorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit" steht ausser Zusammenhang mit dem vorhergehenden Gedanken. Wir sind in der Lage das vor „nam" fehlende Glied aus Orosius zu ergänzen. Von diesem wird 6, 21 [1]) in derselben Reihen-

1) Orosius 6, 21: Drusus in Germania primum Usipetes, deinde Tencteros et Cattos perdomuit. Marcomannos paene ad internecionem cecidit, postea fortissimas nationes et quibus natura vires, consuetudo experientiam virium dabat, Cheruscos, Suebos et Sygambros pariter uno bello sed etiam suis asperis saepe vicit. quorum ex eo considerari virtus ac feritas potest, quod mulieres quoque eorum, si quando praeventu Romanorum inter plaustra sua concludebantur deficientibus telis vel qualibet re, qua velut telo uti furor possit, parvos filios conlisos humi in hostium ora iaciebant. — Dass Orosius den Florus nicht ausgeschrieben hat, lässt sich schlagend beweisen. Denselben Zug der Wildheit germanischer Weiber berichtet Florus unter dem Norischen Kriege kurz also: quae fuerit Alpinarum gentium feritas, facile est vel per mulieres ostendere, quae deficientibus telis infantes suos adflictos humi in ora militum adversa miserunt.

Digitized by Google

folge die Unterwerfung der Usipeter, Tenkterer und Chatten berichtet. Dann fährt er fort: Die Marcomannen vernichtete er fast gänzlich; nachher überwand er die tapfersten Stämme auf einmal in einem Kriege: Cherusker, Sueven und Sigambrer. Statt uns aber die von den Verbündeten geplante Vertheilung der Beute zu erzählen, berichtet er einen Zug der Wildheit germanischer Weiber. Die einfachste Erklärung dieser Uebereinstimmung und Verschiedenheit liegt in der Annahme der Benutzung einer Livianischen Epitome, die mit der uns noch erhaltenen Periocha die Auslassung der maritimen Unternehmung des Drusus gemeinsam hatte. Florus wird wohl geschrieben haben: perdomiti etiam Marcomanni, quorum etc., vielleicht nur et Marcomannos (abhängig von percurrit), quorum etc.

Soweit uns der Bericht des Dio einen Schluss erlaubt, ist Drusus nicht vor dem dritten Feldzuge mit den Marcomannen am oberen Main in Berührung gekommen; aber soll uns das Schweigen eines unzuverlässigen Berichterstatters hindern, eine Nachricht anzunehmen, die mit anderweitig bekannten Thatsachen nicht im Widerspruche steht? Im Gegentheil wird dieselbe noch dadurch bestätigt, dass nach Florus und Orosius im J. 11 Sueben im Bunde mit den Cheruskern und Sigambrern stehen. Drusus kann sehr wohl schon im J. 13 oder 12 einen Krieg gegen Tenkterer, Chatten und Marcomannen unternommen haben und über Mainz zurückgekehrt sein. Ich meine, man müsse, wo unsere Quellen so dürftig fliessen, sehr vorsichtig sein im Verwerfen bestimmt auftretender Nachrichten.

Was Dio unter dem Jahre 11 erzählt, ist nachweislich lückenhaft und in wichtigen Punkten verkehrt. Zwar hört man von einer neuen Unterwerfung der Usipeter, von dem Uebergang über die Lippe, von dem Vordringen durch das Land der Sigambrer bis ins Land der Cherusker zur Weser. Aber wenn uns die dürftige Notiz der Epitome nicht erhalten wäre: Cherusci, Tencteri, Chauci aliaeque gentes Germanorum trans Rhenum subactae a Druso referuntur (dass vom J. 11 die Rede ist, zeigt die folgende Erwähnung von Octavias Tode), so würden wir von den Tenkterern nur aus Florus wissen und diesem nicht glauben. Die Unterwerfung der Chauken wäre uns ganz unbekannt geblieben.

In diesem Falle wurden die Chauken wie in einem der vorhergehenden Jahre von der Flotte, so jetzt von der Landmacht des Drusus angegriffen. Dieser ist, was aus Dio nicht ersichtlich ist, jedenfalls an die untere Weser gelangt. Es ist nicht unmöglich, dass in diesem Jahre die Le-

Digitized by Google

gionen durch eine neue Fahrt der Flotte unterstützt wurden. Denn nachdem einmal die Kanäle am Rheine hergestellt waren, konnten unter günstigen Verhältnissen die Schiffe in drei Tagen bis zur Emsmündung, in acht weiteren Tagen bis zur Weser gelangen. Dederich hat sogar angenommen, dass auf dieser zweiten Fahrt die Elbmündung erreicht ward, aber die Stelle im Rechenschaftsbericht des Augustus ist auf das von Tiberius angeordnete Unternehmen zu beziehen und die Notiz des Velleius 2, 106, dass seine Flotte von einem unbekannten und nie besuchten Meere her in die Elbe einfuhr, schliesst es aus, dass schon Drusus dieses Ziel erreicht hat. Aber wie gesagt, eine Fahrt bis zur Ems- und Wesermündung liegt gar nicht ausser dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit, weil die Wohnsitze der Chauken bis zur See reichten.

Dio hat also jedenfalls wichtige Ereignisse des grossen Feldzuges vom J. 11 verschwiegen; an einer Stelle, wo wir seinen Bericht zu prüfen in der Lage sind, stellt sich dieser wiederum als unrichtig heraus. Die Erscheinung eines Bienenschwarmes habe ihn nächst der schlechten Jahreszeit und dem Mangel an Lebensmitteln bewogen ohne die Weser überzuschreiten den Rückzug anzutreten. Abgesehen davon, dass die Erscheinung eines Bienenschwarmes — die Bienen schwärmen heute im Wesergebiet im Sommer — zum „nahen Winter" nicht stimmen will, wissen wir aus Plinius nat. hist. 11, 17, 18, dass jenes Prodigium im Lager von Arbalo beobachtet war, während mit höchstem Glücke gefochten wurde. Damit ist Julius Obsequens, der das Wahrzeichen unter den Consuln des J. 11 berichtet, insofern in Uebereinstimmung, als er dasselbe in einem Lager eintreten lässt. Der Hinterhalt, in den eine Anzahl Römer gerieth, entspricht der Verlegenheit, in der sich Drusus anfangs bei Arbalo befand. Dio hat also einen Vorgang, der sich auf dem Rückzuge zutrug, zu einem Motive des Rückmarsches gemacht. Die Erzählung ist dürftig und unklar.

Die Legionen werden in einer engen Thalschlucht eingeschlossen An dieser Stelle treten die Nachrichten des Florus über den Bund der Cherusker, Sueben und Sigambrer ein, den nach dem Vorgange von Dederich zuletzt Ranke[1]) unter dem gewaltigen Eindrucke der In-

1) Weltgeschichte III 1 S. 14. Dederich, Die Feldzüge des Drusus und Tiberius S. 53 fg. — Mommsen, Römische Geschichte V S. 25 hat die Nachricht des Florus auf den Angriff der Sigambrer und ihrer Verbündeten im J. 12 bezogen. Aber weder sind damals die Cherusker am Rhein erschienen, noch nimmt

Digitized by Google

vasion des Drusus geschlossen sein lässt. Die Verbündeten hatten wie zur Bekräftigung ihres Bundes 20 Centurionen ans Kreuz geschlagen. Nicht im Zweifel darüber, dass sie die Legionen überwältigen würden, hatten sie die Beute vertragsmässig getheilt. Die Cherusker nahmen für sich die Pferde, die Sueben Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen in Anspruch. Dies muss geschehen sein, als die Römer, „die durch Hinterhalte manchen Schaden erlitten hatten, in einer engen Thalschlucht eingeschlossen waren".

Aber Drusus hielt seine Truppen in der Hand, vertheidigte die von ihm eingenommene feste Stellung und wies die mit Hast und ohne Ordnung unternommenen Angriffe der Germanen ab. Die Nachrichten des Florus füllen vortrefflich die Lücken in der Darstellung des Dio aus. Auch dieser betont „die Siegeszuversicht der Feinde, die ihrer Sache so gewiss waren, als wären die Römer schon in ihrer Gewalt und bedürfte es nur noch eines Schwertstreiches zu ihrer Vernichtung". Denselben Sinn haben des Florus Worte: „Et omnia retrorsum! Denn der siegreiche Drusus vertheilte ihre Pferde, ihre Heerden, ihre Halsketten und sie selbst unter die Römer als Beute."

Die Römer erkämpften nicht nur ihren Rückzug, sondern konnten auch einen festen Platz in der Mitte des Lippegebietes anlegen[1]), von wo aus ein ungehindertes Vordringen gegen das Land der Sigambrer und weiterhin der Cherusker möglich war. Durch die Forschung von Esselen, Böttger und Knoke[2]) ist es ausser Zweifel gestellt, dass dieser Ort bei dem heutigen Hamm zu suchen und der von Dio erwähnte Elison mit der daselbst mündenden Ahse identisch ist. Dass man noch in diesem Jahre wieder in feindliche Berührung mit den Chatten kam, die im Anfange des Jahres im Kriege mit Sigambrern lagen, zeigt die Erwähnung der Anlage eines Castells „in ihrem Lande hart am

---

diese Combination Rücksicht auf die Reihenfolge der Ereignisse bei Florus und in der Epitome.

1) Ranke S. 14: „Dabei blieb es dann auch, dass die Römer von ihren Invasionen abstanden. Sie begnügten sich, das Castell Aliso zu errichten, welches für spätere Unternehmungen einen Stützpunkt zu bilden im Stande war." Den späteren Bericht, dass Drusus bis an die Elbe vorgerückt und hier durch eine übermenschliche Erscheinung an weiterem Vorrücken abgehalten worden sei, will R. daraus erklären, dass sich das Andenken an die grossen Unternehmungen des Drusus erhielt, welche aber gescheitert waren.

2) Vgl. Knoke, Die Kriegszüge des Germanicus S. 297—317.

Digitized by Google

Rheine". Wie steht es um die Zeitangaben Dios? Weil der Winter vor der Thüre gewesen (ὁ χειμὼν ἐνέστη), habe er sich zur Umkehr entschlossen. Noch in demselben Jahre besteht er den siegreichen Kampf mit den Verbündeten, legt Aliso und das Castell im Chattenlande an. Ein Determinativ wird aus der Angabe des Sueton gewonnen, dass Ti. Claudius, des Drusus Sohn, im J. 10 v. Chr. zu Lugdunum am 1. August geboren wurde. Also ist Drusus neun Monate vorher, im Oktober oder spätestens November, bei seiner Antonia gewesen. Er wird die Weser im Anfang des Sommers erreicht haben. Die Erfolge des Drusus in den beiden ersten Jahren waren grossartig; es schien der Widerstand der Germanen erloschen zu sein. Der Senat in Rom fasste den Beschluss, den Janustempel zu schliessen, aber ehe derselbe ausgeführt wurde, waren an der Donau und am Rheine die Feindseligkeiten wieder eröffnet worden.

„Die Germanen, namentlich die Chatten, welche sich mit den Sigambrern verbündet und das ihnen angewiesene Land verlassen hatten, wurden von Drusus theils schwer heimgesucht, theils unterworfen" (Dio). Die Livianische Epitome lässt uns im Stich, da sie lediglich die Bekriegung rechtsrheinischer Stämme erwähnt. Unter den andern Germanen, denen Drusus Wohnsitze angewiesen hatte, sind wohl die Marcomannen zu verstehen. Man könnte auch hierin eine Bestätigung der von Florus berichteten, in ein früheres Jahr fallenden Bekämpfung der Chatten und Marcomannen sehen. Wie mangelhaft aber Dios Erzählung ist, empfindet man besonders lebhaft bei diesem Abschnitte. Er hat kein Wort von der Anlegung von Castellen und Brücken am Rheine. Diese wichtige Thatsache ist einzig aus Florus bekannt. Es soll seine viel besprochene Nachricht hier nicht wieder erörtert werden. Man kann um so eher darauf verzichten, als Joseph Pohl[1]) in seiner gründlichen Art diese Aufgabe gelöst hat, ich glaube aber Th. Bergk gegen den Vorwurf des willkürlichen Conjicirens in Schutz nehmen zu müssen. Bergk vermisste in Uebereinstimmung mit Dederich die Erwähnung von Stationen an der Ems (Amisia), auf der Drusus die Brukterer schlug, die er wiederholt auf seinen Zügen berührt hat. Andererseits wollte Bergk die Mosa nicht missen, offenbar weil Drusus auch mit den linksrheinischen Stämmen Krieg geführt hat und Stationen an der unteren Maas im Rheindelta das System seiner Befestigungen abschlossen. Nachdem „per Mosam" einmal verloren gegangen war, konnte „Amisiam" leicht als „Mosam" gelesen werden. Wäre es

1) a. a. O. S. 10.

Digitized by Google

Bergk vergönnt gewesen, seine in dem ersten Aufsatz zur Geschichte und Topographie S. 6 gelegentlich geäusserte Meinung zu vertheidigen, so würde er auf die Lücken im Texte des Florus hingewiesen haben. Dass er eine solche vor „in Rheni quidem ripa" annahm, hat eine von mir in diesem Jahrbuch LXXXI, S. 117 veröffentlichte Notiz gezeigt, die „ripa(m)" als Objekt zu pontibus iunxit gezogen wissen wollte und in Borman den Rest von (apud U)biorum aram erkannte. Die Erörterung der Streitfrage, auf welche Orte diese alten Namen zu beziehen sind, liegt ausserhalb des Rahmens dieser Quellenprüfung. Die Worte des Florus „et praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per Amisiam flumen, per Albin, per Visurgin, (per Mosam) sind aber bei der Lösung der wichtigen Frage von Bedeutung, ob Drusus, wie es von Dio bezeugt wird, die Elbe erreicht hat. Ranke (S. 12) war der Ansicht, dass Drusus auf seiner Nordseefahrt die Elbmündung erreicht habe, und dass bei dieser Gelegenheit an Weser und Elbe Militärstationen angelegt wurden. Aber durch das Zeugniss des Velleius ist die Erreichung dieser Regionen durch Drusus ausgeschlossen, wenn auch Tacitus sagen mag, dass nach Drusus niemand mehr den Ocean befahren habe. Die Verkehrtheit dieser Angabe ist ausser Zweifel, da auch die Flotte des Germanicus an der Elbe gewesen ist, die Angabe des Velleius aber, dass die Flotte des Tiberius die erste war, die in die Elbmündung einfuhr, als unrichtig noch zu erweisen ist.

Dass Drusus aber an den Ufern der Elbe geweilt hat, wird in der Quelle des Florus berichtet gewesen sein. Vorausgesetzt wird es von Eutropius 7, 9: Germanorum ingentes copias cecidit, ipsos quoque trans Albin fluvium submovit, qui in barbarico longe ultra Rhenum est. Hoc tamen bellum per Drusum privignum administravit, sicut per Tiberium privignum alterum Pannonicum bellum. Damit stimmt sachlich und wörtlich Sueton Aug. 21 überein: „Germanos ultra Albim fluvium summovit, ex quibus Suebos et Sigambros dedentes se traduxit in Galliam atque in proximis Rheno agris collocavit." Denn die Verpflanzung der Sigambrer, die nach der Erweiterung des Reiches bis zur Elbe erwähnt wird, erfolgte nach dem Tode des Drusus im J. 9. Offenbar gehen Sueton und Eutrop auf eine gemeinsame Quelle zurück, auf einen Auszug aus Livius, dem jedenfalls der letztere seine Nachrichten durchweg verdankt[1]).

1) Vgl. M. Köhler, qua ratione T. Livi annalibus usi sint veteres scriptores p. 38.

Digitized by Google

Die näheren Umstände, unter denen Drusus an die Elbe gelangte, werden nur von Dio mitgetheilt. In Rom trat Drusus am 1. Januar des Jahres 9 mit Quinctius Crispinus zusammen das Consulat an und nahm dann den unterbrochenen Feldzug wieder auf. Wir sehen ihn siegreich das Land der Chatten und Sueben durchziehen, von da durch das Gebiet der Cherusker an die Weser und Elbe vordringen. Von weiterem Vorrücken wurde er durch eine übermenschliche Erscheinung abgehalten: „Wohin willst du, unersättlicher Drusus? das Geschick hat dir nicht bestimmt, alles dies zu schauen. Das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist erschienen." So sprach die Stimme der Gottheit, die sich in die Gestalt eines Weibes gehüllt hatte. Und die Erfüllung folgte auf dem Fusse. Drusus kehrte eilends um und starb auf dem Wege, noch ehe er den Rhein erreichte, an einer Krankheit. Den Schluss der Erzählung macht wiederum die Aufzählung von Prodigien, wie er mit denselben begonnen hatte. Es ist eine etwas wunderliche Mischung von mythischen, sagenhaften und geschichtlichen Einzelheiten.

Im Widerspruche mit dieser Darstellung ist zunächst die Perioche des letzten Buches des Livius, nach der Drusus an den Folgen eines Schenkelbruches verschieden ist. Noch bedeutsamer für das Verständniss dieser Ueberlieferung sind die Mittheilungen des Sueton. „Drusus", heisst es (vita Claudii 1), „verfolgte den Feind in seine innersten Wildnisse und liess nicht eher ab von der Verfolgung, bis ein Barbarenweib von übermenschlicher Grösse erschien und in lateinischer Sprache dem Sieger verbot, weiter vorzudringen." Da Sueton im Folgenden die ihm für diese Erfolge zu Theil gewordene Auszeichnung, die Ovation und die Triumphalabzeichen erwähnt, so ist sicher, dass er einen Vorgang des J. 11 im Auge hatte.

Diesen Widerspruch zwischen Sueton und Dio hat L. Abraham a. a. O. des Näheren erörtert. Er zeigt, dass die Erzählung des Sueton zu der Situation passt, in die Drusus bei Arbalo gerieth. „Dass die deutsche Frau die bevorstehenden Gefahren, die aus einem Bündnisse mehrerer Völker hervorgingen, dem römischen Feldherrn voraussagen konnte, ist klar und ebenso leicht zu erklären, wie in der volksthümlichen Ueberlieferung und bei mehr auf Effekt als auf Genauigkeit sehenden Schriftstellern das Ereigniss von der Weser an die Elbe aus dem J. 743 bis 745 der Stadt verlegt wurde. Einmal nämlich liebt das Wunderbare den Reiz der nur halb bekannten, in unsicheren Umrissen verschwimmenden Ferne, und diesen Charakter ver-

Digitized by Google

lor die Weser für die Römer sehr bald, während die Elbe ihn immer bewahrte; dann aber war die Prophezeiung im J. 11 nicht eingetroffen, während der Tod des Drusus um zwei Jahre später eine gewaltige Erfüllung darbot." Zu diesen durchschlagenden Gründen, die Abraham bestimmten, Dio's Erzählung zu verwerfen, hätte noch ein weiterer Grund hinzugefügt werden können, dass die Trübung einer echten Ueberlieferung auch darin kenntlich ist, dass Dio geradezu von der Stimme einer Gottheit den Drusus gewarnt sein lässt.

Wenn wir also in diesem Theile der Erzählung mit Abraham den Niederschlag einer dichtenden Volkssage sehen, so gehen wir aber doch in unserem Zweifel an dem Werthe dieser Ueberlieferung nicht so weit, wie Ranke, dem dieselbe nur beweist, dass sich das Andenken an grosse Unternehmungen des Drusus, die aber gescheitert waren, in der Folgezeit erhalten habe.

Wenn Drusus überhaupt die Elbe gesehen hat, dann ist es in diesem Jahre geschehen. An der Thatsache selbst kann nach dem oben Gesagten nicht gezweifelt werden. Allerdings hat Abraham S. 5 mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Strabo von seinen Kriegsthaten an der Elbe nichts weiss. Mit demselben Rechte könnte man sein Schweigen gegen die Nachricht des Velleius von den Erfolgen des Tiberius an der Elbe im J. 5 n. Chr. geltend machen. Aber ist Strabo 7, 1 p. 290 nicht sogar im Widerspruch mit Dio? Zunächst muss bemerkt werden, dass die ganze Stelle schwer verstümmelt und verderbt überliefert ist. Th. Bergk hat dieselbe im Rhein. Mus. 1882 S. 297 in folgende Fassung gebracht: *πρὸς δὲ τῷ Ὠκεανῷ Σούγαμβροι . . καὶ Ἀμψιανοί ⟨παρ' οἷς ἐκδίδωσιν ὁ Ἀμασίας⟩ διέχων Ῥῆνον περὶ ἑξακοσίους σταδίους. ἐπὶ ταὐτὰ τῷ Ἀμασίᾳ φέρονται Βίσουργίς τε καὶ ἄλλοι πλείους. ἔστι δὲ καὶ Λουπίας ποταμὸς ῥέων διὰ Βρουκτέρων τῶν ἐλαττόνων. ἔστι δὲ καὶ Σάλας ποταμός, οὗ μεταξὺ καὶ τοῦ Ῥήνου πολεμῶν καὶ κατορθῶν Δροῦσος ἐτελεύτησεν ὁ Γερμανικός. ἐχειρώσατο δ' οὐ μόνον τῶν ἐθνῶν τὰ πλεῖστα ἀλλὰ καὶ τὰς ἐν τῷ παράπλῳ νήσους, ὧν ἔστι καὶ ἡ Βεργανίς, ἣν ἐκ πολιορκίας εἷλεν.*

Nach der geläufigsten Auffassung der gesperrten Worte, die noch Mommsen in dem 5. Bande der römischen Geschichte S. 7 Anm. vertritt, ist Drusus auf seinem Rückzug, der von der Elbe zur Saale, von diesem Flusse zur Weser führte, in der Nähe der Saale mit seinem Pferde gestürzt und zwischen Saale und Weser seinen Leiden erlegen. Schiller (röm. Kaisergeschichte I S. 219) lässt ihn auf dem Rück-

Digitized by Google

zuge durch das Saalethal sich nach Süden wenden und auf der alten grossen Strasse über Naumburg, Kösen, Gelnhausen auf den Rhein zu marschiren und an der Saale stürzen. Eine ältere Ansicht hat neuerdings Herr v. Veith[1]) wiederholt. Drusus habe im J. 9 zwei Feldzüge unternommen, den einen in die Gegend der Kinzig, dann von Vetera die Lippe aufwärts bis zur Elbe. Nach dem verhängnissvollen Sturze sei er auf dem Eltenberg zwischen Rhein und Salas, der nach dem Vorgange älterer Forscher mit der Yssel gleichgestellt wird, nach dreissigtägiger Krankheit in den Armen seines Bruders Tiberius gestorben.

Diese Aufstellungen des um die topographische Forschung hoch verdienten Herrn v. Veith sind willkürlich und befinden sich in unlösbarem Widerspruch mit feststehenden Thatsachen. Die schon von Mommsen a. a. O. richtig gewürdigten Zeugnisse schliessen eine in der Nähe des Rheins gelegene Sterbestätte geradezu aus. Denn einmal lag das Sommerlager, in dem Drusus verschied, nach Valerius Maximus 5, 5, 3 tief im Barbarenlande, andererseits die von Tacitus annal. 2, 7 bezeugte „vetus ara Druso sita", die mit Recht allgemein auf dessen Sterbestätte bezogen worden, nicht zu weit von dem Teutoburger Schlachtfeld. Denn als Germanicus im J. 16 mit sechs Legionen erschien, um ein Castell an der Lippe zu entsetzen, hatten sich die Belagerer zerstreut, nachdem sie den jüngst den Varianischen Legionen errichteten Hügel und die alte dem Drusus errichtete ara zerstört. Weiter aber wird der *Σάλας ποταμός*[2]), der nur aus Strabo bekannt ist, ohne Beweis mit der Yssel identificirt. Nach dem Zusammenhange kann von Strabo allerdings an einen norddeutschen Fluss gedacht sein, denn nach Aufzählung der Flüsse, die in die Nordsee fliessen, wendet er sich zu den Flüssen des Binnenlandes, der Lippe und dem Salas. Die Gleichstellung beruht nur auf der Namensähnlichkeit. Allerdings heisst noch heute ein Theil der niederländischen Provinz Overyssel das Salland, aber durch die mittelalterliche

1) Das römische Köln S. 22. Wiederholt Vetera castra S. 26. Bonner Jahrb. LXXXIV S. 26: „Der Eltenberg trug einst das befestigte Hauptquartier, aber auch das Sterbelager des Drusus, dessen Namen der von ihm angelegte Brunnen und die weithin bekannten Sagen vom dort verstorbenen König Drusus bewahren."

2) Schon Casaubonus hat *Σάλας* verändert in *Ἴσαλας*. Das Nähere darüber bei Dederich a. a. O. S. 99. Ein Theil seiner Ausführungen wird durch die von Bergk vorgenommene Textverbesserung erledigt.

Digitized by Google

Namensform des Flusses Isla und Ysla[1]) wird jene Vermuthung ausgeschlossen.

Man wird zwar bei der alten Auffassung bleiben, dass der Salas, die Richtigkeit der Lesung vorausgesetzt, die thüringische Saale ist, aber davon absehen müssen, dass Drusus in der Nähe derselben gestürzt oder gar gestorben sei. Denn es ist einfach undenkbar, dass ein Schwerverletzter, wie Drusus war, von diesem Flusse bis in die Osnabrücker Gegend oder in den Teutoburger Wald gebracht werden konnte, durch ein Land, in dem es keine gebahnten Strassen, keine vorbereiteten Flussübergänge gab.

Abraham hat darauf hingewiesen, dass an jener Stelle οὗ μεταξὺ καὶ Ῥήνου auf die Participia πολεμῶν καὶ κατορθῶν zu beziehen, also zu übersetzen ist „zwischen dem und dem Rhein Drusus eben Krieg führte und die Verhältnisse ordnete, als er starb". Wenn wir uns auch für diese Erklärung entscheiden, so können wir doch einen Widerspruch mit Dio nicht erkennen. Denn Strabo sagt nur, dass das Land zwischen Rhein und Saale der Schauplatz des Krieges war, mit dessen Führung beschäftigt, Drusus starb. Er sagt aber nicht dass die Saale der äusserste Punkt war, an den er gekommen. Man muss also um so eher an dieser Nachricht des Dio festhalten, als durch die richtige Bestimmung des Elblaufs eine Verwechslung mit der Saale ausgeschlossen ist, und wenn die Saale einmal erreicht war, auch die mittlere Elbe in wenigen Tagemärschen erreicht werden konnte. Auch mag die Saale, wie Dederich sagt, auf dem Feldzuge des Drusus eine besonders bedeutende Rolle gespielt haben. Nachdem er an der Elbe ein Siegeszeichen errichtet hatte, kehrte er zur Saale, von dieser an die Weser zurück. Hat Drusus an der Weser wirklich Stationen errichtet, so kann es nur in dem Gebiete einer verbündeten Nation geschehen sein.

Da des Drusus Sterbetag, wie im Antiatischen Kalender verzeichnet ist, der 14. September war[2]), so ist er 30 Tage früher (Livi epitome), also am 14. August, gestürzt, spätestens Ende Juli an der Elbe gewesen.

Drusus war durch das Gebiet der Chatten in das der Sueben vorgedrungen. Die Sueben sind die Marcomannen, deren Besiegung auch in anderen Berichten besonders betont wird. Ihre Wohnsitze hatten

1) Dederich S. 102.
2) J. Klein, fasti consulares S. 12.

Digitized by Google

sie damals noch im Gebiete des obern Mains, wo schon in einem der vorhergehenden Jahre mit ihnen gekämpft worden war[1]). Das von Florus erwähnte Siegesdenkmal hat sich ohne Frage in Mainz befunden, welches bei einem Kriege gegen Chatten und Marcomannen die bequemste Operationsbasis bot. Auch den letzten Kriegszug wird er von Mainz aus[2]) unternommen haben. Das grosse Ergebniss dieser Kämpfe wird von Florus durchaus richtig angegeben, dass er den unbesuchten und unzugänglichen Hercynischen Wald erschlossen habe (invisum ⟨lies invisitatum⟩ atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit). Florus hat den letzten Feldzug des Drusus im Auge, denn im folgenden Satz wird sein Tod, im vorhergehenden die Befestigung der Rheingrenze durch die Anlegung von 50 Castellen erwähnt, deren Abschluss spätestens im J. 10 erfolgte[3]).

Dieser Schriftsteller hat also nach dem oben Gesagten die wichtigsten Begebenheiten in chronologischer Folge verzeichnet. Von der Saale wandten sich die Legionen zur Weser in das Land der Cherusker, die nach der Epitome auf dem Feldzuge vom J. 11 unterworfen worden waren. Zwischen Weser und Ems hatte er dann das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen. Man schaffte ihn in das nächst gelegene Sommerlager.[4]) Dass es Aliso war, wie Abraham annimmt,

1) Das Gedicht über den Tod des Drusus hebt von seinen Erfolgen hervor, „dass er der Sueven kampfesmuthiges Geschlecht und die unbesiegten Sigambrer zu Boden schlug."

2) J. Pohl, a. a. O. S. 17 fg.

3) Florus 2, 30 berichtet mit den oben vorgeschlagenen oder angenommenen Verbesserungen also: Missus in eam provinciam Drusus primos domuit Usipetes, inde Tencteros; percurrit et Catthos, (perdomiti et)iam Marcomanni, quorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit. Inde validissimas nationes Cheruscos Suebosque et Sigambros pariter adgressus est, qui viginti centurionibus in crucem actis hoc velut sacramento sumpserant bellum adeo certa victoriae spe, ut praedam ante pactione diviserint. Cherusci equos, Suebi aurum et argentum, Sicambri captivos elegerant. sed omnia retrorsum! victor namque Drusus equos, pecora, torques eorum ipsosque praedam divisit et vendidit. et praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per (A)misiam flumen. per Albin, per Visurgin, (per Mosam). Rheni quidem ripa(m), (in qua) quinquaginta amplius castella direxit, (apud U)biorum aram et Caesoriaeum pontibus iunxit classibusque firmavit. invis(it)at)um et inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit.

4) Seneca ad Marciam c. 3: ipsis illum hostibus aegrum cum veneratione et pace mutua prosequentibus nec optare quod expediebat audentibus.

Digitized by Google

ist gar nicht zu erweisen. Die 200,000 Schritt, die Tiberius zurücklegte, als er von Pavia aus an das Krankenbett seines Bruders eilte[1]), sollen der Entfernung von Mainz bis Aliso entsprechen, wenn er den Limes (?) entlang rheinabwärts reiste bis zur Lippemündung und von dort aus die Lippe aufwärts. Aber Zangemeister zeigt in der Westdeutschen Zeitschrift 1887, S. 238, dass diese Angabe der Entfernung auf das Wesergebiet führt, wenn Tiberius bei Mainz über den Rhein ging, und den Weg durch das Chattenland nahm. Er hält es für möglich, dass die castra aestiva, in denen Drusus starb, mit dem Sommerlager des Varus identisch sind. Wenn es dasselbe Lager ist, in welchem im J. 9 n. Chr. die Germanen den Varus angriffen, so würde sich damit ein weiterer Grund für die Bezeichnung dieser Stätte als des Unglückslagers ergeben haben[2]).

---

1) Die Notiz des Sueton, dass Drusus im Sommerlager an einer Krankheit gestorben sei und diese den Verdacht der Vergiftung nahe gelegt habe, beruht auf demselben Gerüchte, das ihm auch die Absicht zugeschrieben hatte, die Republik wieder herzustellen. Von einer blossen Krankheit reden auch Dio 55, 1, Valerius Maximus 5, 5, 3 (gravi illum et periculosa valetudine in Germania fluctuare) und Plinius 7, 84 (ad fratrem aegrotum) haben die Zeit nach dem Sturze im Auge. Diesen bezeugt die Epitome aus Livius 142. Diese Todesart hat auch Velleius im Sinne, wenn er sagt: „fatorum iniquitas agentem annos XXX rapuit".

2) Mit der Frage nach der Sterbestätte des Drusus hängt eine andere zusammen, wo das von den Soldaten ihm errichtete Grabmal gestanden hat. Mit Rücksicht auf Eutrop 7, 13: Drusi qui apud Moguntiacum monumentum habet, wird dasselbe gewöhnlich bei Mainz gesucht. Wahrscheinlich ist dieses identisch mit dem Denkmal, das den Sieg über die Marcomannen verherrlichte und aus Florus bekannt ist. Entschieden irrig ist die Annahme von Abraham S. 7, dass die ara Tac. ann. 2, 7 und das κενοτάφιον Dio 55, 2 sich auf dasselbe Denkmal beziehen. Denn Dio sagt ausdrücklich, dass letzteres am Rheine lag (vgl. J. Pohl S. 18, daselbst die Litteratur). Mommsen (Röm. Gesch. V 27 A. 1) entschied sich für Xanten, weil die Leiche daselbst verbrannt worden sei und diese Stätte nach römischem Branche als Sterbestätte galt. O. Hirschfeld zeigt aber in den Sitzungsberichten der preussischen Akademie der Wissenschaften LI 1886, S. 1152, dass die Leiche in Rom auf dem Marsfelde und nicht, wie es der Wunsch der Soldaten war, in dem Winterlager verbrannt worden ist. Hirschfeld selbst möchte das Grabdenkmal bei der ara Ubiorum suchen, deren Stiftung allem Anscheine nach auf Drusus zurückgehe. Die Angabe Suetons Claud. c. 1, dass Jahr für Jahr bei dem Denkmal eine militärische Parade abgehalten wurde, und die gallischen Staaten publice ein Todtenopfer darbrachten, scheint auch uns auf den Altar des Augustus hinzuweisen.

Digitized by Google

Es bleibt in der Untersuchung der Feldzüge des Drusus noch manche Frage, die mit voller Sicherheit nicht zu entscheiden war, aber zwei Ergebnisse scheinen uns unumstösslich, dass die Nachrichten des Florus allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, dass Cassius Dio aber eine sehr späte, durch die Volkssage getrübte Quelle benutzt hat.

II.

Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr.

Die Unternehmungen des Drusus hatten den Zweck, das rechtsrheinische Germanien dem Reiche einzuverleiben. Dies beweisen zur Genüge die grossen Vorbereitungen, die noch von Augustus selbst getroffen wurden und die ununterbrochene Führung des Krieges während sechs Jahren. Die Kriege in den Alpen, die Kämpfe in Pannonien deuten an, dass man von verschiedenen Grundlagen aus die Eroberung des Nordens in die Hand nahm[1]). Dio lässt uns über die Absichten des Augustus im Unklaren, aber der Sache durchaus entsprechend wird von Florus bezeugt, dass der Gedanke an seinen Vater, an Cäsar es war, der Augustus bestimmte, Germanien zur Provinz zu machen und Drusus mit der Lösung dieser Aufgabe zu betrauen. Dem entspricht es, dass Velleius den Drusus den „Bezwinger des grössten Theiles von Germanien" nennt und der Kaiser Claudius in seiner Rede über das ius honorum der Gallier von ihm den Ausdruck gebraucht ‚subigenti Germaniam'.

Wenn Florus sagt, dass durch die Kriegführung des Drusus Germanien ein anderes Land geworden sei, so hat man darin eine rhetorische Uebertreibung zu sehen. Aber das Ergebniss liegt deutlich zu Tage: die Unterwerfung eines grossen Theiles von Germanien: „Was ich gewähren konnte, habe ich gewährt: der Sieg ist errungen. Der Vollbringer des Werkes schied, aber das Werk bleibt"[2]). Dies zu vollenden war seinem Bruder Tiberius vorbehalten.

Ueber die erfolgreichsten Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 u. 5 n. Chr. besitzen wir den eingehenden Bericht eines Augenzeugen, des

1) Diese Ansicht hat Mommsen in der schönen Abhandlung, die germanischen Kriege des Augustus in grossen Zügen entwickelt (vgl. Röm. Gesch V S. 261 fg.). Damit stimmen die Erwägungen von Horkel, Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit überein S. 315. Abraham hat dieselben ohne Grund bestritten a. a. O. S. 7.

2) Aus dem Klagelied auf den Tod des Drusus v. 237.

Digitized by Google

Velleius Paterculus, der als Stabsoffizier den Tiberius begleitet hat. Dieser Bericht ist zwar in dem Tone der Bewunderung gehalten, aber bietet doch eine Fülle von bestimmten Thatsachen, dass man um so weniger an ihrer Richtigkeit zweifeln darf, als sie durch anderweitig Bekanntes bestätigt werden. Nachdem er den Jubel der Veteranen aus den rhätischen, vindelicischen, pannonischen, germanischen und armenischen Feldzügen geschildert hat, verzeichnet er eine Kette der glänzendsten Erfolge, die um so schwerer wogen, als sie mit den denkbar geringsten Opfern erkauft waren. Denn Tiberius pflegte nur den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, den die Kunst der Verhandlung nicht zu lösen vermochte.

Im Ganzen genommen bewegen sich die Feldzüge des Tiberius von castra Vetera aus auf den Bahnen, die Drusus eingeschlagen: das äusserste Ziel, das er auf dem ersteren von jenem Punkte aus erreichte, war die Weser, auf dem zweiten gelangte Tiberius bis zur Elbe. Die im Münsterlande wohnenden Brukterer, einst von Drusus auf der Ems bewältigt, unterliegen von neuem, nachdem vorher die Chamaven und Chattuarier, die hier in die Geschichte eintreten, die römische Herrschaft anerkannt hatten[1]). Jetzt war der Weg gesichert, der zu den Cheruskern führte. Vor den grossen Streitkräften, die Tiberius entfaltete, zu denen die Kontingente der Friesen hinzukamen, und gleichzeitig in der Seite gefasst von einer starken Flotte, welche die früher gemachten Erfahrungen verwerthen konnte, verstanden sich die Cherusker, bei denen es seit den Tagen des Drusus eine römische Partei gab, zu einem Bündnisse mit den Römern, auf das zum guten Theile die Erfolge der nächsten Jahre zurückzuführen sind. Als Vermittler hatte er sich der Person des Segestes bedient, der mit Bezug auf diesen Vorgang Germanicus gegenüber seine ununterbrochene Freundschaft mit den Römern betonte und sich selbst als passenden Vermittler für das Volk der Germanen bezeichnet. Der Häuptling wurde noch tiefer in das römische Interesse gezogen; sein Sohn Segimund wurde für das Priesteramt am Altare des Augustus[2]) in Aussicht ge-

1) Deppe S. 4 will für „faciat ruari" fracti Angrivari lesen, was nicht glaublich ist. Er setzt dieselben zwischen Osning und Süntel.

2) Th. Bergk, a. a. O. S. 140. Bergk vermuthet mit gewohntem Scharfsinn, dass der erste Priester am Altar des Augustus ein Ubier war: „gerade so wie in Lyon der erste Flamen aus dem Canton der Aedner erwählt wurde: denn wie in Gallien die Aeduer, so waren in Germanien die Ubier von Anfang an die gefügigsten Werkzeuge der Fremdherrschaft".

Digitized by Google

nommen, um in dem Sohne den Vater zu ehren und die Berechtigung der rechtsrheinischen Stämme anzuerkennen. Damals war auch Arminius trotz seines jugendlichen Alters — er war erst 22 Jahre alt — mit einem kleinen Commando betraut und so dessen Vater, der einflussreiche Segimer, verpflichtet. Dem Beispiele der Cherusker folgten die Ampsivarier. Einer ihrer Häuptlinge, Boiocal, ward nach Tacitus bei der Erhebung der Cherusker im J. 9 wegen seiner römischen Gesinnung verdächtig und gefesselt [1]).

So gelangte Tiberius ohne Widerstand über die Weser hinaus. Einen wesentlichen Antheil an diesen Erfolgen wird C. Sentius Saturninus, der schon unter Drusus ein Commando gehabt hatte, von Velleius zugeschrieben. Erst im Dezember wurde das Winterlager bezogen [2]). Zum erstenmal blieben, so weit unsere Kunde reicht, die Legionen im Innern von Germanien. Es war nicht allein die Milde des Winters, die es ermöglichte: das Land galt für beruhigt. Während das Heer an den Quellen der Vilia lagerte, eilte Tiberius über die schneebedeckten Alpen nach Italien.

Dies Winterlager wurde noch neuerdings von Knoke in der Nähe der Lippequelle bei Paderborn gesucht. Es scheint mir aber ausgemacht, dass es innerhalb der jetzt nachgewiesenen Grenzwehren, die Tiberius errichtet hat, gesucht werden muss.

Nach der ausdrücklichen Angabe des Tacitus (1, 150) durchschneidet Germanicus im J. 15 den Caesischen Wald und die von Tiberius angelegte Grenzwehr und schlug an dieser selbst sein Lager auf. Diese Anlagen waren im J. 10 schon vorhanden, da Tiberius die rechtsrheinischen Grenzwälle wiederherstellt [3]), um durch Verheerung des Landes an den Germanen für die Ereignisse des Vorjahres Rache zu nehmen. Schon Th. Bergk [4]) hat die Anlegung desselben auf den Feldzug des Tiberius vom J. 4 zurückgeführt. Innerhalb derselben

1) Velleius 2, 118 Tac. ann. 2, 7, 10.

2) Velleius 2, 105: Anni eius aestiva usque in mensem Decembrem perducta, immanis emolumentum fecere victoriae. Deppe, die Feldzüge des Tiberius, übersetzt „Das Sommerlager dieses Jahres bis in den Monat Dezember gehalten, machte den Schluss eines ungeheuren Sieges!“ Deppe sucht nun dies aus einer falschen Uebersetzung entstandene Sommerlager am Südostende des Tönsberges bei Oerlinghausen: es sei identisch mit dem Sommerlager des Varus. So ist man unermüdlich, in das Fass der Danaiden zu schöpfen!

3) Vell. 2, 120: aperit limites.

4) Zur rhein. Geschichte und Topographie S. 23 A. 2.

Digitized by Google

habe vom J. 4 auf 5 und regelmässig bis zum J. 9 ein Theil des Heeres überwintert. Nach den Untersuchungen des Generals v. Veith[1]) sind die Wälle des Tiberius in ihren mächtigen Profilen zwischen der unteren Lippe und der oberen Aa, zwischen Borken, Haltern und Dülmen, noch deutlich erkennbar. In der Nähe liegt die Quelle der Aa, die sehr wohl, wie das in der Nähe gelegene Velen schliessen lässt, mit der Vilia, bezw. Julia des Velleius identisch sein kann. Dort hat also, an einem strategisch und taktisch wichtig gelegenen Terrainabschnitt das Heer des Tiberius im J. 4 überwintert. „Nur dort in der Nähe des Rheins war die schwierige Verpflegung zu sichern." Denn im Süden durch die 20 bis 30 m breite, 2 m tiefe Lippe, nördlich von Borken über Gemen und Velen durch die Niederung der Aa geschützt, decken ihn im Osten die sumpfigen Moorbäche und Brüche, welche bei Velen, Haus Dülmen und Haltern sich an die Niederungen der Aa, Stever und Lippe anschliessen. Der Nachweis dieser Grenzwehr lässt die Erfolge des Tiberius in einem noch günstigeren Lichte erscheinen, als der Bericht des Velleius. Der Feldzug des folgenden Sommers brachte neue Triumphe. Die Langobarden und Chauken wurden unterworfen. — Das Heer gelangt an die Elbe, wo es auf die Flotte traf, die ohne Unfall die Seefahrt zurückgelegt hatte. Von der Elbmündung aus ward eine Entdeckungsfahrt unternommen, die die römischen Schiffe zu den dänischen Inseln und zum Eingange des Sundes führte, „wohin weder zu Lande noch zu Wasser ein Römer vor dieser Zeit gekommen". Die Cimbern, Chauken, Semnonen und andere Stämme dieses Theiles von Germanien, sagt Augustus im Ancyranischen Denkmal, „baten durch Gesandte um meine und des römischen Volkes Freundschaft".

Es ist ausserordentlich lehrreich, mit diesen lautsprechenden Thatsachen den Wortlaut der Dionischen Darstellung zusammen zu halten:

„Zu dieser Zeit stand, wie mehrere andere Feldherren, so auch Tiberius gegen die Germanen zu Felde. Er drang zuerst bis an die Weser, dann auch bis an die Elbe vor; jedoch ward damals eben nichts bemerkenswerthes vollführt, obwohl nicht Augustus allein, sondern auch Tiberius dieser Thaten wegen Imperator genannt ward, und Gaius Sentius, der Präfekt von Germanien, die Triumphalehren erhielt. Denn nicht einmal nur, sondern zweimal schlossen die Germanen aus

1) Bonner Jahrbuch 1884, S. 1 ff.

Digitized by Google

Furcht mit ihnen Bündnisse. Der Grund aber, obwohl sie den ersten Vertrag bald gebrochen hatten, ihnen dennoch wiederum Frieden zu gewähren, war, dass bei den Dalmatern und Pannoniern ein bedeutender Aufstand losbrach, der eine nachdrückliche Ahndung erforderte."

Die Dürftigkeit dieses Berichtes haben schon J. Horkel[1]) und noch eingehender L. Abraham hervorgehoben. Letzterer weist treffend darauf hin, dass Dio zwei Friedensschlüsse verwirrt, von denen der eine mit den norddeutschen Völkern, der andere mit Marbod abgeschlossen wurde. „Dio sieht die beiden mit den Römern Verhandelnden für dieselben an, hat also von den damals in Deutschland bestehenden Verhältnissen keine Anschauung." Da liest man kein Wort von Marbod und seiner Reichsgründung, kein Wort von dem grossen Unternehmen der Flotte, kein Wort von der Anlegung der Grenzwehr.

Es ist in der That so, er ist entweder äusserst flüchtig verfahren, oder hat eine sehr schlechte Darstellung der germanischen Kriege benutzt. Mit dem denkbar ungünstigsten Eindruck wird man in die Prüfung der Berichte über die Teutoburger Schlacht eintreten.

III.
Die Varusschlacht.

Seit Jahrhunderten ist die Forschung unermüdlich beschäftigt, den Verlauf der grossen Begebenheiten festzustellen, welche zur Abwehr der römischen Herrschaft geführt haben und die Schlachtfelder nachzuweisen, auf denen unsere Ahnen ihre Unabhängigkeit erkämpften. Die einschlagende Litteratur ist schier unübersehbar geworden. Die Lösung dieser Aufgabe hatte eben einen besonderen Reiz, einmal weil der Schauplatz der kriegerischen Unternehmungen sich auf einen verhältnissmässig kleinen Raum beschränkt, andererseits weil dieselben für die älteste Geschichte unseres Volkes von der grössten Bedeutung sind. Die Forschung hatte aber mit einer grossen Schwierigkeit zu kämpfen. Die aus dem Alterthum überkommenen Terrainbeschreibungen

1) Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit S. 315: „Was Dio bewogen haben kann, von den erfolgreichen Jahren mit einer Kürze zu sprechen, die man auch dem vielerlei umfassenden Geschichtschreiber kaum verzeihen mag, ist schwer zu errathen."

Digitized by Google

und Schlachtenberichte sind höchst mangelhaft. Die Geschichtsschreiber betrachteten nämlich, mit wenigen Ausnahmen, ihre Aufgabe als ein opus oratorium und legen es dementsprechend darauf an, durch glänzende Darstellung den Leser zu fesseln, wobei sie an nichts weniger dachten, als an genaue örtliche Ermittlungen. Die Menge widersprechender Lösungsversuche der einschlagenden Fragen liess sogar die Frage berechtigt erscheinen, ob die aufgewandte Arbeitszeit in richtigem Verhältniss zum Werthe der Ergebnisse stehe, ob nicht den meisten Räthseln gegenüber ein Verzicht auf deren Lösung gerathen sei.

Wie es aber neuerdings Th. Mommsen mit Hülfe urkundlicher Funde, wenn nicht alles täuscht, gelungen ist, die Oertlichkeit nachzuweisen [1]), in der die schliessliche Katastrophe des Heeres eintrat, so wird sich durch eine scharfe Prüfung der Ueberlieferung eine besser begründete Ansicht von dem Verlaufe derselben gewinnen lassen. Denn bei der Durchsicht der zahlreichen, jüngst erschienenen Abhandlungen, die sich mit der Varusschlacht beschäftigen, macht sich der Mangel einer sorgfältigen und methodischen Sichtung der gesammten Ueberlieferung über die germanische Urzeit, wie sie schon in Horkels trefflicher Zusammenstellung vorliegt, besonders fühlbar. Man bedauert fast die Fülle von Scharfsinn und Fleiss, die auf die Lösung einschlagender Fragen verwandt wird, ohne dass das Verhältniss, in dem die Quellenberichte zu einander stehen, des näheren untersucht worden ist.

Wenn wir nun diesen Versuch im folgenden wagen, so sind wir uns der Schwierigkeiten, welche mit demselben verbunden sind, wohl bewusst. Das Ergebniss dieser Prüfung wird die Richtigkeit der von L. von Ranke vertretenen Ansicht bestätigten, dass die bei Velleius, Tacitus und Florus vorliegenden Mittheilungen aus einer guten Quelle geflossen sind. Diese ältere Ueberlieferung steht wiederum im Gegensatze zu Cassius Dio 56, 18 fg., der den Varus von seinem Lager an der Weser zur Unterdrückung eines Aufruhrs, dessen Ausbruch ihm gemeldet wurde, tiefer in das Land vorrücken und in einer unwegsamen Landschaft unter anhaltenden Regengüssen den Angriffen der Germanen erliegen lässt.

Ranke[2]) legt Dio's Erzählung einen grossartigen Charakter bei, bedauert aber, dass dieselbe mit einem Umstande schliesse, dessen Un-

1) Vgl. den Excurs unten S. 51.

2) Weltgeschichte III, 1 S. 26 fg. Vgl. die Analecten, III, 2, 273 fg.

Digitized by Google

richtigkeit ausser Zweifel steht. Wie Varus sollen sich alle Befehlshaber seines Heeres selbst getödtet haben — ein Ereigniss, das auf keinen Fall die der Zeit nahe stehenden Autoren verschwiegen hätten. „Ihnen zufolge ist das römische Lager in seinem ruhigen Bestand in einem Augenblick angegriffen worden, in welchem Varus auf seinem Tribunal zu Gericht sass; die militärischen Vorkehrungen hatte er so sehr vernachlässigt, dass die eindringenden Germanen keinen Widerstand fanden, die Truppen, die sich zu widersetzen versuchten, niedermachten und dann einen vollkommenen Sieg errangen. Nur die Reitercohorten konnten entkommen."

„Die beiden Berichte," fährt Ranke fort, „sind grundverschieden und ich wage keinen Versuch, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Darf ich eine Meinung über die Differenz aussprechen, so würde sie dahingehen, dass der letzterwähnte Bericht in der Hauptsache wahrheitsgetreu ist. Es ist wahrscheinlich derselbe, welcher an Tiberius erstattet wurde und hierbei zur Kunde des Velleius kam. Im Allgemeinen stimmt er auch mit der Schilderung überein, welche Tacitus von dem Wiederauffinden des Lagers in etwas späterer Zeit gegeben hat; man glaubte damals dieses selbst in seiner ursprünglichen Gestalt und in den Vorkehrungen, die zur weiteren Vertheidigung getroffen wurden, zu erkennen. Von dem Bericht Dio's sollte ich meinen, dass er ein partielles Ereigniss, welches bei dem Durchzug einer Abtheilung römischer Truppen durch die germanischen Urwälder vorkam, richtig schildert — nur insofern irrig, dass er die Anwesenheit des Varus bei derselben voraussetzt und die partielle Niederlage für eine allgemeine erklärt. Sollte sich Varus wirklich, um einen Aufruhr in einer entfernten Landschaft zu bekämpfen, mit seinem ganzen Heere in Bewegung gesetzt haben und zwar mit dem ungeheuren Tross, der ihm zugeschrieben wird"[1])?

1) In den Analecten wird betont, dass der Bericht des Dio sich mit der Nachricht, die Tacitus von der Auffindung des Lagers gibt, nur schwer vereinigen lasse; hier wird nochmals hervorgehoben, dass mit seinem Lager, seinem ganzen Gepäck in unwegsame Gegenden sich locken zu lassen, trotz der socordia, die man ihm Schuld gibt, die äusserste Verwegenheit war. Die Nachricht, dass sich alle Offiziere umbrachten, widerspreche besonders Velleius, der erzählt, dass sich der Präfect Ceionius ergeben, der Legat des Varus Numonius Vala geflohen sei. Dio's Schilderung sei unvereinbar mit den andern Berichten: sie beziehe sich wahrscheinlich auf die Unfälle einer besonderen Heeresabtheilung, bei der man irrthümlich die Anwesenheit des Varus voraussetzte. Vielleicht stamme er

Digitized by Google

Ranke hat die von ihm dargelegte Ansicht, die für die richtige Auffassung eines der wichtigsten Vorgänge der deutschen Urgeschichte von entscheidender Bedeutung ist, nicht weiter begründet. Darum war es leicht, dieselbe durch den Hinweis auf den rhetorischen Charakter des Florus zu widerlegen[1]). Eine eingehendere Prüfung der angeregten Frage wird zu dem Ergebniss führen, dass der Bericht des Florus über das bellum Germanicum des Augustus auf originale, d. h. demselben gleichzeitige Ueberlieferung zurückgeht. Einer späteren Darstellung bleibt es vorbehalten, die anscheinend unvereinbaren Nachrichten zu einem Gesammtbilde zu gestalten.

Wir knüpfen an die Beobachtung Horkel's[2]), dass aus deutlichen Spuren zu erkennen sei, wie Florus sich an einen Schriftsteller der Augusteischen Zeit anschloss, andererseits an Rankes Bemerkung an, dass eben diese Nachrichten sich mit den Notizen des Velleius und Tacitus leicht vereinigen lassen.

Eine Spur des dem erzählten Ereignisse gleichzeitigen Berichterstatters hat sich in der Nachricht des Florus erhalten, dass Varus dem Vorgange des Aemilius Paulus folgte, der den Tag von Cannae nicht überleben wollte. Dem Scharfsinn Zangemeister's[3]) ist es kürzlich gelungen, das Datum der Teutoburger Schlacht ganz unabhängig von Florus zu ermitteln. Nach dem Zeugniss des Velleius 2,

---

von Asprenas, der mit zwei Legionen am Rheine stand und der später beschuldigt wurde, die Besitzthümer der Gefallenen sich angeeignet zu haben.

1) Mommsen, Römische Geschichte V S. 41 Anm.: „Der Bericht des Florus beruht keineswegs auf ursprünglich andern Quellen, sondern lediglich auf dem dramatischen Zusammenrücken der Motive, wie es allen Historikern dieses Schlages eigen ist. Die friedliche Rechtspflege des Varus und die Erstürmung des Lagers kennt die bessere Ueberlieferung beide auch und in ihrem ursprünglichen Zusammenhang; die lächerliche Schilderung, dass, während Varus auf dem Gerichtsstuhl sitzt und der Herold die Parteien vorladet, die Germanen zu allen Thoren in das Lager einbrechen, ist nicht Ueberlieferung, sondern aus dieser verfertigtes Tableau. Dass dieses ausser mit der gesunden Vernunft auch mit Tacitus' Schilderung der drei Marschlager in unlösbarem Widerspruch steht, leuchtet ein." Knoke a. a. O. S. 113 ist damit einverstanden, sucht aber die Mittheilung des Florus also zu retten, dass er ihn von dem zuletzt auf dem Teutoburger Schlachtfeld errichteten Lager sprechen lässt. Der Ausdruck „während er sie vor seinen Richterstuhl rief", soll von dem allgemeinen Charakter der Thätigkeit des Varus im Lande der Deutschen zu verstehen sein!!

2) Horkel, Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit S. 338.

3) Westdeutsche Zeitschrift 1887, S. 239.

Digitized by Google

117 gelangte die Nachricht von der Niederlage in Germanien fünf Tage nach Beendigung des pannonisch-dalmatischen Krieges bei Tiberius an[1]). In den Antiatischen Fasten wird unter dem 3. August der Sieg des Tiberius in Illyricum notirt, also traf die Nachricht etwa am 8. August ein. Dies Ergebniss ist mit Dio 56, 17, dass die Unglücksbotschaft nach Rom gelangte, als die Beschlüsse betreffend die Feier des illyrischen Sieges eben gefasst waren, im besten Einklang. Beides führt auf die Thatsache, dass die Varusschlacht in den ersten Tagen des August geschlagen wurde. Wenn nun Florus das Datum, das den übrigen Berichten unbekannt ist, in seiner Quelle verzeichnet fand, so hat diese doch gewiss allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Schon Beroaldus hatte angenommen, dass der Vergleich 2, 30: Varus perdicastra eodem quo Cannensem diem Paulus et fato est et animo secutus die Identität des Datums für beide Niederlagen, des 2. August, voraussetzt. Zangemeister betont mit Recht, dass der Ausdruck nicht gerade zu dieser Annahme nöthigt, dass dieselbe aber, wenn einmal erwiesen worden, dass die Varusschlacht in den Anfang des Monats fällt, nach den Grundsätzen einer gesunden Methode nicht von der Hand gewiesen werden kann. Er vermuthet weiter, dass in den Worten, aus denen die beste Lesung in B per dicastra[2]) verderbt ist, ein Hinweis auf die ins Auge gefasste Beziehung lag. Die Conjektur perdita castra muthe dem Schriftsteller einen stark hinkenden Vergleich zu, da Paulus nicht nur starb, ehe das Lager verloren war, sondern es war auch der Verlust der zwei Lager bei Cannae für die Niederlage selbst bedeutungslos und wird von Florus 1, 12 gar nicht erwähnt. Mit Rücksicht auf die Florus geläufigen Ausrufe möchte Zangemeister am liebsten pro dies atra! emendiren. Es ist eben eine Eigenheit des rhetorischen Stils sich in Staunen und Verwunderung aufzulösen[3]). Aber noch näher liegt es pro dira astra! zu lesen, eine Deutung, die sowohl der

1) Noch Horkel S. 351 setzt den Beginn der Schlacht auf den 11. Sept. Die Germanen hätten mit Vorliebe die Zeit des Neumonds zum Schlagen bestimmt.

2) Zangemeister a. a. O. S. 242 Anm. 27 zeigt, dass in dem perdicastra des Bambergensis die Ueberlieferung reiner erhalten ist als in perditas res des Nazarianus.

3) Derartige Floskeln hat L. Spengel, „Ueber die Geschichtsbücher des Florus", Abh. d. Bayerische Akademie der Wissenschaften 1860 (XI. Bd. S. 327) zusammengestellt.

Digitized by Google

Ueberlieferung des Textes als auch dem Glauben des Florus an die Wahrzeichen, durch welche den Menschen die Zukunft kundgethan oder der Zorn der Götter offenbart wird, durchaus entspricht[1]). Der Autor lässt sich ja keine Phrase entgehen, wodurch er auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen glaubt. Dieser Ausruf hat aber eine ganz besondere Bedeutung, weil er auf einem Zeugniss beruht, welches den Monatstag der Schlacht kannte.

Es soll gewiss nicht geleugnet werden, dass Florus in der Erzählung der Begebenheiten manchmal ungenau und sorglos ist, dass er Ueberraschendes absichtlich hervorsucht und steigert, um das Gemüth seines Lesers zu erschüttern. Die Herausgeber haben genug der historischen Verstösse aufgezeichnet. Aber man muss doch davon Fälle unterscheiden, wo er positive Thatsachen mittheilt, die aus verlorenen Quellen herrühren und bei anscheinender Verkehrtheit für eine gewisse Zeit ihre Richtigkeit gehabt haben können. Im Verlaufe der Untersuchung haben sich seine Nachrichten über die Züge des Drusus als werthvoll herausgestellt. Besonders bemerkenswerth schien es, dass er allein Kenntniss hat von dem mit Beutestücken aus dem Marcomannenfeldzuge geschmückten Siegesdenkmal, von dem Bunde der Cherusker, Sueben und Sigambrer, von der Anlegung der Castelle am Rheine und der Brücken bei Borma und Caesoriacum. Mag man nun mit J. Pohl hier die ältesten Namen von Bonn und Mainz finden oder mit Th. Bergk Ubiorum ara lesen und Caesoriacum auf Vetera castra beziehen, auf jeden Fall haben wir es mit älteren Namen zu thun, die jedenfalls vor dem Bataverkriege durch andere Benennungen verdrängt wurden.

Unmittelbar in die letzten Jahre des Augustus führt die Stelle am Schluss des Kapitels über den genannten Krieg, die schon Lipsius und Horkel a. a. O. in ihrer ganzen Bedeutung richtig erkannt haben: „Feldzeichen und zwei Adler sind noch jetzt im Besitz der Barbaren; den dritten riss der Fahnenträger, bevor er in die Hände der Feinde gerieth, von der Stange und versteckte ihn unter seinen Gürtel: so verbarg er sich in dem blutigen Sumpfe“[2]).

1) Als Objekt zu secutus est ist aus dem Vorhergehenden legiones zu ergänzen. Uebrigens kann auch per dira astra bedeuten auf dem Wege „grässlicher Sterne“. Dieses ist bekanntlich der technische Ausdruck für unheilverkündende Wahrzeichen (vgl. dirae alites).

2) Signa et aquilas adhuc duas barbari possident, tertiam signifer evolsit mersamque intra baltei sui latebras gerens in cruenta palude sic latuit.

Digitized by Google

Es ist von vorne herein festzuhalten, dass der Wortlaut nicht ausschliesst, dass auch der dritte Adler später aufgefunden wurde und in die Hände der Feinde fiel.

Von den verlorenen Adlern hat nach Tacitus L. Stertinius im J. 15 denjenigen der XIX. Legion im Kampfe gegen die Brukterer zurückgewonnen. Der zweite wurde unter besonders auffälligen Umständen im Gebiete der Marsen gefunden[1]). Als Germanicus erfahren hatte, dass in einem Haine der Adler einer der Legionen des Varus vergraben sei und von einem nicht sonderlich starken Posten bewacht werde, schickte er eine Mannschaft ab, um die Feinde von vorn herauszulocken, andere sollten dieselben umgehen und den Boden aufgraben. Die List gelang vollkommen. Den dritten Adler, „der noch allein von der Niederlage des Varus her in den Händen der Germanen war", erbeutete P. Gabinius im J. 41 bei den Chauken. Die Erbeutung der verlorenen Adler im J. 15 war ein Ereigniss, dem Tiberius die grösste Bedeutung beilegte, von dem auch die Münzen Kunde geben. Die Fassung der Nachricht bei Florus zwingt aber zu der Annahme, dass seine Quelle vor dem Eintritt desselben geschrieben ist. Es ist gewiss, dass die furchtbare Katastrophe und ihre Urheber von den Zeitgenossen mit Vorliebe geschildert worden sind. Denn Velleius bezeugt, dass er selbst das grauenvolle Unglück, wie andere gethan haben, in einem grösseren Werke darzustellen versuchen werde. — Alle diese gleichzeitigen Berichte sind bis auf die Reste bei Velleius und Florus verloren gegangen. Auch in der Darstellung des Tacitus werden wir noch manchen Anklängen an die echte Ueberlieferung begegnen, die in Aufidius Bassus, der eine Geschichte seiner Zeit des Augustus und Tiberius als Fortsetzer des Livius schrieb, und darin die germanischen Kriege besonders ausführlich behandelte, gewiss verarbeitet war. Warum soll einem Rhetor der Hadrianischen Zeit, welchem die besten

1) 1, 60: Bructeros ... expedita cum manu L. Stertinium missu Germanici fudit. Interque caedem et praedam repperit undevicesimae legionis aquilam cum Varo amissam. 2, 25: quorum dux Mallovendus nuper in deditionem acceptus propinquo loco defossam Varianae legionis aquilam praesidio servari indicat, missa extemplo manus, quae hostem a fronte eliceret, alii, qui terga circumgressi recluderent humum; et utrisque adfuit fortuna. Dio 60, 8: *Πόπλιος Γαβίνιος Χαύκους νικήσας τότε ἄλλα εὐδοκίμησε καὶ αὐτὸν στρατιωτικὸν, ὃς μόνος ἔτι παρ' αὐτοῖς ἐκ τῆς Οὐάρου συμφορᾶς ἦν, ἐκομίσατο.* vgl. Sueton Claud. 24: Gabinio Secundo, Cauchis, gente Germanica, superatis cognomen Cauchius usurpare concessit.

Digitized by Google

Quellen zur Verfügung standen, nicht ein aus der Augustischen Zeit herrührender Bericht vorgelegen haben? Seinen Stoff hat er vorwiegend aus Livius entnommen, wie denn auch sein Buch geradezu als „epitome de T. Livio bellorum omnium" bezeichnet wird. Wo dieser ihn im Stiche liess, griff er ohne Frage zu einem Autor, der den darzustellenden Ereignissen näher stand und nicht zu einem Berichte aus später Zeit. Es wäre gewiss interessant zu wissen, woher das inhaltreiche „bellum Germanicum" und andere Nachrichten, für die er der einzige Gewährsmann ist, herrühren. Wie wenig Florus geneigt ist, seine Vorlagen willkürlich abzuändern, zeigt die Stelle 1, 16, 6. Wo er Campanien beschreibt, werden auch Herculaneum und Pompeji aufgeführt, als wenn er den Ausbruch des Vesuvs vom J. 79 nicht gekannt hätte. Welche Rücksicht soll aber vollends den Autor bestimmt haben, die Mittheilungen, dass Segestes den bevorstehenden Angriff ankündigte, dass die pietas seiner Soldaten den Varus eines ehrlichen Begräbnisses würdigte, dass die Leichen der Sachwalter verstümmelt wurden, zu erfinden? Ebensowenig kann die Nachricht, auf die es hier besonders ankommt, dass Varus im Lager angegriffen worden, als er zu Gerichte sass, erfunden sein.

Wenn man nun den Versuch machen wollte, Ursprung und Verlauf der grossen Erhebung zu begreifen, so würde man ohne Velleius und Tacitus übel berathen sein. Sie bilden in ihrer Uebereinstimmung mit Florus nicht nur eine Stütze dieser Ueberlieferung, sondern machen die denkbar werthvollste Ergänzung derselben aus.

Bei Tacitus rühmt sich Segestes vor Germanicus seiner Verdienste um Rom. Er habe den Arminius bei Varus, der damals das Heer befehligte, angeklagt. Als ihn des Feldherrn Saumseligkeit auf weiteres vertröstete, habe er, weil bei den Gesetzen kein Schutz zu finden war, verlangt, man solle ihn selbst, Arminius und die übrigen Mitverschworenen binden. „Zeuge ist mir jene Nacht — o wäre es meine letzte gewesen. Was weiter erfolgte, ist eher zu beweinen als zu vertheidigen." Ich bin weit entfernt daran zu glauben, dass Segestes diese Worte wirklich gesprochen hat, aber der Inhalt stimmt genau mit der Erzählung überein von dem Zerwürfnisse zwischen Arminius und Segestes[1]). Dieser hatte sowohl oft-

1) 1, 55 (vom J. 15 n. Chr.): Arminius turbator Germaniae, Segestes parari rebellionem saepe alias et supremo convivio, post quod in arma itum, aperuit suasitque Varo, ut se et Arminium et ceteros proceres vinciret. nihil auxuram plebem principibus amotis, atque ipsi tempus fore, quo crimina et innoxios dis-

Digitized by Google

mals bei anderer Gelegenheit dem Varus eröffnet, dass eine Empörung angezettelt sei und noch bei dem letzten Gastmahle, nach welchem es zum Kampfe kam; dabei rieth er dem Varus, ihn, Arminius und die übrigen Vornehmen zu fesseln. Die Masse werde nichts wagen, wenn die Häuptlinge entfernt seien; er selbst werde also Zeit gewinnen, Verbrechen und Unschuld zu unterscheiden. Doch Varus fiel durch das Schicksal und die Wucht des Arminius." Damit ist noch zu verbinden, was Tacitus den Marbod sagen lässt, dass er der Dinge unkundig, fremden Ruhm sich zu eigen mache, da er drei unbeschäftigte (vacuas) Legionen und ihren Führer, der vom Betruge keine Ahnung hatte, treulos getäuscht habe[1]).

Aus diesen Mittheilungen ist wie aus Florus dreierlei mit Bestimmtheit zu entnehmen: 1) dass die Verschwörung von langer Hand vorbereitet war, da Segestes wiederholt davon Anzeige machte, 2) dass der Angriff auf einen Ort, d. h. ein Lager gerichtet wurde, wo Varus sich in Ruhe aufhielt, denn noch am Abend vor dem Tage, an dem es zum Kampfe kam, haben die Häuptlinge der Germanen im Feldherrnzelt des Varus gespeist und Segestes diesem den bevorstehenden Ausbruch des Aufstandes angekündigt, 3) dass die Schuld an dem Unglück nächst dem Schicksal der Saumseligkeit des Varus zugeschrieben wird. Mit diesen Punkten befindet sich Velleius in voller Uebereinstimmung: 1) Arminius weiht erst wenige, bald mehrere Genossen in seine Pläne ein. Im Voraus wird eine Zeit zum Losschlagen bestimmt (tempus insidiarum constituit). 2) Der unerwartete Ueberfall im Lager wird als dem Leser bekannt vorausgesetzt. Denn die Pläne der Verschworenen wurden von Segestes enthüllt, aber „nach der ersten Anzeige blieb zu einer zweiten schon keine Zeit mehr" (nec diutius, post primum indicem, secundo relictus locus). Der Ausdruck „cum ne egrediendi quidem occasio iis — data esset" erklärt sich von dem Verlassen

---

cerneret. Sed Varus fato et vi Armini cecidit. Segestes, quamquam consensu gentis in bellum tractus, discors manebat.

1) Anm. 2, 46: Vecordem Arminium et rerum nescium alienam gloriam in se trahere, quoniam tres vacuas legiones et ducem fraudis ignarum perfidia deceperit, magna cum clade Germaniae et ignominia sua, cum coniunx, cum filius servitium adhuc tolerent (im J. 17); „vacuas" wird von Zangemeister a. a. O. richtig erklärt als inertes, daher bei plötzlichem Angriff leicht zu überwältigen. Er verweist auf Tac. hist. 4, 1). Vacuae waren die Legionen im Lager mehr als auf dem Marsche.

Digitized by Google

des Lagers[1]); ebenso die an das Ende des Varus anknüpfende Erzählung des Verhaltens der beiden Lagerpräfekten. 3) Wie Tacitus betont Velleius auf's Nachdrücklichste die Tücke des Geschickes, „das sich der menschlichen Ueberlegung in den Weg stellte und des Varus geistiges Auge blendete. Denn wohl geschieht es so, dass die Gottheit, wenn sie jemandes Loos wenden will, dessen Gedanken irre führt und bewirkt, was das jammervollste ist, dass was ihn trifft, ihn mit Recht getroffen zu haben scheint und das Unglück zur Schuld wird." So ward das tapferste aller Heere ... durch die Mattherzigkeit des Anführers, die Treulosigkeit der Feinde, die Ungunst des Geschickes in das Verderben geführt[2]) (marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus, cum ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio iis in quantum voluerant, data esset immunis). Es ist für diese ältere Ueberlieferung charakteristisch, dass sie die Saumseligkeit des Varus (socordia, securitas) und das Schicksal (fatum) für das Unheil verantwortlich macht, während die Erzählung des Dio den Feldherrn die äusserste Verwegenheit an den Tag legen lässt.

Man beachte auch die frappante Uebereinstimmung von Nebenumständen: Nach Florus ist der Legat noch im Augenblick des Angriffs mit der Schlichtung von Rechtshändeln beschäftigt, Velleius lässt die Germanen ihm eine ganze Reihe von ersonnenen Rechtshändeln vorspiegeln. Nach Florus haben die Germanen den Leichnam des Varus wieder ausgegraben und verstümmelt; Velleius überliefert, dass sie den halbverbrannten Körper in wilder Wuth zerfleischten (Vari corpus semiustum hostilis laceraverat feritas).

Ich theile vollkommen die Werthschätzung, die der Bericht des Velleius bei einem so bedeutenden Kenner der Ueberlieferung, wie Horkel war, gefunden hat. Der römische Offizier, der das grosse Unglück, von dem das tapferste aller Heere betroffen worden, beweinte, hat kein einziges Wort, das den Befreier Deutschlands zu beschimpfen versuchte. Er weiss richtig die Lage der Dinge zu beurtheilen. Kein leidenschaftlicher Fluch unterbricht die Klage, kein Schmähwort auf

1) Vgl. den Commentar von Kritz: milites Romani, cum in rebus tam desperatis vel pugnare postularent vel egredi i. e. egressum tentare et perrumpere neutrius rei potestatem ab imperito et vecorde duce acceperunt. qui nonnulli etiam, qui indignitate rei incensi et animo, antiquae virtutis memoria abrepti sponte hostem aggredi ausi erant, gravi poena castigati sunt. Wollten die Soldaten den Varus zum Schlagen zwingen, so lange es noch Zeit war?

2) Velleius 118—119.

Digitized by Google

die grosse That, die ein Volk befreite. Ich nehme keinen Anstand zu wiederholen, was Horkel sagte: „Da ist es ungerecht, von einem feindseligen Berichte zu reden, der überall den Stempel der Lüge trage". Kurz, es sind Velleius, Tacitus und Florus in bester Uebereinstimmung.

Wenn diese Berichte also für ursprünglich zu gelten haben, so ist damit noch lange nicht die Frage gelöst, in welchem Verhältniss die Nachrichten des Dio zu dieser ursprünglichen Ueberlieferung stehen. Von der römischen Geschichte des Dio, der unter der Dynastie des Septimius Severus schrieb, sind bekanntlich l. XXXVI bis LX 29 erhalten, von Buch LV an vielfach verstümmelt. Es ist oben dargethan worden, wie lückenhaft und verkehrt, mit einem Worte, wie geringwerthig die Feldzugsberichte bei Dio sind. Es ist längst bemerkt, dass in dem Abschnitte über die Varusschlacht ein Blatt ausgefallen ist, über dessen Grösse man nur Vermuthungen aussprechen kann. Wo bei Dio der Zusammenhang abbricht, setzt Zonoras, der aus einem vollständigen Exemplare seine Nachrichten schöpft, seine Erzählung ein, die uns über die Belagerung von Aliso und den Durchbruch der Besatzung dieses Castells unterrichtet[1]).

Der Bericht des Dio scheint sich aus heterogenen Bestandtheilen zusammen zu setzen. Der Anfang desselben enthält nichts Unglaubliches und ist mit der besseren Ueberlieferung in Uebereinstimmung. Die Verschwörung ist auf's Sorgfältigste vorbereitet. Von den Eingeweihten wird Varus an die Weser in's Land der Cherusker gelockt. Er lässt sich in Sicherheit einwiegen. Seine Heeresmacht hält er nicht zusammen. Er schwächt dieselbe durch Detachirungen. Die Führer der Verschworenen — genannt sind Arminius und Segimer — erscheinen stets in der Umgebung des Varus und oft an seiner Tafel. In Uebereinstimmung mit Velleius sehen wir ihn warnende Stimmen nicht beachten. Von hier aus ist dann alles mit Velleius und Florus im Widerspruch. Nach diesen gehen die Germanen zum Angriff über, nachdem Tags vorher Segestes bei einem Gastmahle denselben als bevorstehend angekündigt hatte, bei Dio empören sich, während seine Freunde ihn warnen, der Verabredung gemäss entfernter wohnende Stämme.

Mit einer an Tollkühnheit grenzenden Verwegenheit setzen die Römer sich in Bewegung, um die Erhebung zu unterdrücken. Der-

1) 56, 18—20, Zonaras 10, 37, Dio 22—24.

Digitized by Google

selbe Varus, der noch eben die Warner der Verleumdung geziehen hatte, bricht mit seinem ganzen Heere auf, um eine entfernt wohnende Völkerschaft zu züchtigen. Die Häuptlinge geleiten ihn eine Strecke, bleiben dann zurück unter dem Vorwande, Bundesgenossen zu werben und binnen Kurzem zu ihm zu stossen. Die Hülfsmacht, die an einem bestimmten Platze bereit stand, wird herbeigezogen und die bei ihnen befindlichen Soldaten, die sie früher erbeten hatten, werden niedergemacht. Dann gehen sie dem Varus, der schon mitten in den Waldungen steckte, zu Leibe. Wie ist denn mit diesem Hergange die Nachricht des Tacitus, mit dem Velleius im Wesentlichen übereinstimmt, vereinbar, dass am Abende bei einem Gastmahle Segestes die Häuptlinge zu fesseln rieth, dass zu einer zweiten Anzeige keine Zeit mehr blieb, da am folgenden Tage die Waffen entschieden! Dio setzt ausdrücklich voraus, dass der Aufruhr längst ausgebrochen war, als der Angriff auf Varus erfolgte, der mit Wagen und Unbewaffneten auf dem Marsche sich befindet. Es war eine Situation, convivia zu halten nicht angethan. Auch fehlten, wenn wirklich mitten in Wald und Sumpf ein Gastmahl veranstaltet wurde, die Germanen. Sie waren ja zurückgeblieben und hatten die Streitkräfte an sich gezogen und die römischen Posten überfallen. Die Schilderung ist arm an Thatsachen, aber im höchsten Grade rhetorisch, bewegt sie sich in den lebhaftesten Sätzen. In dichten Waldungen voll riesiger Stämme, wo der Boden von Wurzeln und Baumstümpfen unwegsam ist, von den Elementen unterstützt, setzen den Römern die Germanen zu.

Von Arminius, der nach Velleius bei dem Angriff eine entscheidende Rolle spielte, ist bei alledem keine Rede. Die elementaren Gewalten haben den Platz eingenommen, der ihm gebührt.

Wir wissen aus Velleius von der schmachvollen Flucht der römischen Reiterei unter Numonius Vala. Dio thut mehr als diesen entscheidenden Umstand verschweigen. Am dritten Marschtage versuchen Fussvolk und Reiterei zusammen, sich auf den Feind zu werfen (*ὅπως ἀθρόοι ἱππεῖς τε ὁμοῦ καὶ ὁπλῖται ἐπιτρέπωσιν αὐτοῖς*). Auch nachdem Varus am vierten Tage gefallen, ist die Reiterei noch anwesend. „Fliehen konnte keiner, hätte er auch noch so gerne gewollt. So wurde alles ohne Scheu niedergehauen, Männer und Rosse (*ἐκόπτετο οὖν ἀδεῶς πᾶς καὶ ἀνὴρ καὶ ἵππος . .*).

Mit Ranke betonen wir dann nochmals, dass bei Dio Varus und die angesehensten Offiziere sich den Tod geben („sie vollbrachten eine furchtbare aber nothwendige That"), was dem Zeugnisse

Digitized by Google

des Velleius widerspricht, nach welchem der Lagerpräfekt Ceionius sich ergibt, Numonius Vala flieht. Auch Florus berichtet lediglich den Tod des Varus. Nach Seneca ep. 47, 10 wurden zahlreiche Männer der vornehmsten Geburt gefangen (Variana clade multos splendidissime natos senatoriumi per militam auspicantes gradum, fortuna depressit: alium ex illis pastorem, alium custodem casae fecit).

Endlich ist die ganze Schilderung in unlösbarem Widerspruch mit der Angabe des Tacitus von der Auffindung der Lager des Varus (Annal. 1, 61). Germanicus stösst im J. 15 zuerst auf ein ordnungsmässig geschlagenes Lager (prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant), dann auf ein kleineres, das ungenügend befestigt war (semiruto vallo, humili fossa accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur), endlich fand er auf freiem Felde die bleichenden Gebeine an der Stätte der letzten Katastrophe. Das erste Lager schlugen sie nach Dio 56, 21, nachdem sie einen passenden Platz gefunden hatten, soweit es auf einem dichtbewaldeten Berge überhaupt möglich war[1]).

Dadurch ist sowohl „der grosse Umfang, wie die Absteckung der Prinzipien", überhaupt ein ordnungsmässiges Schlagen ausgeschlossen. Tacitus sagt es sehr deutlich, dass die Legionen erst nach dem Verlassen des ersten Lagers gelitten hatten (accisae intellegebantur). Nach Dio fallen auf den ersten Marschtag die furchtbarsten Verluste; weil sie keine Ordnung hielten, sondern Bewaffnete und Waffenlose vermischt umherzogen, hatten sie, den Angreifenden an Zahl nicht gewachsen, stark zu leiden, ohne ihrerseits Vergeltung üben zu können. Die Verluste am zweiten Marschtage sind geringer, weil sie das Gepäck im ersten Lager zurückgelassen hatten und sie geschlossener marschirten als am Tage vorher. Die zweite Rast wurde auf einem offenen Felde gehalten (*ἐς ψιλόν τι χωρίον προχωρῆσαι*). Von dort aufgebrochen (*ἐντεῦθεν δὲ ἄραντες ἐς ὕλας αὖθις ἐξέπεσον*) gelangen die Römer in Waldungen, wo ihnen hart zugesetzt wird. Dann heisst es im Texte *τότε γὰρ ἤμερα πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο*. Die von Mommsen S. 60 gebilligte Korrektur von Reiske *τρίτη γάρ* will den Text in Einklang mit Tacitus bringen. Jedenfalls beginnt wieder ein neuer Marschtag, wie Dindorf schon gesehen hat, der *τετάρτη τε* schrieb. An diesem Tage machten ihnen Regengüsse und Sturm

1) *Χωρίου τινὸς ἐπιτηδείου, ὡς γε ἐν ὄρει ὑλώδει ἐνεδέχετο λαβόμενοι.*

Digitized by Google

unmöglich vorzurücken, festen Fuss zu fassen und die Waffen zu gebrauchen. Da sind sie der Ueberzahl unterlegen.

Dann beginnt die Lücke im Texte des Dio, in welcher die Belagerung der festen Plätze erzählt wurde. Die Erkenntniss der Mangelhaftigkeit einer Ueberlieferung, die den Verlauf der grossen Katastrophe genügend zu erklären schien, ist in hohem Grade schmerzlich. Wieviel von einer besseren Ueberlieferung verloren ist, lässt die Erzählung Suetons von der vorsichtigen Kriegführung des Tiberius im J. 10 und 11 n. Chr. ahnen. Er habe am Ufer stehend die Ladung jedes einzelnen Wagens untersucht, damit ja nichts, als was erlaubt und nothwendig wäre, hinübergeführt würde. Seine Befehle, die für den folgenden Tag sowohl als wenn Eile noththue, habe er schriftlich mit der Aufforderung ertheilt: wem etwas unklar wäre, der solle es sich lediglich von ihm und von keinem andern erklären lassen, zu jeder Stunde, auch bei Nacht. Wir haben über die Varusschlacht leider nur lückenhafte Berichte. Darum gelangen wir nie zu vollem Verständniss des Taciteischen Wortes: „fato periit et vi Armini."

Somit sind wir zu der Frage gelangt, ob sich wenigstens ein Theil der von Dio vertretenen Ueberlieferung retten lässt. Ranke, dem zuerst der Gedanke gekommen, dieselbe zu verwerfen, hatte sich schliesslich überzeugt, dass Dio nirgends erdichtet, sondern nur was er vorfand, ohne kritische Erörterung aufnimmt. Er sah keine andere Auskunft als die Vermuthung, dass sich sein Bericht auf die Unfälle einer besondern Heeresabtheilung beziehe, bei der irrthümlich die Anwesenheit des Varus vorangesetzt werde, dass diese partielle Niederlage als eine allgemeine aufgefasst worden sei. Ja, er wagt die Vermuthung, dass der Bericht von Asprenas stamme, der mit zwei Legionen am Rheine stand und später beschuldigt worden ist, sich die Besitzthümer der Gefallenen widerrechtlich angeeignet zu haben. Um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, hätte er einen Bericht, wie den von Dio aufgenommenen, nach Rom geschickt. Auch dieser Bericht konnte aber nicht ganz erdichtet sein. Der Fehler bestand nur eben darin, dass der partielle Unfall mit der Eroberung des Lagers identificirt wurde[1]). Ich weiss in der That mit dieser Erklärung Ranke's, die dem verdienten Legaten die Abfassung eines gefälschten Berichtes zuschreibt, nichts anzufangen. Es liegt aber eine andere Vermuthung nahe, welche

1) Weltgeschichte III 2, Analecta S. 276.

Digitized by Google

die Möglichkeit gibt, wenigstens einen Theil der Erzählung Dios zu halten.

Das Sommerlager des Varus wird von Mommsen und Zangemeister[1]) in die Gegend zwischen Hameln und Minden verlegt. Aus diesem Lager aufgebrochen, sei Varus auf das Winterlager (Vetera castra) zu marschirt. Auf diesem Rückmarsch hatte er die Aufständischen zur Ruhe bringen wollen. Aber wenn wirklich der 2. August das Datum der Varus-Katastrophe war, so ist diese Meinung ausgeschlossen und mit Zangemeister anzunehmen, dass es sich um einen blossen Wechsel des Sommerlagers handelte. Von der Weser sei Varus in westlicher Richtung gezogen, um dort für die zweite Hälfte des Sommers ein Lager zu beziehen und dabei zugleich die dortigen Unruhen niederzuschlagen.

In der That müsste das Verbleiben in einem Lager während des ganzen Sommers auffallen, da das ihm unterstehende Gebiet von grosser Ausdehnung war. Dass Varus jetzt nicht etwa nach Aliso zog, wo er in direkter Verbindung mit dem Rhein geblieben wäre, sondern nach der Ems — dafür habe die Schlauheit des Arminius gesorgt[2]).

Man könnte nun aber einen Schritt weiter gehen und annehmen, dass der Wechsel des Sommerlagers wirklich vollzogen war, dass sich der Feldherr bemühte, durch Verhandlungen vor seinem Tribunal die vorgeblichen Unruhen zu schlichten, dass in diesem Lager er und seine unbeschäftigten, nichts ahnenden Legionen angegriffen worden. Varus vermochte nicht, seine Position zu vertheidigen. Aus den Wällen des Lagers herausgesprengt, gerieth das Heer in die Wälder und Sümpfe[3]). Es kann sich also, was man bei Dio liest, oder doch ähnliches zuge-

---

1) Zangemeister a. a. O. S. 239.

2) Velleius 2, 105: amnis mox nostra clade nobilis transitus Visurgis ist verdorben. Nach Jacob ist zu emendiren: recepti Cherusci (gentis eius Arminius, mox nostra clade nobilis). transitus Visurgis. Zangemeister a. a. O. S. 244.

3) Unter welchen Umständen Varus das Lager verlassen hat, entzieht sich unserer Kenntniss. Es ist nicht unmöglich, dass er sich herauslocken liess, wie im Herbste des J. 54 Sabinus und Cotta mit 15 Legionen herausgelockt, überfallen und vollständig niedergemacht waren. Darauf könnte der von Velleius gebrauchte Ausdruck „deditio" führen. Strabo l. VII p. 291: *οἱ Χερούσκοι καὶ οἱ τούτοις ὑπήκοοι, παρ' οἷς τρία τάγματα Ῥωμαίων μετὰ τοῦ στρατηγοῦ Οὐάρου Κοιντιλλίου παρασπονδηθέντα ἀπώλετο ἐξ ἐνέδρας*, p. 292: *ἐν τῇ πρὸς Οὐᾶρον Κοιντίλλιον παρασπονδήσει* redet von Vertragsbruch.

Digitized by Google

tragen haben. Aber dieser hat jedenfalls einen lückenhaften, mehr rhetorisch als sachlich gehaltenen Bericht benutzt. Man weiss ja, wie sich die alten Geschichtsschreiber gleich den Dichtern grosse Freiheiten in den Darstellungen von Thatsachen erlaubten und vor Entstellungen nicht zurückschreckten, wenn es galt, auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen. Charakteristisch für die Erzählung bei Dio ist das Verschweigen eines für die Römer schmählichen Umstandes, der Flucht der Reiterei, während sie einen jene besonders ehrenden Vorgang, den Selbstmord der Offiziere erfindet und den grössten Antheil an dem Untergange des Heeres auf die Ungunst der Elemente zurückführt. Arminius wird gelegentlich neben Segimer genannt; bei dem Ueberfalle selbst spielt er gar keine Rolle, während er den alten Gewährsmännern das Triebrad der Action ist. Um alles zusammenzufassen, es zeigt sich in dieser Partie der Geschichte des Dio, dass seine Darstellung lückenhaft und unrichtig ist. Sie wird aus einer später durch die Volkssage getrübten Quelle stammen.

Bei dieser Auffassung fällt auch die Schwierigkeit, die die Stelle des Tacitus, die von der Wiederauffindung der Lager des Varus handelt, den Erklärern bereitete[1]).

1) „Prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant; dein semiruto vallo, humili fossa accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur. Medio campi albentia ossa". Die Schilderung folgt hier nach Nipperdey's Bemerkung mit Recht dem Zuge des Varus, auch wenn Germanicus die Punkte in umgekehrter Richtung gesehen hätte. Er findet es eben wahrscheinlich, dass Germanicus über das erste Lager des Varus hinausgerückt war, um dann die Lager nach der Folge der Ereignisse zu beschauen. So sah er zuerst das ordnungsmässig hergestellte Sommerlager, das von Arminius zuerst angegriffen wurde, dann ein kleineres ungenügend geschlagenes, endlich auf freiem Felde das eigentliche Todtenfeld. Der Einwand Mommsen's a. a. O. S. 11 A., dass augenscheinlich zwischen dem Aufbruch aus dem Sommerlager und dem ersten Angriff der Germanen eine Anzahl im Frieden zurückgelegter Tagesmärsche liegt, fällt ja weg, wenn sich der Kampf im offenen Felde fortsetzte, nachdem Varus das Sommerlager nicht mehr halten konnte. Auch die Ausdrucksweise ist korrekt, wenn Tacitus eine Sache erzählt, die jedem Gebildeten seiner Zeit bekannt, bei der also jedes Missverständniss ausgeschlossen war. Auch hier bleibt noch manche Frage ungelöst, gelöste Fragen geben Anlass neue aufzuwerfen. Aber die Thatsache ist unumstösslich sicher, dass eine ältere Ueberlieferung im Widerspruche mit wesentlichen Theilen des Berichtes bei Dio steht. Was bleibt da übrig, als anzunehmen, dass der Schriftsteller des 3. Jahrhunderts in allen Partien der germanisch-römischen Kriege eine schlechte Quelle benutzt oder gute und schlechte Quellen verarbeitet hat?

Digitized by Google

Eine verschiedene Auffassung lässt die Angabe des Velleius über die Stellung des L. Asprenas zu. Unzweifelhaft hatte Varus den Oberbefehl in beiden Germanien und Asprenas war, wie Velleius richtig sagt, sein Legat. Auch ist es sicher, dass Vetera unter inferiora castra zu verstehen ist. Wenn aber Asprenas mit seinen Truppen in Mainz[1]) stand, was bedurfte es der Versicherung, dass er seine beiden Legionen unberührt von der Katastrophe bewahrt habe? Anders verhält es sich, wenn er in dem festen, von Tiberius im J. 4 v. Chr. angelegten Lager an der Lippe gestanden, das treffend als das obere bezeichnet werden konnte. In diesem Falle hat es auch einen Sinn, sowohl dass er die Flüchtigen rettete, als dass er noch frühzeitig nach Vetera rückte und die wankende Treue der linksrheinischen Stämme befestigte.

Die Besatzung von Aliso hat sich einige Zeit gegen alle Angriffe der Germanen gehalten, bis sich L. Caedicius den Rückweg zu den Seinigen mit dem Schwerte bahnte[2]). Knoke hat neuerdings S. 305 behauptet, dass Aliso überhaupt nicht in die Hände der Germanen gefallen sei, und beruft sich auf Zonaras, der sagt, dass die Feinde sich aller festen Plätze bis auf einen bemächtigten. Dies kann aber den Sinn haben, dass unmittelbar nach der Schlacht alle Plätze bis auf Aliso, das später fiel, verloren gingen. Es kann auch wieder einer der zahlreichen Verkehrtheiten sein, die ihm nachgewiesen worden sind. Denn anzunehmen, dass sich unter der Bedeckung weniger Soldaten nur die Frauen und Kinder gerettet hätten, ist in unlösbarem Widerspruch mit Velleius 2, 120, der auch in diesem Punkte als Zeitgenosse für uns massgebend sein muss.

Die Räumung des festen Platzes scheint in den Anfang des folgenden Jahres zu fallen. Nach Zonaras hören die Belagerer noch, „dass die Römer den Rhein besetzten und Tiberius mit einem mäch-

1) Nach Mommsen, Röm. Gesch. V, S. 30 Anm. 1 könne Velleius nur an Mainz gedacht haben. Die Frage ist nicht unwichtig, weil sie für die Lösung einer andern in Betracht kommt, der Theilung des germanischen Commandos in ein ober- und ein untergermanisches Commando.

2) Frontin strateg. 2, 9, 4. 3, 15, 4. 4, 7, 8 erzählt, dass die, welche aus der Niederlage entkommen waren und belagert wurden, die Gefangenen um die Kornscheuern herumführten und dann mit abgeschnittenen Händen laufen liessen, damit die Belagerer von den ungeheuren Vorräthen im Platze Kenntniss erhielten. Auch das Wort des Arminius Tac. ann. 2, 15: hos esse Romanos Variani exercitus fugacissimos nöthigt zu der Annahme, dass viele entronnen waren.

Digitized by Google

tigen Heere anrückt". Dies geschah nach Velleius, der den Feldzug von diesem und dem folgenden Jahre ausdrücklich erwähnt, im J. 10. Dio kennt nur den Feldzug vom J. 11, ist also auch in diesem Punkte schlecht unterrichtet oder hat einen lückenhaften Bericht benutzt. Da Asprenas der ausgebrochenen Besatzung entgegeneilt, so muss er noch unter Tiberius in Deutschland commandirt haben. Er hatte es wohl verdient, dass er zwei Jahre später Proconsul von Afrika wurde.

Es wird nun, falls die Gelehrten sich über den Werth der von uns vertheidigten Ueberlieferung einigen, die Aufgabe einer besonnenen Lokalforschung sein, auf Grund der von Mommsen ermittelten Oertlichkeit der Katastrophe das Lager zu bestimmen, in dem Varus einen Theil des Sommers des J. 9. mit dem grössten Theile seines Heeres weilte, das Lager, in dem Arminius den nichts ahnenden Feldherrn angriff.

Excurs über die Oertlichkeit der Varusschlacht.

Th. Mommsen, der die zuerst in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Berlin veröffentlichte Studie „Die Oertlichkeit der Varusschlacht" später in etwas erweiterter Gestalt allgemeiner zugänglich gemacht hat, findet die militärische Situation, welche zum Untergange der Armee des Varus führte, vollständig klar. Varus befand sich mit seinem Heere, das etwa 20,000 Mann zählte, im Sommerlager, etwa zwischen Hameln und Minden[1]). Als die schlechte Jahreszeit nahte, rückte er, um an den Rhein zu gelangen, auf das heutige Osnabrück zu. Von der bewaffneten Erhebung eines Gaues benachrichtigt, entschloss er sich zu einem Umwege. Als dann die Insurgenten unerwartet erschienen, kehrte das Heer entweder um (!) oder setzte den Marsch in der Richtung auf Aliso oder einen andern Punkt der Lippelinie fort, verfolgt vom Feinde, bis es eingekeilt zwischen Bergen und Mooren von der Katastrophe ereilt ward. Aus der Ueberlieferung bei Tac. I, 60[2]), die mit gewohnter Schärfe fixirt und gewürdigt wird, geht nur soviel mit Bestimmtheit hervor, dass das Schlachtfeld in dem weiten Gebiete östlich von der Ems, nördlich von der Lippe zu suchen ist. Die Bezeichnung saltus fordert eine Gebirgs-

1) Nach Dio 56, 18: *προήγαγον αὐτὸν πόρρω που ἀπὸ τοῦ 'Ρήνου ἐς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐἀσουργον.*

2) Die Worte des Tacitus finden sich in der Schilderung des Feldzuges

Digitized by Google

gegend und damit seien die von der Weser westlich streichenden Höhenzüge, der Osning, der das ebene Münsterland nördlich begrenzt, oder das nördlich von Osnabrück von Minden nach Bramsche, an der Hase streichende Süntel- oder Wiehengebirge gemeint. Diese Beobachtung ist ebenso richtig als die andere, dass es namentlich die Moore (paludes) waren, die den Marsch der Römer aufhielten.

Die Lokalisirung desselben wird durch merkwürdige Münzfunde ermöglicht. Schon seit Jahrhunderten sind in der Gegend des Venner Moores, in und um Barenau zahlreiche Gold-, Silber- und Kupfermünzen zum Vorschein gekommen. In Barenau befindet sich eine Sammlung, welche ausser 12 Kupfermünzen verschiedener Kaiser, 213 Silbermünzen enthält, von denen 181 Denare der späteren Republik und der Augustischen Zeit sind. Diese Stücke sind nicht nur gut erhalten, sondern machen auch den Eindruck, als wären sie alle gleichzeitig in den letzten Jahren des Augustus in die Erde gekommen. Eine kleinere Partie der Barenauer Sammlung, 32 Denare des Neronischen Fusses, beginnend mit Pius und hinabreichend bis in das vierte Jahrhundert, zeigt ungleiche, meist starke Vernutzung, und die Annahme, dass sie gleichzeitig in Umlauf gewesen und zusammen in die Erde gekommen sind, ist durchaus ausgeschlossen. Goldmünzen der früheren Kaiserzeit werden in dem rechtsrheinischen Germanien äusserst selten gefunden. Weiter ist es eine ausserordentliche Thatsache, dass die Gesammtmasse der Silbermünzen des Venner Moors zu $^6/_7$ dem Courantgelde der späteren Augustischen Periode angehört. Mommsen versichert uns, dass es kaum eine Stelle ausserhalb der Grenzen des römischen Imperiums gibt, welche die in der späteren Hälfte der Regierung des Augustus kouranten Sorten, nicht als einheitlichen Schatz, sondern verstreut in gleicher Menge lieferte. Aus einem Münzschatze können die Barenauer Stücke nicht herrühren wegen ihres vereinzelten Vorkommens und der Verschiedenheit der Metalle, ebenso wenig von einer Handelsstätte wegen der zeitlichen Geschlossenheit. Kurz, verglichen mit den sonst in dieser Gegend gemachten Funden, stehen die aus dem Venner Moore stammenden Münzen Augustischer Zeit als eine Singularität da. Darauf kommt alles an. Von selbst ergibt sich für den Historiker der Schluss, dass wir es mit einem Nachlasse der

---

des Germanicus vom J. 15: ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum, quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur.

Digitized by Google

im genannten Moore vernichteten Armee des Varus zu thun haben. Als Sparpfennige führten Offiziere und Soldaten Gold und Silber, nur wenig Kupfer im Gürtel bei sich. Da die Katastrophe sich über ein weites Terrain erstreckt habe, so wird mancher Römer umgekommen sein, ohne dass seine Leiche vom Feinde gefunden wurde, zumal wenn er sich in den Mooren versteckt hatte. Es wird im Einzelnen zu zeigen versucht, dass auf die gefundene Oertlichkeit die Berichte der Alten über die Varusschlacht passen, welche auf eine Stelle hinweisen, wo Berg und Moor vereinigt sind, dass ferner die Oertlichkeit auch den natürlichen Communikationsverhältnissen entspricht. Der Teutoburgiensis saltus sei also nicht der nördlich die Münstersche Ebene begrenzende Osning, wie bis jetzt angenommen wurde, sondern die parallel damit nördlich sich erstreckende Gebirgskette, welche bei der porta Westfalica beginnend, unter verschiedenen Namen (Wiehengebirge, Süntel) bis zur Hase reicht. Mommsens Beweisführung hat nicht wenige Gegner gefunden. Nach P. Höfer[1]) liegt das Venner Moor auf der Rückquerlinie des Germanicus, der daselbst im J. 16 dem Arminius eine entscheidende Schlacht lieferte.

Nach Fr. Knoke a. a. O. wurde im J. 15 auf der Barenau zwischen Germanicus und den Cheruskern gekämpft. Caecina habe nach dieser Schlacht den Weg nördlich vom grossen Moore genommen und so fänden die Münzfunde ihre Erklärung. Zu den zahlreichen Vermuthungen über „die Oertlichkeit der Varusschlacht" wird von diesem ein neuer Ansatz hinzugefügt: „In und neben dem Habichtswalde (südw. von Osnabrück) in dem Thalkessel nördlich von Leeden wird die letzte Katastrophe der römischen Legionen unter Varus stattgefunden haben."

Endlich hat H. Veltmann[2]) in wenig sachlicher Polemik gegen Mommsen darzuthun versucht, dass in Barenau eine systematische Münzsammlung bestanden habe, welche Sigmund de Bar vor etwa 200 Jahren, wohl durch einen zufälligen Fund veranlasst, anlegte, die aber im Laufe der Zeit, sei es durch ihn selbst oder seinen Nachfolger vervollständigt worden ist[3]).

1) Der Feldzug des Germanicus im J. 16 (vgl. die Widerlegung bei Mommsen S. 13).

2) Funde von Römermünzen im freien Germanien. Osnabrück 1886. — Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht und anderes ist herzlich unbedeutend (vgl. Zangemeister a. a. O. S. 246).

3) Die Münzfunde von Barenau sind von J. Menadier, „Der numisma-

Digitized by Google

Die Frage ist mit musterhafter Gründlichkeit und Sorgfalt von K. Zangemeister in der Westdeutschen Zeitschrift 1887 III und IV von neuem geprüft worden. Nachdem sich ergeben hat, dass Veltmanns Aufstellungen auf mangelhafter Sachkenntniss beruhen, zum Theil willkürlich und unmethodisch sind, wird sich die Forschung dabei zu beruhigen haben, dass auf dem Barenauer Terrain die schliessliche Katastrophe erfolgte.

---

tische Nachlass der Varianischen Legionen" v. Sallet, Zeitschr. für Numismatik 13, 89—112 von Neuem geprüft worden und werden auch von diesem Fachmanne für redende Ueberreste der Varusschlacht angesehen. Derselben Ansicht folgt auch H. Schiller, Jahresbericht über römische Geschichte 1885 S. 260.

Bonn, im Januar 1888. J. Asbach.

Digitized by Google

4. Eine in Köln gefundene römische Terra-cotta-Büste

Hierzu Tafel III.

Bei der Stadterweiterung von Köln wurde im Sommer 1885 vor dem Hahnenthor an der Aachener Strasse, etwa in der Mitte zwischen der alten und neuen Umwallung, beim Fundamentiren eines neuen Hauses eine römische Büste von Terra-cotta in Lebensgrösse gefunden. Dieselbe lag nach Mittheilung des jetzigen Besitzers, des Herrn Regierungsbaumeisters Forst, als Füllmaterial unter einem römischen Estrich. Vielleicht war sie weggeworfen, weil sie zerbrochen war. Es war aber nur das Piedestal der Büste abgebrochen, welches jetzt durch ein neues ersetzt worden ist. Auch fehlt die rechte Ohrmuschel und eine Haarlocke über der linken. Im Uebrigen ist sie wohl erhalten und von sprechendem Ausdruck, sie muss nach einem Modell aus guter Zeit hergestellt sein und kann den besten Portraitbüsten des Alterthums zugezählt werden. Auf dem Kopfe sieht man kleine Abschürfungen, die grösste auf der Unterlippe, die bei der Aufgrabung entstanden sind. Die Oberfläche des Thones sieht auf der rechten Seite des Kopfes etwas verwittert und abgebröckelt aus. Das Feld, auf dem der Fund gemacht ist, lag neben der Strasse so tief, dass die Ausschachtung eines Kellers nicht nöthig war. Es wurden desshalb nur für die Mauern des Hauses Pfeiler fundamentirt und an einer solchen Stelle lag zwei Meter tief im Boden die Büste, mit einem Theile des Gesichtes, der noch durch eine röthlichere Farbe sich auszeichnet, frei in der Erde. Die andern Theile des Kopfes waren mit einer handbreiten Kruste von altem Mörtel bedeckt, den abzulösen Herrn Forst durch Eintauchen der Büste in heisses Wasser mit einiger Mühe gelang. Der Thon der Büste ist im Innern etwas grobkörnig, die Oberfläche derselben hat aber einen Ueberzug von fein geschlemmtem Thone, wie man deutlich an den Seitenwänden der Brustplatte sieht. Dass die Büste in einer Form gemacht ist, erkennt man auf dem Scheitel und am Hinterkopfe an den Spuren der Nähte der Formstücke. Kopf und Hals der Büste sind hohl, doch waren die Wandungen des Halses

Digitized by Google

über einen Zoll dick. Das Bruststück ist nicht hinten hohl wie an unsern Büsten, sondern mit Thon voll gestrichen. Unter einem zweiten Pfeiler desselben Hauses wurde ein bronzener Apis und eine unbekleidete männliche Statuette von schönster Arbeit gefunden. Zu beiden Seiten der Aachener Strasse sind von jeher römische Gräber und andere römische Alterthümer gefunden worden. An der Aechtheit des seltenen Fundes zu zweifeln, dazu fehlt jede Veranlassung. Die Annahme eines Betruges ist schon dadurch ausgeschlossen, dass Herr Forst die Büste, welche ihm von den drei Findern an's Haus gebracht wurde, für ein mässiges Trinkgeld erwarb. Auch Professor R. Kekulé hierselbst hält die Büste für ächt.

Die Auffindung dieser Büste ist in doppelter Beziehung merkwürdig. Sie ist der einzige Fund dieser Art im Rheinland, der zu unserer Kenntniss gekommen ist. Auch aus Italien ist keine Porträtbüste in Lebensgrösse aus gebranntem Thon bekannt. Sodann stellt die Büste eine Persönlichkeit des Alterthums dar, die zu den bekanntesten gehört haben muss, wie man aus der Häufigkeit ihres Vorkommens schliessen darf; aber wiewohl man schon vor 300 Jahren dieses Bildniss kannte, wissen wir heute noch nicht mit Sicherheit anzugeben, wen es vorstellt. Fulvius Ursinus veröffentlichte 1598 schon eine solche Büste aus der Sammlung des Cardinals del Monte als Seneca, die bereits im Catalog dieser Sammlung von 1577 so bezeichnet war, weil der alte, abgemagerte und krank aussehende Kopf auf diesen berühmtesten Philosophen Roms zu passen schien. Bestätigt wurde diese Ansicht, als Johann Faber im Jahre 1606 eine Denkmünze, einen wegen der eigenthümlichen, erhobenen Umrandung sogenannten Contorneaten aus der Sammlung des Cardinals Maffei veröffentlichte, auf der dasselbe Bild sich findet mit der Inschrift Seneca[1]). Diese Münze ist verloren gegangen. Es sei hier bemerkt, dass man auch die alten Bildnisse des Terenz erst erkannte, nachdem eine Münze mit demselben und mit dem Namen des Dichters gefunden war. Diese Contorneaten sind erst unter den spätern römischen Kaisern nach Constantin dem Grossen geschlagen, es finden sich aber oft die Bildnisse von Personen darauf, die früher gelebt haben. Winckelmann kannte 6 Büsten des vermeintlichen Seneca, 1745 wurde die schönste dieser Art in Bronze zu Herculanum gefunden[2]). Er bewunderte die Schönheit derselben, wollte aber von

1) Imag. illustr. viror. Nr. 131, p. 74.

2) Bronzi d' Ercol. T. I, tav. 35, 36. Vgl. Visconti, Icon. rom. I, Tav. XIV, 1. 2.

Digitized by Google

derselben als Seneca nichts wissen, aus Gründen, die Visconti[1]) zu widerlegen suchte. Winckelmann[2]) setzt den Charakter des Seneca über Gebühr herab, wenn er sagt, von diesem Manne, der in schlechter Achtung stand, könnten die Bildnisse nicht so vervielfältigt sein, dass sich von keinem andern berühmten Manne des Alterthums so viele fänden. Es sei auch nicht zu glauben, dass der erleuchtete Kaiser Hadrianus eines so unwürdigen Philosophen Bildniss in seiner Villa aufgestellt habe, wo vor weniger Zeit ein Stück eines solchen Kopfes von grosser Kunst ausgegraben worden sei. Winckelmann fährt fort: „Ich bin also der Meinung, dass besagte Köpfe das Bildniss eines älteren, berühmteren und würdigeren Mannes sind. Es ist hier nicht der Ort für moralische Klagen, ich kann mich aber nicht enthalten, wenn ich so viele Köpfe dieses verlarvten Philosophen sehe, den Verlust der Bildnisse von Männern, die der Menschheit Ehre gemacht haben, eines Epaminondas, eines Leonidas, eines Xenophon u. A. zu bedauern. Jenem aber, dem die Klügsten die Larve der Tugend abgezogen und der in seinen Schriften als ein niedriger Pedant erscheinet, ist es gelungen, in seinen Bildern zugleich mit der Kunst verehrt zu werden. Es hätten sich die Künstler an ihm rächen sollen, da er die Maler sowohl als die Bildhauer von den freien Künsten ausschliesset (Epist. 88)". Alle Welt wird aber wohl über die Schandthat Nero's an seinem Lehrer empört gewesen sein, als er diesen zum Tode verurtheilte und nur als Gnade ihm bewilligte, dass er sich die Todesart selbst wählen solle. Hatte ihn doch Dio Cassius[3]) den berühmtesten römischen Philosophen genannt. Man wirft ihm vor, dass er im Leben eine zweideutige Rolle gespielt habe und dass seine Handlungen dem hohen sittlichen Inhalt der Schriften des geistvollen stoischen Philosophen nicht entsprochen hätten. Aber es mag schwer gewesen sein, einem Herrscher wie Nero gegenüber die Grundsätze der Rechtlichkeit zur Geltung zu bringen ohne Gefahr für das eigne Leben. Lucius Annaeus Seneca war im Jahre 2 oder 3 nach Chr. zu Cordova in Spanien geboren. Schon unter Caligula zeichnete er sich als grosser Redner aus, so dass dieser neidisch auf sein Talent ihn schon zu beseitigen gesucht haben soll. Von Messallina, der ersten Gattin des Claudius Germanicus, wurde er wegen einer Liebschaft mit ihrer jüngern

1) Mus. Pio Clem. III, p. 86.
2) Sämmtliche Werke. Donaueschingen 1825. VI, S. 210.
3) Hist. rom. LIX, 19.

Digitized by Google

Schwester nach Corsica verbannt, von der zweiten Gattin des Claudius aber, von Agrippina, nach 8 Jahren der Verbannung zurückberufen. Sie machte ihn zum Erzieher ihres Sohnes, des jungen Nero. Seine Schriften sind zahlreich und waren schon im Alterthume hoch geschätzt, es wird ihm auch eine Reihe von Tragödien zugeschrieben. Weil er in die Verschwörung des Piso verwickelt schien, verurtheilte ihn Nero zum Tode, liess ihn aber die Art seines Todes selbst bestimmen. Die Grausamkeit Nero's beklagend, der erst Mutter und Bruder gemordet, nun auch seinen Erzieher und Lehrer hinrichten lasse, liess er sich im Bade die Adern öffnen, da ihm dies aber zu lange währte, nahm er Gift und als auch dieses nicht wirkte, liess er sich in ein heisses Bad bringen, dessen Dämpfe ihn erstickten. Er starb im 63. Jahre seines Lebens[1]). Winckelmann[2]) findet einen Widerspruch zwischen der Schönheit jener Erzbüste von Herculanum und einer Angabe des Plinius, dass die Kunst, in Erz zu arbeiten, unter dem Nero gänzlich gefallen sei. Doch sagt er an einer andern Stelle, der schöne Seneca könnte allein ein Zeugniss wider den Plinius geben, welcher vorgiebt, dass man unter dem Nero nicht mehr verstanden habe, in Erz zu giessen. Gegen jene Behauptung Winckelmann's bemerkt Lessing in seinen Fragmenten zum zweiten Theile des Laokoon, dass er den Plinius etwas sagen lasse, was dieser gar nicht gesagt habe. Plinius sage nämlich keineswegs, dass man unter dem Nero die Kunst in Erz zu giessen nicht mehr verstanden habe, sondern blos, dass man die edlere Composition der Mischung des Kupfers mit Gold und Silber, deren sich die alten Künstler bedient haben, nicht mehr zu machen verstanden und dass Nero vergebens das dazu nöthige Gold und Silber habe hergeben wollen. Den angeblichen Seneca im Bade in der Villa Borghese nennt Winckelmann[3]) ein Gewebe von strickmässigen Adern, er ist in seinen Augen der Kunst des Alterthums kaum würdig zu achten. Die borghesische unbekleidete Statue von dunkelgrauem Marmor hat im Stande sowohl als im Gesichte eine vollkommene Aehnlichkeit mit einer gleichfalls unbekleideten Statue in Lebensgrösse, aber von weissem Marmor in der Villa Pamfili, der wieder eine kleine Figur in der Villa Altieri, welcher der Kopf mangelt, völlig ähnlich ist. Diese sowohl als

1) Tacitus, Annalen XV, 63, 64.

2) a. a. O. II, 157 u. 279.

3) a. a. O. I, 241. Vgl. Sculture del Palazzo della villa Borghese, Roma 1796. I. p. 56, Nr. 10.

Digitized by Google

jene tragen in der linken Hand einen Korb, wie zwei kleine als Knechte gekleidete Figuren in der Villa Albani. Da nun zu den Füssen der einen von diesen eine komische Larve steht, und folglich diese Figur einen Diener der Komödie vorstellt, so kann man schliessen, dass unsere borghesische sowohl als die pamfilische Statue nebst der Figur der Villa Altieri dergleichen Personen abbilden. Es findet sich ausserdem in der Benennung der borghesischen Statue nicht der mindeste Grund der Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit den vermeinten Köpfen des Seneca vergleicht, denn die Stirn des Kopfes ist völlig kahl wie an der pamfilischen Statue, da hingegen die Köpfe des vorgegebenen Seneca dieselbe mit Haaren bedeckt haben. Was man sich aber auch für einen Grund mag eingebildet haben, so sind der gedachten borghesischen Statue bei der Ergänzung, da die Beine fehlten, die Schenkel hineingesetzt in ein Stück von afrikanischem Marmor, dem die Form einer Wanne gegeben worden, um das Bad anzudeuten, worin sich Seneca die Adern öffnen liess und sein Leben endigte[1]). Auch zeigen die Gesichtszüge dieser Statue nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den Köpfen, die als Seneca bezeichnet werden. Visconti sieht in der borghesischen wie in der pamfilischen Figur Fischer. In Bezug auf die Zweifel, welche Winckelmann gegen die als Seneca gedeuteten Büsten geäussert hat, bemerkt Visconti[2]) das Folgende: Nicht von Faber, sondern von Fulvius Ursinus rührt die Meinung her, dass jene Köpfe Bildnisse des Seneca seien, indem er sie mit einer Schaumünze des Cardinals Maffei übereinstimmend fand. Ursinus sei ein so gelehrter Mann und ein so erfahrener Kenner alter Münzen gewesen, dass man an der Richtigkeit seiner Aussage nicht zweifeln dürfe. Er will ferner durchaus nicht zugestehen, dass Seneca während seines Lebens in geringer Achtung gestanden und führt Beweise für das Gegentheil an. Gewöhnlich werde auch der Einwurf gemacht, dass der dünne, die Wangen nur leicht umkleidende Bart gegen das herrschende Costüm zur Zeit des Seneca sei und also den Bildnissen desselben nicht zukommen könne. Aber es sei zu bedenken, dass der Bart an den erwähnten Köpfen ebenso verschieden sei von der Art, wie ihn die alten Griechen trugen, als von der, welche zu den Zeiten der Antonine Mode geworden. Es sei zu erweisen, dass es im letzten Jahrhundert der römischen Republik, sowie im ersten der Kaiserherrschaft bei den

1) a. a. O. VI, S. 213 und VIII, S. 409.

2) Mus. Pio Clem. T. III, p. 21.

Digitized by Google

jungen Römern Sitte gewesen, ein wenig Bart zu tragen. Dasselbe konnte also wohl auch von einem der Philosophie ergebenen Manne geschehen, dessen Sicherheit es sogar erheischte, äusserlich zu zeigen, er habe dem Stadtleben, den Geschäften und dem Hofe entsagt. F. G. Welcker[1]) urtheilt wie Visconti und fügt hinzu, noch ein anderer Grund liege in der öfteren Wiederholung des Bildes, die gerade bei Seneca (worin Winckelmann geirrt habe) zu erwarten sei. Kann die eigenthümliche Art, das Haar und den Bart zu tragen, nicht vielleicht auch dadurch erklärt werden, dass Seneca ein Spanier war? Die beste Marmorbüste des angeblichen Seneca befand sich in der Villa Medici und ist jetzt in der Galleria del gran Duca[2]) in Florenz, eine andere ist im Palast Corsini in Rom, beide sind ergänzt; eine dritte ist in der Villa Pinciana.

Die Bezeichnung dieser Büsten als die des Seneca wurde sehr zweifelhaft und von vielen aufgegeben, als man im Jahre 1813 in der Villa Mattei zu Rom eine Herme fand mit zwei Köpfen, unter welchen die Namen Socrates und Seneca angebracht waren[3]). Dieselbe befindet sich jetzt im Berliner Museum. Hier ist Seneca ohne Bart und mit kahlem Vorderkopfe dargestellt, es ist der Kopf eines wohlgenährten, von Gesundheit strotzenden Mannes. Seneca wird aber von Tacitus als kränklich geschildert, er war asthmatisch und nährte sich schlecht, er selbst nennt sich im Alter ganz abgezehrt[4]). Von den Namen der Herme ist der eine griechisch, der andere lateinisch. Während Hübner die beiden Aufschriften für unzweifelhaft ächt hält, erklärt Visconti diese Namen als Fälschung oder als Irrthum, sie seien auf die Büste selbst eingemeisselt, statt auf den Rand der Herme, wo sie sich gewöhnlich finden. Die, welche die Bezeichnung der Köpfe der Herme für ächt halten, fragen mit Bernoulli, welcher Andere könnte dem Socrates, dem grössten griechischen Philosophen gegenüber gestellt werden, als Seneca? Hübner vergleicht mit diesem Kopf der Herme einen in der Heimath Seneca's bei Cordova gefundenen Carneol, dessen Bildniss indessen geringe Aehnlichkeit hat. Nicht nur die Nase, die

1) Das akademische Kunstmuseum, Bonn 1851, S. 96.

2) H. Dütschke, Die antiken Marmorbilder der Uffizien. Leipzig 1878, Nr. 530.

3) Bernoulli, Röm. Iconographie. I, Stuttg. 1882, S. 276, Taf. XXIV, vgl. Visconti, Iconogr. rom. I. 1819, p. 410, Tav. XVI, 5.

4) Epist. 78.

Digitized by Google

freilich an der Herme ergänzt ist, zeigt sich verschieden, sondern auch das spitz vorspringende Kinn[1]).

Hätte man damals den hier beschriebenen Fund der Terra-cotta-Büste in Köln gemacht, so würde man ihn sicherlich zu Gunsten des Seneca verwerthet haben, denn dieselbe Agrippina, die Gattin des Claudius, die Mutter des Nero, die im Jahre 50 nach Chr. Köln gegründet hat, hatte den Seneca aus seiner 8jährigen Verbannung von Corsica zurückgerufen und ihn zum Lehrer ihres Sohnes Nero gemacht. Seneca starb im Jahre 65 nach Christus. Er war bei der Gründung Kölns gewiss auch in dieser Colonie eine der bekanntesten Persönlichkeiten. Die Deutung der Senecabüsten sollte aber bald noch eine andere Wendung nehmen. Im Jahre 1873 machte E. Brizio eine im Magazin des Handelsministeriums in Rom entdeckte, jetzt in dem kleinen Museum des Palatin daselbst befindliche Marmorbüste bekannt[2]), welche dieselbe Person mit einem Epheukranze um's Haupt darstellt. Brizio sucht nun zu erweisen, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter verrathe und das Bildniss keinen andern darstellen könne, als den beliebten Dichter Philetas von der Insel Kos, der zu Ende des 4. Jahrh. vor Chr. lebte und auch von den Römern hochgeschätzt war. Properz selbst sagt, dass er ihm nachgestrebt habe und zufrieden sei, wenn seine Verse den philetischen Fluss hätten. Brizio findet, dass die mageren Züge der Büste vortrefflich auf den kränklichen asthmatischen Dichter passen. Er sagt, dass der Epheukranz allein beweise, dass dieser Kopf der eines Dichters sei, alle Archäologen seien aber einig, dass er der eines Griechen, nicht der eines Römers sei. Dilthey habe ihn für den des Kallimachus gehalten.

Der Bronzekopf des Museums in Neapel wurde 1754 in Resina bei Herkulanum gefunden. In demselben Jahre wurden hier noch drei Büsten in Bronze an's Licht gefördert, ein Heraclit, ein Democrit und wahrscheinlich ein Architas von Tarent[3]). Man kann aus der Uebereinstimmung des Stoffes und der Grösse dieser vier Büsten wie aus dem gleichen Grade der künstlerischen Ausführung schliessen, dass sie von derselben Oertlichkeit herstammen. Auch wurden Bronzebilder ptolomeischer Fürsten gefunden. Jene Namen mögen wenig begründet sein, aber die Physiognomien, Bart und Haar zeigen doch, dass diese

1) Archäolog. Zeitung. 1880. S. 20.
2) Annali dell' Instit. Roma 1873, XLV, p. 98, T. d'Agg. L.
3) Ant. d' Ercol., Bronzi I, Tav. XXIX—XXXVI.

Digitized by Google

Büsten griechische Personen darstellen. Es wurden ferner daselbst die Schriften von Epicur, Hermarchus, Zeno, Demosthenes und anderer Gelehrten vom Ende des 3. und Anfang des 2. Jahrh. vor Chr. ausgegraben. Die fragliche Büste stellt eine Person dar, die mehr durch körperliches Leiden, als durch die Jahre gealtert scheint. Das tief liegende Auge, die gerunzelte Stirne, das grosse Schädelvolum verrathen Intelligenz und anstrengende Studien. Der halbgeöffnete Mund deutet auf schweres Athmen. Die Nachlässigkeit in Haar und Bart bezeichnen einen Menschen, für den das Leben keinen Reiz mehr hat. Als eine solche Persönlichkeit, sagt Brizio, kann man für diese Zeit nur den Dichter Philetas von Kos[1]) bezeichnen. Schon in der Jugend zog er sich wegen Kränklichkeit von dem öffentlichen Leben zurück. Athenaeus theilt uns seine Grabschrift mit, worin er selbst sagt, dass die Studien und die durchwachten Nächte ihn getödtet hätten. Er war als Grammatiker wie als Dichter berühmt und zumal als elegischer Dichter. Als solcher wird er zuerst nach Kallimachus genannt. Seine Mitbürger in Kos ehrten ihn durch Errichtung einer Statue in Bronze. Die Elegieen des Philetas fanden grossen Beifall auch in der römischen Gesellschaft zu einer Zeit, wo man fast allgemein der epikuräischen Lehre ergeben war, und Catull, Tibull, Properz und Ovid dieser Richtung angehörten. Properz zeigte für ihn die grösste Verehrung. Brizio glaubt, dass die Doppelherme in der Villa Albani den Philetas und den Properz darstelle, weil man in diesen Hermen stets Männer zusammengestellt habe, die eine Beziehung zu einander hatten, wie Herodot und Thucydides, Aristophanes und Menander, Sophocles und Euripides. In diesem Sinne macht Hübner darauf aufmerksam, dass beide, Socrates und Seneca sich auch im selbst gewählten Tode gleichen. Brizio führt noch eine ähnliche Herme aus dem Vatican an, die Visconti abbildet[2]). Er ist der Ansicht, dass die vielen Büsten dieses Mannes alle Copien der Statue in Kos seien, wie Krüger es für die Büsten des Euripides wahrscheinlich gemacht habe, dass sie alle von der Statue dieses Dichters im Theater zu Athen herstammen.

Brizio gesteht, dass allein der Umstand, dass die 1873 in Rom entdeckte Büste einen Epheukranz um das Haupt hat, ihn bestimmte, in derselben einen lyrischen Dichter zu sehen. Wenn er dazu bemerkt, dass sie allgemein als das Bild eines Griechen und nicht eines Römers

1) Bach, Philetae Coi reliquiae. Halis Saxon. 1829.
2) Icon. Rom. T. XIV.

Digitized by Google

angesehen werde, so muss man fragen, worauf sich dieses Urtheil gründe. Die Physiognomie sieht weder römisch noch griechisch aus, der eigenthümliche Bart wird von den griechischen Dichtern zur Zeit des Philetas nicht getragen. Brizio sagt, der Kopf des Dichters sei nicht wie der des Sophocles mit einer Binde umkränzt, sondern mit dem Epheu, dem Symbole des Bacchus, in dessen Kreis die lyrische Dichtkunst gehöre. Diese Unterscheidung kann nicht wohl als eine allgemein gültige angesehen werden. Winckelmann kennt sie nicht, er erwähnt mehrfach den Epheu als ein Abzeichen des Bacchus. Er bemerkt [1]), dass die meisten Büsten des indischen Bacchus mit Epheu bekränzt seien; so ist er auch auf einem Relief in gebranntem Thon dargestellt [2]), Meyer führt einen solchen aus dem Capitolinischen Museum an. Auch der Thyrsus war mit Epheu umrankt oder trug an seiner Spitze Epheublätter. Doch erscheint Bacchus auf einem Altar in der Villa Albani gerüstet und wegen seiner Siege in Indien mit dem Lorbeer, der Corona Magna [3]), bekränzt. Pauli sagt, dass der Epheu als Hauptschmuck der Dichter und Trinker angesehen worden sei und vor Trunkenheit geschützt habe. Auch die Dichter bringen ihn mit dem Bacchus in Verbindung. So sagt Euripides [4]) Bacch. v. 302:

Komm' ich kränze Dir
Das Haupt mit Epheu; feiere Du mit uns den Gott.

und, Phöniz. v. 643:

Dem sofort als Kind bereits
Der Epheu, der zum Kranz sich wand,
Mit blüthenreichem, dunkelm Laub
Den Nacken hochbeglückend überschattete.

Auch Plinius [5]) berichtet, dass die Thyrsusstäbe mit Epheu geschmückt seien und Alexander, da er als Sieger aus Indien zurückkehrte, sein Haar nach dem Beispiele des Vaters Liber damit bekränzt habe. Des Epheu's mit safrangelbem Samen und mit weniger schwarzen Blättern, der auch der dionysische hiess, bedienten sich die Dichter zu ihren Kränzen. Horaz singt in der Ode I, 1. 29:

1) a. a. O. IV, S. 119
2) a. a. O. VII, S. 435.
3) Winckelmann, a. a. O. IX, S. 81.
4) Euripides, übers. v. Donner, Heidelberg 1841.
5) Hist. nat. XVI, c. 62.

Digitized by Google

Mir giebt Epheu,
Der Lohn kundiger Dichterstirn,
Hohen Götterrang.

Virgil[1]) beschreibt einen Becher, wo, mit leichtem Meissel erhöht, der rankende Weinstock rings vom blässlichen Epheu verbreitete Dolden umwindet. Ovid[2]) sagt, der Epheu, das Bacchische Gewinde, zieme den frohen Dichtern, aber nicht ihm. Wiewohl der erfahrene Winckelmann an verschiedenen Stellen[3]) den Epheu als Symbol des Bacchus erwähnt und auch den Kopf des Bacchus als Symbol eines Dichters anführt, so sagt er doch in seinem Versuch einer Allegorie, worin er die Attribute der Götter und die Abzeichen verschiedener Personen in der bildenden Kunst sehr vollständig zusammenstellt, nichts darüber, dass sich die Tragödiendichter mit andern Kränzen als die lyrischen geschmückt hätten. Seneca hätte als Dichter wohl mit dem Epheukranze geschmückt sein können und es ist keineswegs sicher, dass die einem Seneca zugeschriebenen 10 Tragödien nicht dem Philosophen, sondern einem andern Seneca zugeschrieben werden müssen. Nisard und Welcker waren der Ansicht, dass der Philosoph Seneca sie verfasst habe[4]).

Der letzte Schriftsteller über diese Büste ist Comparetti. Derselbe suchte schon 1879 nachzuweisen[5]), dass die Villa bei Herculanum, in welcher diese und so viele andere treffliche Bildnisse und Statuen in Bronze und Marmor gefunden worden sind, der Familie des Calpurnius Piso angehörte und dass der in jener Büste dargestellte kein Anderer als Calpurnius Piso Caesoninus sei, der von Cicero in seinen Reden in Pisonem und pro Publio Sextio so genau geschildert worden sei, dass man ihn in dieser Büste wiedererkennen könne. Comparetti hat dann ausführlicher seine Ansicht in einem grössern Werke über diese Villa[6]), worin die daselbst gefundenen Papyri und Kunstwerke sorgfältig und vollständig aufgezählt sind, auf das Neue zu begründen versucht. Die meisten Schriften der dort aufgefundenen Bibliothek gehören dem griechischen Epikuräer Philodemos an und der Schluss lag nahe, zu glauben, dass hier die Bibliothek des Philodemos selbst und sein eige-

1) Eclog. III, 39.

2) Trist. I, 7, 4.

3) Vgl. a. a. O. IX, S. 44 u. S. 496.

4) Rhein. Mus. II, 3, S. 1447.

5) La Villa dei Pisoni in Ercolano, Napoli 1879.

6) Dom. Comparetti e Giul. de Petra, La Villa Ercolanese Dei Pisoni, Torino 1883.

Digitized by Google

nes Wohnhaus gefunden sei. Da wir aber wissen, dass Philodemos in ärmlichen Verhältnissen lebte, so kann er unmöglich diese Villa, die den glänzendsten Luxus verräth, besessen haben. Hier wurden 22 grosse und 8 kleine Büsten in Bronze, 13 grosse und 18 kleine Bronzestatuen, sowie 15 Büsten, 6 Statuen und 1 Gruppe in Marmor gefunden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Haus das eines reichen Freundes des Philosophen war, bei dem dieser oft Gastfreundschaft genossen haben mag, und der selbst der Lehre des Epikur zugethan gewesen sein wird. Man denkt hier sogleich an den L. Calpurnius Piso Caesoninus, den Schwiegervater des Julius Caesar, den Gegner des Cicero. Aber kein alter Schriftsteller erwähnt eine Villa der Pisonen bei Herculanum und keiner eine Büste des Caesoninus. Mommsen[1]) fragt, wenn die Bibliothek einem Epikuräer zugehört, warum soll es gerade Philodemos sein? Unter den zahlreichen Namen aus Herculanum ist kein einziger Calpurnius und unter den Merkmalen, die Cicero dem Piso gibt, ist keines, das nicht auf jeden ältern, magern, glatzköpfigen Mann passte. Pilosae genae sind nicht bärtige, sondern schlecht rasirte Wangen. Cicero schildert den Caesoninus als traurig, ernst und nachlässig gekleidet, er trug den Bart ohne Sorge, wie in alter Zeit, sein Haar war ungekämmt und struppig, die Stirne umwölkt, die Augenbrauen zusammengezogen. Einiges passt zu den Zügen der Büste, aber nicht Alles. Man kann die dem Kopfe anliegenden Locken, wie auch Mau hervorhebt, nicht als struppiges Haar (capillo horrido) bezeichnen. De Petra hat das verlorene Fragment einer Inschrift an's Licht gezogen, die auf einem wahrscheinlich zu jenem Bilde gehörigen Pfeiler gestanden haben soll. Diese Inschrift hatte nach Mommsen mit der Person der Büste wohl keine Beziehung, sondern enthielt den Namen des Widmenden. Comparetti zählt gegen 30 Büsten dieser Person, die in öffentlichen Sammlungen bekannt sind, auf. Eine solche Verbreitung eines Bildnisses kann man sich eher von einem Philosophen wie Seneca oder einem Dichter wie Philetas als von einem Piso Caesoninus denken. Als einen Grund für seine Deutung führt Comparetti den bekannten Gebrauch der Römer an, die Bildnisse der Familie im Hause aufzustellen. War die Villa wirklich ein Eigenthum der Pisonen, so darf daran erinnert werden, dass diese Familie auch mit Seneca in nahen Beziehungen stand, der

1) Archäol. Zeitung. 1880, S. 32.

2) Bullet. del Inst. 1880, p. 125.

Digitized by Google

sich ja den Hass des Nero zuzog, weil er in die Verschwörung des Piso verwickelt sein sollte. Die Verurtheilung Seneca's durch Nero, sowie die Massregeln, welche Vespasian und Domitian gegen die Stoiker erliessen, können nicht, wie es von Comparetti geschieht, gegen eine weite Verbreitung der Bildnisse Seneca's geltend gemacht werden. Auf die Inschriften der Doppelherme aus der Villa Mattei, wo ein ganz anderer Kopf als der hier betrachtete als Seneca bezeichnet ist, legt Comparetti keinen Werth und bezieht sich auf eine Stelle des Cicero [1]), wo dieser sagt: „Odi falsas inscriptiones statuarum alienarum." Gegen die Ansicht von Brizio, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter bezeichne, spricht sich Comparetti mit Berufung auf alte Schriftsteller aus und behauptet, dass der Epheukranz nicht gegen Seneca, sondern für ihn spreche, weil er nicht nur Philosoph, sondern auch Dichter, und zwar tragischer Dichter gewesen sei. Die römischen Schriftsteller sagten zwar, dass man die Büsten der Dichter mit frischem Epheu bekränzt habe, nicht aber, dass man den Epheukranz auf denselben dargestellt habe. Visconti [2]) hat nur 2 Dichterbüsten mit dem Epheukranze nachweisen können und diese beiden sind die dramatischen Dichter Moschion und Menander. Auch Welcker [3]) kennt deren nicht mehr. Weder Sophocles noch Euripides sind so dargestellt, auch nicht Alceus und Anakreon. Auf den Vasenbildern sind nur die Personen des Dionysischen Kreises mit dem Epheu umkränzt. Auf Helbig's Wandgemälden ist der einzige, Nro. 1455, den der Epheu schmückt, wie man aus der Maske schliessen muss, ein dramatischer Dichter. Horaz [4]) sagt dem Florus, dass er wegen seiner Kenntnisse als Rechtsgelehrter und wegen seiner Gedichte den Epheu verdiene. Was die hohe Achtung betrifft, in der Seneca bei den Römern stand, so weist Comparetti auf Sueton hin, der von ihm sagt, dass ihm zur Zeit des Caligula der grösste Beifall zu Theil geworden sei, auch auf Quintilian X, 1, 126, nach welchem unter Domitian fast allein seine Schriften in den Händen der Jugend gewesen seien. Unter Hadrian und den Antoninen fanden sie die allgemeinste Anerkennung, die bis in das christliche Mittelalter dauerte, ja Hieronymus setzte den Seneca im 4. Jahrhundert in sein Verzeichniss der Heiligen. Man hat

1) Ad Attic. VI, 1.
2) Iconogr. graec. I, p. 104 u. 110.
3) Alte Denkmäler I, 479.
4) Epist. I, 3, v. 25.

Digitized by Google

es sogar für wahrscheinlich gehalten [1]), dass der Apostel Paulus unter dem Consulat des Seneca im Jahre 58 nach Rom gekommen und mit diesem bekannt geworden sei, doch sind dieser Auffassung erhebliche Zweifel entgegen gesetzt worden [2]). Comparetti hat mehr die Ansicht Brizio's, dass unsere Büste nur einen lyrischen Dichter darstellen könne, mit Glück bekämpft, als für seine Deutung, dass sie das Bildniss des Calpurnius Piso Caesoninus sei, überzeugende Beweise beigebracht. Noch einmal kommt unter den Funden in der Villa bei Herculanum derselbe Kopf mit einem andern als Herme vor, Comparetti bildet dieselbe auf Taf. IV seines Werkes, Fig. 3 ab, sie ist noch zweimal in Rom vorhanden. Visconti sah darin den Seneca und seinen Lehrer Sotion von Alexandrien, Brizio deutet sie als Philetas und Properz. Der zweite Kopf ist ohne Bart und scheint ein Römer zu sein. Comparetti hält ihn für den Sohn des Caesoninus, des wohlbekannten Präfekten der Stadt, der wie sein Vater mit Tiberius befreundet war. Diese beiden Personen haben aber auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander, die man doch bei Vater und Sohn voraussetzen müsste. Eine Büste mit einer Tänie um das Haupt, die in der Villa Albani gefunden worden und auf derselben Taf. IV, Fig. 6 abgebildet ist, ist in den Zügen des Gesichtes von unserm als Seneca bezeichneten Kopfe so verschieden, dass man es kaum begreifen kann, wie Comparetti und andere Archäologen darin dieselbe Person haben erkennen wollen. Dagegen wird in demselben Werke auf Taf. XXII Fig. 4 eine Marmorbüste abgebildet, die angeblich Zeno darstellen soll, die in dem Bartwuchse um den Mund, zumal in den am Saume der Unterlippe stehenden Haaren und den tiefangesetzten Ohren eine typische Uebereinstimmung mit der Bronzebüste des angeblichen Seneca von Herculanum, mit der von Rom, die den Epheukranz hat, sowie mit der Büste von Köln erkennen lässt, so dass man, wenn auch nicht an dieselbe dargestellte Person, doch an denselben Künstler und an dieselbe Zeit zu denken veranlasst ist. In Herculanum werden wie in Rom zu jener Zeit die bildenden Künstler Griechen gewesen sein, die manchen ihrer Büsten, wiewohl sie Römer darstellten, griechische Haartracht mögen gegeben haben. Auch Comparetti zweifelt nicht, dass griechische Künstler die römischen Bildnisse der Villa von Herculanum gefertigt

1) Joh. Kreyer, L. Annaeus Seneca und seine Beziehung zum Urchristenthum, Berlin 1887.

2) Berliner Philol. Wochenschrift 1888, No. 2 u. 3.

Digitized by Google

haben. Der Kopf von Rom mit dem Epheukranz, der angebliche Kopf des Zeno auf Comparetti's Taf. XXII Fig. 4 und der Kopf von Köln haben noch eine Eigenthümlichkeit, die als ein Fehler des Künstlers bezeichnet werden kann, nämlich die, dass bei ihnen das Ohr zu tief steht, das Ende des Ohrläppchens steht fast mit dem Munde in gleicher Höhe, und der obere Rand der Ohrmuschel steht in gleicher Höhe mit der Mitte der Nase, während das Ohrläppchen mit der Nasenbrücke und der obere Rand der Ohrmuschel mit den Augenbrauen gleich stehen soll. Die Bronzebüste von Herculanum hat diesen Fehler nicht, wiewohl auch hier das Ohr ein wenig zu tief steht. In hohem Grade findet sich der Fehler wieder an den auf Taf. III Fig. 2 u. 3 desselben Werkes abgebildeten Marmorbüsten von Pompeji, die 1876 und 1879 gefunden sind[1]). Fig. 3 ist wieder der vermeintliche Seneca, in jüngerem Alter dargestellt, er soll zu einem andern als Herme gehören, in dem man den Metrodoros erkennen will. Die in einem andern Hause Pompeji's mit einem Bilde des Epikur gefundene Marmorbüste Fig. 7 ist noch einmal derselbe Seneca, der mit seinem langen Kopfe an das Bild des Kaisers Trajan auf den Münzen erinnert, was desshalb von Interesse ist, weil Trajan auch ein Spanier war.

Die Bonner Universitäts-Bibliothek besitzt unter Nr. 17 einen Abguss der Berliner Herme, unter Nr. 37, Welcker's Katal. 202, einen Abguss einer Senecabüste, die von dem Bronzebildniss von Herculanum verschieden ist, und einen weniger leidenden Ausdruck hat, auch jünger erscheint. Prof. Kekulé hat kürzlich für das akademische Kunstmuseum eine Nachbildung der Bronzebüste von Herculanum in Terracotta angeschafft.

Betrachten wir unsere Terracottabüste als solche. Die ersten Kunstarbeiten des Menschen waren die Herstellung eines schneidenden Werkzeugs, das Malen mit rother Farbe, das Kneten in Thon und das Schnitzen in Holz oder Knochen. Nach urgeschichtlichen Funden ist das Schnitzen älter, als das Bilden in Thon, es erscheint schon in der Rennthierzeit des mittleren Europa an Orten, wo von der Arbeit in Thon noch keine Spur vorhanden ist. Für die Herstellung körperlicher Figuren aber behält Winckelmann[2]) Recht, wenn er sagt: Die bildende Kunst fing mit dem Thone an, dann versuchte sie sich in Holz, Elfenbein, Stein und endlich in Metall. Die

1) Bull. del Instit. 1879, p. 95.
2) Sämmtliche Werke III, S. 87.

Digitized by Google

alten Sprachen wie das Hebräische, bemerkt er, bezeichnen die Kunstarbeit des Töpfers und des Bildhauers mit demselben Worte. Dass auch Griechen und Römer, ehe sie Statuen aus Marmor und Bronze fertigten, sie aus gebranntem Thon herstellten, dafür haben wir verschiedene Zeugnisse. Pausanias[1]) berichtet, dass er noch in verschiedenen Tempeln Griechenlands Götterstatuen aus Thon gesehen habe. Nach Dicaearchos[2]) stellten die Töpfer in Athen an Festtagen ihre Arbeiten in Thon aus. Welch' hohen künstlerischen Werth kleine Figuren dieser Art besitzen, haben die Funde von Tanagra gezeigt. Wie häufig und vortrefflich solche Werke aus Thon in Griechenland waren, geht auch aus der Mittheilung Strabo's[3]) hervor, dass J. Caesar befohlen habe, man solle aus den Trümmern von Korinth nicht weniger die Werke der Kunst, welche aus Thon gebildet seien, hervorziehen, als die von Erz. Winckelmann führt aus Pompeji vier Statuen von gebrannter Erde an, zwei, etwas unter Lebensgrösse, stellen komische Figuren mit Larven dar, zwei andere, etwas grösser als die Natur, stellen einen Aesculap und eine Hygieia vor. Ferner führt er ein Brustbild der Pallas in Lebensgrösse und die kleine Figur eines Senators Cruscus an. Diese Bilder waren oft mit rother Farbe bemalt. H. von Rohden[4]) führt ausser den genannten Werken aus Thon noch ein im J. 1861 gefundenes Fragment einer Minerva, die vielleicht durch den Ausbruch des Vesuv zertrümmert wurde und die 1873 gefundene Statuette eines sitzenden Mannes an. Alle diese Statuen sind in seinem Werke abgebildet. Er meint, die beiden erhaltenen Statuen des Aesculaptempels dürften nicht in die Augusteische Zeit hinaufgerückt werden. Da der Kopf der männlichen Statue einen entschiedenen Juppitertypus hat, was indessen bei Bildern des Aesculap gewöhnlich ist, so fragt er, ob an Stelle des alten Cultus hier vielleicht die römische Dreiheit: Juppiter, Juno und Minerva dargestellt sei. Diese Götter kommen auf Lampenreliefs in Pompeji oft vereinigt vor. In Bezug auf diese Gottheiten sagten die Fundberichte, die Figuren seien mit Hülfe zweier Formen, einer für die vordere und einer für die hintere Hälfte verfertigt. Auch das Götterbild im späten Isistempel zu Pompeji war von Thon. Erst als die Römer nach Besiegung Antiochus des Grossen durch Lucius Scipio die

1) Graec. Descript. I, c. 3.

2) Opera, III, Col. 834.

3) L, 8, p. 785.

4) Die Terracotten von Pompeji, Stuttgart 1880.

Digitized by Google

Herren von Asien wurden, zogen in Rom griechische Sitten und asiatische Pracht ein. Nun wurden die Statuen der Götter von griechischen Meistern gearbeitet. Die Werke in gebranntem Thon an den alten Tempeln wurden lächerlich, wie der ältere Cato in einer Rede sagte[1]). M. Fulvius führte in seinem Triumphzuge über die Aetolier 280 Statuen von Erz und 230 von Marmor in Rom auf[2]). Das Material unserer Büste, der gebrannte Thon, deutet nicht etwa auf eine Zeit, in der man in Marmor und Erz noch nicht zu arbeiten verstand, sondern, da die Nahtspuren an ihr beweisen, dass sie über ein Modell geformt ist, so muss aus der Art ihrer Herstellung auf einen fabrikmässigen Vertrieb dieses Bildnisses geschlossen werden. Wenn schon die grosse Zahl der Büsten dieses Mannes dafür spricht, dass sie eine im Alterthum sehr bekannte Person darstellen, so gilt dies noch mehr in Bezug auf eine Büste von Thon, die auf eine zahlreiche Vervielfältigung dieses Bildes hinweist. Die grosse Kunst des auch von Winckelmann bewunderten Kopfes in Erz, die sich auch in dieser Thonbüste ausspricht, deutet auf die Kunstepoche der römischen Republik und ersten Kaiserzeit. In die Zeit der Republik setzt auch Comparetti alle Bildwerke der Villa von Herculanum. Warum sollen sie nicht auch der ersten Kaiserzeit angehören können? Nach den Fundumständen müssen wir auch die Kölner Büste dieser Zeit zuweisen. Schon Ursinus glaubte, dass die verschiedenen Bildnisse des angeblichen Seneca von einem und demselben Modell hergenommen seien. Comparetti glaubt, dieses sei der Kopf von Herculanum gewesen; er sieht bei den Marmorbüsten in der Darstellung der Haare noch die Technik der Bronze.

Die Büste von Köln hat mit dem Bronzekopf von Herculanum eine nicht so grosse Aehnlichkeit als mit dem Marmorkopfe von Rom, der den Epheukranz trägt. Es ist in den Zügen derselbe tief ernste, fast leidende Ausdruck, dieselben Haarlocken bedecken die Stirn und Schläfe, dieselbe Wangenfalte geht vom Nasenflügel abwärts, der Mund ist etwas geöffnet. Doch ist die Nase an der Kölner Büste nur in ihrem oberen knöchernen Theile so vorspringend als an der andern, der untere Theil der Nase geht mehr gerade nach abwärts, als wenn sie im Thon einen Druck erlitten hätte. Das ist eine Verschiedenheit, die auch beim Verstreichen der Formnaht entstanden sein kann. Beim Kopfe von Herculanum ist die mittlere Stirnlocke in zwei Stränge

1) Livius L. 34, C. 1.
2) Winckelmann V, S. 288.

Digitized by Google

getheilt, was bei denen von Rom und Köln nicht der Fall ist. Der Augenball hat bei jenem eine Iris, während er bei den beiden andern Bildwerken voll ist. Der rechte Augenball an unserer Büste zeigt einige Sprünge im Thon, die nicht für einen Irisring gehalten werden dürfen. Alle drei Büsten haben am Saum der Unterlippe kurze Barthaare, wodurch die Lippe breiter erscheint, als sie ist, auch haben alle ein langes Ohrläppchen.

Der Kopf der Kölner Büste ist ein wenig nach vorn gesenkt und etwas nach rechts gewendet. An den Locken des Kopfhaares sieht man Längsrillen, die mehr dafür sprechen, dass das Modell ein Bronzeguss und nicht ein Marmorbild war. Am Kinn sieht man Eindrücke des Retouchirstabes wie an griechischen Bildwerken in Thon. An kleinen römischen Terracottafiguren beobachtet man die Technik, dass die glatten Köpfe durch die Form dargestellt waren und das Haar dann durch den Künstler später darauf gesetzt wurde. Nicht selten löst es sich leicht davon ab. Ob an unserer Thonbüste ähnlich verfahren wurde, ist schwer zu entscheiden. An ihr ist der rechte Stirnhöcker sichtbar und verräth eine gute Stirnbildung. Der Mund ist etwas geöffnet wie beim Reden. Es ist wahrscheinlicher, dass der Künstler diesen Ausdruck dem Kopfe hat geben wollen, als dass damit die Athemnoth eines Kranken, sei es nun Seneca oder Philetas, hat angedeutet werden sollen. Solche Aufgaben hat sich die griechische Kunst zur Zeit ihrer Blüthe wohl nicht gestellt. Der Backenbart ist unter dem Kinn besonders kurz und abweichend von der griechischen Mode, den Bart zu tragen. Die starken Falten des magern Halses bezeichnen das hohe Alter der dargestellten Person. Die Büste ist 47 cm hoch, die grösste Breite des Bruststückes ist 25,5 cm, der Kopf mit der Haarbedeckung ist 188 mm lang, 175 breit und vom obern Rand des Ohrlochs an 138 mm hoch. Das Gesicht ist von der Nasenwurzel zum Kinn 126 mm lang, der Abstand der äussern Ränder der Augenhöhle ist 110 mm. Breite und Höhe des Kopfes sind für den intelligenten Ausdruck desselben sehr günstig. Wiewohl in Bezug auf die Kopfmaasse eine Genauigkeit der Künstler im Alterthum so wenig wie heute erwartet werden kann, so werden sie gute Verhältnisse in dieser Hinsicht doch im Allgemeinen gekannt und berücksichtigt haben. Rechnet man von der Kopflänge für das Haar 8 mm und von der Kopfbreite 20 mm ab, was freilich ziemlich willkürlich ist, so würde man für Länge und Breite 180 und 155 erhalten, was einem Kopfindex von 86. 1 entspricht. Abweichend von dieser brachycephalen

Digitized by Google

Form ist das Bild eines angeblichen Seneca von Pompeji, welches Comparetti auf Taf. III Fig. 7 abbildet, ein entschieden langer Kopf.

Kann auch der Fund dieser vielgedeuteten Büste in Köln die Frage, wen sie darstellt, nicht zur Entscheidung bringen, so lässt sich doch nicht läugnen, dass eine Senecabüste im alten römischen Köln einige Wahrscheinlichkeit mehr für sich hat, als die eines Philetas oder Kallimachus oder gar eines Piso Caesoninus. Das Alter, die Magerkeit und der ernste Ausdruck in den Zügen dieses Kopfes dürfen wohl auf Seneca bezogen werden. Der Kunststil dieses vortrefflichen und gewiss dem Leben überaus ähnlichen Bildnisses, von dem Winckelmann sagt, dass die Kunst in ihm für unsere Zeiten unnachahmlich sei, von dem Comparetti glaubt, dass seine Schönheit, ganz abgesehen von dem Namen, den es trug, zu seiner grossen Verbreitung beigetragen hat, weist ebenfalls auf die Lebenszeit des Seneca hin. Ueber das Tragen des Bartes bei den Römern sind wir nicht so genau unterrichtet, dass wir aus dem Barte allein den Schluss ziehen dürften, diese Büste stelle einen Griechen und nicht einen Römer dar. Die bekannten Büsten griechischer Dichter tragen einen längeren und volleren Bart. Das in Locken auf das Haupt fallende Kopfhaar ist keineswegs so vernachlässigt und ungekämmt oder struppig, dass Cicero's Schilderung des Piso Caesoninus darin wieder erkannt werden kann. Es ist eine höchst auffallende Erscheinung, dass ein anderes verbreitetes Bild von Seneca, einem nach seinem Tode so berühmten Manne, nicht bekannt ist. Das Bild der Herme mit Namensschrift ist doch schon desshalb verdächtig, weil es das Einzige seiner Art ist, auch wird es aufgewogen durch jene Schaumünze mit dem Namen Seneca's, von der Faber und Ursinus sprechen, die aber leider verloren gegangen ist. Der physiognomische Ausdruck der Büste ist weit mehr der eines Staatsmannes und Philosophen, als der eines lyrischen Dichters, auch Mommsen sieht darin mehr einen Gelehrten als einen Dichter. Doch findet er in dem Bildniss einen entschieden griechischen Typus und meint, der Bart deute auf die Zeit Alexanders des Grossen und der Diadochen. Comparetti hat Recht, wenn er sagt, dass die Archäologen wegen des Epheukranzes sich mit auffallender Leichtigkeit in die Deutung eines Dichters gefügt haben. Das gilt sowohl für Brizio's Annahme, dass der Unbekannte der Dichter Philetas sei, als für Dilthey's Meinung, er sei Kallimachus. Die grösste Schwierigkeit, in diesem Bildniss den Seneca zu erkennen, liegt für viele Forscher in dem Barte, welcher der Sitte der ersten Kaiserzeit nicht entspreche. Wir

Digitized by Google

sind aber über die damalige Mode, den Bart zu tragen, nicht hinreichend unterrichtet, um für den einzelnen Fall ein sicheres Urtheil fällen zu können. Winckelmann[1]) sagt, bis zum J. 454 der Stadt Rom hatten die Statuen in Rom wie die Bürger lange Haare und lange Bärte. Livius berichtet, dass der Consul M. Livius sich, als er von der Stadt Rom entfernt lebte, den Bart habe wachsen lassen, ihn aber abgenommen habe, als er bewegt wurde, wieder im Rathe zu erscheinen. In jenem Jahre seien Barbiere aus Sizilien nach Rom gekommen. Alexander der Grosse habe nach Plutarch seinen Soldaten den Bart abnehmen lassen, damit sie nicht vom Feinde bei demselben möchten angefasst werden. Stutzbärte waren indessen bei den barbarischen Völkern üblich, unter andern bei den Celten. Livius erzählt noch, dass der ältere Scipio in der ersten Unterredung mit Masinissa in Spanien, im J. 546 der Stadt, sein Haar lang getragen habe, später schor er sich Bart und Haar.

Es mag genügen, die verschiedenen Erklärungen dieser Büste hier neben einander gestellt zu haben; wir sind in der That noch nicht berechtigt, darin mit Sicherheit den Seneca zu erkennen, aber diese Deutung scheint mehr begründet wie jede andere. Hoffen wir, dass einmal ein neuer Fund mit unzweifelhafter Namensschrift uns über den berühmten Mann des Alterthums aufklären wird, der hier dargestellt ist.

H. Schaaffhausen.

1) a. a. O. III, S. 314, V, S. 283 und 395, VI, S. 128.

Digitized by Google

5. Die römische Grabkammer zu Köln unter der Casinostrasse.

Unser Wissen von der Oertlichkeit des altrömischen Köln ist verhältnissmässig unbedeutend, gar vieles schwankend und bestritten. Um so dringender fordert die Wissenschaft, dass wir die thatsächlichen Haltpunkte als solche anerkennen und den zweifelhaften Angaben forschend nachgehen, um aus ihnen, wo möglich, ein Ergebniss zu gewinnen. Beides habe ich in meinem Aufsatze „Der Umfang des ältesten römischen Köln" versucht, den ich dem Herausgeber der „Westdeutschen Zeitschrift, Direktor Dr. Hettner, anbot, da ich bei den vorhandenen Thatsachen es für vorzeitig hielt, die von ihm gewünschte Topographie der ältesten Stadt zu liefern. Mein Aufsatz wurde von ihm willkommen geheissen; er erschien nach einiger Zeit im vierten Bande der Zeitschrift. Die Art, in welcher Hettner gelegentlich im „Korrespondenzblatt" V, 72 f. die Richtigkeit meiner Ansicht bestritt, dass der noch in Resten vorhandene, von der römischen Mauer umfasste südlichste Theil nicht zur ältesten Stadt gehört habe, nöthigte mich zu einer Entgegnung. Ueberraschen musste es mich, dass die Aufnahme derselben verweigert wurde, weil das „Korrespondenzblatt" nicht so viel Raum habe, um diese und die wohl eben so lange Erwiderung geben zu können. Da meine Ansicht ausführlich in jenem Aufsatze dargelegt sei, der Herausgeber ausdrücklich darauf verwiesen habe, so bedürfe es keiner weitern Verhandlung. Sollte ich Recht haben, so werde das die Zeit lehren, wenn man endlich einmal in Köln zur Entscheidung so mancher topographischen Fragen Hacke und Schaufel ergreife. Meine mit solcher Begründung abgewiesene Entgegnung erschien in den Jahrbüchern LXXXII, 152 ff. Dr. Hettner vertheidigte dann seine Verweigerung der Aufnahme daselbst LXXXIII, 226 f., indem er bemerkte, die Entgegnung wiederhole bloss meine Ansicht, neu sei nur ein Gedanke, der auf irriger Auslegung der Braun'schen Beschreibung des Fundes beruhe; denn die Aussenseiten der Mauern seien gar nicht ausgegraben worden. Die Beschreibung gehört nicht Braun, sondern Lersch an; den Irrthum gestehe ich ein, für die

Digitized by Google

Hauptsache ist er ohne Bedeutung. Brachte auch meine Entgegnung nichts thatsächlich Neues, so widerlegte sie doch Hettner's Darstellung mit entscheidenden Gründen, aber dazu hatte das „Korrespondenzblatt" keinen Raum, obgleich es sich um einen für das römische Köln ausserordentlich wichtigen Punkt handelt. Da der in Frage stehende Fund von höchster Bedeutung ist, so muss ich auf die in meiner Entgegnung angedeuteten Punkte in ausführlicher Begründung zurückkommen.

Im „Korrespondenzblatt" sagt Hettner: „Die Anlage unter Maria im Capitol scheint keine Grabkammer, sondern ein Keller gewesen zu sein; die Ausfugung der Nischen, die Zweitheilung sprechen hierfür; eine erneute Nachgrabung wäre übrigens sehr erwünscht. Der schwere Block mit der Inschrift und das Fragment der Pyramide mit Pinienschuppen weisen auf ein grosses Grabmonument, welches keinesfalls in der Kammer aufgestellt war; diese Stücke sind hierhin transportirt." Brieflich äusserte er: „Braun's Ausführungen sind ohne Kenntniss paralleler Erscheinungen geschrieben. Blöcke, wie die in jenen Zimmern gefundenen, können doch unmöglich in Grabkammern gefunden werden."

Zunächst ist es ein Irrthum, wenn von einer „Anlage unter Maria im Capitol" gesprochen wird. Der Fund hat mit der Marienkirche nichts zu thun; diese hiess früher Maria alta, Maria de Alzbuchele, erst in Folge der mittelalterlichen Romanisirung, die auch in Trier aus dem Paulsberge einen Apolloberg, aus dem Mertensberg einen Marsberg machte, erhielt sie den Beinamen in Capitolio. Wäre der Fund unter der Kirche gemacht worden, so forderte dieser wichtige Umstand nähere Aufklärung. Aber der einzige Berichterstatter sagt ausdrücklich, man sei auf römische Trümmer gestossen „bei dem Fundamentlegen mehrerer neuer Häuser in der Nähe der alten Kirche Maria in Capitolio, und zunächst der westlichen Seite des Kreuzganges, welche gegenwärtig niedergeworfen worden, um im alten Stile wieder hergestellt zu werden." Bis zum Jahre 1848 befand sich ein Eingang in die Kirche auf der Südseite, am Marienplatz; man gelangte durch ihn zunächst in den vierseitigen sogenannten Umgang, in dessen Mitte, wie in allen Klöstern, sich ein freier mit Gras bewachsener vierseitiger Raum fand; an den Seiten standen kleine Häuser, die in den Umgang mündeten, keinen Ausgang nach aussen hatten. Am Ende der Ostseite stieg man in die weit höher gelegene Kirche. Der Umgang hatte zum eingegangenen Kloster gehört. Im

Digitized by Google

Jahre 1848 schritt man zur Verwerthung des kostbaren Gartens, in welchem das Pfarrhaus lag; es wurde der Bau einer Strasse beschlossen, welche vom Marienplatz zum Casino führen sollte, der jetzigen Casinostrasse, deren Ostseite auf dem westlichen Umgange geplant war, während das Pfarrhaus auf der westlichen liegen sollte. Bei der Ausschachtung zum Baue der Häuser auf der östlichen Seite (2—14) und zur Gründung eines neuen stilmässigen Eingangs stiess man in einer Tiefe von 8 bis 9 Fuss auf „Trümmer römischer Gebäude"; die zerstörten Mauern waren noch in einer Höhe von 4 Fuss 5 Z. erhalten, so dass sie etwa 12 bis 13 Fuss in die Erde hinabreichten.

Dass auch in Köln der Boden seit der Römerzeit sich bedeutend erhöht hat, ist allgemein bekannt. Nöggerath hat Jahrb. XVII, 151 ff. über die Ursachen dieser Erhöhung in allen grösseren Städten, die vielfache Zerstörungen erlitten, ausführlich gehandelt. In Trier hatte sich v. Wilmowsky mit der Beobachtung der verschiedenen Bodenschichten in seiner rastlos gründlichen Weise beschäftigt, worüber ein Aufsatz in dem „Jahresbericht für nützliche Forschungen über die Jahre 1861 und 1862" Aufschluss gibt. Ganz neuerdings hat man in der Mitte von Trier Estrichböden 3,60 m unter der heutigen Strasse gefunden, und Hettner bemerkt dabei ausdrücklich, dass es sich dabei „nicht etwa um Keller handle" (Korrespondenzbl. VI, 220 f.), führt auch den Beweis, dass das Terrain schon während der Römerzeit dort um 1,80 m gewachsen gewesen. Der in Köln beobachteten Erhöhungen ist Jahrb. XLI, 132 gedacht. Wir fügen einiges hinzu. In der Mitte der Römerstadt, in der Glockengasse, wurde bei der Ausschachtung zum Theaterbau ein merkwürdiger Altar in beträchtlicher Tiefe gefunden (Museumskatalog II, 103), ebenso in der Budengasse ein Weihestein des Dis und der Proserpina (I, 24) und in einem Keller derselben Strasse (Nr. 18) ein Frauenkopf (II, 112a), wie denn fast alle römischen Inschriften und Denkmäler beim tiefen Ausschachten und in Kellern entdeckt wurden. Die römische Südmauer hat durchschnittlich eine Fundamenttiefe von 5 m (Merz, Römermauer S. 11). In der Agrippastrasse stiess man erst in gleicher Tiefe auf gewachsenen Boden (v. Veith, „Das römische Köln" S. 18), der in der Bolzengasse erst mit 10,30 m beginnt (Jahrb. LXXVIII, 86). Nach Cohausen (Jahrb. LXXX, 251 f.) gehen die unter dem Rathhaus gefundenen Mauern, wenn auch nicht 42, doch wenigstens 24 bis 25 Fuss tief in die Erde; nach Ennen (Jahrb. XLI, 64) wurde dort ein Bogen in der Tiefe von 22 Fuss blossgelegt. In der Nähe der Marienkirche in dem Hause

Digitized by Google

Königsstrasse 2 fand Merz (Römermauer 17) die Stadtmauer bis zu 5 m unter der Strasse noch trefflich erhalten. Hiernach wird niemand zweifeln können, dass die 4 Fuss 5 Zoll hohen Reste, welche bis 13 Fuss unter dem Umgange der Marienkirche, der jetzigen Casinostrasse, herabgingen, in der Römerzeit sich ebenso oberhalb der Erde befunden haben wie die zahlreichen Weihe- und Grabsteine, die man zum Theil in sehr bedeutender Tiefe, bis zu 17 Fuss, gefunden hat.

Wenn Hettner in unserm Funde einen Keller sieht, so muss er ihn wohl in die Tiefe versetzen, da wir mit diesem Worte regelmässig den Begriff des Unterirdischen verbinden; wenn dies auch bei dem zu Grunde liegenden cellarium nicht der Fall ist. Und aus welchen Gründen scheinen ihm die Reste auf einen Keller zu deuten? An erster Stelle führt er dafür die „Ausfugung der Nischen" an. Die Beschreibung des Fundes gedenkt solcher Nischen nicht, sondern nur der Wände, die „mit sehr schön gehauenen kleinen Tuffsteinen glatt ausgemauert und verputzt (etwa so wie der Behälter im Garten der Frau von Droste in Bonn) und die Fugen mit römischem Mörtel sehr sorgfältig bestrichen und gebügelt" seien. Wie diese sorgfältig verputzten und gebügelten Wände auf einen Keller deuten sollen, will mir nicht einleuchten. Sollte Hettner etwa den „vermauerten Bogen" meinen, den Braun für eine Wandnische erklärte? Aber auch dies stimmt kaum und daraus auf einen Keller zu schliessen, scheint sehr kühn. Ebenso wenig beweist der zweite Grund für die Annahme eines Kellers, „die Zweitheilung", die nicht einmal erwiesen ist, da die an beiden Enden ihrer Länge abgebrochene Mauer sehr wohl noch länger gewesen und mehr als die offenbar nur theilweis erhaltenen Räume bestrichen haben kann. Auf solche Gründe hin einen Keller anzunehmen ist um so bedenklicher, da die Nothwendigkeit damit verbunden ist, die entschieden auf eine Grabkammer deutenden Gegenstände aus der Kammer weg zu schaffen oder vielmehr später hineinbringen zu lassen, obgleich dieses zu unmöglichen Voraussetzungen nöthigt.

Gehen wir auf den Fund näher ein. Es zeigten sich drei Mauern, deren längste (a) etwa 30 F. weit sich erstreckte; eine andere, 1 F. 4 Z. dicke (b) ging auf diese senkrecht zu, ohne sie aber an dem Punkte, wo sie darauf gestossen sein würde (etwa 10 F. 1 Z. ihrer Länge), zu erreichen; sie war noch etwa 10 F. lang erhalten, endete aber noch etwa 3 Fuss vor der erstern. Am entgegengesetzten Ende stiess auf b eine dritte, a parallele Mauer (c), die etwa 9 F. weit auf-

Digitized by Google

gedeckt wurde. Diese Mauern deuten auf zwei etwa 13 F. breite, durch eine Zwischenwand getrennte Gemächer, deren Länge nicht bestimmt werden kann, doch läuft a vom Anfange von b noch etwa 20 F. lang fort. In der Mitte des zweiten Raumes fand sich ein a und c parallel laufender „unregelmässig gearbeiteter und vermauerter Bogen"; er war 4 F. $^1/_2$ Z. lang und begann etwa 10 F. von b entfernt, gerade dem Punkte gegenüber, bis zu welchem man c an diesem zweiten Gemache aufgedeckt hatte; seine Höhe betrug 4 F. 3 Z., die Breite 2 F. $^1/_2$ Z., im Lichten des Durchmessers 1 F. 11 Z. Diesem Bogen zunächst lagen „einige Blöcke von Tuff, etwa 4 F. lang, 1 bis 2 F. dick, deren einer mit einer äusserst rohen Arabeske verziert war"; zwischen diesem und einem andern befand sich ein in mehrere Stücke gebrochener Grabstein aus Jurakalk. Dieser Grabstein mit Relief wird in unserm Museum (II, 225) bewahrt (er ist 0,92 m hoch, 0,58 m breit, 0,16 m tief); ebenso der mit vier Arabesken verzierte Block (II, 137), der 0,56 m hoch, 0,1 m lang, 0,29 m tief ist. Auch wurde in diesem Raume (leider wird nicht gesagt wo) der Deckstein eines Grabmals gefunden, der gleichfalls in's Museum gekommen (II, 94); dieser mit Pinienschuppen bedeckte Aufsatz aus Jurakalk ist 1,05 m hoch, 0,61 m oben, 0,95 m unten breit, 0,7 m oben, 0,47 m unten tief. Ausser diesen Bauresten wurden bei der Ausschachtung des westlichen Umgangs noch Theile einer Stuckwand und zwei Mosaikböden gefunden, die gleichfalls in's Museum kamen (II, 188. 213), nur der grössere wohl erhaltene Mosaikboden wurde in der Kirche niedergelegt. Von zwei Steinbruchstücken mit Inschrift (Brambach 2042), die an derselben Stelle gefunden wurden, ist der römische Ursprung zweifelhaft.

Die Aufgrabung hat demnach die Reste zweier, durch eine Zwischenwand getrennten Räume ergeben, die 13 Fuss breit waren, deren Länge ebenso wenig bestimmt ist, wie die Höhe und die Dicke der Aussenwände; in dem einen fanden sich ein Grabstein, der Aufsatz eines Grabdenkmals und ein den Aussenmauern parallel laufender Bogen. Hettner behauptet, der Grabstein, den er als „schweren Block" mit Inschrift bezeichnet, und „das Fragment der Pyramide mit Pinienschuppen" wiesen auf ein grosses Grabmonument hin, das keinesfalls in jener Kammer aufgestellt gewesen; diese Stücke seien später dahin gebracht worden. Ein Beweis wird für keine dieser Behauptungen erbracht, ebenso wenig angedeutet, wie das „Transportiren hierhin" bei der Lage der Sache irgend möglich gewesen. Dass der Grabstein und der Aufsatz des Grabdenkmals zu einem grossen Grabmonument ge-

Digitized by Google

hört, woran auch Braun dachte, ist nichts weniger als wahrscheinlich. Einen Grabstein von so geringer Höhe und Breite in einer 13 Fuss breiten, wenigstens 20 Fuss langen Kammer zu finden hat nichts Auffallendes, ebenso wenig der Deckstein eines Grabdenkmals; ja wenn der Deckstein sammt dem Denkmal die Höhe von 7 oder 8 Fuss erreicht hätte, würde er in unserer Kammer, deren Höhe wir gar nicht kennen, aber sehr wohl mindestens zu 10 F. annehmen können, wohl aufzustellen gewesen sein. Und warum sollen Blöcke, wie die gefundenen, unmöglich in eine Grabkammer gebracht worden sein? Für 1 bis 2 F. dicke, 4 F. lange Steine gab es in einer Grabkammer mancherlei Verwendung. Solchen Steinen begegnen wir auch sonst häufig. Vgl. den Museumskatalog II, 163.

Wann und wie die Gegenstände in die Kammer geschafft worden, darüber sagt Hettner kein Wort, und er ist auch nach meiner Hindeutung LXXXII, 153 darauf nicht eingegangen. Freilich versetzte man vom 12. Jahrhundert an, wo die Liebe zur Römischen Zeit sich regte, bedeutende Denkmäler in Kirchen, ja man brachte sie auch in Thürme mit dem alten Schutte, der dort abgelagert wurde, wie in die der römischen Stadtbefestigung (Jahrb. XLII, 87. Museumskatalog S. 28), aber selbst im Mittelalter wäre kaum jemand auf den Gedanken gekommen, Denkmäler in solche Trümmer zu retten. Doch vom späteren Mittelalter kann überhaupt gar nicht die Rede sein, da jene Baureste damals längst verschüttet, niemand mehr zugänglich waren. Hätte Hettner den Zustand beachtet, in welchem Köln durch die Verwüstung der Franken, später der Hunnen versetzt worden, so würde er jeden Gedanken an ein „Transportiren" anderswo gefundener Gegenstände in Trümmer fahren gelassen haben. Ein beredtes Zeugniss, wie es in jenen wilden Zeiten in Köln zugegangen und wie die Zerstörungsstätten verschüttet worden, besitzen wir in den vom Dombaumeister Regierungsrath Voigtel bei Aufgrabung des Domhügels an der nordöstlichen Ecke der Römerstadt gemachten Entdeckungen, worüber die Jahrbücher LIII, 99 ff. ausführlich berichtet haben. Hier fanden sich unter dem 19 Fuss hohen Domhügel die Trümmer eines ältern und eines nach Zerstörung desselben darauf gebauten neuen Hauses, von denen das letztere offenbar verbrannt worden war. Als Fundament eines Theiles des letzteren zeigte sich eine Lage grosser Steine, die sich als zerschlagene Theile von Kunstgebäuden und einem Reiterstandbilde ergaben. Die ganze Stätte der Zerstörung war mit Bau- und Brandschutt bedeckt. Man hatte sie Jahrhunderte lang öde liegen

Digitized by Google

lassen, nur Schutt und Erde weiter darüber gehäuft, so dass das Domstift die dadurch gebildete Höhe zu einem Kirchhof benutzte, und als man, etwa im achten Jahrhundert, hier ein kirchliches Gebäude errichtete, niemand daran dachte, tief unten lägen die Trümmer der Römerzeit. Der Plattenboden jenes neuen Gebäudes lag 10 F. über dem jüngern römischen Hause, seine Grundmauern reichten bis wenige Fuss über den Bauschutt desselben hinab. Aehnlich verschüttet waren die Römeranlagen unter dem Rathhause, wenn sie auch nicht so lange verödet lagen, sondern früher an dieser so wohl gelegenen Stätte neue Bauten, wohl zu städtischer Benutzung, sich erhoben.

Wenden wir uns zu den Trümmern unter der Casinostrasse, so wird auch hier die ganze Gegend von den wilden Franken, die in der römischen Stadt fürchterlich hausten, zerstört worden sein, weithin ein blosser Trümmerhaufe sich erstreckt haben. Die Stadt war so tief herunter gekommen, dass man an einen Neubau hier gar nicht dachte, sondern alles liegen liess, wie östlich vom Dome. Die der völligen Zerstörung entgangenen Reste waren schon in Folge des Einsturzes der Gebäude mit Schutt gefüllt und rings von solchem umgeben, wie man sie noch bei der Aufdeckung im Jahre 1849 fand. Wie hätte damals jemand auf den Gedanken kommen können, in diese unzugängliche Stätte der Verwüstung mit ungeheurer Anstrengung einen anderswo gefundenen Grabstein und den Deckstein eines Grabmals zu bergen? Wer hätte damals irgend Werth auf solche Dinge gelegt, wer einen so abenteuerlichen Versuch machen können? Ja hätte man sich damals irgend um solche Alterthümer gekümmert, man sich den Eingang in jene Trümmer verschaffen können und wollen, eher würde man dort Vorhandenes herausgeholt als in dieses offene Grab gebracht haben. Freilich fehlt uns über jene Stätte jede Kunde, wir wissen nicht einmal, ob schon damals in der Nähe sich eine christliche Kirche befand, die ganze Urgeschichte der alten Marienkirche ist mit dem ehrwürdigen Purpurmantel der Legende verhüllt. Geschichtlich finden wir das monasterium et claustrum sanctae Mariae erst 965 im letzten Willen Bruno's erwähnt; beide mögen ein paar hundert Jahre älter, schon, wie alle basilicae et fabricae Kölns nach der Aeusserung von Papst Stephan VI., zerstört und jetzt erst wieder aufgebaut worden sein. Als die Marienkirche zu einem monasterium sich erhob, wird sie auch die nächstgelegene noch verödete Stätte, von der hier die Rede ist, in ihren Bereich gezogen haben. Nach Aufhebung des Klosters wurden die dort früher von den Nonnen bewohn-

Digitized by Google

ten Räume der Welt geöffnet, der Kreuzgang ward zum Umgang und diente als Eingang in die Kirche.

Wir glauben gezeigt zu haben, dass die von Hettner angenommenene spätere „Transportirung" der beiden auf eine Grabkammer deutenden Gegenstände unmöglich sei. Sehen wir nun, ob der sonstige Befund jener Räume zu dem durch jene sich kundgebenden Zwecke stimmt. Da tritt uns nun zunächst jener Bogen entgegen, den Braun für eine Wandnische erklärte, wie sie in römischen Todtenkammern vorzukommen pflegen. Aber eine Wandnische kann man den halbkreisförmigen Bogen nicht nennen, da er nicht an einer Wand steht, wenn man nicht etwa annimmt, hinter derselben habe noch eine Wand gestanden; von Nischen zur Aufnahme von ollae sagt wenigstens die Beschreibung nichts, was freilich nicht zu verwundern, da der Verfasser derselben eine solche Bestimmung des Bogens gar nicht ahnte, und in der undeutlichen Abbildung derselben sind solche nicht zu erkennen. Möglich, dass wirklich an der Stelle der Wand c, die nicht aufgedeckt worden, ein ähnlicher Bogen stand; mit grösserer Wahrscheinlichkeit können wir annehmen, dass weiter an der nicht ausgegrabenen Stelle desselben Gemaches noch ein oder zwei ähnliche Bogen sich anschlossen. Der vorhandene Bogen ist unten abgebrochen und hier könnten Nischen zum Aufstellen von ollae sich befunden haben. Ueber die columbaria vgl. Jahrb. II, 138. Hiernach ist die Beziehung des Bogens auf Nischen zum Aufstellen von ollae freilich unsicher, aber ebenso wenig kann man sagen, welche andere Bestimmung derselbe innerhalb eines Gemaches irgend gehabt haben könne. Ganz anders verhält es sich mit den freistehenden Bogen unter dem Rathhausplatz (Jahrb. XLI, 63 f., LXXXI, 215 f.), die vielleicht als Erdgeschoss dienten.

An einer Stelle des ersten Raumes, 2 F. von a, 8 von b entfernt, wollte man einen gemauerten Wassersarg gefunden haben, den aber Lersch, als er die Trümmerstätte besuchte, nicht mehr vorfand; er war bereits zerstört worden. Sehr glücklich hat Braun (Jahrb. XIX, 64) hierin die Spur eines ausgemauerten Grabes vermuthet. Leider lag dem Leiter des Baues die Verfolgung der Entdeckung fern, und so wurde jedes tiefere Graben versäumt, das hierüber Auskunft verschafft haben würde. Am grössten Theil von Mauer a fand man einen 1 F. hohen, 1 F. $10^1/_2$ Z. breiten Sockel und eine gleiche parallel mit b laufende $2^1/_2$ F. lange Erhöhung zeigte sich an c, 3 F. von b entfernt. Braun bemerkt, eine solche finde sich auch in andern Grabkammern, doch

Digitized by Google

stehe ihr Zweck nicht fest. Sie sollte wohl auch zur Aufstellung von ollae dienen, wie im Weydener Grab Tuffsteinblöcke umgestülpte Aschenurnen tragen und zwei bauchige Säulenstümpfe wohl demselben Zwecke dienen sollten (Jahrb. II, 136 f.). Zweifelhaft bleibt der Zweck eines 1 F. $^1/_2$ Z. breiten, etwa $^3/_4$ F. tiefen Einschnittes in a, etwa 1 F. von b entfernt. Hiernach widerspricht nichts, was sich in diesen Räumen vorfindet, der Beziehung auf eine Grabkammer, auf die, wenn man auch den Zweck des Bogens zweifelhaft lässt, Grabinschrift und Grabaufsatz entschieden hindeuten, deren Beseitigung durch die Annahme eines spätern Hereintransportirens wir als unmöglich nachgewiesen zu haben glauben. Hacke und Schaufel können, wohl angewandt, noch manches Räthsel in den Oertlichkeiten des römischen Köln lösen, aber hier gilt es die Möglichkeit eines solchen Transportirens in tief verschüttete Räume zu begründen.

Ist es auch zu bedauern, dass die Ausgrabung nicht weiter geführt worden, wir sind Lersch zu Dank verpflichtet, dass er in jener sturmbewegten Zeit, wo die Politik alle übrigen Bestrebungen verschlang, er selbst schon schwer leidend war, das, was er sah, aufzeichnete, abbilden liess und in demselben Hefte veröffentlichte, das mit seinem Nekrolog schloss. Auch dem damaligen Präsidenten des Vereins, Prof. Braun, der zu Rom mit den dortigen Alterthümern sich gründlich beschäftigt hatte, gebührt die ehrenvolle Anerkennung, dass er wesentlich die richtige Deutung jener Kammer gegeben, die wir uns nicht so leichtmüthig in einen Keller verwandeln lassen.

Freilich streitet die Grabkammer unter der Casinostrasse mit der Annahme, dass die römische Stadt bis zur Südmauer gereicht. Aber auch andere Thatsachen beweisen, dass in jener Zone jenseits der Cäcilienkirche, der Blindgasse und der Pepinstrasse Grabstätten gewesen, was mit der nicht in den Wind zu schlagenden Angabe des alten Wiltheim stimmt, bei Cäcilien sei das römische Südthor der Stadt noch vorhanden. Reste eines Sarkophags (Brambach 366) fanden sich schon Ende der zwanziger Jahre im Umgange der Marienkirche. Derselbe war ohne Zweifel nicht ganz erhalten, sondern man hatte die Stücke beim Aufgraben im Umgange oder in dessen nächster Nähe gefunden. Der Fund war nach Wallraf's Tod gemacht worden und De Noel hatte für die Unterbringung und Zusammenstellung gesorgt. Völlig unglaublich ist, dass man die Stücke weit ab jenseits der Römermauer gefunden und sie in den Umgang gebracht, ja De Noels Katalog gibt geradezu als Fundort an „in dem Kreuzgang der Capitols-

Digitized by Google

kirche". Die vier Stücke eines anderen Sarkophags, die ich zuerst im Museum (II, 204) als Reste der Vorderseite sämmtlich vereinigt habe, müssen eben dort gefunden sein. Im Katalog von 1839 wurde ein Bruchstück rechts ohne Angabe des Fundorts angeführt, in dem von 1843 alle vier von einander getrennt, aber von dem einen Bruchstück rechts war gesagt, es stamme aus der Capitolskirche, wobei höchst wahrscheinlich eine Verwechslung mit dem Umgange der Kirche zu Grunde liegt. Dieses Bruchstück hatte man dort wohl allein gefunden, die drei andern später bei gelegentlichem Ausschachten. Jedenfalls sind die Bruchstücke als solche einzeln im Umgange oder will man darauf bestehen, in der Kirche ausgegraben, nicht dort in frühester Zeit aufgestellt worden, wozu ihre entstellende Abgebrochenheit kaum veranlassen konnte. Also ein deutlicher Beweis, dass jene Gegend auch zur Bestattung diente. In der nahen Stephanskapelle an der Ecke der Hochpforte (Nr. 241) wurde 1835 beim Abbruche „im Boden" ein rings abgebrochenes Stück einer schönen Inschrift gefunden, die nach dem Schluss zu einem Grabstein gehört haben (II, 176), aber auch die Weiheinschrift eines grösseren Gebäudes gewesen sein könnte. Im Cäcilienhospital, jenseits der von Winheim angeführten urbis antiquae porta versus meridiem fand sich ein römischer Sarg (II, 243) und im Thurme der Peterskirche war sogar hoch oben ein abgebrochener römischer Grabstein eingemauert. Dass innerhalb der römischen Stadt keine Grabsteine gefunden wurden, konnte man nicht anders erwarten; dass aber nur in der bezeichneten Zone der Stadt, diesseits der Südmauer, vier auf ein Grab deutende Denkmäler sich erhalten haben, wäre wirklich ein seltenes Spiel des Zufalls, und scheint geradezu dadurch ausgeschlossen, dass in einem zerstörten römischen Hause diesseits der Südmauer ein Grabstein und ein Theil eines Grabdenkmals tief verschüttet lagen. Diesseits der übrigen Mauerseiten ist keine derartige Spur, während wir sechs derartige Fälle im Süden finden. Hettner meint, die (ausser der Grabkammer) „auf dem betreffenden Südterrain gefundenen Inschriften seien meist als Mauersteine verwandt, nicht auf Gräbern liegend gefunden worden. Aber nur von einer „Inschrift" handelt es sich, und man kann von dieser kaum sagen, dass sie als Mauerstein verwandt worden. Inschriften, die man als Bausteine benutzt, werden zu diesem Zwecke behauen; hier aber ist ein in höchst unregelmässiger Form an allen Seiten abgebrochener Grabstein mit der Schriftseite an einer der höchsten Stellen des Thurmes eingemauert. In den drei übrigen Fällen sind es Stücke von Sarkophagen und ein Sarg, die doch wohl auf ein Begräbniss deuten wer-

Digitized by Google

den. Aber Hettner verlangt eine Anzahl Gräber, Urnen mit Beigaben. Grabsteine, Sarkophage scheinen ihm nicht für die Stelle zu zeugen, an der sie gefunden worden; dass aber solche in der ganzen übrigen Stadt sich nicht finden, ist doch von schwerwiegender Bedeutung. Und dazu kommen die schon zur Römerzeit verschütteten, aber nicht von ihrer Stelle gewichenen beiden Zeugen der Bestattung. Um der Beweiskraft der Kammer zu entgehen, könnte man freilich diese zur Werkstätte eines lapidarius machen, wenn diese nicht draussen zu arbeiten pflegten, und nicht auch anderes dabei auffiele. Der durch den Einsturz oder durch die Hiebe der Arbeiter beim Ausschachten zerbrochene Grabstein wird oberhalb der im Boden begrabenen Leiche aufgestellt, wenn nicht an die Wand oder an den Bogen angelehnt (Jahrb. XVII, 120) gewesen sein; wohl erst nach der Aufdeckung der Kammer hat man die Stücke zwischen die zwei dort gefundenen Steine gebracht. Manches andere hier vorhandene, besonders die ollae, dürfte in dem ausgeräumten Schutte zerschlagen gelegen haben. Der von dem Gatten und dem Bruder einer Frau geweihte cippus gehört nach Fassung und Ausführung einer sehr späten Zeit an. Welche Folgen unsere durch Thatsachen gestützte Annahme von der geringern Länge des altrömischen Köln auf die äusserst verwickelte Frage über die Zeit der Entstehung der in Resten erhaltenen römischen Mauer hat, bleibt hier unerörtert, wo es nur die Feststellung der Thatsache galt.

Gelegentlich sei hier noch eines von De Noel im Katalog von 1839 erwähnten, bisher nicht veröffentlichten und verkommenen Inschriftstückes gedacht. Dort heisst es:

Steph.-Inschrift.

Q O

RIP·F·IDE

Sollte Steph. etwa auf die Stephanskapelle als Fundort deuten oder die dortige Strasse „an St. Stephan" bezeichnen? Das Bruchstück scheint zu einem Weihestein gehört zu haben, worauf et ide(m) führt. Vielleicht gelingt andern eine wahrscheinliche Deutung; denn, besonders bei der völligen Ungewissheit, wie der Stein abgebrochen war, bleibt ein sich leicht anbietendes (aram Iovi conservato)ri posuit immer sehr gewagt. Der Weihende könnte Equonius (Brambach 1848) geheissen, der Schluss etwa et idem signum dedicavit gelautet haben, so dass ein Altar mit einer Bildsäule gemeint wäre.

H. Düntzer.

Digitized by Google

6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzialmuseum zu Bonn.

Hierzu 1 Holzschnitt.

26.

Römische Inschriften von Bonn.

Bei den Erdarbeiten für die Fundamentirung des Neubaues des Bäckermeisters Hagen hierselbst an der Ecke des Rosenthales und des Rheindorferwegs stiess man auf die äussere Umfassungsmauer des Bonner Castrums. In der Nähe derselben wurde an der Krone des vorliegenden Wallgrabens eine Reihe von römischen Inschriftsteinen gefunden, welche durch Mörtel mit einander verbunden und zum Theil damit überdeckt als Werksteine für ein, wie es scheint, mittelalterliches Gebäude verwendet worden waren.

Zunächst fand sich ein 1,34 m langer, 59 cm hoher und 36 cm tiefer, sehr schwerer Steinblock von Drachenfelser Trachyt mit der nachstehenden Grabschrift, deren Buchstaben nicht sehr tief eingehauen sind.

D · M
AVRELI·ARVSENI·TVRESI·VET·EX LEG·
I·M·ET·AVRELI·AVITIANI·FILI·H·H·F·C·
ET· SIBI SECVNDINIA· AVITA· VI
VA· F·C· ET SVB· ASCIA· D · D

D(is) m(anibus) Aureli(i) Aruseni Turesi vet(erani) ex leg(ione) prima M(inervia) et Aureli(i) Avitiani fili(i) heredes f(aciendum) c(uraverunt) et sibi Secundinia Avita viva f(aciendum) c(uravit) et sub ascia d(edit) d(edicavit).

Die Buchstaben der einzelnen Zeilen sind durchschnittlich 4 cm hoch und alle ziemlich gleich, mit Ausnahme der I, welche meistens etwas über die anderen Buchstaben herausragen.

In *Turesi* der ersten Zeile möchte ich die Heimathsbezeichnung des *Aurelius Arusenus* sehen; denn einen Veteranen mit einem doppelten

Digitized by Google

Geschlechtsnamen hier anzunehmen, will mir weniger in den Sinn. Freilich einen Ortsnamen, von dem das Adjektivum *Turesus* abgeleitet sein könnte, vermag ich bis jetzt nicht nachzuweisen, es sei denn, dass *Turum*, welches nach der Angabe des Itinerarium des Antoninus in Noricum lag, gemeint sei.

Noch verdient beachtet zu werden, dass der verstorbene Sohn, dem mit dem Vater gemeinsam die Erben den Gedächtnissstein errichtet haben, ein Cognomen führt, welches an das Cognomen der Mutter erinnert. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die zuletzt auf dem Steine genannte Secundinia Avita, welche sich bei Lebzeiten den Grabstein setzte, die Frau des Veteranen Aurelius Arusenus und die Mutter des Aurelius Avitianus gewesen ist.

Was die am Schluss der Inschrift angewendete Formel *sub ascia d(edit) d(edicavit)* anlangt, so kommt dieselbe auf rheinländischen Inschriften sehr selten, dafür um so häufiger auf Grabsteinen in und um Lyon, daneben auch in der Schweiz und Oberitalien vor. Ueber die Bedeutung derselben gehen die Meinungen der Neueren sehr auseinander und ist bereits seit älterer Zeit eine ziemlich umfangreiche Litteratur erschienen. Diejenige Erklärung, welche heutzutage am meisten Anklang gefunden hat, ist die von Maffei Mus. Veron. S. 165, welche auch Boissieu (Inscr. de Lyon S. 103 ff.) neuerdings zu begründen versucht hat, dass durch diese Formel ein Grabmal als frisch von der Hacke weg, als vorher noch nicht gebraucht bezeichnet werde, während Andere mit Judas (Revue archéol. XV, 1858, S. 369 ff.) darin eine symbolische Beziehung auf den Tod haben finden wollen. Maffei's Ansicht empfiehlt sich zwar sehr durch ihre Einfachheit, allein eine erschöpfende und allseitig befriedigende Erklärung der eigenthümlichen Ausdrucksweise scheint damit noch nicht gefunden zu sein.

Zu dieser allein vollständig erhaltenen Inschrift kommen die nachstehenden drei, leider alle fragmentirten Grabsteine.

Zunächst ein schwerer Block von gelbem Sandstein, an seiner besterhaltenen Stelle oben 87 cm breit, ebenso links vom Beschauer 62 cm hoch, während die rechte Seite unten abgebrochen ist, und 41 cm tief. Auf ihm befindet sich folgende Grabschrift, deren ziemlich regelmässige Buchstaben 6 cm hoch sind:

Digitized by Google

D
LIBERALINIO VITALIEC
IMMATVRINA GALET
CONIVGI IN COPARI
SVBITo DESIDERAT
. . . . . .

Die Inschrift ist, wie der Augenschein lehrt, unten und an der rechten Seite vom Beschauer unvollständig. Wie viele Buchstaben in jeder Zeile verloren gegangen sind, lässt sich noch glücklicher Weise mit einiger Gewissheit berechnen, da der Ausfall der ersten Zeile feststeht. Denn der Schluss dieser Zeile ist, da der letzte Buchstabe nur ein Q gewesen sein kann, zu ergänzen *eq. leg. I Min.* oder *eq. leg. I M.* Demnach fehlen am Ende jeder Zeile jetzt 4 bis 5 Buchstaben. Das Erhaltene wird demgemäss in folgender Weise wieder herzustellen sein:

D(is) [*m(anibus)*] *Liberalinio Vitali eq(uiti)* [*leg(ionis) primae M(inerviae)*] *Immaturina Galet*[*ana?*] *coniugi incompara*[*bili*] *subito desiderat*[*o*] . . . . . .

Der Geschlechtsname der Frau scheint neu zu sein; wenigstens entsinne ich mich bis jetzt nicht, demselben auf Inschriften begegnet zu sein. Dabei bemerke ich ausdrücklich, dass Immaturina und nicht Immaturinia auf dem Steine steht. Ob die vorgeschlagene Ergänzung des Cognomens das Richtige trifft, wage ich nicht zu entscheiden.

Der zweite Grabstein besteht ebenfalls aus gelbem Sandstein und ist an der rechten Seite gemessen 58 cm hoch, 72 cm breit und 42 cm tief. Die Buchstaben der stellenweise stark durch Abscheuern mitgenommenen Inschrift haben eine durchschnittliche Höhe von $4^1/_2$ cm.

Die Inschrift selbst lautet nach meiner mehrfach revidirten Abschrift folgender Massen:

. . . . . OTOR /////
MILIT·DVPLARIOLEG
I·M·DEC·MINIA VERINA//
CONIVGI INCOPARA/////
. . . . . IVA·F·C/////

Der Wortlaut der Inschrift steht im Allgemeinen fest. Schwierigkeiten bereitet bloss der Schluss der ersten Zeile, welche nach der

gewöhnlichen Fassung der Sepulcralinschriften die Namen des verstorbenen Soldaten der ersten Legion, dessen Gedächtniss der Grabstein gewidmet war, enthalten haben muss. Der Stein zeigt an dieser Stelle eine Vertiefung, welche durch Abschürfung entstanden zu sein scheint. Nach dem vorhandenen Raume können sehr wohl zwei Buchstaben dort gestanden haben. Es ist daher ungewiss, ob die sich sonst darbietende Ergänzung des Namens *Vi*CTORi das Richtige trifft, oder ob *Vi*CTORI*no* zu lesen ist.

Der hier genannte Soldat der ersten Legion gehörte zu denjenigen, welchen die Begünstigung zu Theil geworden war, eine doppelte Besoldung zu erhalten für geleistete Dienste. Vgl. Varro de l. l. V, 90.

In der vierten Zeile ist durch ein Versehen des Steinmetzen der Buchstabe *n* im Worte *inconparabili* ausgelassen worden. — In der fünften Zeile ist nach dem Vorgange ähnlicher Inschriften *et sibi viva* ohne Zweifel zu ergänzen.

Demnach ist das Ganze folgender Massen zu lesen:

. . . . . [*Vi*]*ctor*[*i?*] *militi duplario leg*(*ionis*) *primae M*(*inerviae*) *Decuminia Verina coniugi inco*[*n*]*para*[*bili et sibi vi*]*va f*(*aciundum*) *c*(*uravit*).

Der vierte Grabstein endlich, welcher oben noch Reste von ehemaliger Verzierung aufweist, besteht ebenfalls aus gelbem Sandstein. Auch er ist an allen Seiten verstümmelt. Seine Höhe beträgt jetzt an der linken Seite vom Beschauer, welche am besten erhalten ist, gemessen 57 cm, seine Breite 77 cm und seine Tiefe 44½ cm. Namentlich hat die rechte Seite stark gelitten, in Folge dessen am Schluss der einzelnen Zeilen der Inschrift mehrere Buchstaben fehlen. Ebenso ist der Stein auf der Stirnseite oben sehr abgescheuert und verwittert, woran die ausserordentliche Weichheit des Steines, den ausserdem die Feuchtigkeit des Bodens sehr mitgenommen hat, ein gut Theil der Schuld trägt. Die aus vier Zeilen bestehende Inschrift selbst, deren Buchstaben 4½ cm hoch sind, lautet nach meiner Abschrift folgender Massen:

H A E D A V V O N//// O V
B F · L · LEG · I · M · O////// I T O ·
S T I P · XXIII · G E N I A L I N I
I V S T I N A C O N I V X

Die Lesung der ersten Zeile ist an mehreren Stellen nicht ganz sicher. Das auf die beiden ersten Buchstaben, deren Lesung vollkommen

Digitized by Google

feststeht, folgende Zeichen kann, da es einerseits ziemlich nahe an dem Schenkel des vorhergehenden A steht, andererseits durch einen grösseren Zwischenraum von der senkrechten Hasta des folgenden Buchstabens getrennt ist, entweder nur ein E oder ein L gewesen sein. Für welchen von beiden Buchstaben die grössere Wahrscheinlichkeit spricht, ist um so schwerer zu entscheiden, als gerade diese Stelle ganz besonders verwittert ist und die dort vorhandenen zufälligen Sprünge und Risse im Stein leicht irre zu führen im Stande sind. Der darauf folgende Buchstabe, dessen untere Rundung deutlich erkennbar ist, kann nur ein D sein. Wenn gleich von dem fünften und siebenten Buchstaben bloss Theile noch vorhanden sind, und zwar von A der hintere Schenkel nebst dem oberen Ansatz des Vorderschenkels, von V nur der untere Theil, wo beide Schenkel zusammentreffen, so kann doch über ihre Existenz kein Zweifel aufkommen. Von dem an drittletzter Stelle befindlichen N ist die zweite Hasta jetzt durch eine Lücke im Stein verloren gegangen. Ob diese Lücke auch noch das vor O jedenfalls zur richtigen Namensform unentbehrliche I absorbirt hat oder ob dasselbe mit N zu einem Buchstaben verbunden war, lässt sich bei der Beschaffenheit des Steins gerade an dieser Stelle kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit entscheiden. Demgemäss scheint der Geschlechtsname des Verstorbenen *Haedavvonius* gewesen zu sein. Der am Schluss der ersten Zeile stehende Buchstabe V ist höchst wahrscheinlich der Anfangsbuchstabe des Cognomens, das nach Massgabe der Länge der übrigen Zeilen aus höchstens vier bis fünf Buchstaben bestanden haben kann, wie z. B. *Varus, Verus,* oder *Umber, Ursus* u. s. w.

Hinter OBITO, von dessen B in Folge einer Beschädigung des Steines nur noch schwache Spuren vorhanden sind, fehlt die Angabe des Lebensalters. Da der Verstorbene 23 Dienstjahre zählte, so wird für den Fall, dass er ziemlich früh eingetreten ist, etwa als sein Lebensalter AN. oder ANN. XL mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum zu ergänzen sein.

Die ganze Inschrift mag daher beispielsweise folgender Massen gelautet haben:

Haedavvonio V[ero?] b(ene)f(iciario) l(egati) leg(ionis) primae M(inerviae) obito [an(norum) XL?], stipendiorum trium et viginti Genialin[a] Iustina coniux [f(aciundum) c(uravit)].

Ausser diesen Grabsteinen, von welchen drei mit Sicherheit, der vierte höchst wahrscheinlich Soldaten der ersten Legio Minervia an-

Digitized by Google

gehören, sind auch zwei grosse Blöcke zu Tage gefördert worden. Dieselben bestehen beide aus Drachenfelser Trachyt.

Der erste ist 55 cm hoch, 47 cm breit und 79 cm tief, der zweite 51 cm hoch, 67 cm breit und 77 cm tief. Wenn gleich die Grössenverhältnisse beider Steine eher gegen als für ihre Zusammengehörigkeit zu sprechen scheinen, so beweist die Uebereinstimmung der Buchstaben der auf ihnen eingemeisselten Inschriften hinsichtlich ihrer Grösse, ihrer Form und ihres Charakters, dass sie Theile eines und desselben Monumentes sind, dessen Inschrift sich über eine ganze Reihe von Steinen fortgesetzt hat. Die Inschrift des ersten Blockes enthält bloss zwei Worte, deren jedes eine Zeile für sich einnimmt, nämlich

C O S

P O T I

co(n)s(ul) . . . . [trib(uniciae)] pot(estatis) I . . . . . .

Die Buchstaben der ersten Zeile sind 12 cm, die der zweiten 11 cm hoch. Der zweite Stein enthält ein einziges Wort nämlich

F E C I T

dessen Buchstaben eine Höhe von 11 cm haben. Wir haben es hier also mit der Inschrift eines grossen Gebäudes zu thun, und da die Steine hart vor der Umfassungsmauer des alten römischen Lagers von Bonn ausgegraben worden sind, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass die Inschrift sich auf die Erbauung resp. Wiederherstellung eines Theiles desselben dereinst bezogen hat. Um so mehr ist es zu bedauern, dass die Ungunst der Verhältnisse diejenigen Quadern einstweilen noch nicht hat finden lassen, welche die näheren Angaben zu dem auf dem ersten Steine erwähnten Consulate und der tribunicia potestas enthielten. Denn durch ihre Kenntniss würde es uns ermöglicht sein, den Namen des Kaisers und zugleich die Zeit des Baues zu erforschen. Jetzt lässt sich nur so viel sagen, dass die Form der Buchstaben nach meinem Dafürhalten auf das zweite Jahrhundert und zwar auf die Zeit der Antonine als die muthmassliche Zeit der Errichtung des Baues hinweist; also auf dieselbe Zeit, welcher auch die ebenfalls aus dem Castrum stammende Ehreninschrift angehört, welche ich in diesen Jahrbüchern Heft LXVII S. 65 ff. veröffentlicht habe.

Digitized by Google

27.

Grabfund von Köln.

Bei Erdarbeiten, welche in diesem Frühjahr für die Errichtung eines Neubaues an der Luxemburger Strasse in der Neustadt von Köln ausgeführt wurden, stiess man auf mehrere römische Grabstätten. Zunächst fanden sich zwei grosse Särge von Sandstein, welche ausser Knochen gar nichts enthielten. An eine Beraubung in früherer Zeit ist nicht zu denken, weil dieselben noch bei ihrer Blosslegung fest verschlossen waren und mit Gewalt geöffnet werden mussten. In einiger Entfernung von diesen Steinsärgen lagen in der blossen Erde von einander zerstreut die Reste einer kleinen Kassette oder vielmehr die Beschlagstücke derselben von Bronze. Es sind dünne Bronzebleche von gleicher Länge, aber verschiedener Breite. Die Aussenseite sämmtlicher Plättchen ist durch eine Reihe sehr fein eingedrehter Kreise in der Mitte und ausserdem an dem nicht zur Bekleidung der Ecken des Kästchens unmittelbar dienenden Ende der Breitseite mit Ornamenten in durchbrochener Arbeit geschmückt. Die zwei kleineren Plättchen, welche je 63 mm lang und 40 mm breit sind, sind an einer Langseite und an einer Breitseite umgebogen, dagegen die beiden grösseren 48 mm breiten, und ebenfalls 63 mm langen Plättchen bloss an der Breitseite umgebogen. Dazu kommt noch ein in gleicher Weise verziertes Plättchen von 80 mm Länge und 38 mm Breite, welches in der Mitte einen beweglichen Ring als Handhabe zum Aufheben des Deckels der Kassette hat und ein ebenso langes, 63 mm breites Schlossblech, in welchem ein unseren heutigen Schlüsseln ähnelnder kleiner, $4^1/_2$ cm langer Drehschlüssel mit hohlem Schafte[1]) und mit dem Barte parallel gerichteten Ringe steckte.

Innerhalb des kleinen Raumes, welcher durch die vorhin beschriebenen zerstreut liegenden Theile des Kassettenbeschlages begrenzt wurde, wurden zuvörderst vier geschlossene Armspangen aufgelesen, deren Durchmesser zwischen 59 und 61 mm variirt. Drei derselben bestehen aus einem sehr dünnen, schmalen, kantigen Bronzestabe, dessen Aussenseite ein Wellenlinienornament zeigt; der vierte dagegen von 57 mm Durchmesser hat einen ganz flachen, 1 mm breiten und 2 mm starken,

1) Vgl. von Cohausen in seinem lehrreichen Aufsatz „Die Schlösser und Schlüssel der Römer" in den Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. Bd. XIII, 1874, S. 146.

Digitized by Google

unverzierten Stab. Diese im Verein mit dem ebenfalls in ihrer Nähe liegenden Armband von Gagat mit nach innen geradem, nach aussen hin gewölbtem starken Stabe lassen über die Bestimmung des Kästchens zum Toilettenkasten keinen Zweifel aufkommen. Ausserdem fanden sich noch im Bereiche jener oben beschriebenen Beschlagstücke ein zierliches, $13^3/_4$ cm langes Löffelchen von Bronze, dessen jetzt fragmentirter Stiel sich allmählich verstärkt und an den vermittelst eines kleinen Kniees die ovale Schaale angesetzt ist; ein gut erhaltener, $14^3/_4$ cm langer Bronzestilus, der oben mit einem wie ein Daumennagel aussehenden Glätter versehen ist; sowie ein $4^1/_2$ cm langer, oben in ein kleines starkes Querstäbchen endigender Stift oder Nagel von Bronze, der mit einem Geräth verbunden gewesen zu sein scheint.

Von Glassachen fand sich nur eine kleine, 7 cm hohe, hart unter dem Rande leicht eingeschnürte Kuppe von weissem Glas mit schöner Irisirung.

Endlich lag dabei eine $10^1/_2$ cm hohe fragmentirte Figur von weissem Kalkstein. Dieselbe stellt einen auf einer viereckigen Basis hockenden nackten Mann mit vorgelegtem, nach dem Körper gezogenem rechtem Beine dar. Auf dem Knie des auf den Boden aufgesetzten linken Beines ruht die linke Hand, während die rechte Hand einen jetzt durch Verwitterung undeutlich gewordenen Gegenstand vor sich hin hält und an die Brust drückt. Der rechte Arm unterhalb der Achsel bis unterhalb des Ellenbogens fehlt jetzt, ebenso der Hals und der Kopf. Die ganze Figur zeigt, mit Ausnahme des auffallend langen Leibes gute Körperverhältnisse. Sie scheint ehedem auf einem Geräthe oder Gefässdeckel als Verzierung angebracht gewesen zu sein. Denn an drei Ecken der Basis — die vierte Ecke ist lädirt — finden sich wagerechte Löcher eingebohrt zur Aufnahme von Zapfen.

Was dem Grabinhalte aber eine erhöhte Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass mitten unter den zwischen den Kassettenresten liegenden Gegenständen eine Münze und neben denselben das Fragment eines römischen Grabsteins von Jurakalk zu Tage gefördert wurde. Beide geben einen Anhalt für die Zeit, welcher das Grab zuzutheilen ist. Die Münze ist ein Mittelerz des Kaisers Antoninus Pius, welches weniger durch langen Gebrauch als vielmehr durch starke Oxydation gelitten zu haben scheint. Auf dem Avers befindet sich der belorbeerte Kopf des Kaisers n. r. mit der Umschrift [ANT]ONINVS AVG PIVS PP IMP. Auf dem sehr mitgenommenen Revers ist eine nach rechts schreitende weibliche Figur mit einem Speer in der erhobenen

Digitized by Google

Rechten zwischen den Buchstaben S. C dargestellt. Von der Umschrift ist nur noch . . . . . COS IIII erkennbar. Das Grab selbst wird desshalb der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuzuschreiben sein. Diese Altersbestimmung erhält einigermassen eine Bestätigung durch den Charakter der Buchstaben der dabei gefundenen Inschrift. Denn diese weisen hinsichtlich ihrer Form und Güte ebenfalls auf die oben angegebene Zeit hin. Leider ist der Grabstein, den wir nach den Fundumständen in enge Beziehung zu dem Grabfunde bringen müssen, nur zur Hälfte erhalten. Denn die ganze linke Hälfte des Steines vom Beschauer aus sowie die obere Parthie fehlen jetzt. Das erhaltene Bruchstück ist jetzt an der rechten Kante gemessen 50 cm hoch und unten 38 cm breit. Die Inschrift lautet folgender Massen:

I N V S
BI · FECT
I N I A E
E · O B I T A E
A R I S S I M Æ

.... *inus* .... [*si*]*bi fecit* [*et*] .... *iniae* ..... *ae obitae* .....[*c*]*arissimae.*

Wie die einzelen Namen zu ergänzen sein werden, kann nur mit Sicherheit durch Auffindung des fehlenden Restes der Inschrift selbst entschieden werden. Nur das steht fest, dass sie das Grabmal einer Frau zierte. Leider erfahren wir weder nähere Details über die Persönlichkeit des Errichters des Denkmals noch der Verstorbenen, deren Andenken dasselbe gewidmet war, noch in welchen verwandtschaftlichen Beziehungen beide Personen zu einander gestanden haben. Aber eine Kenntniss, welche wir aus den erhaltenen Inschriftresten schöpfen, ist doch von Belang. Der Umstand nämlich, dass die in dem Grabe beerdigte dem weiblichen Geschlecht angehört hat, ist ein neuer Beleg für die Wahrscheinlichkeit der früher von uns ausgesprochenen Vermuthung, dass wir es in den vorgefundenen Beschlagstücken von Bronzeblech und den übrigen Gegenständen mit dem Toilettekasten einer römischen Dame zu thun haben, welcher derselben nebst dem Inhalte von ihren Angehörigen mit ins Grab gegeben worden ist.

Zum Schluss bemerke ich noch, dass der ganze Inhalt des vorher beschriebenen Grabfundes in den Besitz des hiesigen Provinzialmuseums übergegangen ist.

Digitized by Google

28.

Verzierter Metallbuckel.

Unser Verein besitzt in seiner Sammlung von römischen Alterthümern unter Anderem auch ein reich ornamentirtes Schmuckstück, welches der untenstehende Holzschnitt[1]) in seiner natürlichen Grösse veranschaulicht. Sein Fundort ist zwar nicht näher bekannt. Indessen ist es aus mehr als einem Grunde wahrscheinlich, dass dasselbe entweder in Köln selbst oder doch in seiner nächsten Umgebung gefunden worden ist. Denn es stammt aus einer Privatsammlung, welche durchgehends aus kölnischen Fundstücken gebildet worden ist. Es ist ein Metallbuckel von $5^1/_2$ cm Durchmesser, der jedenfalls bestimmt

war, auf Leder befestigt zu werden. Dies beweisen die an den vier auf der Rückseite des Buckels befindlichen Oesen mittelst kleiner Haken befestigten Metallstreifen, an deren Innenseiten noch die kleinen Stifte zum Einstecken an einigen Stellen herausragen. Der ganze Buckel sowie die Metallstreifen sind mit sehr dünnem Silberblech überzogen, in welches Verzierungen eingeschnitten sind, was ihm ein besonderes Interesse verleiht und daher seine Veröffentlichung in diesen Jahrbüchern nicht überflüssig erscheinen lassen mag. Das Ueberziehen von Stoffen aller Art mit Gold- und Silberblechen ist zwar von den ältesten Zeiten her in der antiken Kunst viel geübt worden, allein solche mit ornamentirten Silberplättchen bekleideten Gegenstände

1) Ich bemerke, dass einzelne beschädigte Stellen des Originals in der Abbildung vom Zeichner ergänzt sind.

Digitized by Google

zählen in unseren Rheinlanden doch zu den selteneren Vorkommnissen[1]). Der Buckel zeigt zunächst eine von einem breiten umfallenden Rande eingeschlossene schalenartige Vertiefung, aus deren Mitte sich ein ganz gleicher kleinerer Buckel mit einem Bronzeknöpfchen erhebt. Den abfallenden Theil des breiten Randes sowie das vertiefte Feld ziert ein fein empfundenes Rankenwerk mit länglichen schmalen Blättchen und runden Beeren. Zwischen diese mischt sich in dem vertieften Felde in bestimmten Abständen ein grösseres gezacktes Blatt, während Rand und Feld durch einen mit einem Wellenlinienornament verzierten Leisten getrennt werden. Der in der Mitte befindliche kleinere Buckel ist in seinem ebenfalls vertieften Felde durch vier in Gestalt eines griechischen Kreuzes von der Mitte nach dem Scheitel des Randes hinauflaufende Streifen abgetheilt, der Rand selbst durch kleine Blättchen verziert. Dasselbe Motiv der Ornamentirung mit Früchten und Blättern, nur in anderer Gruppirung, tritt auch auf den zur Befestigung dienenden Bronzestreifen uns entgegen. Sämmtliche Verzierungen sind, wie ich schon oben bemerkt habe, in die Silberplattirung eingeschnitten, und sichern durch ihre treffliche Ausführung in Zeichnung und Technik dem Ganzen eine schöne Wirkung.

1) Vgl. Lersch, Apollon der Heilspender. Bonner Winckelmannsprogramm. 1847, S. 4 ff.

Bonn. Josef Klein.

Digitized by Google

7. Römisches aus Rheinhessen.

Der von der Eisenbahnlinie Mainz - Alzey - Kaiserslautern durchschnittene Thalkessel im Kreise Mainz, an dessen Eingange Klein-Winternheim liegt, dessen Nordwestrand durch die Ortschaften Ober-Olm, Essenheim, Stadecken bezeichnet ist und in den bei Nieder-Olm die Selz, die alte Salusia, eintritt, hat sich von jeher als eine reiche Fundstätte römischer Alterthümer erwiesen. Insbesondere hat Klein-Winternheim und seine Umgebung eine Menge bedeutsamer Funde geliefert, unter denen einige Steindenkmale an Werth hervorragen. So besitzt das Mainzer Museum aus dem genannten rheinhessischen Dorfe einen in zwei Stücke gespaltenen interessanten Votivstein, dessen Inhalt noch nicht vollständig klar ist (Becker, Katal. der Mainzer Inschr. 105; Brambach, Corp. inscr. Rhen. 925), ferner den für die Kenntniss der Tracht und Bewaffnung des römischen Legionärs hochwichtigen, prachtvollen Grabcippus des P. Flavoleius Cordus von der Legio XIV gemina, der den Verstorbenen im vollen Schmuck der Waffenrüstung darstellt (Becker 167, Brambach 923, Lindenschmit, Alterthümer I, IX, 4), ausserdem den in fränkischer Zeit zum Grabsarge ausgehöhlten Cippus eines römischen Reiters (Becker 227, Brambach 926), als dessen Deckel der eben erwähnte Grabstein diente, und den Sarkophag der Augustalinia Afra, der Gattin des Hauptmanns Primanius Primulus von der 22. Legion (Becker 237, Brambach 922). Ausserdem sind eine grosse Anzahl kleinerer Alterthümer aus Klein-Winternheim in den Besitz unseres Museums gelangt. Eine kleine, in Goldblech getriebene Frauenbüste, die Herr Dr. J. Prestel in Mainz erworben hat, stammt gleichfalls aus Klein-Winternheim (Korrespbl. d. Westd. Zeitschrift, III, 136). In Klein-Winternheim selbst befindet sich noch ein römischer Sarkophag, nämlich der der Marcellinia Marcella, der Gattin des Decurio Julius Paternius von der indianischen Schwadron (so genannt nach ihrem Begründer, dem Treverer Julius Indus). Der Sarkophag stand früher im Pfarrhofe und ist jetzt als Brunnentrog vor einem Laufbrunnen in

Digitized by Google

der Mitte des Dorfes aufgestellt. Die Inschrift ist besonders darum merkwürdig, weil sie das einzige erhaltene Zeugniss der ala Indiana in der Mainzer Gegend ist (eine früher vorhandene Mainzer Inschrift dieses Truppentheils ist verloren gegangen); auch bedarf der Text, obwohl schon mehrfach veröffentlicht, einer sorgfältigen Nachprüfung, die an Ort und Stelle nicht mit genügender Sicherheit erfolgen kann; darum hat der „Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer" in Mainz wegen der Erwerbung des Sarkophages Schritte gethan, und dieser wird in Bälde der Steinurkundensammlung unseres Museums einverleibt sein. Nach diesen Funden scheint es, dass in der genannten Thalgegend die in Mainz garnisonirenden römischen Offiziere sich behagliche Landsitze einzurichten pflegten.

Der ganze Thalkessel von Klein-Winternheim sammt seinen Rändern muss in römischer Zeit unter einer lebhaften und auch in den Ansprüchen an die Bequemlichkeit und den äusseren Schmuck des Lebens hochgesteigerten Kultur gelegen haben. Ueberall treten dem Auge an den Gewanngrenzen weissschimmernde Haufen aufgeschichteter Kalkbruchsteine entgegen, untermischt mit gut gerichteten Mauersteinen und keilförmig geschnittenen Pflastersteinen mit gewölbter Oberfläche. Auch Quader fehlen nicht. Zu solchen Haufen hat der Landmann die Steine zusammengelesen, auf die die Rodhacke bei der Bereitung des Weinbergs oder die Pflugschar beim Ackern stiess. Gewöhnlich wurden die Steine nur bis zu solcher Tiefe ausgebrochen, als sie der Bearbeitung des Bodens hinderlich waren. Wo aber grössere Quader oder Treppensteine sich fanden, die die Mühe des Ausbrechens und des Transportes lohnten, ward das römische Mauerwerk als Steinbruch benutzt. So stecken in vielen ländlichen Gebäuden jener Gegend römische Werkstücke; manche Keller- und Haustreppe besteht aus römischem Material; mancher Brunnentrog hat ehemals eine römische Leiche geborgen. Dabei sind alle Felder mit römischen Trümmerstücken übersäet; Gefässscherben gewöhnlicher rother, gelber, schwarzer Thonwaare, Stücke feinerer, verzierter Waare aus samischer Erde, Flach- und Hohlziegel, bauchige Stücke und Henkel dickwandiger Amphoren und Dolien sind über die Aecker und Weinberge in Massen verstreut. Zahllos sind die römischen Münzen, die sogenannten „Heidenköpfchen", sehr zahlreich die Gewandspangen, die dort aufgelesen worden sind und noch fortwährend sich finden. Vielfach erfährt man aus dem Munde von Landleuten, dass da und dort ein altes Kellergewölbe, ein aus Platten zusammengestellter Wasserkanal angetroffen worden sei.

Digitized by Google

Auch will ich nicht versäumen, der im Volksmunde verbreiteten Sage zu gedenken, dass zwischen Oppenheim und Ober-Olm die „drei goldenen Sauköpfe“ (nach anderer Ueberlieferung ist es nur einer) begraben liegen.

In der geschilderten Gegend Rheinhessens ist es besonders eine Flur, die im Jahre 1884 die Aufmerksamkeit der Fachwissenschaft auf sich gelenkt hat. Es ist der südöstliche Rand des Kessels, wenig unterhalb des Kammes des Höhenrückens. Die ganze Flur führt den Namen „das Loh“; wo sie sich nach Norden abdacht, schliessen sich die Fluren „Füllkeller“ und „Heidenkeller“ an. Der Name „Loh“ weist auf frühere Bewaldung hin. Auch ist es undenkbar, dass eine so rege Besiedelung in dieser Gegend einst möglich gewesen sein sollte, wenn nicht in der wasserarmen Kalkformation durch Waldwuchs die Feuchtigkeit erhalten worden wäre. Nur an beiden Enden der Abdachung im Nord-Osten, wie im Südwesten, treten Quellen zu Tage, deren Nymphen ich mit meinen Ausgrabungsgenossen für das in den heissen Frühlingstagen des Jahres 1886 köstlich erfrischende Nass, das sie uns aus ihrer Urne gespendet, hiermit meinen Dank „laetus lubens merito“ darbringe. Die Flur „Loh“ gehört zur Gemarkung Ober-Olm, die hier in spitzem Winkel scharf zwischen die Gemarkungen Klein-Winternheim und Ebersheim einschneidet. Die Grundbesitzer sind meist Bewohner von Klein-Winternheim. Wegen der Wasserarmuth, der Durchsetzung des Bodens mit alten Mauertrümmern, der grossen Entfernung von den Ortschaften und der Schwierigkeit des Landbaues bei der steilen Absenkung hat das Gelände auf dem „Loh“ geringen Werth. Der Abhang des „Loh“ zeigt eine in schmalen, langen riemenartigen Grundstücken terrassenförmig ansteigende Kultur, entsprechend den Lagerungen des Kalkbodens. Die äusseren Ränder dieser Kalkterrassen liegen hoch; darum sind die einzelnen Grundstücke durch mehr oder minder steile Böschungen getrennt.

Auf dem „Loh“ stiess ein Landwirth aus Klein-Winternheim, als er einen seit längerer Zeit brach liegenden Acker zum Weinberg roden wollte, auf römisches Mauerwerk. Dies veranlasste ihn, tiefer zu graben und das Mauerwerk bis auf die Fundamente grossentheils auszubrechen. Dabei fand er starke Brandschichten und an der südlichen Langgrenze seines Ackers ganz hervorragende, höchst merkwürdige Funde. Das wichtigste Stück ist eine Metallvotivtafel aus vernickelter Bronze (oder aus Weissbronze), die ehemals silberplattirt war; an einem der seitlichen Ohren haftet noch die Silberlamelle. Die Tafel ist 0,1 m hoch, 0,184 m

Digitized by Google

breit und 0,003 m dick. Die überaus merkwürdige Inschrift besagt, dass A. Fabricius Veiento, zum drittenmale Konsul, Mitglied des heiligen Fünfzehner-Kollegiums, Mitglied der augustalischen, flavialischen und titialischen Bruderschaft, und seine Gattin Attica der Göttin Nemetona ein Weihgeschenk gestiftet haben. Wir haben hier ein Mitglied der höchsten Aristokratie des kaiserlichen Roms vor uns, einen in den bürgerlichen und priesterlichen Würden bis zu den obersten Stufen erhobenen Mann, den Freund mehrerer Kaiser, der besonders dem Kaiser Nerva nahe stand, einen Mann, dessen die zeitgenössischen römischen Dichter und Prosaiker öfters gedenken. Dieser stiftet bei seiner Anwesenheit in Obergermanien der Nemetona infolge eines Gelübdes ein Weihgeschenk. Da die Nemetona auf einer römischen Inschrift aus der Gegend von Altripp mit dem Mars zusammen genannt wird, dürfen wir sie für eine germanische Gottheit des Krieges halten. Aus den auf unserer Votivtafel aufgezählten Priesterwürden des Stifters geht hervor, dass die Widmung zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein muss. Als den genaueren Zeitpunkt dieser Stiftung hat Mommsen in einem Briefe an mich das Jahr 97 n. Chr. wahrscheinlich gemacht, in dem A. Fabricius Veiento als Mitglied der feierlichen Senatsgesandtschaft an den Rhein gekommen sein muss, um dem Statthalter von Obergermanien, Trajan, seine Adoption durch den Kaiser und die Erhebung zum Mitregenten zu überbringen, eine Ehrensendung, mit der auch die für jene Zeit ungewöhnliche Verleihung des dritten Konsulats zusammenhängen wird. Demnach wäre unsere Tafel bei Gelegenheit eines welthistorischen Ereignisses gewidmet. Denn was die Erhebung des Trajan zum Mitregenten und bald auch zum Kaiser für den Bestand des römischen Reiches und somit auch der ganzen alten Kultur bedeutet, ist allbekannt.

Das Wesen der Nemetona als einer germanischen Kriegsgottheit wird bestätigt durch die ganz ungewöhnlichen Funde, die der Ackersmann von Klein-Winternheim mit der beschriebenen Votivtafel zusammen antraf: es sind höchst sonderbare Waffenstücke, Lanzenklingen in Schilfblatt- und Rautenform von ganz ausserordentlicher Grösse, aber ohne Schliff und deswegen und wegen ihrer wahrhaft ungeheuerlichen Grösse zu kriegsmässigem Gebrauche untauglich. Ihre Erklärung steht noch nicht fest. Einige halten sie für römische Artilleriegeschosse; aber, abgesehen von dem Mangel eines Schneidenschliffes, konnten sie schon wegen der Gewichtsvertheilung (dünne Tülle bei sehr breitem Blatt) als solche nicht verwandt

Digitized by Google

werden. Andere erklären sie als Aushängestücke einer Schwertfegerwerkstätte. Ich halte sie für Weihgeschenke, für Anathemata, einmal wegen des Inhaltes der mit ihnen gemeinsam gefundenen Votivtafel und ferner wegen der Art, wie die Tafel befestigt gewesen sein muss. Sie hat nämlich in der Mitte der beiden Langseiten, nahe am Rande, zwei Löcher zum Aufheften. Demnach war sie nicht an einer Wand oder Fläche befestigt; sonst wären die Löcher in den Ecken angebracht. Die Lage der beiden Durchbohrungen erklärt sich nur durch die Annahme, dass die Votivtafel an einem dünnen Schafte angeschlagen war, und zwar, wie ich glaube, an dem Schafte einer der mächtigen Lanzenklingen. Das ganze Anathem müssen wir uns alsdann als in einen Sockel eingelassen oder schwebend aufgehängt denken, und der Ort, wo die Weihgeschenke aufgestellt waren, muss ein in der Mainzer Gegend liegendes Heiligthum gewesen sein, in dem Nemetona, vielleicht mit Mars zusammen, verehrt wurde. Ob dies Heiligthum an der Fundstelle gestanden, ist fraglich, ja nach dem Ergebniss der weiter unten zu schildernden Ausgrabungen unwahrscheinlich; vielleicht sind die Fundstücke dorthin verschleppt worden (die Inschrift habe ich im Korrespbl. der westd. Zeitschr. III 92 veröffentlicht; im Herbst 1885 habe ich sie der archäol. Sektion der deutschen Philologenversammlung in Giessen vorgelegt, vergl. Verhandl. der 38. Philologenversammlung, Leipzig, Teubner, 1886, S. 209 f.; Mommsens Brief ist im Korrespbl. der westd. Zeitschr. III, 117 abgedruckt).

Ausser den eben erwähnten merkwürdigen Waffen ward ein mächtiges konisch verjüngtes Rohr aus starkem Eisenblech, das vielleicht einst als Sprachrohr gedient hat, und eine technisch bemerkenswerthe Gladiusklinge mit starker, vierkantiger Verstärkung, sogenannter Doublirung, an der Spitze gefunden.

Angesichts der Bedeutung dieser Funde und da ausserdem mancherlei, allerdings unsichere Berichte von gut erhaltenem, in geringer Tiefe geborgenem Mauerwerk, von Gewölben und einem brunnen- oder thurmartigen Rundbau im Volksmunde umliefen, hielt es der Verein „zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer“ zu Mainz für seine Pflicht, an der Fundstelle Aufgrabungen zu machen und womöglich Grundrisse und Bedeutung der dort in Resten vorhandenen römischen Bauwerke festzustellen.

Zu dem Zwecke ward das betreffende Grundstück von dem Vereine gepachtet; die Ausgrabung aber musste bis zum Frühjahre 1886 ver-

Digitized by Google

schoben werden. Man hatte anfänglich gehofft, die Kosten aus Vereinsmitteln bestreiten zu können. Es stellte sich jedoch heraus, dass die dem Vereine zur Verfügung stehenden ordentlichen Mittel im Jahre 1885 zur Deckung der laufenden Ausgaben für die Vermehrung und Unterhaltung der Sammlung und für die übrigen Vereinserfordernisse kaum ausreichten; auf der andern Seite glaubte man, für eine Ausgrabung, deren Umfang und Dauer sich im Voraus nicht übersehen liess, eine grössere Summe bereitstellen zu müssen. Um diese zu beschaffen, griff man zu einem Mittel, das in Mainz zum ersten Male, aber mit überraschendem Erfolg, angewandt ward und das sich allen Vereinen und Instituten, die in ähnlicher Lage sind, angelegentlich empfehlen lässt: es wurden eine Anzahl von Mitbürgern um eine einmalige Gabe für die Zwecke des Museums angesprochen, und, obgleich nur ein ganz kleiner Kreis von Herren begrüsst wurde, war in einigen Tagen eine stattliche Summe gezeichnet. Dazu stellte die Verwaltung der hessischen Ludwigsbahn dem Vereine drei Freikarten zur Verfügung. So wurden Mitte April 1886 die Arbeiten begonnen und zwölf Tage hindurch mit sechs und sieben in Erdarbeiten erfahrenen Leuten fortgesetzt. Da kein freies Terrain zur Abfuhr der ausgehobenen Erde vorhanden war und wegen des Mangels an fahrbaren Wegen auf dem schwierigen Gelände die Abfuhr höchst mühsam gewesen wäre, wurde das Grundstück in einzelnen Quergräben bis auf den gewachsenen Boden durcharbeitet, jeder Graben sorgfältig eingemessen und aufgenommen; wo sich Funde zeigten, die Erde durch das Sieb geworfen; wo sich Pflasterungen zeigten, wurden diese offen gehalten; aufgefundenes Fundamentalmauerwerk ward mit Trockenmauern umbaut; im übrigen aber die Erde jedes nächsten Grabens in die Höhlung des vorhergehenden geworfen.

Mit grossen Hoffnungen wurden, im Hinblicke auf die an der Fundstätte vorher erhobenen Alterthümer, die Arbeiten begonnen. Der Verlauf aber entsprach nicht den gehegten Erwartungen, ein Ergebniss übrigens, auf das der Fachmann in allen den Fällen gefasst sein muss, wo es sich nicht um die Aufdeckung eines Gräberfeldes, sondern um die Untersuchung früherer Wohnstätten handelt.

Nachdem die ersten Gräben offen gelegt, ergab sich sofort, dass auf der Ausgrabungsstelle einstmals eine römische Ansiedelung bestanden hat, dass diese aber durch Brand und Verwüstung auf das Gründlichste zerstört worden ist. Die gewöhnlichen Reste menschlicher Besiedelung: Topfscherben der verschiedensten Art, Stücke der

Digitized by Google

Bedachung, Mauertrümmer, kleines Geräth und Reste von solchem in verschiedenen Metallen, auch Fragmente von Waffen, einige kleine Lanzenklingen, wohl von Jagdgeräth herstammend, Knochen von Hausthieren und Wildbret, Gewandfibeln, Perlen in Glas und Fritte, Nadeln aus Bein, Münzen, Aschenmassen, fanden sich, ohne dass aus diesen Funden ein besonderes Ergebniss oder ein Schluss auf die Bedeutung und den Charakter der Ansiedelung auf dem „Loh" gewonnen worden wäre. Deutlicher sprachen einige schwere Eisenbeschläge, die offenbar Ackergeräthschaften angehörten. Noch deutlichere Aufschlüsse gewähren die, allerdings spärlichen, Fundamentreste, die, in Verbindung mit der Gesammterscheinung des Fundes und einzelnen Beobachtungen, ein Bild von dem Charakter der einstigen Anlage gewähren. Hier ist zunächst eine durch mehrere der von uns ausgehobenen Gräben sich hinziehende Lage dicht aneinander liegender, mehr oder minder flacher, unbehauener Kalkbruchsteine zu erwähnen. Anfangs dachte man an das Statumen einer Römerstrasse; allein ein Blick auf die Terrainverhältnisse belehrte, dass gerade an dieser Stelle eine Strasse unmöglich geführt worden sein kann; auch zeigte sich diese Steindeckung in beinahe quadratischer Erstreckung scharf abgegrenzt. Wir haben offenbar die holprige Pflasterung eines alten Bauernhofes vor uns. Nach Westen war dieser Hof durch einen Spitzgraben abgeschlossen, jenseits dessen inmitten bis auf den Grund ausgebrochener Fundamente, deren Zug noch einzelne starke Bruchsteine bezeichneten, Funde auftraten, wie sie sonst auf dem ganzen Felde nicht zu Tage getreten waren. Es sind dies Stücke von Plättchen aus gelbem italienischem Marmor (Giallo antico) und aus grünem orientalischem Serpentin, die Reste einer kostbaren Wandverkleidung oder Fussbodentäfelung. Ausserdem fand sich dort eine der seltenen und werthvollen breiten eisernen Dolchklingen in Schilfblattform mit verstärkender Mittelrippe, ferner eine verbogene und in zwei Stücke zerbrochene Gladiusklinge. Dazu wurden zwei trefflich gearbeitete Haarpfeile gefunden: einer aus Silber, eine kleine Amazonenbüste als Knopf tragend; einer aus Bronze mit facettirtem Knopfe. Auch einige Buchstaben und Stücke von solchen aus Bronzeblech mit feinen Stiftlöchern fanden sich. Diese Funde weisen unzweifelhaft darauf hin, dass hier ein Haus mit reicher Ausstattung gestanden haben muss.

Anderer Art sind die Funde, die sich östlich von der erwähnten Pflasterung ergaben: hier traten mächtige Schichten brandgeschwärzter Erde und dichte Brocken von Holzasche hervor. Was hier von Pflaster-

Digitized by Google

steinen und Scherben gefunden ward, zeigt die Spuren eines heftigen Brandes. Dabei lagen Eisennägel in grosser Zahl, gegen 1000 Stück; theils starke Bolzen zum Verbinden des Pfostenwerks, theils Lattnägel, theils kleinere Nägel mit einseitigem Kopfe zum Aufheften von Schieferleien auf die Sparren; dazu fanden sich zahllose Stücke von Schieferplatten, viele mit Löchern für die Nägel, manche den Nagel noch in der Durchbohrung tragend. Auch ein grosser Kalkquader fand sich, an dem weder Mörtelspuren noch Klammerlöcher vorhanden waren: offenbar diente er als Sockelstein eines Holzpfeilers. Alle diese Erscheinungen geben dem aufmerksamen Beobachter die Gewissheit, dass hier ein schuppenartiges Gebäude stand, dessen Dach auf Holzpfosten ruhte und mit Schiefer gedeckt war (auch bei den Resten leichter Mannschaftsbaracken in einigen Limeskastellen ist Schieferdachung nachgewiesen worden).

Am östlichen Ende dieses Abschnittes begannen die Funde schwerer Dachziegel, sowohl flacher Falzziegel (tegulae), wie gewölbter Hohlziegel (imbrices). Zugleich trat Fundamentmauerwerk auf, das rechtwinklig zulief und aus Bruchsteinen bestand, die in schlechtem Mörtelverbande lagen. Der ganze Grundriss konnte nicht mehr festgestellt werden, da nach der östlichen Abdachung zu das Mauerwerk, da es flacher unter dem Terrain lag, ausgebrochen war. Es ist kein Zweifel, dass hier ein von Mauern umschlossenes Gebäude stand, das mit Ziegeln gedeckt war. Wenn auch, wegen des in früherer Zeit erfolgten Ausbruches, die östliche Abschlussmauer nicht erhalten war, so zeigte sich doch auch nach dieser Seite hin eine Begrenzung, nämlich ein Spitzgraben von derselben Art, wie wir ihn als Abschluss des westlichen Gebäudes gefunden hatten. Jedenfalls dienten diese Gräben dazu, das Fundament wasserfrei zu halten, die Dachtraufe aufzunehmen, überhaupt, um das Meteorwasser abzuführen. Jenseits des Spitzgrabens zeigten sich, abgesehen von den auf der Oberfläche zerstreuten Scherben, keine Spuren menschlicher Besiedelung, so viele Versuchsschächte wir auch gruben.

Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, dass an mehreren Stellen unter der römischen Schicht sich Topfscherben von ausserordentlich roher Arbeit fanden; sie waren sehr porös, schlecht gebrannt, stark mit Quarzsand durchsetzt und ohne Hülfe der Töpferscheibe geformt. Wir dürfen daraus auf eine der römischen voraufgehende germanische Ansiedelung schliessen.

Trotz dieser im ganzen spärlichen Reste lässt sich doch durch

Digitized by Google

ein Aneinanderfügen sämmtlicher Fundergebnisse ein Bild davon gewinnen, was jene römische Ansiedelung bedeutet haben und wie sie im Grossen und Ganzen angeordnet gewesen sein mag. Es war eine der vielen Villen, wie sie zur Römerzeit in den Landen am Rhein, an der Mosel und am Neckar das Gelände, zumal die Höhen, schmückten, und zwar eines der einfacheren Landhäuser. Am Westende des durchforschten Grundstückes stand, wie die reicheren Funde, zumal die Reste einer Marmor- und Serpentintäfelung beweisen, das Herrenhaus, nicht in der Pracht grossartiger Architektur strahlend, aber behaglich und mit Geschmack ausgestattet. Die Tranfe des Daches lief in Spitzgräben, die die Wasserabfuhr besorgten. An dieses Wohngebäude stiess nach Osten ein mit rohen Kalkbruchsteinen holprig gepflasterter Hof, den östlich das Wirthschaftsgebäude begrenzte. Dieses öffnete sich nach dem Hofe zu als ein auf Holzpfeilern ruhender Schuppen, der mit leichter Schieferdachung versehen war, während das in seinen Fundamentresten erhaltene Wirthschafts- und Stallgebäude im Osten, an das der Schuppen sich anlehnte, von Mauern umschlossen und mit Ziegeln gedeckt war. Auch dieses Gebäude schloss ein Spitzgraben ab.

Wie sich in den Rahmen dieses Bildes die im Eingange erwähnte Votivtafel des A. Fabricius Veiento und die merkwürdigen Votivwaffen einfügen, ist schwer zu sagen. Sie wurden an der Stelle gefunden, wo die südöstliche Ecke des von uns als Wirthschaftsgebäude bezeichneten Baues gelegen haben muss. Wir müssen bei der oben geäusserten Vermuthung bleiben, dass sie dahin verschleppt worden sind.

Was die Zeit anlangt, während der die aufgedeckte römische Ansiedelung auf dem „Loh" bei Klein-Winternheim geblüht haben muss, so geben darüber die Münzen Aufschluss, die in den Brandschichten gefunden worden sind, gegen 30 an der Zahl. Soweit sie bestimmbar sind, erstrecken sie sich über die ganze römische Kaiserzeit von der augustischen Epoche bis zur konstantinischen Spätzeit. Danach darf angenommen werden, dass die Ansiedelung bereits mit dem ersten dauernden Auftreten der Römer am Rheine begründet ward und durch den ganzen Verlauf der Römerherrschaft hindurch bestand, bis sie in nachkonstantinischer Zeit bei dem Ansturme der Germanen in Trümmer sank.

Schon vorher muss, wie keramische Reste beweisen, eine germanische Wohnstätte auf dem „Loh" geblüht haben. Ihr folgte die römische Besiedelung, die über drei Jahrhunderte lang die ganze

Digitized by Google

Gegend mit einer reichen Kultur geschmückt hat. Der Zustand aber, in welchem die Reste dieser römischen Bewohnung unsern Augen sich darboten, bestätigt auf's Neue die bereits so oft gemachte Beobachtung, dass auf die Zeiten der Römerherrschaft am Rheine, die eine dichte, wohlgeordnete Besiedelung des Landes, eine nach allen Richtungen der menschlichen Thätigkeit hochgesteigerte Kultur ins Leben gerufen hatte, eine Zeit entsetzlicher Verödung folgte. Der Anblick der bis in die Fundamente der Gebäude sich erstreckenden Zerstörung, der Brandschichten mit ihren zahllosen, oft winzig kleinen Trümmerstücken von Geräthen aus Glas, Metall, Thon; die in Fetzen zerschlagene kostbare Wandbekleidung aus Marmor und Serpentin, die Fragmente der Ziegel- und Schieferdachung, in klägliche Stücke zerhauen: Alles bekundet, dass die Herrschaft der Römer am Rheine in Graus und Trümmern geendigt hat. Und seitdem sind jene Höhen Rheinhessens, die zu Römerzeiten mit behaglich eingerichteten Wohnungen übersäet waren, unbewohnt geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mag auch unsere Ausgrabung auf dem „Loh" bei Klein-Winternheim die hochgespannten Erwartungen, mit denen wir beim Beginne der Arbeit die Spaten in das Erdreich gesenkt, nicht erfüllt haben, so hat sie doch ein kulturgeschichtlich bemerkenswerthes Ergebniss geliefert, nämlich die Erkenntniss, dass ein jetzt unbewohnter Fleck in früheren Zeiten die Wohnstätte gebildeter und der Annehmlichkeit behaglicher Lebenseinrichtungen sich erfreuender Menschen gewesen ist. Eine Stelle unserer prähistorischen Karte, die bis jetzt leer und unbeschrieben war, können wir durch die Einzeichnung einer altgermanischen und einer römischen Ansiedelung ausfüllen.

Mainz. Dr. Jakob Keller.

Digitized by Google

8. Ein Bischofsgrab des XII. Jahrh. im Wormser Dom.

Hierzu Tafel IV—VI.

Grabfunde bilden eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte in ihren mannigfachen Verzweigungen. Bestattungswesen, Tracht und Geräthe erfahren dadurch die verlässigste Beleuchtung, und was im raschen Wechsel des Lebens längst verschlissen worden, spricht aus modernden Resten noch hinreichend deutlich. Darum kann die Eröffnung von älteren Grabstätten nicht sorglich genug vorgenommen und deren Befund wissenschaftlich behandelt werden. Einer frevlen Neugier, wie sie leider hier und da sich geltend macht, ist unter allen Umständen zu steuern. Bei ernster und würdiger Vornahme der Eröffnung von Grabstätten wird der Pietät nichts vergeben, wohl aber der Wissenschaft im weitesten Sinne genützt.

Unter solchen Voraussetzungen fand am 9. December 1886 die Eröffnung einer Grabstätte[1]) im Westchore des Domes zu Worms statt, welche nach der geschichtlichen Angabe die irdischen Reste eines der dortigen Bischöfe enthalten sollte. Die Untersuchung hat einerseits diese Voraussetzung bestätigt, andererseits eine Reihe von wichtigen Ergebnissen zur Folge gehabt, welche unter Beigabe von Abbildungen hier niedergelegt werden sollen.

Im Laufe der baulichen Untersuchungen im Westchore des Wormser Domes, welche sich auch auf die Grundmauern und die im Boden liegenden Reste früherer Bauanlagen erstreckten, stiess man am 26. November 1886 in einer Tiefe von etwa $1^1/_2$ m unter der heutigen

1) Fundberichte seitens der Betheiligten: Darmstädter Zeitung, 13. Dec. 1886, Nr. 345, S. 2063 [Dr. Friedr. Schneider]; Kölnische Volkszeitung, 13. Dec. 1886, Nr. 344, 2. Bl., Feuilleton [Alex. Schnütgen]; Wormser Zeitung, 12. Dec. 1886, Nr. 292, Protokoll vom 10. Dec., veröffentlicht von Propst Fehr. Ferner Alex. Schnütgen in Westdeutsche Zeitschr. Korresp.-Bl. VI, Nr. 1, 1887, 5, Sp. 4 ff.

Digitized by Google

Bodenlage auf eine stark verwitterte Schieferplatte, die einen Steinsarg deckte. Es fand zwar in Gegenwart der Domgeistlichen und einiger Mitglieder des Kirchenvorstandes gleich eine Eröffnung statt: man begnügte sich indess mit der Wahrnehmung, dass es ein Bischofsgrab sei und verschloss, unter Anlage von Siegeln, den Steinsarg wieder, um demnächst eine amtliche, eingehende Untersuchung des Grabinhalts vorzunehmen. Es wurde zu diesem Zweck eine Kommission niedergesetzt, die aus den Herren: Propst Fehr und Georg Altritt als Mitgliedern des Kirchenvorstandes, nebst den Herren: Dr. Köhl, Dr. Weckerling, Friedr. Schön aus Worms, Domvikar (nunmehr Domkapitular) Alex. Schnütgen aus Köln und dem Schreiber dieses als Vertreter der bischöflichen Behörde zu Mainz bestand. Dieselbe unterzog sich am 9. Dezember ihrer Aufgabe und fasste deren Ergebniss in einem amtlichen Aktenstücke zusammen, das unterm 10. Dezember der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts war die Stelle des fraglichen Grabes dem Blicke entzogen: eine Aufhöhung des Bodens verdeckte den Stein, welchen Georg Helwich, Prodrom. Annal. Wormat. p. 28 im Jahre 1615 noch sah. Schannat, Histor. episcopat. Wormatiens. 1734, I. p. 362, greift auf dessen Angabe zurück, und weist die Unterstellung ab, dass Bischof Konrad II. in Otterberg begraben worden, und bemerkt, auf Helwich gestützt: [Sepulturam] siquidem Wormatiae adhuc initio saeculi superioris demonstrabat lapis caeruleus, ante aram, S. Laurentii M. in choro citeriore Templi Cathedralis positus, sequenti hac, praegrandibus litteris inscriptus, Epigraphe: CONRADVS · EP̄S · II· Nach der Oertlichkeit, wie nach dem Hinweis auf den blauen [Schiefer-] Deckstein der Grabstätte durfte mit Grund angenommen werden, dass der darunter gefundene Steinsarg die Reste des Bischofs Konrads II. umschliesse, wenngleich die von den älteren Schriftstellern erwähnte Inschrift nicht mehr sichtbar war. In Folge des Dombrandes 1689 war der Stein durch Feuer schwer beschädigt worden und die Oberfläche gänzlich abgeblättert. Bei der danach vorgenommenen Auffüllung des Bodens beliess man ihn einfach und führte den neuen Belag ohne jede Auszeichnung der Stätte darüber weg: eine Unterlassung, die um so bedauerlicher war, als Bischof Konrad II. ebensowohl um Kaiser und Reich, wie um den Dom und die Stadt Worms sich verdient gemacht hatte.

Konrad entstammte dem alten Herrengeschlechte der Stern-

Digitized by Google

berg[1]), das sich nach der Burg Sternberg bei Königshofen im Grabfeld nannte und unmittelbar hinter den Grafen aufgeführt wird. Konrad nahm in seiner Stellung am kaiserlichen Hofe an den politischen und kriegerischen Unternehmungen Friedrichs Barbarossa hervorragenden Antheil. Wiederholt folgte er dem Kaiser nach Italien und nahm 1180 auch an der Lateran-Synode in Rom Theil. Unter ihm fanden grosse Bauunternehmungen am Dom durch die Weihe von 1181 ihren Abschluss. Der Stadt Worms endlich erlangte er jene Freiheiten, die auf ehernen Tafeln an der Nordseite des Domes verzeichnet waren. Und der Grabstätte eines solchen Mannes nähert man sich nicht mit gleichgültigen Gefühlen.

Dicht unter der deckenden Schieferplatte fand sich bei der Erhebung ein Steinsarg mit einem schweren Deckstein, der sofort sich als ursprünglich römischer Herkunft erkennen liess: die dachartig ansteigenden Flächen und die hornähnlich ausgebildeten Ecken bezeugten das auf's Bestimmteste. Ueberdies stimmte die rechteckige Form des Deckels nicht zu der trapezartigen Gestalt des Sarges; auch in der Bearbeitung des Deckels zeigt sich ein Unterschied gegen jene der Steinkiste: jener ist mit geradem Schlag ausgestattet, während der Sarg jenen gerieften Schlag hat, der den frühmittelalterlichen Steinsärgen[2]) gemeinsam ist. An dem Deckel waren die vortretenden Theile der oberen Fläche roh abgearbeitet, wohl weil dieselben bei der Einsenkung in den seichten, aufgeschütteten Boden des Chores sich hinderlich zeigten. Der Sarg gehört in die weitverbreitete Klasse jener Steinkisten, die am Fussende sich verjüngen, deren Wände leicht abgeschrägt und in den Ecken im Innern mit rauhen, leistenartigen Wülsten ausgefüllt sind. Auch die bekannte Abzugsöffnung im Boden fehlte nicht. Dass der Deckel von einem älteren Begräbniss herrührt, ist unzweifelhaft; bezüglich des Sarges selbst spricht die Vermuthung gleichfalls dafür. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen,

---

1) Vgl. Gensler, Grabfeld, S. 371; Schannat, Clientela Fuldensis [Urk. v. 1228, f. 362 der Prob.]; Regesta Boica XXXVII, p. 187; Jäger, Gesch. d. Frankenlandes. Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen Konrad's zu Bischof Lupold von Worms bez. erw. Erz.-B. von Mainz, vgl. Schenk zu Schweinsberg im Corr.-Bl. 1875, S. 38 ff. Die polit. u. kirchl. Thätigkeit Konrad's kurz bei Schannat, Hist. Episcop. Wormat. I. p. 359 sq.

2) Vgl. v. Quast in Bonner Jahrbb. 1871, L. u. LI, S. 108 u. Taf. V—VII; Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 43.

Digitized by Google

dass Särge von ganz ähnlicher Form noch bis in's 12. Jahrhundert in der Maingegend gewerbsmässig hergestellt und stromabwärts bis in die nordischen Tieflande verführt wurden. Allein es ist auch ebenso gewiss, dass man im ganzen Mittelalter sehr häufig und unbedenklich den älteren Insassen eines Grabes seinen Platz räumen liess, um einem Nachfolger die gleiche Stätte zuzuweisen. Da eine richtig gestaltete Deckplatte hier fehlte, und man eine solche von einem andern, römischen Begräbniss entnahm und rauh herrichtete, so wird in der That die Vermuthung unterstützt, dass auch die Steinkiste älteren Ursprungs und zu einer neuen Bestattung, hier sogar eines hohen Würdenträgers, herangezogen worden sei [1]).

Der Grab-Inhalt fand sich unberührt. Charakteristische Abzeichen wie Mitra und Stab liessen den Bischof sofort erkennen.

Die Leiche war in herkömmlicher Weise mit dem Angesichte ostwärts gewendet, so dass die Füsse im Osten lagen [2]).

Obwohl der Zerfall der Reste für die Erhebung mancherlei Schwierigkeiten bot, so gewährte doch der ganze Grabinhalt in seiner Unversehrtheit ein sicheres Bild vom Zustand bei der Bestattung selbst. Die Leiche lag, ohne Holzsarg, unmittelbar auf dem Boden. Unter-

---

1) Schnütgen in seiner zweiten Mittheilung, Westdeutsche Zeitschr. a. a. O. S. 5 findet darum, in Uebereinstimmung mit Wormser Anschauungen, die Vermuthung „nicht ausgeschlossen, dass dieser Sarg zuerst die Leiche des berühmten 1025 gestorbenen in *crypta subterranea chori occidentalis* beigesetzten Bischofs Buggo (Burkardus) aufgenommen habe, von der es feststeht, dass sie später erhoben und in einem Schrein niedergelegt wurde, der auf dem Chore aufbewahrt grosse Verehrung genoss." Schnütgen lässt übrigens auch unter Umständen die Anfertigung des Steinsarges im 12. Jahrh. zu, wie er a. a. O. gleich näher ausführt.

2) Im ganzen Mittelalter gilt dies als ausnahmslose Regel. Der gleiche Brauch findet sich durchgehends auch bei den germanischen Volksstämmen. Ein Unterschied in der Bestattung von Priestern und Laien bezüglich der Richtung war nicht bekannt, und unsere Begräbnisstätten in Kirchen folgen alle derselben Regel. Erst durch das von Papst Paul V. 1614 neu herausgegebene Römische Ritual wird für das Begräbniss von Priestern eine abweichende Anordnung aufgestellt; dieselben sollen mit dem Haupte dem Altar zugewandt liegen und somit gegen die Gläubigen in umgekehrter Richtung gebettet sein. Dieser Brauch scheint aber erst sehr spät sich nach Deutschland verpflanzt zu haben; wenigstens folgten im Mainzer Dom und wohl in der ganzen alten Erzdiözese bis zum Schluss des 18. Jahrh. alle Grabstätten ohne Unterschied der östlichen Richtung. Vgl. Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 59.

Digitized by Google

lagen von Leder[1]) oder Seidendecken fanden sich nicht vor[2]); ebenso fehlte jede Spur einer Einbalsamirung oder Ausfüllung der Bauch- und Brusthöhle mit Asche. Bei der hohen Würde des Verstorbenen durfte, wie in ähnlichen Fällen, auch auf die Beigabe einer bleiernen Inschrifttafel vermuthet werden; allein auch diese fehlte. Die Gewänder ordneten sich in natürlicher Lage um den Körper, waren also wohl kaum bei der Bestattung fest um den Körper gebunden[3]).

An der Stelle des gänzlich zerfallenen Schädels fand sich, ohne irgend welche Unterlage, die Mitra, in der Form ganz dem Gebrauche der Zeit entsprechend, in Stoff und Ausstattung verhältnissmässig einfach. Sie war aus einem dünnen, ungemusterten Seidenstoff hergestellt; eine Versteifung, ausser durch die Borten, liess sich nicht wahrnehmen. Eine golddurchwirkte Seidenborte (Taf. VI Fig. 9) von 0,041 Breite, die mit Mäandern in widerkehrender Rautenform gemustert war, zog sich auf der Vorder- und Rückseite über die Mitte und den Kanten entlang; sie war an den oberen Enden zur Herstellung der Spitze eingeschlagen und eingenäht. Ein etwas breiterer (0,053) Bandstreifen von gleicher Musterung säumte die Mitra nach unten ein. Die rückwärts frei herabfallenden Bandstreifen (ligulae) waren aus der schmaleren Borte gewonnen, worauf zum unteren Abschluss ein Abschnitt der breiteren mit einer dichten offenen Seidenfranse aufgeheftet war. (Vgl. Bock, Lit. Gew. II. Taf. XVI. Fig. 1, 2.) Das Gewebe ist in dem Seide-, wie in dem Goldfaden äusserst fein und mit vollendeter Sicherheit hergestellt. Die handwerkliche Beschaffenheit weist auf einen Ursprung hin, wo die Anfertigung solcher Goldwirkereien durch lange Uebung zu hoher Vollendung entwickelt war. In der Zeichnung reihen diese Borten sich jener zahlreichen Klasse von linearen Mustern ein, die mit der regelmässigen Wiederkehr einzelner Figuren (Mäander) während des Frühmittelalters in allen möglichen Spielarten vorkommen (vgl. u. a. Bock, Lit. Gew. III. Taf. V. Fig. 2, 3, 5, 6; I. Taf. III. Fig. 3; II. Taf. XVI. Fig. 1, 2; Taf. XVIII.

1) Vgl. Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 21. Substratum cadaveri erat corium nigrum, cui superstratum erat sericum nigri coloris.

2) Ob die lederartigen Reste, welche sich zerbröckelt auf der Leiche fanden, etwa zur Umhüllung der zuletzt hier beigeschlossenen edlen Intestina, vielleicht nur des Herzens, gedient haben, ist nicht näher zu erweisen. Vgl. Alw. Schultz, Höf. Leben, II. S. 404; Otte, Kunst-Archäol. 5. Aufl. I. S. 350.

3) Vgl. Alw. Schultz, a. a. O. S. 404.

Digitized by Google

Fig. 4) und um die Wende des 12. Jahrhunderts noch allgemein in Gebrauch waren. Ihr Ursprung darf nach Massgabe der verwandten Fälle wohl an einem jener kunsterfahrenen Mittelpunkte in Unteritalien (Tarent) oder Sizilien (Palermo)[1]) vermuthet werden, welche gerade zur Zeit der Hohenstaufen die Uebergangsstätten von der alterprobten Kunstübung des Ostens zu den mittel- und westeuropäischen Ländern bildeten.

Beträchtliche Reste von verfilzten Stofftheilen, die um den Hals sich fanden, liessen sich nicht näher bestimmen; doch liegt die Vermuthung nahe, dass es die Ueberbleibsel des Schultertuches (amictus) waren, welches, nach dem Zustand des gleichmässigen Verfalles zu urtheilen, aus einheitlichem Gewebe bestand und durch festere Schmucktheile nicht ausgezeichnet war. Die Faser der hier vorgefundenen Stofftheile wies auf ein Linnengewebe.

Die Albe, das über dem häuslichen Untergewand zu tragende Ornatstück, liess sich in seiner Ausdehnung bis zu den Füssen verfolgen, wenngleich es bei der feinen Beschaffenheit des (Linnen- oder Flachs-) Gewebes nur eben wie ein Schleier erhalten war, der bei der leisesten Berührung zerfiel. Auch von dem Gürtel (cingulum), der aus Seide gewebt schien, waren nur lose Strähne nachzuweisen. Die priesterliche Stola bestand aus einem 0,06 cm breiten Seidengewebe, und war über der Brust gekreuzt; nach dem heutigen Brauch trägt der Bischof die Stola bekanntlich so, dass die beiden Streifen parallel geordnet werden. Das Gewebe, über dessen etwaige Farbe keinerlei Auskunft zu geben ist, bietet eine höchst merkwürdige Musterung (Taf. VI Abb. 10). Versetzt über einander gereihte Bogenstellungen enthalten in den offenen Flächen anmuthig gezeichnete Vogelgestalten, die mit Rankenwerk und Löwenbildern wechseln. Die ganze Behandlungsweise lässt jenen, auf syro-persische Einflüsse zurückgehenden Zug in der Ornamentik erkennen, der Thier- und Pflanzen-Gebilde mehr spielend in der Webekunst verwandte. Während sonst Webemuster vielfach die architektonische Dekoration erwiesenermassen beeinflussen, liegt hier ein Beispiel vor, wo umgekehrt ein architektonisches Motiv unmittelbar in die Gewebe-Musterung übertragen ward. Auch in diesem Falle dürfte der Ursprung in Süd-Italien[2]) zu suchen sein.

---

1) Vgl. A. Springer, Bilder. 2. Aufl. I. Mittelalt. Kunst in Palermo S. 169.

2) Musterung von unverkennbarer Aehnlichkeit zeigt ein bei Bock,

Digitized by Google

Der Zeit nach ist es wohl nicht älter als die Lebenstage des Bischofs Konrad selbst.

Von den am linken Arm zu vermuthenden Manipel fehlte jede Spur. Dagegen liessen sich sehr wohl die beiden Untergewänder, die Tunicelle und die Dalmatica, unterscheiden. Erstere, aus feinem Seidengewebe bestehend, trug eine Musterung (Taf. VI Abb. 11 u. 12), die einer hochentwickelten Webetechnik [1]) angehört. Die Zeichnung liess sich auf grosse ringförmige Gebilde zurückführen, die durch überschneidende Ranken unter einander zusammengefasst waren. Das Muster lässt eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen Prachtgeweben nicht verkennen, welche zu den Caseln des heil. Erz-B. Willigis von Mainz † 1011 (die eine in der Stephanskirche daselbst, die andere in der Schlosskirche zu Aschaffenburg) verarbeitet sind. Gehören die vorliegenden Stoffe auch gewiss nicht einer so frühen Zeit an, so wirken darin doch unverkennbar ältere Einflüsse der bezeichneten Richtung fort [2]).

Das zweite Untergewand, die Dalmatika, war aus einem weit schwereren Stoff hergestellt. Schnütgen (a. a. O. Sp. 7) schildert ihn also: „Von stärkerer Bindung ist der Seidenstoff, aus dem die Dalmatik gebildet und der strichartig gemustert ist, indem aus einem linearen Kerne zahlreiche Strahlen in immer weiteren regellosen Abständen ausgehen." Der Stoff verdient in doppelter Hinsicht besondere Aufmerksamkeit: einmal unterscheidet er sich im Gewebe durchaus von den übrigen Gewändern, indem die Zeichnung in auffallend starker Weise mittels des Einschusses hergestellt ist, und andererseits durch

---

Liturg. Gew. III. Taf. I. Fig. 1 abgebildetes Gewebe, das 1863 als Umhüllung der Reliquien des heil. Servatius zu Maestricht vorgefunden wurde. (Bock, Kunst- u. Reliq.-Schätze zu Maestricht, S. 55, 57.) Der Unterschied besteht darin, dass der Stoff Linnen und die Musterung eingestickt ist, dagegen findet sich die versetzte Bogenstellung mit Thierbildern, Leoparden und Vögeln, nebst Pflanzengebilden in ganz ähnlicher Weise vor. Wenn daselbst das Stück kurzer Hand dem X. Jahrhundert zugeschrieben ward, so fehlen genügende Gründe dafür; die Vermuthung spricht vielmehr für eine beträchtlich spätere, der Entstehung unseres Stoffes nahestehende Zeit.

1) Der sehr zerstörte Zustand des Gewebes gestattete nur eine mangelhafte Wiedergabe. Vgl. u. a. Bock, Liturg. Gew. I. Taf. XVI; II. Taf. IX.

2) Anklänge an die Grundformen und deren Vertheilung finden sich in sarazenischen Geweben, die aber späterer Zeit angehören und sicher an ältere Vorbilder des Ostens anknüpfen. Vgl. Bock, Liturg. Gew. I. Taf. VI.

Digitized by Google

die fremdartige Bildung des Musters selbst. Es ist nach vieler Mühe gelungen, die eigenartige Erscheinung dieses Stoffes an einem Bruchstück in Naturgrösse (Taf. V Abb. 7) und in einer Uebersichtsskizze (Taf. V Abb. 8) zu zeigen. Soweit der üble Zustand der Reste ein Urtheil verstattet, liegt hier ein Gewebe ähnlicher Art vor, wie solche in jüngster Zeit durch die Funde von Faijum in Aegypten mehrfach bekannt geworden sind und als die Ausläufer klassischer Kultur zu gelten haben. Da nunmehr auch Seidenstoffe unter den ägyptischen Geweben nachgewiesen wurden, so hat der Zusammenhang damit an Wahrscheinlichkeit gewonnen[1]).

Die Casula, das Messgewand, endlich hat die weite glockenförmige Gestalt und ist aus einem schweren geköperten Seidenstoff hergestellt, dem jede Musterung fehlt. Die Ränder waren einfach umgesäumt. Die einzige Auszeichnung bestand in einem über die Mitte der Vorderseite sich herabziehenden, schmalen Streifen, wohl ehedem von unterschiedener (Purpur?) Farbe. Jetzt sind, wie zum Ueberfluss noch bemerkt sei, alle Farben-Töne der Stoffe völlig verschwunden und das für unsere Grabfunde bezeichnende Zunderbraun an ihre Stelle getreten.

Handschuhe, wie auch der bischöfliche Ring waren nicht vorhanden; Arme und Hände lagen ausgestreckt zu Seiten des Körpers. Im rechten Arm ruhte der bischöfliche Stab (Taf. V Abb. 3), aus Holz glatt abgedreht in einer Länge von 1,33 m mit kupferner Hülse und Eisenstachel am unteren Ende, während ein gerundeter Bronzeknauf den Uebergang in die Krümme vermittelt. Die Krümme selbst, wohl ehedem auch von Holz, war gänzlich zerfallen; nur eine metallene Zwinge, welche die gebogenen Stücke zusammen zu halten hatte, und das Schlussstück mit einwärts gebogener Lilie aus vergoldetem Kupfer (Taf. V Abb. 4) wurde vorgefunden. Form und Ausstattung dieses sehr einfachen Hirtenstabes entsprechen durchaus der Zeit[2]). Uebrigens ist es auffallend, dass einestheils so wichtige Pontifical-Abzeichen, wie vorher bemerkt, ganz fehlen, anderntheils die vorhandenen von so ausserordentlich dürftiger Ausstattung waren. Zu diesen letzteren

1) Vgl. Essenwein, Spätklassische Seidengewebe im Anz. d. Germ. Nat.-Mus. 1888. II. S. 89, der entschieden Verwahrung dagegen einlegt, jene Gewebe als „koptische" zu bezeichnen, wie man ganz willkürlich gethan hat.

2) Es sei verwiesen auf die allerdings jüngere Darstellung auf dem Grabdenkmal des Erz.-B. Sigfrid III. († 1249) im Dom zu Mainz. Vgl. Habel, Gesch. d. Abtei Eberbach, Taf. III, Fig. 7 u. a.

Digitized by Google

gehört auch noch der kleine, aus Holz sehr zierlich gefertigte Grabkelch, welcher zu Füssen stand (Taf. V Abb. 5 u. 6). Während das frühere Mittelalter Grabkelche aus Silber (z. B. Adelbert I. von Mainz) und selbst aus Gold (z. B. Poppo von Trier) kennt, begegnen wir hier einer Nachbildung aus weichem Holz, die am Knauf in einander gezapft war. Die Arbeit war an sich mit aller Sorge und Geschicklichkeit hergestellt und bot ein für die Zeit durchaus bezeichnendes Abbild eines Kelches, wie er zu Reisezwecken häufig dienen mochte. Die Patene hatte einen wenig umgebogenen Rand. Auch Schnütgen (a. a. O. Sp. 9) sieht den Fall für sehr merkwürdig und wohl als das älteste Beispiel derart an.

Unterschenkel und Füsse waren in offene, unvernähte Seidenstoffe eingeschlagen; darüber Strümpfe von feiner Maschenstrickerei aus Seidenfaden. Schnütgen (a. a. O. Sp. 8) erkennt sie für eine Arbeit, die „mit der Filochirnadel hergestellt" worden und glaubt, dass Filetarbeiten aus so früher Zeit bisher nicht nachgewiesen seien. Diese Umkleidung der Beine ist mit ganz schmalen Borten verschnürt, welche eine laufende Linienmusterung hatten.

Von hervorragender Ausstattung waren die Schuhe (Taf. IV Abb. 1 u. 2), welche sich denn auch, bei der Widerstandsfähigkeit der Stoffe, so gut erhalten hatten, dass, allerdings nach sorglicher Behandlung, Stoff, Zeichnung und Herstellungsweise zuverlässig bestimmt werden konnten. Der Schuh ist von gefälligem Schnitt, der Gestalt des Fusses entsprechend, vorn spitz und auf einen hohen Reihen, also einen sehr wohlgebildeten Fuss berechnet. Die einfache, weiche Sohle ist „umgewandt" aufgenäht und hat keinen „Absatz" unter der Ferse: es ist also eine (mocassinartige) weiche Fussbekleidung, wie wir sie in der Zeit durchweg bei Ceremonial-Schuhen finden. Der Obertheil besteht aus einem starken Gewebe, über welches vergoldetes Leder von sehr feiner Beschaffenheit gezogen ist. Durch seitliche Einschnitte ist zwischen Zehen und Reihen eine herzförmige Zunge gebildet, in welcher die aufgestickte Verzierung ihren Mittelpunkt hat (Taf. IV Abb. 2). Ein weiterer Einschnitt stellt einen zweiten „Laschen" her, an dem wie an dem ersten schmale Bänder zur Befestigung des Schuhes angebracht waren. Die Verzierung des Schuhes war mit starkem (rothem?) Seidenfaden zopfartig aufgestickt und verbreitete sich ohne Unterbrechung über die ganze Oberfläche. Der Stich ist durch die Unterlage und das Leder durchgeführt. Die Einfassung war mit einer Nadelarbeit in kettenartiger Führung hergestellt. Die Befestigung des

Digitized by Google

Schuhes schloss oberhalb des Knöchels in einer Schleife ab. In der Form ähnelt unser Schuh jenen des Kaiserornates in Wien, XII. Jahrh. (Bock, Liturg. Gew. II. S. 13; Histoire de Cordonniers par Lacroix, Duchesne et Séré, Paris, 1852. Abb. zu S. 30), denen des Schatzes zu Saint-Denis (E. Lefébure, Broderie et Dentelles, Fig. 27), sowie der bischöflichen Sandale aus dem Grabe des Erz-B. Arnold von Trier, Ende XII. Jahrh. (Abb. bei Bock, a. a. O. II. Taf. 1; dazu S. 14). Damit wäre die Reihe der hier aufgefundenen Gegenstände erschöpft.

War es für die Dom- und Bisthumsgeschichte von hohem Werth, die Grabstätte eines so hervorragenden Würdenträgers der Wormser Kirche kennen zu lernen und deren ungestörten Bestand zu überschauen, so bietet der Fund in kunstgewerblicher Hinsicht in den Stoffresten, wie in kulturgeschichtlicher Hinsicht beachtenswerthe Aufschlüsse. Entstammen doch alle hier vorgefundenen Gewebe süditalischen oder weiter ostwärts gelegenen Erzeugungsstätten, ein Beweis, wie einmal in jener Zeit aller Aufwand, auch der kirchlichen Kreise, sich noch an ferne Kulturmittelpunkte knüpfte, und dass nicht zum wenigsten die Kirche und ihre Würdenträger dazu beitrugen, die Erzeugnisse einer verfeinerten Kunstübung in der Heimath bekannt zu machen und die Anregung zu deren Ersatz durch heimische Erzeugnisse zu geben. Denn wie fein und gediegen auch die Gewandung des Bischofs Konrad war, so stellt sie noch keineswegs Prachtstoffe dar: selbst für die einfacheren Zwecke vermochte die einheimische Kunstfertigkeit noch nicht zu genügen, sondern die hochentwickelte Webekunst der alten Kulturländer musste hierfür eintreten. Hinsichtlich der Bestattungsweise für die Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts liefert die Erhebung abermals den Beweis, wie gern man zu alten Steinsärgen zurückgriff und in deren Benützung, selbst bei hohen kirchlichen Würdenträgern, ohne viel Bedenken zu Werke ging. Für die geistliche, insbesondere die bischöfliche Bestattungsweise bietet der Befund in den kostbaren Sandalen, in dem Grabkelch, den sonstigen Abzeichen, wie in der Art der Bekleidung und der Behandlung der Beisetzung im Ganzen wichtige Ergebnisse, so dass unter all' diesen Gesichtspunkten für Wissenschaft und Kunst aus dieser Erhebung Nutzen sich ergab.

Mainz. Dr. Friedrich Schneider.

Digitized by Google

II. Litteratur.

1. Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen von Wilhelm Joest; mit 11 Tafeln, 1 Lichtdruck und 30 Zinkätzungen. Berlin 1887, Verlag von Ascher u. Comp.

Dieser werthvolle Beitrag zur vergleichenden Ethnologie schildert in dem vortrefflich ausgestatteten Werke in umfassender Weise nach fremden und eigenen Beobachtungen einen Gebrauch, der durch seine allgemeine Verbreitung ein hohes wissenschaftliches Interesse hat und gewiss aus dem Bestreben des Menschen, sich zu schmücken, entstanden ist. Diese Absicht findet sich auf jeder Stufe der Cultur. Die merkwürdige Sitte hat mit religiösen Vorstellungen ursprünglich nichts zu thun, wiewohl dies Einige geglaubt haben; doch können sich später solche damit verbinden, wenn der Priester feierlich die Arbeit des Tätowirens verrichtet. Es ist Zeit, noch in letzter Stunde, alle Nachrichten über diesen Gebrauch zu sammeln, der durch den Einfluss der modernen Cultur selbst bei den Wilden der Südsee zu weichen beginnt. Dem Werke von Joest sind als besondere Beiträge ein Aufsatz von O. Finsch, Tätowiren und Ziermalerei in Melanesien, besonders im Osten Neu-Guinea's, und einer von J. S. Kubary, das Tätowiren in Mikronesien, speciell auf den Karolinen, eingefügt. Das Tätowiren ist unzweifelhaft nur die höhere Entwicklung der Sitte, den Körper zu bemalen, welche nicht nur die älteste Befriedigung der menschlichen Eitelkeit ist, sondern sich bis heute in dem Schminken des weiblichen Geschlechts erhalten hat. Cook sagte: Das Tätowiren bei den Wilden der ganzen Welt, von Nordamerika bis zur Südsee in Gebrauch, ist nicht sehr verschieden von dem Bemalen des Körpers, wie es die alten Briten übten. Wie die Spanier und andere Nationen die heutigen Wilden, die sich tätowirten, die Gemalten nannten, so verdankten schon im Alterthum die Picten in Schottland diesem Gebrauch den Namen. Das tahitische Wort tetau kommt von der Wurzel tau, Wunde. Joest zeigt, dass es kein Volk in der Welt gibt, bei dem das Bemalen oder Tätowiren nicht einst Sitte war oder noch ist. Er sagt mit Recht, der Mensch habe sich eher geschminkt als gewaschen. Das Tätowiren und das Narbenzeichnen sind eine unvergängliche Malerei, der das vergängliche Bemalen vorausging. Die Funde von Farbstoffen, zumal des so weit verbreiteten Eisenockers oder Röthels in den ältesten menschlichen Ansiedlungen

Digitized by Google

lassen diesen Gebrauch schon damals vermuthen. Man fand sie unter Steingeräthen der Martinshöhle, bei Schussenried, in belgischen Höhlen, in der vorgeschichtlichen Ansiedelung zu Andernach, wie neuerdings in der Höhle bei Spy. Wie heute noch Australier die Schädel der Verstorbenen roth färben, to thaten es die alten Italiker und so findet es sich in russischen Kurganen. In Rom wurde, wie Mommsen berichtet, das Bild des Jupiter sowie auch das Antlitz des Königs nach einer uralten Sitte mit Mennige bemalt. Cäsar, Horaz, Propers, Strabo, Tacitus, Herodian berichten es von den alten Völkern Europa's, von den Briten, Belgiern, Germanen, Silurer, Thraciern und Japoden. Herodot erzählt, dass die Aethiopen im persischen Heere, wenn sie in den Streit zogen, eine Hälfte des Körpers weiss, die andere roth malten. Tacitus sagt, dass die Germanen ihre Körper bemalt hätten, um ihren Gegnern einen schrecklichen Eindruck zu machen. Dasselbe behauptet Cäsar von den Briten. Hier wäre das Schmücken also nicht der Zweck gewesen. Die rothe Farbe ist die bevorzugteste schon in der Urzeit des Menschen, aber wohl nicht desshalb, weil man bei rother Bemalung die blutenden Wunden nicht sieht, sondern weil es die auffallendste und schönste aller Farben und als Eisenoxyd die in der Natur verbreitetste ist. Einen anderen Grund als das Bemalen hat das Einreiben des Körpers mit Fett und Erde, um sich gegen die Kälte und gegen die Fliegen zu schützen. Südamerikaner beschmieren sich mit schwarzem Pulver gegen die Sonnenstrahlen. Sogar vom Elephanten und Nilpferd berichtet man, dass sie Schlammbäder nehmen, um sich gegen die Stiche von Insekten zu schützen.

Ein sehr altes und schmerzhaftes Verfahren, bleibende Zeichen auf der Haut hervorzubringen, ist das Narbenschneiden oder -brennen. Die alten Juden schnitten sich in die Hände bei der Klage um einen Todten. Moses verbietet es ausdrücklich, B. III. 19. 28 und 21. 5 und V. 14. 1. Bei Jeremias wird es viermal erwähnt: 16. 6, 41. 5, 47. 5, 48. 37. Die Klagelieder des Jeremias sind älter als das 3. und 5. Buch Mosis. Jeremias verbietet den Gebrauch noch nicht, aber Moses sagt: Ihr sollt kein Mal um eines Todten willen an Eurem Leibe reissen! Heute geschieht es noch auf Neuseeland, den Tonga- und Gesellschafts-Inseln, auch bei den Nordamerikanern. Die Narben sind oft ein Stammeszeichen, auch ein Beweis der Männlichkeit, des Muthes und der Standhaftigkeit. Die Maori und Tahitier thun es auch bei freudigen Ereignissen. Viele tragen mit Stolz ihre Narben, wie unsere Studenten noch den Renommirschmiss. Man verstümmelt sich, um Muth zu zeigen. Die Bewohner von Formosa schlagen sich die Zähne aus, Buschmänner hacken schon den Kindern das 1. Glied des kleinen Fingers ab als Stammeszeichen. Da die Narben auf schwarzer Haut in heller Farbe erscheinen, so sehen wir die dunkelfarbigen Stämme in Australien und Afrika diesen Gebrauch vorzugsweise üben, wäh-

Digitized by Google

rend die hellfarbigen sich tätowiren. Auf den Gilberts-Inseln werden nach Finsch Narben gebrannt, sie sind meist Erinnerungszeichen an Verstorbene.

Auch für das Tätowiren, welches bei den rohen Wilden mit Dorn und Russ geschieht, bei den vorgeschrittenern Rassen mit Nadeln und Farbenpinsel, haben wir Zeugnisse aus dem Alterthum. Herodot erzählt es von den Thraciern, wo es ein Zeichen der Vornehmheit war. Aristagoras von Milet erhielt einen Boten aus Susa, dem eine geheime Nachricht auf die Kopfhaut tätowirt war; man liess ihn erst reisen, als die Haare die Schrift bedeckten. Xenophon, Cicero, Strabo, Plinius u. a. erwähnen den Gebrauch bei verschiedenen Völkern. Nach Wuttke (Entstehung d. Schrift, Leipzig 1872 S. 92) soll sich Tätowirung auf ägyptischen Malereien von Tep finden und zwar bei hellen Menschen, die in Thierfelle gehüllt sind. Nach Lucian (Vol. III. Ed. Dind. LXXII, 59) trugen die Assyrer Stigmata auf dem Handgelenk oder dem Halse. Bei Moses, III, 19, 28 heisst es, Ihr sollt keine Buchstaben an Euch punktiren. Auch das Schminken ist bei den Juden sehr alt. Eine Tochter des alten Hiob hiess: Augenschminke, die andere Schminkbüchslein. Im II. Buch der Könige 9. 30 wird von Isabel gesagt, dass sie sich die Augen malte. Der erste König von China, Tschaipe soll das Tätowiren von den Ainos mitgebracht haben. Plinius sagt von Daciern und Sarmaten: corpora sua inscribunt. Herodot erwähnt die Sitte bei den Thraciern, V. 6, und den Agathyrsen, IV, 104. Cicero erwähnt (de off. II, 7, 25) einen Thracier als compunctum notis Thracis. Pomponius Mela (de situ orbis II 1. § 10) berichtet von den Agathyrsen: ora artusque pingunt sic ut oblui nequeant. Xenophon erzählt Anabas. V, 4, 32, dass die Mossynöken in Kleinasien ihren Kindern den Rücken bemalten, ihnen aber auf die Brust Blumen tätowirten. Der heilige Isidor berichtet den Gebrauch von den Scoten (Etymolog. XIX, 32, 7) und Herodian III, 14 von den Briten. Lartet wollte unter den bearbeiteten Knochen aus der Höhle von Aurignac einen spitzen Pfriem für ein Tätowirwerkzeug halten. Tätowirte sind auf altperuanischen Vasen des Berliner Museums dargestellt, man findet sie nach Reiss und Stübel unter peruanischen Mumien. Das Tätowiren findet sich bei Birmanen und Hindus, Persern, Arabern, Berbern, Kabylen sowie bei allen Südseevölkern, doch ist es hier in starker Abnahme begriffen. Am stärksten und kunstvollsten tätowiren heute die Japaner, wiewohl die Regierung den Gebrauch jetzt verboten hat. Diese Kunst ist hier schon alt, wenn auch Kämpfer sie vor 200 Jahren noch nicht erwähnt. Während in Nukahiva und anderwärts die Vornehmen tätowirt sind, ist es hier das niedere Volk. In Japan sind, wie Baelz ausführt, die bedeckten Theile des Körpers tätowirt, weil die Malerei die Kleidung ersetzen soll, welche bei der Arbeit abgelegt wird, und sie ahmt sie nach in Farbe und Mustern. Die Sitte hat hier mit Rang, Stand und Religion nichts zu thun. In Sibirien tätowirt man sich trotz der Kleidung,

Digitized by Google

weil man in der Hütte nackt ist. Schon im 14. Jahrh. wird von einem chinesischen Schriftsteller das Tätowiren der Japaner erwähnt. Die Zeichnungen der Tätowirung entsprechen dem Geschmacke der Völker, es sind dieselben, womit sie ihre Geräthe verzieren. Die Tahitier lieben das Palmblatt, die Japaner den Drachen, die Neuseeländer die Spirale, die Indier den Tiger. Die Bella-coula-Indianer an der Westküste Nordamerika's tragen Bilder von Dampfbooten auf den Armen. Dem Premierminister der Königin von Pomare auf Tahiti tätowirten die französischen Matrosen eine Windrose auf einen Körpertheil, der ihnen dazu besonders geeignet schien. Wilde setzen oft statt ihrer Unterschrift einen Schnörkel unter das Schriftstück, der ihre Tätowirung im Gesichte wiedergibt. Die zierlichen und mannigfaltigen Linienmuster der Mikronesier, welche Kubary mittheilt, machen dem Geschmacke der Wilden alle Ehre und können gewissen classischen Ornamenten, z. B. dem Grec, an die Seite gestellt werden. Auf den Inseln Mikronesiens kann die Art der Tätowirung als ein Mittel benutzt werden, die Verwandtschaft der Stämme und die Richtung ihrer Verbreitung zu erkennen. Auf Ponape ist das Tätowiren allgemein, der wird für feige gehalten, der es nicht thut. Nach Lubbock herrscht auf den Fidschi-Inseln der Glaube, dass eine nicht regelrecht tätowirte Frau im anderen Leben nicht glückselig wird, und nach Hall sind diese Zeichen bei den Eskimos Beweise der Frömmigkeit. Es giebt in der Südsee Stämme, wo die Männer und wieder andere, wo die Frauen vorzugsweise tätowirt sind. Weil alle Südseeinsulaner dasselbe Wort für diese Sitte haben, so müssen sie vor ihrer Auswanderung aus einer gemeinsamen Heimath auf dem Festlande Asiens den Gebrauch gekannt haben. Auf den Nukuoro-Inseln wurden sogar alle von nichttätowirten Frauen geborenen Kinder umgebracht. So verschieden sind die Vorstellungen, die sich an diese Sitte anknüpfen. Der Verfasser hätte noch hinzufügen können, dass, wo bei den Südsee-Insulanern der ganze Körper tätowirt ist, dies nie auf einmal, sondern nur nach und nach geschehen kann, indem die Unterbrechung der Athemfunction der Haut auf grösseren Strecken bei frischer Verwundung lebensgefährlich werden kann. Nach Langsdorf erfordert eine solche Arbeit bis zu ihrer Vollendung oft 30—40 Jahre. Das Tätowiren ist in der Südsee im Aussterben begriffen und dient bei den Chinesen als eine Strafe. Joest beklagt vom Standpunkt des Ethnographen den Verlust einer Originalität, welcher uns der drohenden allgemeinen Verflachung um einen Schritt näher gebracht haben wird.

Zum Schlusse stellt der Verfasser die Fälle zusammen, wo heute, wenn auch in beschränktem Sinne, noch tätowirt wird. Wenn heute noch die Soldaten des Sultans von Marokko, die nach Sibirien verbannten Russen, die Galeerensträflinge in Frankreich, oder in England die aus der Armee gestossenen Verbrecher gezeichnet werden, so erinnert er daran, dass schon

Digitized by Google

Griechen und Römer ihre Sklaven und Verbrecher brandmarkten und nach Vegetius, de re milit. I. 8, II. 5 auch die römischen Rekruten gezeichnet wurden. Auch war es eine altchristliche Sitte, sich den Namen Christi oder ein Kreuz auf den Arm brennen zu lassen. Die Pilger nach Jerusalem brachten bis in die jüngste Zeit ein solches Zeichen mit. Unter Soldaten, Matrosen und Schiffern überhaupt findet man nicht selten Tätowirte, bei letztern vielleicht, um im Falle des Ertrinkens mit Sicherheit erkannt zu werden.

Am Schlusse seines verdienstvollen Werkes, dessen Werth durch ausgezeichnete Abbildungen erhöht ist, sagt der Verfasser. „Mit jedem Tage bricht sich die Ueberzeugung breitere Bahn, dass wir mit unsern modernen Anschauungen und Sitten nur gar wenig denen der lange genug vernachlässigten oder verspotteten Wilden voraus sind. Je mehr unsere Selbstkenntniss zunimmt, desto mehr verengt sich die Kluft, die uns bisher von den Naturmenschen zu trennen schien. Sitten und Gebräuche, die uns barbarisch vorkommen, finden wir bei näherem Zusehen theils in unveränderter, theils in modificirter Form bei uns wieder. Körperbemalen, Narbenzeichnen und Tätowiren sind heute unter allen Schichten der modernen Gesellschaft noch nicht ausgestorben!“ Wir sehen allerdings, dass dieser merkwürdige Gebrauch sich durch alle Zeitalter verfolgen lässt, und wir können aus diesem Umstande wohl für gewisse Handlungen und Vorstellungen des Menschen eine Uebereinstimmung auf den verschiedensten Culturstufen annehmen. Wenn aber heute noch ein Soldat oder Matrose oder ein Reisender sich tätowiren lässt, so sinkt er damit noch nicht zurück auf die Stufe des Wilden. In der weiten Kluft zwischen ihm und uns liegt die vieltausendjährige Geschichte der Humanität und Bildung.

Schaaffhausen.

2. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, zweiter Band. Von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Grossen. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1887.

Der zweite Band dieses Werkes, dessen erster Band in diesen Jahrbüchern LXXVI. S. 206 ff. besprochen ward, führt die Geschichte des römischen Reiches herab bis zu dem Zeitpunkte, in welchem dasselbe in Folge des Todes Theodosius des Grossen am 17. Juni 395 dauernd in zwei Theile zerfiel, in welchem gleichzeitig an Stelle des römischen Staates der christliche in die Geschichte eintrat und durch das Eindringen der Germanen in die Kernprovinzen des Reiches neue Elemente und Ideen die Weltgeschichte zu beherrschen begannen. Den Ausgangspunkt bildet die Erhebung Diokletians am 17. Sept. 284 nach der Schlacht am Margus zum Alleinherrscher. Als Einleitung wird eine knapp gehaltenene Aufüh-

Digitized by Google

rung der aus dem Alterthume überkommenen Darstellungen einzelner Theile dieser Periode und sonstiger Quellenwerke gegeben, wobei kurz der geschichtliche Werth der einzelnen Arbeiten und die Parteistellung der Verfasser besonders in religiöser Beziehung erläutert wird. Dann folgt eine eingehende, übersichtliche und klare Darstellung der diokletianisch-konstantinischen Verfassung und ihrer Gliederung (Kaiser, Senat, Zivilverwaltung, Finanzverwaltung, Heerwesen, Hofbeamten, Gemeindeverwaltung), welche einmal den Abschluss der langen staatsrechtlichen Entwicklung der Zeit des römischen Principats und andererseits die Grundlage der rechtlichen Anschauungen der Periode der byzantinischen und abendländischen Reiche bildete. Die folgenden Kapitel sind mehr der politischen Geschichte gewidmet, der diokletianischen Tetrarchie und ihrer Entartung, der konstantinischen Dynastie und dem Sieg des Christenthums, der Vernichtung des römischen Westens durch Christenthum und Germanen, während ein Schlusskapitel die Kulturzustände, Litteratur und Kunst des 4. Jahrhunderts, freilich nur kurz charakterisirt[1]). Ein ausführliches und in seinen Angaben zuverlässiges Register beschliesst den Band.

Wie in den übrigen Perthes'schen Handbüchern der alten Geschichte ist auch in diesem Werke das Hauptbestreben gewesen, den augenblicklichen Stand unserer Kenntnisse der behandelten Epoche darzulegen und durch ausführliche Quellenangaben über die einzelnen in Betracht kommenden Punkte dem Specialhistoriker die nöthige Litteratur an die Hand zu geben. Gerade in dieser Beziehung wird es für die weiten Kreise, welche jetzt ihre Kraft der Erforschung der Provinzialgeschichte widmen, von grösstem Werthe sein; es wird ihnen in seinem Texte ein Hülfsmittel an die Hand geben, um zu erkennen, in welche allgemeinen Zeitverhältnisse sich die verschiedenen Lokal-Ereignisse einzuordnen haben, welchen Faktoren sie ihre Entstehung verdankten und in wie weit sie selbst wieder Faktoren von weitergehender Bedeutung werden konnten. Die Anmerkungen ihrerseits werden es leicht machen analoge Erscheinungen in anderen Provinzen zu verfolgen und das nur für einzelne Gegenden gültige von dem für das ganze Reich wichtigen zu sondern. Eingehend sind als Quelle neben den Schriftstellern die Münzen benutzt worden, für welche der Verf. die reiche Sammlung des Grafen Clemens von Westphalen in Ungarisch-Ostra, dem der Band auch gewidmet ist, hat verwerthen können. Besonders bei der Behandlung der kirchlichen Politik Konstantins (S. 204 ff.) haben dieselben zahlreiche interessante Notizen und Anhaltspunkte ergeben. Ueberhaupt

1) Die Aethiopica des Heliodor (S. 464) sind trotz der Schlussworte kaum das Werk des Bischofs von Trikka, sondern vielmehr das eines Heiden und mit Rohde, Griech. Roman S. 424 ff. als ein Produkt der sophistischen Romanschriftstellerei des 3. nachchristlichen Jahrhunderts zu betrachten.

Digitized by Google

gehört die Schilderung der religiösen Zustände der Epoche zu den interessantesten Partieen des Buches. Die letzte Verfolgung der Christen unter Diocletian, ihre anfängliche Duldung und spätere Begünstigung unter Constantin, die Reaction unter Julian und der endgültige Sieg des Christenthumes unter dessen Nachfolgern werden in objektiver Weise dargestellt. Sehr anschaulich werden die Kämpfe im Kreise des Christenthums selbst geschildert, das Ringen der Donatisten um allgemeine Anerkennung, welche ihnen mit Hülfe der Staatsgewalt verwehrt ward (S. 261 ff.) und besonders der grosse, Jahrzehnte lang dauernde arianische Streit (S. 265 ff.), in welchem sich der Staat auf Seiten des Bischofs Hosius und des glaubenseifrigen jungen Diakons Athanasius stellte, während der Klerus lange zwischen beiden Ansichten hin und her schwankte. In scharfer, sachlicher Weise hebt der Verf. bei der Vorführung der Wechselfälle dieses Kampfes die Vorzüge und die Mängel hervor, welche jeder der beiden Seiten anhafteten und zeigt, wie sich der Kampf zuletzt nothwendiger Weise zu Gunsten des Athanasius entscheiden musste. Auch bei der Schilderung der religiösen Politik Julians hat er es verstanden, sich ebensofern von einer Ueberschätzung wie von einer Verdammung des romantischen Kaisers zu halten und seinen grossen Eigenschaften als Feldherr und Herrscher ebenso gerecht zu werden wie seinem inconsequenten und erfolglosen Auftreten gegen das Christenthum, zu welchem den Kaiser die andauernden blutigen Kämpfe der christlichen Sekten untereinander, die ihm die Durchführung einer allgemeinen Toleranz unmöglich machten, immer von Neuem veranlassten.

Auf diese und andere Einzelpunkte näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; hier genügt es auf diese Theile hinzuweisen, welche auch der, der mit dem Verf. nicht in allem und jedem einverstanden ist, mit grösstem Interesse lesen wird. Die Geschichte der Rheinlande speciell hat an zahlreichen Punkten eingehende Berücksichtigung erfahren, aus ihnen ist ja die constantinische Dynastie hervorgegangen, in ihnen hat Julian seine glänzendsten Feldherrntriumphe gefeiert und in ihrem Bereiche finden sich, besonders in Trier und seiner Umgebung, eine Reihe der grossartigsten baulichen Ueberreste der Periode, welche besonders in dem Schlusskapitel in ihrer Bedeutung gewürdigt worden sind. Hier wird auch (S. 469 f.) gezeigt, wie verfehlt die weit verbreitete Ansicht ist, das siegende Christenthum habe aus Hass gegen die Kunst nicht nur keine Kunstwerke zu schaffen vermocht, sondern auch aus Fanatismus das Vorhandene zerstört. Wohl haben einzelne Mönche und von Zeloten aufgereizte Volkshaufen Tempel und Götterbilder vernichtet, im Grossen und Ganzen aber beweisen die Gemälde der Katakomben, die mit christlichen Emblemen versehenen Glasgefässe, die reichen Reliefdarstellungen an den Sarkophagen, dass in den christlichen Kreisen ein ähnliche Freude an der Kunst zu finden war wie

Digitized by Google

vordem in den heidnischen. Eine Durchsicht der Kirchenschriftsteller zeigt dieselbe Achtung vor dem Schönen; will doch sogar Prudentius die Götterstatuen als köstliche Zierden der Hauptstadt erhalten wissen, wenn sich nur kein Götzendienst an dieselben knüpfe.

Druck und Ausstattung sind ebenso sorgsam wie im ersten Theile. Druckfehler sind mir nur sehr wenige aufgefallen, störend ist nur S. 474 Z. 10 Amphitheater für Villen. Das Werk wird für Jeden der sich mit der römischen Kaisergeschichte beschäftigt, ein unentbehrlicher, zuverlässiger Rathgeber, für jeden Geschichtsfreund ein interessantes Studium sein.

A. Wiedemann.

3. Dr. W. Harster, Katalog der historischen Abteilung des Museums in Speier, Speier, Gilardone'sche Druckerei. 116 Seiten Oktav mit einer Photographie: „Bronzekopf eines Tritons".

Vom Konservator des historischen Vereins, Prof. Dr. Harster, welcher bisher zugleich 1. Sekretär, ja die Seele des Vereins war, wird hier zur „60jährigen Gedenkfeier des historischen Vereins der Pfalz" ein neuer Katalog geboten. Aus demselben geht ebenso sehr die Reichhaltigkeit des pfälzischen historischen Museums, wie die unermüdliche Sorgfalt und die liebende Hand seines Schilderers hervor. — Der im Jahre 1880 vom Stabsarzt Dr. Mayrhofer verfasste wurde schon nach Verlauf von acht Jahren antiquirt (S. IX), weil seither eine ganze Serie von Sammlungen dem Museum einverleibt ward, so die von Mellinger, Göhring, Weltz, Sick, auch die Ausgrabungen von Leimersheim, Rheinzabern, von Heidelsburg, Obrigheim, Glanmühlbach, Oberstaufenbach u. A. dazu kamen. Es ist kein Zweifel, dass Dank den Männern, welche Herrn Dr. Harster seit Jahren mit unermüdlicher Forschungslust unterstützt haben, das Speierer Museum zur Zeit einen hervorragenden Rang unter den rheinischen, ja den deutschen Sammlungen einnimmt.

Die Anordnung des Stoffes ist im Katalog gemäss der Aufstellung der Sammlung eine chorographische, und zwar ohne Schaden für die archäologische Behandlung des reichen Stoffes, nachdem die Anordnung der Sammlung im Realgymnasium in 9 Räumen im Ganzen eine chronologische ist. Dieselbe ist besonders von Dr. Harster so durchgeführt worden.

Der 1. Raum enthält neben ausländischen Alterthümern den Apollo von Speier, die Bronzen aus den Sammlungen von Heidenreich und Mellinger (Rheinzabern!), ferner die bekannten Falsifikate von Rheinzabern, eine Reihe werthvoller römischer Bronzen, endlich die einzigen römischen Formschüsseln. Die übrigen Fundstücke aus den Sammlungen von Heydenreich und Mellinger birgt der zweite Saal.

Digitized by Google

Der 3. Raum bildet das Sitzungszimmer des Vereinsausschusses. Der 4. Saal enthält die Münzen des Museums etc.; im 5. Saal ist die Perron'sche Urnensammlung, sowie Funde aus der Steinzeit der Pfalz und prähistorische Bronzen aufgestellt. Berühmt sind darunter die Funde von Rodenbach, Dürkheim (Goldschmuck und Dreifuss). Die letzten Glasschränke enthalten die reichen fränkischen Grabfunde von Obrigheim und andere Fundstücke dieser nachchristlichen Periode von Gersheim, Kirchheim a. Eck, Grossniedesheim etc. Im 6. Raum sind Gobelins, Portraits, Wappen, Bavarica und Spirensia untergebracht.

Aehnliches birgt Raum 7: Bilder von Bischöfen, Ansichten des Domes, Manuscripte u. s. w. — Im 8. Raum sind ein Modell der Retscherkirche, und mittelalterliche Fundstücke aus der Pfalz aufgestellt, ferner ist hier das seltene Frankenthaler Porzellan zur Schau gebracht. — Der 9. Raum enthält Trophäen des Krieges 1870/71, alte Fahnen, endlich einen prähistorischen Kahn (Einbaum). — Die Litteratur ist bei den einzelnen Objekten reichlich aufgezählt, bei mehreren prähistorischen Fundstücken fehlt sie jedoch zum Theil.

Von Erraten korrigiren wir. S. 65 ist die angeführte Scheibe aus Stein nicht als „Hacke" zu bezeichnen, dies Stück bildet das Ende einer Holzkeule. Auf den Samoainseln gebraucht man jetzt noch ähnliche Waffen. — S. 67 muss es bei der la Tène-Zeit anstatt „jüngere Bronzezeit" „jüngere Eisenzeit" heissen. — S. 106 verbessern bei der Ueberschrift „achter", S. 115 „neunter" Raum.

Prof. Harster will nach der Einleitung mit diesem Katalog Abschied von seiner Konservatorstellung nehmen. Das ist im Interesse der Sache sehr zu bedauern. Wenn er es aber thut, so geschieht es in der seit fast acht Jahren erworbenen Einsicht, dass man nur schwer neben seiner amtlichen Stellung den verantwortungsvollen Posten eines Konservators dieses reichen Museums vertreten könne.

Möge solche Thatsache, schon lange in den öffentlichen Blättern der Pfalz besprochen, doch endlich einmal die massgebenden hohen Personen veranlassen, mit der Gründung eines eigenen Konservatorpostens einem wirklich jetzt recht dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Nur dann kann diese werthvolle Sammlung systematisch vermehrt und zum Nutzen der deutschen und rheinischen Alterthumskunde und Kulturgeschichte entsprechend bekannt gemacht und verwerthet werden! — Herrn Prof. Harster aber gebührt für diesen neuen Beweis seiner archäologischen Sachkenntniss und seiner Liebe zum pfälzischen Boden der wärmste Dank aller Vaterlandsfreunde!

Dr. C. Mehlis.

Digitized by Google

4. Dr. August Weckerling, Die römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Zweiter Theil. Worms 1887. 8°. 120 Seiten und 16 Tafeln.

Dieser Theil bildet mit dem ersten im Jahre 1885 erschienenen einen brauchbaren, fleissig gearbeiteten Führer durch das Wormser Museum. Um seine Brauchbarkeit zu erhöhen, hätte ein Register beigefügt werden müssen. Es dürfte eigentlich heute keine wissenschaftliche Arbeit von einigem Umfang ohne Register gedruckt werden.

Die seit 1885 gemachten Funde haben das Wormser Museum ziemlich bereichert. Vereinzelte Berichte darüber finden sich bereits im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift von 1885. Dieselben hat Weckerling in dankenswerther Weise zusammengestellt und vervollständigt. In dem sich am Neuen Maria-Münsterbach hinziehenden Gräberfeld (südlich von Worms) wurden zahlreiche Steinsärge aufgedeckt. Aber nur 5 von 85 waren unversehrt, die übrigen alle ausgeraubt. Der Verfasser schliesst, dass diese allgemeine Beraubung noch in römischer Zeit oder in der Zeit unmittelbar nach der Römerherrschaft, als die Germanen derselben ein Ende machten, stattgefunden habe. Dazu stimmt, dass in einem Sarge eine kleine silberne fränkische Nadel sich vorfand. Ausser den Steinsärgen kamen 25—30 Holzsärge zu Tage, daneben zahlreiche Aschenurnen etc. Auch die Münzsammlung des Museums wurde ansehnlich bereichert (p. 50 ff.). Es soll später ein besonderer Katalog der Münzsammlung herausgegeben werden, weshalb der Verfasser für diesmal auf eine genauere Beschreibung verzichtet.

Die inschriftlichen Denkmäler und Skulpturen sind im 3. Abschnitt eingehender erörtert, nachdem über ihre Auffindung bereits vorher kurz die Rede gewesen. Ausser römischen Grabsteinen, einem Meilenstein (vom Jahre 293, bei Mariamünster gefunden, s. p. 80 ff.) und Votivsteinen sind die wichtigsten Erwerbungen des Museums 6 Devotionstäfelchen aus Blei, welche 1885 bei Kreuznach gefunden wurden (s. p. 65 ff.). Eines davon ist so zerstört, dass nur noch einzelne Buchstaben darauf zu erkennen sind. Es ist deshalb keine Abbildung beigefügt. Die übrigen fünf sind auf Taf. XIV—XVI abgebildet. Die Lesung ist noch sehr unsicher. Das erste Täfelchen enthält eine Menge Namen von *inimici*, die der Schreiber 'zum Teufel' wünscht (*inimicorum nomina ad inferos*). Wichtiger ist das zweite, nur auf einer Seite beschriebene Täfelchen, welches etwas mehr als blosse Namen aufweist. Leider ist die Entzifferung noch viel schwieriger und bis jetzt nur unvollkommen gelungen. Die anderen sind von weniger Belang. Uebrigens soll Prof. Zangemeister in Heidelberg die Absicht haben, die Täfelchen gelegentlich eingehender zu behandeln.

Von den Grabschriften sind zu erwähnen die des *circitor* d. h. Wacht-

Digitized by Google

soldaten (*circuitor*, vgl. Vegetius 3, 8) *Aurelius Vapinus*, gesetzt von seinem Zeltgenossen *Aurelius Flavinus*, die des *Val(erius) Maxantius eq(ues) ex numer(o) kata(fractariorum)* und der Denkstein der Brüder *Severius Lupulus* und *Severius Florentinus* (Abbildung Taf. V 1). Den Namen der Mutter, welche den Stein ihren Söhnen setzt, kann man unmöglich mit Weckerling *Licont(ia) Jus(ta)* lesen. Wenn auf dem Stein wirklich LICONTIVS MATER steht, so bleibt nichts anderes übrig, als der Mutter den Namen LICONTIVS zu lassen. Frauennamen mit masculiner Endung sind zwar selten, kommen aber vor (vgl. die Inschrift Orelli 2745 mit der Anmerkung), besonders als *signa* (Spott- und Spitznamen). So publicirt A. Allmer in seiner Revue épigraphique I. p. 46 n. 67 den Grabstein einer *Victoria L[con]tina qu(a)e et Simplicius*. Er citirt in der Anmerkung die Verse des Ausonius (Parentalia 8 p. 44 Schenkl):

Aemilia, in cunis Hilari nomen adepta,
Quod lacta et pueri comis ad effigiem
Reddebat verum non dissimulanter ephebum,
More virum medicis artibus experiens,
Feminei sexus odium tibi semper etc.

Die gefundenen Skulpturen (darunter ein Altärchen von Thon mit dem Bilde der Minerva Taf. VI 1) sind rohe Arbeiten. Die Abbildungen auf Taf. III—VII geben einen ungefähren Begriff davon. Eine kleine aus weissem Thon gebrannte Statuette (auf dem römischen Kirchhofe bei Mariamünster 1885 gefunden) ist bemerkenswerth wegen der an der Rückseite der Basis eingeritzten Inschrift

LUCIUS
FECITAD
CANTUN
ASNOUAS

Die Ortsbestimmung *ad cantunas novas* ist bereits bekannt (vgl. Jos. Klein, Bonner Jahrb. 79, 178). Was das fragmentirte Figürchen darstellen soll, ist unklar.

S. 85 ff. giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der im Wormser Museum befindlichen Töpferstempel, der sich die Legionsstempel anschliessen. Es folgen schliesslich im 5. Abschnitt die übrigen römischen Alterthümer des Museums: Thongefässe, Schüsseln, Schalen, sonstige Geräthe, Schmuckgegenstände u. s. w. Eine Auswahl ist auf den beigegebenen Tafeln abgebildet.

Bonn. Max Ihm.

Digitized by Google

5. Hermann Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold 1887. 8°. 70 Seiten.

Die im Jahre 1885 erschienene Abhandlung von Theodor Mommsen 'Die Oertlichkeit der Varusschlacht' (Berlin 1885)[1]) hat, wie vorauszusehen war, manche Entgegnungen hervorgerufen. Nach der gewöhnlichen Annahme sucht man den Ort der Varianischen Katastrophe in dem Quellgebiet von Lippe und Ems. Mommsen dagegen verlegt ihn auf Grund der Barenauer Münzfunde weit nördlicher, in die Osnabrücker Gegend. Gegen diese Annahme wendet sich der Verfasser der oben genannten Schrift. Er will hauptsächlich durch genaue Interpretation der Stelle in den Annalen des Tacitus I 60[2]) den Nachweis liefern, dass Arminius den Varus im Lippeschen Walde besiegt hat und dass demgemäss das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold am richtigen Platze steht. Bisher haben es unbefangene Forscher bezweifelt, dass es möglich sei, auf Grund der auf uns gekommenen litterärischen Nachrichten die Oertlichkeit der Varusschlacht genau zu fixiren. Ich glaube nicht, dass es dem Verfasser gelungen ist, diesen Zweifel zu beseitigen.

Im ersten Kapitel giebt sich der Verfasser die Mühe festzustellen, dass Tacitus sich den *Teutoburgiensis saltus* als Waldgebirge vorgestellt hat, was wohl kaum nöthig war, wenn auch Deppe *Teutoburgiensis saltus* = *Teutoburgiensis civitas* = *Theotmalli* (Bezirk-Detmold) erklärt hat[3]). Weiter erörtert er dann, wo dies Waldgebirge des Tacitus zu suchen sei, und gelangt zu dem oben angedeuteten Resultat. Mommsens Schluss (p. 3), dass die römische Armee auf der hauptsächlichen militärischen Verbindungslinie des Sommerlagers an der Weser mit dem Rhein, d. h. auf derjenigen Linie, die von Vetera nach Aliso und von da weiter an die Weser führte, nicht zu Grunde gegangen sein könne, scheint evident[4]). Nichts zwingt, die Taciteischen Worte *quantumque Amisiam et lupiam amnes inter vastatum* — Neubourg will das *que* besonders betont wissen — nur auf das Terrain zwischen den Quellen der Lippe und Ems zu beziehen. Was die Ortsangaben des Tacitus anlangt, so hat kürzlich Zangemeister mit Recht hervor-

1) Zuerst in den Berliner Sitzungsberichten von 1885 p. 63 ff. erschienen, dann in erweiterter Gestalt neugedruckt.

2) 'Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur'.

3) In der Schrift 'Die Teutoburg' (Heidelberg 1884) p. 32.

4) Vgl. Dio 56, 19.

Digitized by Google

gehoben, wie ungenau und vieldeutig dieselben manchmal sind[1]). Neubourg glaubt nachweisen zu können (p. 14), dass die Worte *haud procul* bei Tacitus höchstens eine Entfernung von 3—4 Stunden, meistens aber eine viel geringere (oft nur wenige Fuss) bezeichne, was nicht richtig ist[2]). Das Argument, dass der Lippesche Wald, 'dessen Zierde das Hermannsdenkmal ist', genau dem von den alten Schriftstellern beschriebenen Schlachtterrain entspreche, hat nach Neubourgs eigenem Urtheil (p. 3) keine Beweiskraft. Denn was er für Mommsen nicht gelten lässt, das darf auch für ihn nicht gelten. Dass die dreitägige Varusschlacht in der Nähe der Weser (auf dem linken Ufer) begonnen habe, schliesst Neubourg (p. 25) aus einer Stelle des Velleius Paterculus II 105, die er liest *amnis mox nostra clade nobilis Visurgis*, eine Lesart, die nur auf Konjektur beruht. Diese und andere Argumentationen des Verfassers hat bereits Zangemeister am genannten Orte zur Genüge beleuchtet.

Im dritten Abschnitt giebt Neubourg eine Zusammenstellung von Ortsnamen, welche den Lippeschen Wald als den *Teutoburgiensis saltus* des Tacitus erweisen sollen. 'Auch ich bin weit entfernt', äussert er sich p. 29, 'aus Namen . . . . irgendwelchen Schluss für ein römisches Schlachtfeld oder gar die Lokalität der Varusniederlage ziehen zu wollen, ohne zuvor an der Hand zuverlässiger, glaubwürdiger Quellenschriftsteller die betreffende Oertlichkeit ermittelt zu haben. Ist aber letzteres einmal gelungen (vgl. p. 26—28), dann besitzen derartige signifikante Ortsnamen eine nicht geringe Beweiskraft'. Da nun aber 'letzteres' meines Erachtens nicht gelungen ist, so schliesse ich meinerseits, dass solche Ortsnamen nur eine geringe Beweiskraft besitzen. Es ist vorgekommen, dass erst auf Grund gelehrter Kombinationen Namen gewissen Oertlichkeiten beigelegt worden sind (vgl. Zangemeister a. a. O. p. 235 mit Anmerkung[1]).

Seite 38 ff. giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der Funde von römischen Geräthen, Waffen und Münzen, welche im oder am Lippeschen Walde gemacht worden sind. Die Quellen sind hier hauptsächlich H. Hamelmann (1555—1568 Prediger in Lemgo), Piderit (17. Jahrhundert) und der Amtmann Casimir Wasserbach mit seiner Dissertation 'De statua illustri Harminii, liberatoris Germaniae, vulgo Hiermensul' (Lemgo 1698 2. Aufl.). Dass Münzfunde im Lippeschen gemacht worden sind, ist nicht in Abrede zu stellen; aber die Berichte sind keineswegs ausgiebig und klar. Es sind Fälschungen mit untergelaufen. Dass Neubourg für den unzweifelhaft sehr ehrenwerthen Amtmann Wasserbach eine Lanze bricht und ihn

1) In dem Aufsatz 'Zu der Frage der Oertlichkeit der Varusschlacht' (Westdeutsche Zeitschrift 1887 p. 245).

2) Zangemeister a. a. O. p. 246 Anmerkg. 33.

Digitized by Google

gegen Dr. Menadier[1]) in Schutz nimmt (p. 60 ff.), hilft nicht viel. Er hätte dem genannten Numismatiker doch etwas mehr Glauben schenken sollen. Denn eine 'numismatische Ungeheuerlichkeit' ist doch schlechterdings die von Wasserbach abgebildete 'Arminius- oder besser gesagt Heermannsmünze', welche das Bildniss eines Kriegers mit der Umschrift HARMINIVS CHERVSC· DVX aufweist. Nach p. 43 zu urtheilen, hält der Verfasser die Münze für antik.

Dass stellenweise die lokale Begeisterung die Feder des Verfassers beeinflusst hat, ist unverkennbar. Er scheint insgeheim zu besorgen, Mommsens Ansicht betreffs der Oertlichkeit der Schlacht könne zutreffend sein. Weshalb aber dann das Hermannsdenkmal 'von Rechts wegen' auf einen Hügel der Umgegend von Barenau übersiedeln müsste, sehe ich nicht recht ein. Ob Mommsen das richtige getroffen hat, steht dahin. Widerlegt worden sind seine Deduktionen bis jetzt nicht. Auf alle Fälle aber bleibt es dem Wanderer, von dem Neubourg p. 4 spricht, unbenommen, an der Ueberzeugung festzuhalten, 'dass er von der Galerie des Hermannsdenkmals in die Thäler und Waldschluchten herniederschaut, in denen einst die grosse deutsche Freiheitsschlacht tobte'.

Bonn. Max Ihm.

6. Feu Paul-Emile Giraud et Ulysse Chevalier, Le mystère des trois doms. Lyon, 1887.

Wie in Deutschland sind auch in Frankreich geistliche Festspiele, sog. „Mysterien", in welchen nach Art der bekannten Oberammergauer Spiele irgend ein Theil der Erlösungsgeschichte oder eine Legende dramatisch behandelt ist, die Vorläufer des Dramas. So sind sie nicht nur für die Literaturgeschichte, sondern auch für die Entwickelung des Theaters von grossem Interesse, und wir können es nur freudig begrüssen, dass in der Sammlung der „Documents inédits sur l'histoire du dauphiné" das mystère des trois doms Aufnahme gefunden hat, obgleich es in einer verhältnissmässig späten Zeit entstanden ist. Es war nämlich der 27. Mai des Jahres 1509, als es zu Romans, einer kleinen Stadt in der Dauphiné zum erstenmal aufgeführt wurde. Die „drei Herren", deren Geschichte es behandelt, sind die Heiligen Severinus, Exuperius und Felicianus, deren Leiber in der St. Bernardskirche zu Romans bestattet liegen. Es war eine Schuld des Dankes, welche man durch die Aufführung abstatten wollte. Im Jahre 1504 war nämlich während der Procession, die man zur Abwehr einer grossen Dürre veranstaltet hatte und in welcher die Reliquien dieser Heiligen umgetragen wurden, sofort ein ergiebiger Regen gefallen. Damals

1) Verhandlungen der Numismatischen Gesellschaft zu Berlin 1886 p. 21.

Digitized by Google

hatte man feierlich gelobt, fünf Jahre später ein solches Mysterium aufzuführen. Um so mehr fand man sich dazu bewogen, als bei der drei Jahre später ausgebrochenen Pest, die Seuche, nachdem man eine Bruderschaft zu Ehren der genannten Heiligen und des h. Bernard gegründet hatte, sofort nachgelassen hatte. So wurde am Pfingsttage des Jahres 1509 und den beiden folgenden Tagen das Festspiel, dessen Text Canonikus Pre ans Grenoble fertiggestellt hatte, feierlich aufgeführt. Unter den Ulmen vor der Franziskuskirche war ein grosses Theater aufgeschlagen. Hundert Logen enthielt es und eine zweistöckige Bühne von 36 Schritt Breite und achtzehn Schritt Tiefe. Auf der oberen Bühne kamen die Scenen aus der Geisterwelt zur Aufführung und zwar befand sich ostwärts das Paradies, westwärts die Hölle. Bunte Bilder schmückten die Wände, welche am ersten Tage mit Grün, am zweiten mit bunten Blumen und am dritten mit Rosen bedeckt waren. Die Pracht der Costüme war eine ausserordentliche; aus Gold- und Silberbrokat, Sammt und Seide hergestellt und reich mit Edelsteinen besetzt, schätzte man ihren Werth auf mehr als 100,000 Thaler.

So verdienstlich die Publikation des Textes des Mysteriums auch ist, so hätten wir doch gewünscht, dass die Herausgeber dieselbe mit einem Vorwort begleitet hätten. Allerdings behauptet Boëthius, eine Vorrede sei ein unnützes Ding, allein wir hätten doch in einer solchen einige Mittheilungen über das Manuscript und über die Grundsätze, von denen der Verfasser bei der Herausgabe desselben sich leiten liess, mit Dank entgegen genommen. Das Verzeichniss der Spieler (etwa hundert an der Zahl) ist leider ausgelassen; ist es verloren gegangen oder hielt der Herausgeber es für unwichtig? Auch scheinen einige Marginalnoten in Wegfall gekommen zu sein. Was die Behandlung des Textes selbst betrifft, so würde es sich wohl empfohlen haben, falls man die einzelnen Scenen nicht durch hinzugefügte Ueberschriften trennen wollte, sie wenigstens durch Absätze kenntlich zu machen. Wenn wir schliesslich noch den Wunsch aussprechen, es möchte auch ein Titelblatt dem Werke vorgesetzt werden, glauben wir die Grenzen der Bescheidenheit damit nicht zu überschreiten.

Hauptmann.

7. Naue, Dr. Julius. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln. F. Enke 1887.

Auf den Höhen, welche das rechte Ufer der Ammer von deren Ausfluss aus dem Staffelsee bis zu ihrem Eintritt in den Ammersee begleiten und eine malerisch schöne Rundsicht gewähren, liegen, umgeben von Hochäckern, die sich stundenlang ausdehnen, mehrere 100 Grabhügel, die vom Sommer 1883 an bis zum October 1886 aufgedeckt wurden. Naue hat

Digitized by Google

nicht nur die Grabungen selbst geleitet, sondern mit künstlerischem Verständniss die Gegenstände auch gezeichnet und bietet uns ein Culturbild aus der Vorzeit Oberbayerns in einer Vollständigkeit, wie es kaum von andern Gegenden Deutschlands vorhanden ist. Die Lage der Gräber und der Ansiedelungen auf der Hochfläche verrathen uns eine Zeit, in der die Thalebene noch sumpfig und unbewohnbar war. Das zwischen Ammer- und Wurmsee gelegene Land ist noch heute von weiten Moorflächen durchzogen, die von der Amper durchschnitten werden. Naue schätzt die Zeit, in der diese Gräber entstanden sind, auf 1000 Jahre. Diese Schätzung scheint zu hoch. Nehmen wir eine Bevölkerung von 1000 an und eine Sterblichkeit von 2%, so sterben in 100 Jahren 200, in 1000 Jahren: 2000.

Naue theilt den Fundbericht der einzelnen Gräber mit, die er nach Perioden unterscheidet und beschreibt die Beigaben derselben: 1) die Waffen, es sind Schwerter, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schildbeschläge und Schildbuckeln, Messer; 2) Zier- und Schmuckgegenstände, als Zierplatten, Diademe, Nadeln, Halsringe, Toilettengegenstände, Fibeln, Arm-, Finger- und Fussringe, Gürtel, Ketten, Bernstein-, Glas-, Holz-, Knochenringe und Perlen, sowie Gewebe; 3) die Bronze- und Holzgefässe; 4) die Wagenreste nebst Pferdegeschirr; 5) die römischen Waffen, Schmuckgegenstände und Geräthe; 6) die vorgeschichtlichen Thongefässe der Bronzeperiode, der Uebergangszeit, der ältern und jüngern Hallstattperiode, der Periode mit reinem Eisen; 7) die römischen Thongefässe. Er schildert dann den Bau der Grabhügel und die Bestattungsarten. Merkwürdig bleibt die theilweise Leichenbestattung, auf die zuerst von Sacken aufmerksam machte, Naue fand sie in 16 Fällen. Ihr liegt wohl ein Aberglaube zu Grunde. Heger bezweifelt die Richtigkeit der Beobachtungen, vgl. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. Wien XVIII, 1, S. 56. Die Grabbeigaben werden nach Material und Technik, Styl und Ornamentik, einheimische Herstellung oder Import betrachtet. Zuletzt sucht er das Volk zu deuten nach seinen Sitten und Gebräuchen und macht auf die Bedeutung der Hochäcker, der Wege und Wohnstätten zwischen denselben aufmerksam. Nur zwei Schädel der Begrabenen sind gewonnen worden.

Funde aus der Steinzeit sind höchst sparsam. Nur bei Hugling, nahe dem Gebirge, kamen sie vor. Die Grabhügel der Bronzezeit unterscheiden sich von denen der folgenden Perioden darin, dass sie nicht mit Lehm aufgefüllt sind, sondern Steinbauten mit Steingewölben aufweisen. Die meisten Steinbauten sind vortrefflich gefugt. Ein Grabhügel zeigte drei Innengewölbe, die durch ein grosses Uebergewölbe bedeckt waren. Einmal war der Innenbau durch Sandsteinplatten hergestellt und die Deckplatte nach Art der Opfersteine mit schalenförmigen Vertiefungen versehen. Zu den Steinkreisen sind oft sehr grosse Blöcke verwendet. Bezeichnend für die ältere Bronzezeit sind kleine Pincetten, Nadeln mit flachem, rundem Kopfe, kleine Spiralen, herz-

Digitized by Google

förmige Schmuckstücke. Von Waffen wurde nur ein Dolch gefunden. Die Grabgefässe sind aus ungeschlämmtem Thone hergestellt, der mit Kiesel- und Kalkstückchen vermischt ist. Die Wände sind stark. Kleine Henkelvasen sind fein geformt. In der jüngeren Bronzezeit erscheinen als Ornament kleine fortlaufende Spiralen, durch Linien ausgefüllt, auch Dreiecke, die sogenannten Wolfszähne. Messerscheiden waren mit Goldblech beschlagen. Es erscheinen halbkreisförmige Kopfringe mit Oese und Haken, Nadeln mit Spiraldiskus, Zierscheiben mit Doppelkreuz, Armbänder mit ovalen Ornamenten und kunstreich verzierte Gürtelbleche mit vertieften Spiralreihen. Jetzt herrscht ausnahmslos Verbrennung. Die Grabgefässe sind schwarz mit schrägen Strichen oder Wolfszähnen verziert. In der Uebergangszeit zur Hallstattperiode treten massiv gegossene Fuss- und Fingerringe, Nadeln mit perlartig aufgereihten Knöpfen und Kleiderhafte aus Bronzeblech auf. Gänzlich fehlt die Fibel und das Eisen. Das Ornament der Thongefässe ist mit weisser Masse ausgefüllt.

In der älteren Hallstattperiode kommen auf 93 Grabhügel noch 11 Steinbauten und 8 Steinkränze, die übrigen 74 sind mit Lehm aufgefüllt. In 57 Grabhügeln waren nur Beigaben ohne Knochenreste niedergelegt. Die Bronze herrscht bei den Schmuckgeräthen vor, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen sind von Eisen. Die Fibel tritt auf und bleibt bis zum Ende der jüngeren Hallstattperiode. Die Formen sind die kahnförmige, die mit schmalem eingedrücktem Bügel, die Schlangenfibel und die halbmondförmige mit Klapperblechen. Neben den Bronzenadeln giebt es eiserne mit flachrundem Kopf, auch aus Bronzedraht angefertigte Halsringe und Armringe mit Querstreifen verziert, es erscheinen auch gegossene, darunter die hohlgegossenen Tonnenarmringe, mit breiten Rippen verziert. Arm-, Finger- und Fussringe werden nur von Frauen getragen. Es finden sich Ledergürtel mit Bronzeknöpfen, auch Bronzegürtelbleche mit kleinen Thierfiguren, ferner Bernsteinringe und Perlen, kurze gekrümmte Eisenmesser und lange Eisenschwerter mit Holzscheiden und napfartig vertieften Bronzenägeln am Griff. Kleine Bronzenadeln liegen in Männergräbern. Die Urnen sind birnförmig mit Roth und Schwarz bemalt, mit Zickzack, Raute und Dreieck verziert.

In der jüngern Hallstattperiode treffen auf 121 Grabhügel 16 Steinbauten und 12 Steinkränze, 93 sind mit Lehm aufgefüllt. Die Certosafibel, die Doppelpaukenfibel, die Armbrust- und Gesichtsfibel, sowie Eisennadeln treten auf. Die Tonnenarmwulste sind aus Bronzeblech getrieben, die Bronzegürtel geometrisch verziert. Lange und kurze Schwerter haben Eisennägel am Griffe. Die Scheiden sind von Holz mit Wollenstoff überzogen. Der aus Holz gefertigte, länglich viereckige Schild hat zwei zugespitzte Eisenbuckeln. Ein meisselartiger Eisenkeil ist vielleicht ein beim Bau des Grabhügels verlorenes Werkzeug. Bronzene Cisten und Situlen sind mit Rippen

Digitized by Google

verziert; eine ebenso verzierte Trinkschale ist von Holz. An den Wagenrädern sind Naben und Speichen mit Bronzeblech beschlagen. Am Ende dieser Periode ist der Boden des Grabes mit Eisenplatten bedeckt. Die ohne Drehscheibe gemachten Thongefässe haben eine aufgetragene fein geschlämmte Thonschicht, die beim Brennen zart ziegelroth wurde. Die Bemalung wird reicher und die Ornamentik erreicht ihren Höhepunkt. Rauten und Dreiecke, von Bändern unterbrochen, bilden die Grundlage, dazwischen sind kleinere Ornamente, concentrische Kreise, halbmondförmige Zeichen, Zickzacklinien, Perlschnüre eingestempelt, eine Reihe aneinander angelegter Kreisausschnitte, durch doppelte oder dreifache Linien hergestellt, umgeben guirlandenartig den Gefässbauch. Auf den Tafeln XLVII bis LV sind diese Gefässe in ihrer mannigfaltigen Farbenpracht dargestellt, die uns allein schon einen hoch entwickelten Kunstgeschmack verrathen.

In den Gräbern mit reinem Eisen herrscht nur Leichenbrand. Unter 43 Grabhügeln waren 26, die nur Beigaben, aber keine Reste des Leichenbrands enthielten. Es giebt Eisenplatten, auch hohle Eisenstäbe, die sich zu einer feinen Spitze verjüngen. Schwerter und Messer fehlen. Sehr selten ist die Bronze. Tischler möchte das Fehlen derselben auf die Armuth der damaligen Bewohner beziehen, Beilage zur allgem. Zeit. vom 18. u. 19. Febr. 1888. Die Grabgefässe entsprechen den ärmlichen Beigaben. Die Bevölkerung und der Wohlstand haben abgenommen.

In den römischen Nachbestattungen, Taf. XL bis XLII, die im Süden des untersuchten Gebietes fehlen, aber in nördlicher Richtung vorkommen, wo in der Nähe, so bei Fischen, Pähl und Monetshausen Römerstrassen festgestellt sind, findet sich nie ein vorgeschichtliches Gefäss oder Geräthe. Die Graburnen enthalten verbrannte Knochen. Die Thon- und Glasgefässe haben durch das Feuer gelitten, die Eisengeräthe sind blauschwarz.

Als auf hervorragende Fundstücke sei auf das Schwert von St. Andrée, Taf. X, 6 und XI, 2, auf die verzierte Tülle der eisernen Lanzenspitze XIV, 6, den Schild XIV, 1, die halbmondförmige Fibel mit 2 Vögeln auf dem Bügel und Klapperblechen XXIV, 2, auf die Tonnenarmwülste XXVII, 3, XXVIII, 1, auf den Bronzegürtel XXXI, 3, auf den Bernsteinschmuck XXXIV, 4 und vor allem auf die bemalten Thongefässe aufmerksam gemacht, die auch in Hügelgräbern von Mittelfranken, Würtemberg, Baden, im Elsass und der Schweiz vorkommen. Die wuchtigen Säbelmesser kommen am Ende der Hallstattperiode wie in Südbaiern so in Hallstatt und in Ungarn bis Frankreich vor und gehören nach Tischler der frühen la Tène-Periode an; für diese ist auch die Armbrustfibel mit Thierköpfen bezeichnend.

Die Funde gestatten den Schluss, dass in der älteren Hallstattperiode in Oberbaiern ein neues Volk auftritt von hoher Cultur, grosser technischer Geschicklichkeit und feinem Geschmack. Die Beigaben deuten auf den

Digitized by Google

Glauben an ein künftiges Leben. Es fehlt vieles was in Hallstatt vorhanden ist, die vielen Cisten, die Perlen, der Bernstein, das Gold, doch ist auch vieles mit Hallstatt gemeinsam. Die Hochäcker und die seltenen Waffen deuten wie die Gräber von Hallstatt und Watsch auf ein friedliches Volk, während in den Reihengräbern jeder Todte seine Waffen hat. Das Volk war von schlanker Gestalt und feinem Knochenbau, die Männer waren 1,70 bis 1,80 m hoch, die Frauen 1,55 bis 1,65. Die Hochäcker liegen meist in der Nähe der Gräber, die oft von ihnen eingeschlossen werden. Alle Wege gehen parallel mit den Hochackerbeeten. Der Verfasser will die letzteren mit Dahn für germanisch halten. Er sieht in viereckigen Anlagen, die von Wällen und Gräben umgeben sind, alte Wohnstätten. Aus der Häufigkeit der Gräber schliesst Naue, dass das Volk aus dem Süden in die Gegend einzog. Nur der eine Schädel aus der ältern Bronzezeit kommt in Betracht, sein Hirntheil ist geräumig, die Gesichtsbildung fein, im Bilde sieht er fast weiblich aus, doch wird er als männlich bezeichnet, er ist orthocephal, leptorrhin und leptoprosop, vgl. Ranke, Bericht der Trierer Versammlung 1883, S. 142. Der Berichterstatter glaubt, dass man das Volk, dessen Hinterlassenschaft in diesen Gräbern ruht, mit grosser Wahrscheinlichkeit als ein keltisches bezeichnen darf. Schon Virchow wollte den Schädel für einen illyrischen oder keltischen halten, vgl. Ethnol. Zeitschr. 1887, Heft V. Der Stamm wanderte von Süden ein, die späteren Bajuvaren erscheinen als germanische Eroberer. Auch im Correspondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft Febr. 1888, S. 15 wurden die von Naue veröffentlichten Funde keltischen Vindeliciern zugeschrieben. Von den Kelten sind uns in ihren alten Sitzen in Böhmen, Baiern und im südwestlichen Deutschland Münzen erhalten, deren eigenthümliches Gepräge den Einfluss kleinasiatisch-griechischer Cultur erkennen lässt. Auch werden die Kelten als ein kunstreiches Volk von den alten Schriftstellern gerühmt. Die bemalten Thongefässe, die einen so wesentlichen Bestandtheil dieser Grabfunde ausmachen, die auch in andern südlichen Wohnsitzen der Kelten gefunden werden, aber im nördlichen Deutschland, im Gebiete der germanischen Stämme gänzlich fehlen, enthalten in ihrem Ornamente geradezu die auffallendsten Uebereinstimmungen mit dem Gepräge der keltischen Münzen, der sogenannten Regenbogenschüsselchen. Naue schreibt diese Gefässe der jüngern Hallstattperiode zu. Auf Taf. XLIX, Fig. 2 sind dieselben Doppelkreise, die Kreise mit Sternen, die halbmondförmigen Sicheln, die Zickzacklinien dargestellt, die wir als Symbole auf jenen Münzen kennen. Naue sagt, dass concentrische Kreise mit Centralpunkt als ein allen vorgeschichtlichen Völkern gemeinsames Motiv zu betrachten seien, das auch auf phönikischen Gefässen sich finde. Der Kreis mit einem Punkt, der auf nordischen Bronzen ein so gewöhnliches Ornament ist, muss aber doch von den Doppelkreisen und den Kreisen mit einer Kugel in der Mitte, wie sie uns

Digitized by Google

hier vorliegen, unterschieden werden. Auch auf Taf. LII, Fig. 2a und b kommen die Doppelkreise vor. Auf Taf. L, Fig. 1 stehen Sterne in einem Kreis. Auf Taf. LIV, Fig. 4 kommen 6 Kugeln in einem Dreieck vor, die Anordnung von 8 Kugeln in dieser Weise ist auf den Münzen sehr häufig. Auch die Halbmonde fehlen hier nicht. Die in Reihen geordneten Sicheln auf Taf. XLIX, Fig. 3 und 5 sind wohl die rohe Darstellung eines mit Blättern besetzten Zweiges und kommen als Umkränzung auf den Münzen vor. Das auf den Münzen vorkommende lycische Triquetrum fehlt, aber die auf der Bronzefibel Taf. XL, Fig. 4 befindliche Suastica ist ein dem Triquetrum verwandtes Symbol. Schliemann fand beide zusammen auf trojanischen Alterthümern. Vgl. über die Regenbogenschüsselchen Streber, Abh. der philos. Kl. der K. Bair. Ak. der W. IX, 1860, S. 167 und 1863, S. 549. E. Wagner[1]) bildet eine ähnliche schön bemalte Vase, mit Doppelringen verziert, aus einem Hügelgrabe von Buchheim, Amt Freiburg, ab; auf einer kleinen Vase, Taf. III, Fig. 8, kommt der griechische Mäander vor. Er erinnert an die spätetruskische Schnabelkanne, die der Handel über die Alpen gebracht, die aber ebenso gewiss griechischen Ursprungs ist wie die lange als etruskisch bezeichneten, mit Figuren bemalten Gefässe, und an die griechische Schale aus dem Fürstengrab bei Ludwigsburg. Schon Wagner bringt mit solchen Funden die Regenbogenschüsselchen in Verbindung. Können nicht die Kelten die Vermittler aller dieser Gegenstände sein, in denen griechischer Kunstgeschmack uns entgegentritt? In Hallstadt sind farbig verzierte Thongefässe spärlich vertreten. In Baden reichen sie nach Wagner nicht weiter nördlich als bis zum Kaiserstuhl, vielleicht bis Rastatt. Naue theilte mir mit, dass auf dem Gebiete seiner Forschungen ihm niemals keltische Münzen vorgekommen seien. Das Fehlen derselben spricht aber durchaus nicht gegen den keltischen Ursprung der hier beschriebenen Hügelgräber. Dass dieselben überhaupt selten gefunden werden und meist in Massenfunden und dass sie fast nur in Gold und Elektrum geprägt sind, beweist, dass in jener Zeit eine solche Vertheilung der Münzen, wie sie später dem römischen Gelde zukam, noch gar nicht stattfand. Gagers, wo 1751 nahe an 1500 Regenbogenschüsselchen gefunden wurden, liegt nicht weit vom Lech und Augsburg näher als München. Irsching, wo 1858 über 1000 dieser Münzen sich fanden, liegt bei Vohburg, nahe Ingolstadt. Diese Funde fehlen indessen in der Gegend der Hügelgräber nicht ganz. Ohlenschlager giebt als Fundorte in seiner prähistorischen Karte Bayerns Diessen am Ammersee an und Polling südlich von demselben, nahe einer Niederung, die gewiss einst ein mit dem Ammersee zusammenhängendes Wasserbecken war. Schaaffhausen.

1) Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe 1885. Taf. VII.

Digitized by Google

III. Miscellen.

1. Altbabylonische Nekropolen. Erman berichtete beim Winckelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin über die in den Jahren 1886/87 in dem südlichen Theil Babyloniens unternommene deutsche Expedition, zu der Herr L. Simon die Mittel bewilligt hat. Dieselbe untersuchte die Grabhügel der alten Babylonier. Die Eröffnung eines der grössten der dort vorhandenen Hügel ergab in unerwarteter Fülle Scherben, Asche, Asphaltbrocken und Thonschichten, welche die Thatsache feststellten, dass es bei den Babyloniern Leichenverbrennung gab. Diese geschah an bestimmten Verbrennungsstätten in der Weise, dass eine Stelle des künstlichen Hügels geebnet und mit einer Thonschicht bedeckt ward. Hierauf wurde die Leiche gelegt, die Beigaben darum gestellt und sie dann mit einer andern Thonschicht überdeckt, die sich wie der Deckel eines Sarges über die Leiche legte. Hierauf wurde die Feuerung, Asphalt und Schilf entzündet, die eine gewaltige Gluth erzeugt haben muss, da die bronzenen Beigaben meist zu formlosen Klumpen zusammen geschmolzen sind. Die Leiche ist in der Regel völlig in Asche verwandelt. Sie wurde wieder mit einer Thonschicht überdeckt. Indem sich so Leiche auf Leiche häufte, entstanden im Laufe der Zeit ansehnliche Hügel bis zu 15 Meter Höhe. Neben diesen gemeinsamen Verbrennungsplätzen gab es auch, vielleicht für die Vornehmen, eine Leichenverbrennung in besondern Häusern. In „el Hibba" zieht sich nahezu 4 Kilom. lang eine Stadt mit engen Gassen hin, jedes Haus hat mehrere Zimmer und fast in jedem sind Leichen verbrannt und beigesetzt. In den Fussboden jeder Todtenkammer ist ein grosses thönernes Gefäss für Speisen eingelassen und ein aus Thonröhren bestehender Brunnen lieferte das Getränk. Als Beigaben der Todten fand man vereinzelt goldne Ohrringe, Siegelcylinder, Spielzeug aus Thon u. a. Diese Nekropolen gehören der ältesten Periode Babyloniens an. Eine in „el Hibba" gefundene Bauinschrift zeigt noch die hieroglyphischen Formen, aus denen die Keilschrift sich entwickelt hat. Einen inschriftlichen Beleg für die Sitte der Leichenverbrennung bei den Babyloniern hat kürzlich Bertin in einer englischen assyriologischen Zeitschrift gegeben.

Berliner philol. Wochenschrift 1888, Nr. 3.

Digitized by Google

2. Altscheid bei Bittburg. Ich verdanke Herrn Assessor O. von Nell in Trier die briefliche Mittheilung, dass vor mehreren Jahren in Altscheid ein Münzfund gemacht wurde, der in mancher Beziehung an den von mir im Jahrb. 84, S. 120 beschriebenen erinnert. Im Herbste 1886 wurden Herrn v. Nell aus diesem Funde etwa 100 Stück (worunter 2 Goldstücke) zum Kaufe angeboten; ob der Fund grösser gewesen, vermag der Herr nicht anzugeben, glaubt aber dafür eintreten zu können, dass die ihm vorgelegten Münzen ausser den unten angeführten Stücken nur Varianten mit kleinen Verschiedenheiten enthielten.

Cleve.

Johann I. 1448—1481. Der breite Groschen von 1479 (Isenberger Münzfund Nr. 90).

Kur-Mainz.

Theoderich von Erbach 1443—1459. Goldgulden für Höchst.

Brabant.

Philipp der Gute 1430—1467. Den Duyts 83; dort als: Plaque oder Vierländer bezeichnet.

Karl der Kühne. Patard v. 1475, als Beizeichen Hand.

Maria. Patard von 1479; Beizeichen Hand. Pesch 14. b.

Flandern.

Karl der Kühne; double Sol, Pesch 16.

Von demselben doppelter Patard von 1474.

Maria; doppelter Patard von 1480.

Geldern.

Arnold von Egmond; Groot für Arnheim. Isenb. 94.

Bisthum Lüttich.

Ludwig von Bourbon; doppelter Patard von 1478. Ren. 15.

Von demselben, Patard von 1479. Ren. 10.

Bisthum Utrecht.

David von Burgund. Tournosgroschen von 1478. Pesch 23.

Basel.

Goldgulden mit der Madonna und FRIDRICVS · ROMANO IMPT ✠.

Savoyen.

Amadeus VIII. 1391—1439. Bianco. V. S.) Wappen im Dreipass. R. S.) Kreuz im Vierpass. Die Umschrift zeigt den Titel DVX, ist also nach 1416 geschlagen.

Ludwig. 1439—65. Isenb. 117.

Der besprochene Fund scheint etwas früher als der von Pesch vergraben worden zu sein. Interessant ist es, dass auch hier wieder die niederländischen Münzen den Hauptstock ausmachen, dass die rheinischen Münzen nur in geringer Zahl vorkommen und dass auch bei dieser Gelegenheit Nord-Italien wieder einige Stücke geliefert hatte. F. van Vleuten.

Digitized by Google

3. Inschriften vom Grossen St. Bernhard. Die geringe Zahl der den *Dominae* geweihten Inschriften (Bonner Jahrb. 83, p. 98) ist kürzlich um eine vermehrt worden. Ich theile dieselbe hier nach der Publikation von Prof. Barnabei in Rom[1]) mit:

MCALPVRNVS *sic*
VETERANVS
DOMINAPVS *sic*
V · S · L · M ·

Die Inschrift steht auf einem Broncetäfelchen (Grösse 0,10×0,07 m). Der Fundort ist der Grosse St. Bernhard (*Alpis Poenina*), wo der *Iuppiter Poeninus* einen Tempel hatte[2]). Gleichzeitig wurden noch fünf andere Votivtäfelchen aus Bronce gefunden. Eines davon ist unbeschrieben, drei enthalten die Dedikation *Poenino*, auf dem fünften ist der Name der Gottheit nicht erhalten. Sie bieten sonst nichts Bemerkenswerthes, ebensowenig wie ein ebendort gefundenes Bruchstück einer Marmortafel mit dem Inschriftrest:

ONI
SIGN
LASSVS

Barnabei vermuthet in der ersten Zeile *Iunoni*.

Wie schon aus dem Titel der Publikation Prof. Barnabei's hervorgeht, identificirt er die *Dominae* mit den Matronen. Ich hatte mich seiner Zeit (Bonner Jahrb. 83, 98) unentschieden ausgesprochen und kann mich auch jetzt noch nicht mit Sicherheit für die Identität der beiden Bezeichnungen erklären, wenn ich sie auch für wahrscheinlich halte. Ebenso muss zugegeben werden, dass die Lesart der Inschrift von Aquileja Corp. inscr. lat. V 774 *Dominab(us)* durchaus probabel ist; aber ganz sicher ist sie nicht. Barnabei irrt, wenn er meint, ich hätte mich für die Unsicherheit der Lesung desshalb ausgesprochen, weil die Dativform *Dom(i)nabus* inschriftlich noch nicht bezeugt sei, und mit der neuen Inschrift vom St. Bernhard würde mein Bedenken fallen. Ich habe mich lediglich an die Ueberlieferung gehalten, welche nicht DOMNAB, sondern DOMNA · B, bezw. DOMNAE · B ist. Vor Mommsen vermuthete man hierin eine Dedikation an die *Bona Dea* (vgl. Orelli 3643); Henzen hat die Inschrift sogar für

1) 'Di alcune laminette votive spettanti al culto di Giove Penino e delle Matrone scoperte sul Gran San Bernardo' in den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei 1887 (Sitzung vom 18. December), p. 363 ff.

2) Vgl. Deycks, Bonner Jahrb. 11, 18 ff. Corp. inscr. latin. V 6865 ff. etc.

Digitized by Google

eine Fälschung erklärt (im Nachtrag zu Orelli). An der Dativform *-abus*, welche doch die natürliche ist, würde ich nie gezweifelt haben. Desgleichen verhalte ich mich noch immer skeptisch der anderen Inschrift von Aquileja CIL V 8246 gegenüber, von welcher die erste Zeile (der Stein oben abgebrochen?) lautet DOM · TR. Weder die Auflösung *Dom(inabus)*, *Tr(iviis)* noch *Dom(inabus) tr(ibus)* kann als vollkommen sicher gelten. Die letztere, auch von Barnabei vorgezogene [1]), ist an sich vielleicht wahrscheinlicher als die erstere, gegen welche sich auch H. Jordan erklärt hat [2]). In dem DOM könnte z. B. auch *Dom(esticis)* stecken.

Bonn. Max Ihm.

4. Bonn. Münsterkirche. In einem Sammelbande der Hallischen Bibliothek ist von M. Perlbach eine für die rheinische Geschichte interessante Handschrift entdeckt und in dem Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde XIII. S. 147—170 publicirt worden. Es sind 9 Blätter, auf welche der 1579 gestorbene Kölner Archäologe Johannes Helmann Exzerpte aus einem „liber antiquissimus fundationum, diplomatum ac privilegiorum capituli Bonnensis", d. h. der Cassiuskirche, aufzeichnete. Der betreffende Codex enthielt 38 Blätter, auf denen sich einige 30 Traditionen an die Münsterkirche meist aus dem 9. Jahrh. verzeichnet fanden. Leider geben die Auszüge nur wenige Nummern vollständig, meist enthalten sie nur die Datirungsformel, Orts- und Personennamen. Letztere haben die alte Form bewahrt, erstere tragen jüngeres Gepräge, etwa des Anfanges des 12. Jahrhunderts. Damals ward nach Perlbach's sehr ansprechender Annahme das jetzt verlorene Original zusammengestellt, vielleicht um der Bestätigungsurkunde des Papstes Innocenz II für das Cassiusstift (1131) zur Grundlage zu dienen. Der Gedanke an eine Fälschung erscheint nach Massgabe der Form der Traditionen, der Art der Datirung u. s. f. ausgeschlossen. Am Schluss der Exzerpte findet sich ein Index der in den Originalien vorkommenden Ortsnamen, leider es mehr sind als in den Auszügen; und dann die Copien von 5 Inschriften aus der Bonner Münsterkirche und der Grabinschrift des Grafen Megingoz, des Gründers des Klosters Vilich (980). Die bei Gelegenheit der Aufführung der ersteru erscheinende Notiz Fridericus de Sarwerden 1370 gewinnt dadurch ein aktuelles Interesse, dass die kürzlich bei Ablösung der Tünche im Chor des Münsters zu Tage getretene farbige Bemalung der untern Säulentheile und des Abschlussbogens vor der Concha neben dem Wappen des Erzstifts das Familienwappen Friedrich von Sarwerden's zeigten.

1) Er verweist auf die britannische Mütterinschrift CIL VII 510 *Matribus tribus campestribus*. Im Index zum V. Band des Corpus sind beide Auflösungen vermerkt.

2) Preller, Röm. Myth. 3. Aufl. I p. 322.

Digitized by Google

Trotz der Kürze der Auszüge sind ihre Angaben für die Lokalgeschichte, speciell der Bonner Umgebung von grossem Interesse. Einmal ergeben sie für die Besitzthümer des Cassiusstiftes bei der Münsterkirche und deren allmähliche Vergrösserung zahlreiche Notizen, dann aber enthalten sie für mehrere Orte die ältesten urkundlichen Nennungen, welche besonders dadurch, dass der Exzerpent den einzelnen Urkunden sorgsam die Datirungen beigefügt hat, von Wichtigkeit sind. So erscheint Godesberg in einer Urkunde von 658, Friesdorf (Fritigiso villa) 795; Mondorf 795; Mehlem (Mielenheim) 804; Rüngsdorf (Rinnigiso villa) 804; Plittersdorf (Bliterestorp) 875 u. s. f. Ein Beispiel wird am Besten zeigen, in wie trefflicher Weise die durch Perlbach erschlossene Urkunde unsere Kenntniss ergänzt, und andererseits deren Inhalt durch anderweitige Dokumente bestätigt wird. Die Traditio nr. 18 berichtet, dass der Basilica, quae est constructa in villa Basilica zwischen 800 und 814 geschenkt worden sei in Guodanesmonte curtis I ex una parte terra imperatoris domni Karoli ex alia strata publica. Aus der Bestätigungsurkunde Innocenz II war bekannt, dass die Münsterkirche in Godesberg einen Hof besass, den sog. Kapellenhof, der bis zur Säkularisation im Besitz der Kirche geblieben ist und dessen letzten Ueberrest die interessante, freilich jetzt völlig verwahrloste ehemalige Markuskapelle im Orte bildet. Das Jahr der Inbesitznahme dieses Hofes wird erst durch diese Traditio bekannt. Die terra des Kaisers Karl ist der Fronhof Wuodenesberg, der von König Karl, wie aus einer Bestätigungsurkunde König Otto I von 947 (Lacomblet I nr. 97) hervorgeht, der Abtei Essen verliehen wurde, in deren Besitz er bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts verblieb. Derselbe lag in der Nähe des jetzigen Marktes; zwischen ihm und der strata publica befand sich in der That der Kapellenhof. Aehnliche Erwägungen lassen sich an zahlreiche andere Angaben des Textes knüpfen, dessen eingehende Behandlung für die Lokalgeschichte gewiss reiche Früchte tragen würde.

A. Wiedemann.

5. Bubastis. Ausgrabung des grossen Tempels. Der Egypt Exploration Fund, dieselbe englische Gesellschaft, welcher die klassische Alterthumswissenschaft die Entdeckung und Untersuchung der Ruinen von Naucratis und Daphnae zu verdanken hat, hat jetzt die Erforschung einer dritten durch die klassischen Autoren wohl bekannten Stadt in Angriff genommen. Seit dem vorigen Frühjahre werden in ihrem Auftrage unter der Leitung von Naville, Griffith und Graf d'Hulst die Trümmer des grossen, von Herodot II, 138 beschriebenen Tempels zu Bubastis ausgegraben. Mehrfach hatte man in der Nähe des ihm entsprechenden Tell Basta in den letzten Jahren interessante Funde gemacht, das Atelier eines Amulettfabrikanten mit zahllosen Thonformen für verschiedenartige Figür-

Digitized by Google

chen, ein grosser Katzenfriedhof mit tausenden von Mumien und Bronzestatuen von Katzen (vgl. Her. II, 67), mehrere wichtige Stelen waren entdeckt worden; auf eine eingehendere Aufdeckung hatte man sich aber, nachdem Mariettes Grabungen hier fast resultatlos verlaufen waren, nicht eingelassen. Durch einen Zufall ward im April 1887 Naville hierher geführt und ihm gelang es, die Stätte des grossen Tempels zu finden. Freilich befand sich dieser in einem traurigen Zustande; ähnlich wie in den Ruinen von Tanis lag kaum ein Block mehr auf dem andern; Erdbeben und fanatische Zerstörungswuth haben hier schrecklich gehaust, aber die einzelnen Blöcke waren gut erhalten und aus ihrer Lagerungstelle und ihren Inschriften ergab sich noch ein klares Bild des Baues. Derselbe war ähnlich angelegt wie der grösste Theil der ägyptischen Tempel, er bestand aus einem System von aufeinander folgenden Hallen, welche zu einem Sanctuarium führten. Solcher Hallen wurden nach den vorliegenden Berichten ausser einer eine Art Vorhalle bildenden Colonnade vielleicht aus der Zeit Nectanebus I bisher drei entdeckt, welche von Ramses II, Osorkon I und II herrühren, während das Sanctuarium, wie in zahlreichen andern Anlagen von Nectanebus I errichtet oder richtiger erneuert ward. Der interessanteste Theil ist die dritte Halle, eine grosse Festhalle, deren Reliefs merkwürdige Prozessionen von Priestern und Göttern zeigen, die sich dem in einem Naos sitzenden, meist von der katzenköpfigen Göttin Bast begleiteten König Osorkon II nähern. An einzelnen Stellen führen die Priester eigenthümliche Tänze auf, die an die Schilderung Herodots II 60 erinnern. Orientirt war der Bau, der etwa 7—800 Fuss lang gewesen zu sein scheint, von Ost nach West.

Zahlreiche Inschriften wurden im Laufe der Arbeiten gefunden, besonders gross war die Zahl der dabei auftretenden Statuen, welche zum Theil in den Tempelhallen aufgestellt gewesen waren, zum Theil von den Erbauern einzelner Räume als Baumaterial verwendet worden sind. Der älteste Königsname war der Pepi I, des grossen Monarchen der 6. Dyn., welcher in mehreren Tempeln Ober- und Unter-Aegyptens als Bauherr erscheint, dann folgte als Errichter interessanter monolither Säulen Usertesen III aus der 12. Dyn., daran schlossen sich zwei Statuen, welche Könige der Hyksos, jenes räthselhaften asiatischen Volkes, welches um 2000 v. Chr. Aegypten eroberte und während mehrerer Jahrhunderte beherrschte, darstellten. Es sind dies die ersten Königstatuen dieser Periode, die gefunden werden, die eine scheint Apepi, den König, unter den die Tradition den Aufenthalt Josephs in Aegypten setzt, vorzuführen, die andere nennt einen bisher unbekannten Monarchen Ra-ian (Jannas?). Ebenso wie sonst im Delta fehlen nun die ersten Herrscher der 18. Dyn., wie besonders Tutmes III, dessen Cartouche in oberägyptischen Bauten unvermeidlich ist, dagegen finden sich Statuen aus der Zeit Amenophis III, des Königs, den die Mem-

Digitized by Google

nonskolosse in Theben darstellen, und ein Bruchstück aus der Zeit des Chu-en-aten, jenes merkwürdigen Fanatikers, der versuchte in Aegypten eine henotheistische Religionsform, die Verehrung der Sonnenscheibe, einzuführen. Dass später Ramses II, die Könige der Bubastidischen Dynastie (Osorkon I und II) und Nectanebus I am Tempel thätig waren, wurde schon erwähnt. Aus der Zwischenzeit ist noch der Name Ramses VI (?) und des Apries zu nennen. Der letzten Epoche der ägyptischen Selbständigkeit gehört ein Block aus schwarzem Granit an, der zwei Inschriften zu Ehren des Ptolemaeus V und der Königin Cleopatra I trägt, die Apollonius, der Sohn des Theon, einer der königlichen Freunde weihte.

Noch sind die Ausgrabungen nicht beendet, ihre Resultate haben aber bereits gezeigt, dass sich der Tempel von Bubastis an Grossartigkeit mit den Anlagen zu Theben und Tanis messen konnte; seine Entdeckung und Erforschung gehört zu den hervorragendsten Leistungen moderner Forscherthätigkeit. A. Wiedemann.

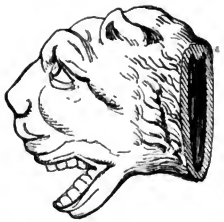
6. Einige Statuetten von Thier-Gestalten in Bronze aus der Sammlung von Ed. Herstatt in Köln. Bei Gelegenheit der Stadterweiterung Kölns erhielt ich aus einer Ausschachtung an der Luxemburgerstrasse, ehemals Römerstrasse, die Bronze-Statuette eines Elephanten. Dieselbe misst in der Höhe 5 cm, in der Länge 9 cm. Die Statuette ist sehr gut erhalten und von äusserst charakteristischer Ausführung. Dem Leibwuchs nach zu urtheilen ist es ein afrikanischer Elephant und nach den verhältnissmässig grossen Ohren scheint er ein männlicher Elephant zu sein. Die Hauer sind ziemlich lang — der Rüssel etwas gebogen und gerippt — der Schwanz dünn und ziemlich kurz. Das Gewebe der Haut ist trotz der Patina deutlich sichtbar. Auf dem Rücken des Elephant befindet sich eine runde Oeffnung von 10 mm Durchmesser. Der ganze Leib ist hohl — es erscheint demnach, dass derselbe auf dem Rücken ein Zierstück getragen oder als Lichthalter oder Lampe gedient hat. Zu diesem Zwecke wurde in die Oeffnung eine Tülle für den Docht eingesteckt, wie es bei den römischen Militärlampen, welche das Provinzialmuseum seiner Zeit von mir erhielt, zu sehen ist. Der hohle Körper könnte zur Aufnahme des Oels gedient haben.

Ferner erhielt ich aus einem Funde vor dem Hahnenthor die Bronze-Statuette eines Widder. Derselbe hat eine Höhe von 5 cm und eine Länge von 7 cm. Die Statuette ist gut erhalten. Der Widder steht mit hochaufgerichtetem Kopfe und hat einen bis zur Erde reichenden breiten Schwanz. Der Körper ist mit feinen Strichen, wohl die Wolle bezeichnend, verziert. Dann befinden sich auf dem ganzen Körper, namentlich um den Hals, grosse stark erhöhte gerippte Tupfen — ob dieselben ebenfalls Flocken von Wolle vorstellen sollen, ist mir nicht recht erklärlich. Der Widder hatte

Digitized by Google

in römischer Zeit viele Bedeutung — kommt als Cohortenzeichen vor. Dieser ist aber dafür zu klein und dürfte wohl nur zu den öfters vorkommenden Thiergestalten zu zählen sein.

Aus einem andern Funde erhielt ich einen sehr edel geformten Thierkopf in Bronze mit der seltenen schwarzbraunen Patina überzogen. Er



hat eine Höhe von 4 cm und eine Breite von ebenfalls 4 cm. Der Kopf ist hohl — aus dem geöffneten Rachen ging eine kleine Röhre heraus. Solche zierliche feine Löwen- und Tiegerköpfe waren bei den Römern in ihren Bäder- und Zimmerfontainen angebracht um wohlriechende Essenzen auszugiessen. Von diesem schönen Kopfe lege ich eine flüchtige Zeichnung bei. Aus Billig, dem bedeutenden römischen Stationsort Belgica, erhielt ich die Bronze-Statuette eines Hundes. Dieselbe ist 4 cm hoch und 8 cm lang — sie wurde in einer Urne mit verbrannten Gebeinen und Resten von Eberzähnen gefunden. Der Hund ist insofern von Interesse, als er einen jener grossen assyrischen Hunde darstellt, welcher sich die Römer auf der Jagd bedienten. Diese Art von Hunden befinden sich meistens auf den Barbotin-Urnen mit Jagdscenen. Zwei dieser assyrischen Hunde, Hasen verfolgend, sind auch auf meiner grün glasirten Henkelvase deutlich ausgeprägt. Der Hund ist in laufender, verfolgender Stellung mit langer Ruthe dargestellt, hat einen langen spitzen Kopf, ähnlich wie unsere grossen Windspiele, und trägt ein breites stacheliges Halsband.

Ferner kam ich in Besitz eines Bronzebildes, eine sitzende, hoch aufgerichtete Katze darstellend. Die Statuette ist 11 cm hoch und mit hellgrüner Patina überzogen. Die Katze ist sehr gut erhalten, so dass die Haare über den ganzen Körper scharf zu sehen sind und ist so vortrefflich modellirt, dass sie als ein Kunstwerk von Bedeutung angesehen werden kann.

Im vorigen Jahre erwarb ich auf meiner Badereise am Mittelrhein eine kurz vorher in Heddernheim ausgegrabene hohe Lampe von Terra

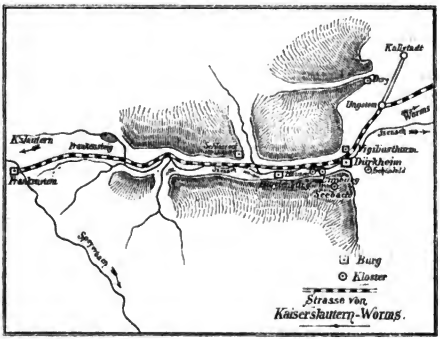
Digitized by Google

Sigillata. Dieselbe bildet einen grossen Affenkopf, ist 10 cm hoch und zwischen den Ohren 9 cm breit. Der Unterkiefer des Mundes ist hervorstehend und bildet die Brennöffnung für den Docht. Oben auf dem Kopfe ist die Eingussöffnung für das Oel. Der Kopf ist hohl und in den Augen und Ohren sind die Luftöffnungen. Ueber der Stirne auf dem Kopfe befindet sich von einem Ohr zum andern eine reich verzierte breite Schleife. Ob der Affe der Cynocephalus ist, oder eine andere Bedeutung haben soll, vermag ich nicht zu deuten. Der ganze Kopf ist so bezeichnend und reich ausgeprägt, dass er als ein hervorragendes Werk der römischen Töpferarbeit bezeichnet werden kann. Eduard Herstatt.

7. Eine untergegangene Burg bei Dürkheim und die Klosterburgen der Abtei Limburg (mit zwei Zeichnungen). An derselben Burgstelle, 3 km nördlich von Dürkheim, wo Beginn vorigen Jahres eine Spitzsäule mit der römischen Inschrift I. O. M. und zwei mittelalterliche Steinkugeln aufgefunden wurden, stiess man im Dezember v. J. auf zwei im Bogen nebeneinander gesprengte Gewölbe, aus glatt behauenen Quadersteinen zusammengesetzt. Innerhalb derselben fanden sich Reste stark gerieften Geschirres, welche sowohl zu Bechern, wie zu grösseren und weiteren Häfen gehörten. An Eisensachen fand man zwei Stücke: 1) eine wohl 40 cm lange, mit Doppelspitzen versehene Reithaue, welche leider dem nahen Schmiedefeuer zum Opfer fiel, 2) einen Steigbügel alterthümlicher Form mit zwei geraden und ungleichen Seitenästen. Unterhalb der Trittplatte ragen mehrere Dollen hervor. Ferner stiess man hier auf zahlreiche Knochen, auch ein Stück eines menschlichen Kinnbackens, auf Hirschgeweihstücke etc. Stark verbrannte Hausteine beweisen, dass diese Burg wohl in derselben Zeit, wie das nach Westen gelegene Schlosseck — im 14. oder 15. Jahrhundert — durch Brand zu Grunde ging. — Bei dieser Gelegenheit geben wir auch die Inschrift eines zu Füssen der Karlstadter Burg gefundenen Bronzesiegels von 2 cm Durchmesser. Dasselbe hat als Umschrift: „Elisabet de Hohinekin", Elisabeth von Hoheneck (Burg bei Kaiserslautern). Das Wappen zeigt die fünf Schindeln von Hoheneck und eine Leiter. Nach J. G. Lehmann: „Burgen und Bergschlösser der Pfalz", V. B. S. 58, war zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein Johannes von Hoheneck mit Elisabeth, einer geborenen Zolner von Leiningen, verheirathet. Einen Ehevertrag mit dieser bestätigte Kaiser Ludwig anno 1323. Aus topographischen und diplomatischen Gründen ist nun obiges Wappen dieser Elisabeth von Hohenecken zuzuschreiben, deren

Vater Zolner (= Zöllner?) wahrscheinlich auf der obigen Burgstätte nördlich von Dürkheim als Lehensmann der Grafen von Leiningen seinen Sitz hatte, bis die Burg bei einer Fehde den Flammen zum Opfer fiel und zerstört wurde.

Welchen Zweck aber hatte diese verschollene Burg, von der vor mehreren Jahren nur noch eine etwa 12 m lange Mauer, von einem Bergfrid herrührend und jetzt nur noch ein Graben übrig ist, welcher das nordöstliche Plateau vom südwestlichen trennt? Nach ihrer Lage am Eingange des Kallstädter Thälchens offenbar den, den Zugang zur Limburg und Hardenburg von der Nordostseite her zu decken. — Denselben Zweck, die Abtei Limburg zu schützen, hatte auch nachgewiesener Weise die älteste Warte auf der Burg



Frankenstein im Westen des Isenachthales (vgl. J. G. Lehmann a. a. O. II. B. S. 395—396, Näher: „Die Burgen der rheinischen Pfalz“ S. 19). Nach Nordwesten zu deckte den Uebergang zum Leiningerthal die Burg Schlosseck, die nach den Adlern auf den Kümpferplatten gleichfalls den Leiningern, als Hütern der Abtei Limburg, zuzuschreiben sein wird (vgl. Näher a. a. O. Taf. 7 und Text S. 24; zugleich berichtigen wir Ende des Artikels „Schlosseck“ einen Druckfehler: „Erbaut wurde Schlosseck von den Klostervögten, den Grafen von Leiningen). — Auch nach Osten zu war Limburg geschützt. In denselben Zeiten des Zwischenreiches — sagt J. G. Lehmann: „Das Dürkheimer Thal“ S. 5 — legten die Grafen von Leiningen zum Schutze der Abtei Limburg

und der Bewohner Dürkheims eine sichere Veste daselbst an, was in den Jahren 1260—1270 geschah. Schon 1292 kommt ein Burgmann daselbst vor. Von diesen Burgmännern, den „Eckbrechten von Dürckheim", stammt das bekannte Elsässer Adelsgeschlecht Dürkheim-Montmartin her. — So war die werthvolle und mächtige Abtei Limburg auf allen Seiten von Burgen umgeben, im Westen, Osten, Nordwesten und Nordosten, und überall waren wohl Burgmänner die Vögte Limburgs, die Grafen von Leiningen, welche seit 1206 das erbliche Amt der Schirmvogtei auszuüben hatten; vgl. J. B. Lehmann: „Das Dürkheimer Thal" S. 176 und Monasticon palatinum, Tom. I, p. 104. — Die Abtei Limburg war demnach ganz ähnlich an den wichtigen Thalpässen von Burgen geschützt wie Kloster Weissenburg von Berwartstein, Lindelbrunn, Gutenberg, wie Kloster Klingenmünster von Landeck, Drachenfels, Meistereele, Madenburg (vgl. Krieg von Hochfelden: „Geschichte der Militär-Architectur im früheren Mittelalter", S. 260 Anm. 1). Alle diese ursprünglichen Klosterburgen gelangten nach und nach schon früh in den Besitz ihrer Schirmvogte, und so wird es gerade so mit den Burgen Schlosseck und der Kallstadter Burg gegangen sein, wie es nachweislich mit Burg Frankenstein und Dürkheim geschah.

Auch auf die Zerstörung dieser zwei unbekannten Burgen dürfte aus der Geschichte ein Licht fallen. Vor der Erstürmung der Hauptveste Dürkheim im August 1471 durch Friedrich, den Siegreichen, werden wohl die umliegenden Burgen, welche leichter zu erstürmen waren, den Pfälzer Reisigen zum Opfer gefallen sein. Auch Schlosseck und die Kallstadter Burg mögen als wichtigere Vorwerke von Hardenburg und Dürkheim damals im Juli 1471 erstürmt, verbrannt und geschleift worden sein (über den Veldenzer Krieg vgl. Kremer: „Geschichte des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz", 1. B. S. 488 ff.). Für einen starken Brand sprechen auf Schlosseck und der Burg auf der Kallstatter Haide „die archäologischen" Befunde. Auch das späteste Geschirr etc., das man daselbst ausgrub, mag in diese Zeit, Ende des 15. Jahrh., fallen.

Das Resultat des damaligen Krieges (Sommer 1471) zwischen Kurpfalz und Leiningen war die Schleifung der Veste Dürkheim und der Uebergang der Schirmvogtei über Kloster Limburg vom Hause Leiningen auf das Haus Kurpfalz. Der Untergang der Abtei 1504 war die Quittung darüber, welche Graf Emich VIII. dem siegreichen Kurfürsten ausgestellt hat.

Bei einer solch wesentlich veränderten strategischen Sachlage hatte die Behauptung resp. Wiederherstellung der geschleiften zwei Burgen Schlosseck und des Kallstadter Burgstalles, welche ja nur Limburg hatten schützen sollen, für die Leiningen-Hardenburger Grafen keinen Werth mehr.

Man liess die zwei Burgruinen im Schutte liegen.

Digitized by Google

Dagegen verstärkte jetzt Graf Emich VIII. von Leiningen-Hardenburg die Veste Hardenburg, sein Hauptkastrum, mit starken Vertheidigungswerken in den Jahren 1504—1510, wie dies die Schlusssteine in der Ruine Hardenburg vielfach bezeugen. Diese Burg in ihrem jetzigen Umfange ward ein solches Bollwerk, dass sie des Grafen Emich VIII. kluge Gemahlin, Agnes von Eppstein, erfolgreich anno 1512 gegen den Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz vertheidigen konnte (vgl. J. G. Lehmann: „Burgen und Bergschlösser der bayerischen Pfalz", III. Bd. S. 196, 206—207).

So ist aus bekannten Andeutungen der Baugeschichte auf die unbekannten Thatsachen zu schliessen, über welche bezüglich der historischen Bedeutung der zwei Burgen Schlosseck und der Burgruine „auf der Kallstädter Haide" bisher der Schleier der Verborgenheit gezogen war. Der Verbindung aber zwischen vergleichender Archäologie und diplomatischer Geschichte eröffnet sich auf diesem und ähnlich gelagertem Gebiete ein dankbares Feld der Forschung. Dr. C. Mehlis.

8. Zur älteren Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung. Die Ebene zwischen den tertiären Meeresdünen des Grafenberges und dem rechten Rheinufer, auf welcher Düsseldorf erbaut ist, hat zwar keine Steindenkmale und andere vorgermanische Culturhinterlassenschaften aufzuweisen; diese sind bisher nur auf den Höhen östlich von Düsseldorf beobachtet worden, die in weit entlegener Vorzeit das östliche Ufer des, mit geringen Unterbrechungen von hier bis zum Liedberg fluthenden Rheinstromes bildeten. Was die Ebene trägt, ist nur auf die Germanen des Tacitus und auf deren Nachfolger zurückzuführen. Und selbst dieses liegt nur auf höheren Stellen; in den Niederungen, welche streckenweis freilich noch heute von den Hochfluthen des Rheins überschwemmt werden, wurden Gräber bisher wenigstens nirgendwo beobachtet. Offenbar hatte der Rhein damals sein Bett noch nicht so tief eingeschnitten als heute, so dass, wo wir jetzt jene grossen entwässerten Niederungen antreffen, damals noch Sumpf- und Moorland sein mochte, das nur eine Besiedelung höherer Stellen gestattete.

Naturgemäss blieben die verschiedenen Ansiedelungen in Verkehr, riefen dadurch von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf, bis zu den durch die Natur bevorzugten Stellen hin, wo Handelsfactoreien begünstigt wurden, Pfade und Wege hervor, die wir vielleicht in den Hohlwegen wieder finden, deren hohes Alter wenigstens durch die bedeutende Tiefe ihrer Einschnitte bezeugt wird.

Aber neben dieser Art von einheimischen Wegen sehen wir in der Düsseldorfer Gemarkung förmliche Strassendämme aus Erde, welche die Fortsetzung von linksrheinischen Kunststrassen bilden, die sich schon allein durch die in ihrer Begleitung vorkommenden römischen Alterthümer als

Digitized by Google

Römerstrassen erweisen. Augenscheinlich sind solche Strassen nicht nach lokalen Verhältnissen angelegt worden, sondern nach allgemeinen strategischen Gesichtspunkten; es liegt ihnen ein kunstvolles System zu Grunde, in dem sich die vergeblichen Züge eines Drusus, Tiberius und Germanicus abspiegeln. Alle entbehren der, bei den linksrheinischen Römerstrassen selten fehlenden Kiesdecke; wir scheinen es mit Halbfertigem oder Interimistischem zu thun zu haben, welches für die augusteische Kaiserzeit und die rechtsrheinischen römischen Unternehmungen offenbar charakteristisch sein dürfte. Das rechtsrheinische Strassennetz hat nach den Beobachtungen von Professor Schneider 5 Gruppen aufzuweisen; eine Hauptstrasse, die rechtsrheinische Rheinstrasse, führt durch den Düsseldorfer Bezirk; die übrigen, von welchen vier von Novaesium her kommen (Neue Beiträge 5. Folge. Düsseldorf 1874 S. 5), betrachtet Schneider als Seitenstrassen; diese gehören zunächst der Hauptstrasse an, welche von Xanten kommt, dann der holländischen und drittens derjenigen, welche von Emden her ihren Lauf nimmt. Es stehen diese Seitenstrassen also mit 3 Gruppen der rechtsrheinischen Hauptstrassen in Verbindung, ein Fall, der sich nach Schneider nur bei Xanten und Mainz wiederholt (Sitzungsbericht des „Vereins für Geschichts- und Alterthumskunde von Düsseldorf und Umgegend" vom 15. Dezember 1880) und der beweist, wie bedeutungsvoll die Düsseldorfer Alterthümer schon allein in Bezug auf die römischen Kriegszüge sind.

Eine grosse Anzahl von Gräben und Dämmen hat die Düsseldorfer Gemarkung aufzuweisen, die als Grenzwehren zu betrachten und wohl auch auf germanische Gaubegrenzungen zurückzuführen sind. Sehr leicht verwechselt man diese mit den Strassendämmen, noch weit eher mit den „limites", welche die Römer bei ihrem allmählichen östlichen Vorrücken errichtet haben, Tac. annal. I, 50. II, 7. Vellej. Paterc. ed. Lips. pag. 74, dies umsomehr, als bis in die Neuzeit hinein Grenzen durch wallartige Anlagen bezeichnet werden. Schneider hat auch diesen Anlagen seit einer Reihe von Jahren volle Aufmerksamkeit geschenkt und in seinen „Neuen Beiträgen" (8. Folge. Düsseldorf 1876) auf dieselben verwiesen. Aufgabe der Lokalforschung bleibt es, an der Hand von Erdalterthümern und Urkunden das von Schneider Aufgestellte in einer auch für weitere Kreise verständlichen Weise zu charakterisiren und etwaige Irrthümer abzusondern, welche offenbar bei den bahnbrechenden, mehr in grossen Zügen unternommenen Forschungen Schneiders unausbleiblich erscheinen.

Dasselbe gilt in Bezug auf die rechtsrheinischen Lager, Schanzen und Warten (Schneider N. B. 9. Folge Düsseldorf 1876. Gustav Pieper (Düsseldorf), Ueber die alten Wallburgen. Selbstverlag des Verfassers). Ein besonderes Interesse haben auch die Haus- und Hofanlagen der hiesigen Gegend. Lassen sich ähnliche über alle Gaue unseres Vaterlandes verfolgen, so wäre

Digitized by Google

es doch thöricht, sie alle einer Zeit zuschreiben zu wollen, oder der Vorstellung zu widersprechen, die Umwandlung der germanischen Werkzeuge, Wohn- und Kampfesweise, die ganze Veränderung germanischer Cultur habe im Laufe der Jahrhunderte keine Neuerungen hinsichtlich des Architektonischen derartiger Anlagen hervorgerufen. So ist die charakteristischste Schanze der Düsseldorfer Gemarkung zweifellos die Hildener, das sogenannte „Hölterhöfchen". Sie wurde früher bald als alte Gerichts-, bald als Opfer-, bald als Zufluchtsstätte, bald als Wallburg oder Römerlager betrachtet. Vor einigen Jahren trug man einen Theil der Wälle ab; er musste neueren Zwecken weichen. Da lud mich Professor Schneider ein, die dort gemachten Funde in Augenschein zu nehmen. Unter den Erdwällen zeigten sich grosse Brandlagen und in diesen lagen zahlreiche jener steinfesten blaugrauen und röthlichen Scherben von Krügen und Kannen aus der letzten Zeit der deutschen Karolinger. Die Zeitstellung und Bedeutung der Anlage wird dadurch sofort erkannt, und es erklärten sich zugleich eine grosse Anzahl von gleichartigen Anlagen, die Schneider nunmehr auf die Sachsen zurückführt.

Hier zeigte sich deutlich, wie in jedem einzelnen Falle die Gefässreste Grundlage für alle derartige Bestimmungen bilden, wie sie für den Archäologen dasselbe, was dem Geologen die Leitmuscheln sind. Die vormittelalterlichen Gefässe der Düsseldorfer Gemarkung sind fast ausnahmslos aus Grabstätten erhalten. Sie lassen sich zunächst in solche des niederrheinischen, in solche des Lausitzer und endlich des Darzauer Gefässe-Typus eintheilen. Diesem folgen die fränkischen Hinterlassenschaften.

In den Gefässen des niederrheinischen Typus, die theils in schlicht ausgestatteten Erd-, theils in Hügelgräbern mit Leichenbrand vorkommen, hat man einige Münzen der ersten Regierungszeit des Augustus gefunden; gleichartige der linken Rheinseite, die Rheindahlener nämlich (vgl. Constantin Koenen, Rheindahlener Gräberfeld, B. Jahrb.), zeigten Schriftzeichen römischen Charakters. Alle diese Gefässe sind daher auf die marsischen Germanen zurück zu führen, welche damals die Fundgegend bewohnten. Die in der Düsseldorfer Gegend zu Tage geförderten dürfen speciell mit dem sigambrischen Theile der Marser (Dio Cassius 54, 33) in Verbindung gebracht und bis in die Zeit deren, nach dem Tode des Drusus, unter Augustus, von Tiberius erfolgten Aufreibung gesetzt werden. Es sieht so aus, als hätten diese Westgermanen bei ihrem westlichen Vorrücken diese Arbeiten mitgebracht, weil man am Rhein keinen verwandten ältern Typus fand. Uebergänge von diesen ältesten zu den späteren Gefässen der Düsseldorfer Gemarkung habe ich bisher nicht ermitteln können. Das bestätigt vielleicht die Mittheilung Strabos (lib. IV. § 3 u. 4), dass alle Völker des rechten Rheinufers bis auf einige wenige nur einen Theil der

Digitized by Google

Sigambern von den Römern theils nach Gallien versetzt, theils ausgewandert seien.

In Flingern ist eine Gräbergruppe mit Leichenbrand angetroffen worden, welche eine Münze von Nero aufwies. Die Urnen sind etwas anderen Charakters als die augusteischen, und während jene neben den calcinirten Knochenresten nur sehr selten Anderes als das eine oder andere Stückchen Metall und das eine oder andere Steingeräth vorführen, bargen diese Eisenfibeln des Typus von La Tène. Eines der Gefässe zeigt Zickzack- und Bogenlinien als Verzierungen. Ein gleichartiges besitzt das Bonner Provinzial-Museum von Emmerich. Bei diesem wurde ein zweites Gefäss gefunden, das völlig übereinstimmt mit der für den Lausitzer Typus so sehr charakteristischen Napfform. Es scheint weniger ein Kunststil diese Umgestaltung hervorgerufen zu haben, der etwa vom Osten herüberkam, als vielmehr die Einwanderung der Usipier und Tencteren aus östlichen Landschaften. In der Lausitz wohnten Sueben; Usipier und Tencteren können recht wohl Angehörige dieser gewesen sein. Wahrscheinlich haben die Tencteren nach den Feldzügen des Drusus und Tiberius, schon zur Zeit der Kriege des Germanicus, diese ehemaligen Sitze der Sigambern bewohnt (Tac. Germ. 32), sicher sassen diese hier um 68 n. Chr. (Tac. Hist. 4, 64).

Das Gräberfeld, welches die Gefässe des Typus vorführt, wie er durch den von Hostmann veröffentlichten Urnenfriedhof von Darzau in der Provinz Hannover bekannt ist, liegt in der Gegend von Ellern bei Düsseldorf. Es wurde hier sogar die so sehr bezeichnende und von den vorgenannten beiden Gruppen abweichende Kelchform angetroffen. Es zeigen sich Bronze- und Eisensachen, ausserdem geschmolzene Glasgeräthe von schöner gelber und dunkelbrauner Farbe und — was jedenfalls das Wichtigste ist — es finden sich mit diesen, keinerlei Aehnlichkeit mit den linksrheinischen Römergefässen vorführenden einheimischen Arbeiten, grosse, mit Bildwerk reich geschmückte römische Terra-Sigillata-Gefässe des Zeitalters der Antonine. Es ist überhaupt eine Thatsache, dass nur solche, keine der vortrajanischen Epoche angehörenden römischen Gefässe, auch keine gefunden wurden, welche der Zeit nach der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. angehören, bezeichnete Sigillata-Schalen hingegen verhältnissmässig recht häufig als Graburnen benutzt wurden. Bei Richrath, Imigrath hat man auch gewöhnliche irdene Gefässe zu Tage gefördert, die mit denjenigen des linksrheinischen Römergrabes der Zeit von Trajan bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts identisch sind. Diese Erscheinungen sind von grosser wissenschaftlicher Tragweite; denn nach ihnen müssen damals die Römer in näherer Beziehung zu der rechtsrheinischen Bevölkerung gestanden haben, als vorher und nachher. Die Gräber von Ellern zeigen augenscheinlich das Prunkvolle römischer Leichenbegängnisse im Gegensatz

Digitized by Google

zu der schlichten germanischen Bestattungsweise (Tac. Germ. 27). Hat man doch unter den „dapes" der Leichenreste sogar Bruchstücke von kostbaren Sigillata-Gefässen gefunden, die mit obscönen Darstellungen versehen sind.

Am Virneberg bei Rheinbreitbach wurde bereits im vorigen Jahrhundert eine uralte bemooste Berghalde, am Ausgang des Kupfer-Erzganges, eine römische Denkmünze mit der Aufschrift Antoninus Aug. Pius gefunden. Es zeigte sich ein Hauptstollen, an welchem Arbeit zu erkennen war, die vor die Zeit der Erfindung des Schiesspulvers zu setzen ist (Wurzer, Taschenbuch zur Bereisung des Siebengebirges S. 69). Nach Wilhelmi (Panorama von Düsseldorf) wurde in Düsseldorf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auch ein römisches Stein-Monument der Epoche gefunden, in welche genannte römische Erscheinungen gehören.

Die Inschrift lautet:

D · M
P · ARATINI
PRIMI VETR ·
LEG · XXX · V · V ·
H · F · G ·

Erklärlich werden sowohl die einheimischen als auch diese römischen Alterthümer und Sitten, wenn man den Anhang zum Veroneser Verzeichnisse (Mommsen, in dem Jahresberichte der Berliner Acad. d. Wissenschaften 1863) heranzieht. Wir finden hier einen Landstreifen, welcher sich 80 Leugen „trans castellum montiacesenam" hinzog und von den Usipiern, Tubanten, Tencteren, Cattuariern und Casuariern bewohnt war. Dieselben standen unter römischer Oberhoheit und wurden nach den Satzungen der Belgica I verwaltet. Ueberträgt man die 80 Leugen von Mainz aus rheinabwärts, wo schon vorher einige der genannten Völker ihren Sitz hatten, dann kommt man nach Müllenhof (a. a. O.) bis zu den Lippequellen. So dehnten sich auch jenseits der Lippe die „agri vacui et militum usui sepositi" aus (Tacitus Ann. 13, 34), auf welchen früher selbst befreundete Germanen nicht geduldet wurden (a. a. O. 13, 55). Hier wohnte zu Ptolemäus Zeit das Volk der Sigambern, und wir finden in der Tab. Peut. dieses Gebiet mit dem Namen „Francia" bezeichnet. Offenbar erstreckte sich von diesem „Freiland" jenseits der Lippe her bis zum Castell Mainz hin das steuerpflichtige römische Gebiet. Nimmt man nun an, dass die Usipier bereits um das J. 70 in der Gegend von Mainz in Verbindung mit den Chatten und Mattiaken standen (Tac. Hist. 4, 37) und nördlich von diesen die Tencteren wohnten (Tac. Germ. 32), dann würden wir, gemäss

Digitized by Google

Reihenfolge der genannten Civitates, südlich der Lippe die Civitas der Casuarier und zwischen dieser und den Tencterern, also über die Düsseldorfer Gemarkung und das Cattuarierland (vergl. Zeitschrift für vaterländ. Gesch. und Alterthumsk. Dritte Folge. Band VII. Münster 1867 S. 367 bis 369. Ledebur, Land und Volk der Brukterer) die Civitas der Cattuarier (Strabo VII, 3) zu suchen haben. Unter Gallienus (253—268) wurden diese römischen Civitates „a barbaris" occupirt. In der Zeit etwa von Trajan bis zu Gallienus stand die Düsseldorfer Gemarkung unter römischer Herrschaft; in diese Zeit fallen auch die besprochenen römischen Culturreste, und es kann uns nicht auffallen, sogar den Stein eines römischen Veteranen dieser Epoche in der Düsseldorfer Gemarkung gefunden und in dieser Landschaft römisches Kupferbergwerk aus der Zeit der Antonine entdeckt zu haben, umsoweniger, als römische Kolonisten innerhalb der Grenzwälle auch dem Tacitus bekannt sind (Germ. 29). Die stilistische und formale Gleichheit, welche die einheimischen Vasen mit denjenigen des Darzauer Urnenfriedhofes (Prov. Hannover) haben, kann nicht befremden, da Tiberius die Chattuarier an den Grenzen der Brukterer und Cherusker, also etwa zwischen Weser und Ems, fand (Velleius Patercul. II, 205).

Nach dem herangezogenen Verzeichnisse werden die römischen Gaue unter Gallienus „a barbaris" occupirt; in der Tabula pentingeriana erscheinen die Bewohner derselben unter dem Namen „Burcturi" (Bructerer). Zur Zeit des Ptolemäus sitzen diese noch ausserhalb der Civitates, an der Südseite der Westchauken und dehnten sich westlich bis zum Rhein aus. Sie haben also, von ihren östlichen Nachbaren, den von den Sachsen aus ihren alten Sitzen vertriebenen Saliern (Zosimus III, 6), gedrängt, unter Gallienus die Civitates occupirt und dürfen als genannte „Barbari" betrachtet werden, als das letzte vormittelalterliche Volk der Düsseldorfer Gemarkung — wenn man die nachfolgenden westfälisch-sächsischen Besiedelungen (Bed. Vener. V, 7) als mittelalterliche betrachtet. So zog denn auch 391 Arbogast von Köln aus über den Rhein gegen die Franken und plünderte zunächst die dem Rhein zunächst wohnenden Bructerer (Greg. Tur. pag. 53). Nach den glaubwürdigen Angaben des Pseudo-Marcellin findet sich gleichfalls diesbezügliche Uebereinstimmung: Brnno magnus Satrapa Saxonum cum nobili comitatu in provincia Boructuariorum pernoctans in vico Ratingen (bei Düsseldorf) . . .; in quadam Bornctuariorum villa, Velsenberg nomine. (Vita S. Swiberti ap. Leibn. 1, c. 20, 21; Zeus, Die Deutschen. München 1837 S. 353 Anm.). Beda (Hist. eccles. 5, 10) rechnet sie noch unter den Heidenvölkern. Swidbertus machte Unternehmungen, um sie zum Christenthum zu bringen (ebend. Hist. eccl. 5, 12). Noch im 8. Jahrh. werden sie von Aribo, Bischof von Freising († 782) als ein selbständiges und heidnisches Volk bezeichnet (Zeus a. a. O. S. 352).

Digitized by Google

Eine grössere Bedeutung für diese letztgenannten historischen Angaben haben die Culturreste fränkischer Zeit. Deren sind freilich in der Düsseldorfer Gemarkung nur bei Anlage der Lenartschen Ziegelei in der Friedrichsstadt beobachtet worden. Beim Auffinden derselben stellte man leider nicht einmal fest, ob die zu Tage geförderten scharfkantig ausgebauchten, mit Gruppen quadratischer Verzierungen und die mit Henkel und Ausguss versehenen Töpfe, welche stilistisch sehr nahe an die Karolingerzeit grenzen, mit Leichenbrand oder aber Todtenbestattung in Verbindung gebracht werden dürfen. Ein Thongefäss barg einen unten kuglig abgerundeten, oben weiten Becher aus grünlichem, geripptem Glase, wie solche gewöhnlich in den Merovingergräbern vorkommen.

In Verbindung mit den ältesten mittelalterlichen Steinbauten dieser Gegend findet sich eine grosse Anzahl von rohen Gefässen, die steinfest gebrannt sind und sich mehr oder weniger der Form einer Kugel und eines Cylinders nähern, und — was sehr bezeichnend ist — gewöhnlich die ersten rohen Spuren von wellenförmig zugebogener Bodenplatte vorführen. Bei dem alten fränkischen Rittersitz von Gerresheim erschienen auch die mit Gurtbändern geschmückten Riesenamphoren in Bruchstücken und es kamen die mit braunrother Farbe bemalten karolingischen Gefässreste vor. (Westdeutsche Zeitschrift VI, 1, C. Koenen, Zur karolingischen Keramik, S. 12, Abschn. 12. Taf. XI, Fig. 1, 2 u. 4.)

Sehr wichtig ist, dass sich sowohl die meisten germanischen, als auch die fränkischen Alterthümer in mehr oder weniger engem Anschluss an die ältesten Wege und Strassen dieser Gemarkung finden. In den meisten Fällen liegen sie an den Strassenkreuzungen, wo man auch noch heute die Niederlassungen antrifft. So weit ich bis jetzt beurtheilen kann, können diese Culturreste der einen oder anderen Zeit zur Altersbestimmung der Strassen, in deren Verfolg sie gefunden werden, dienlich sein; sie scheinen in den meisten Fällen sogar sicherere chronologische Bestimmungen zu ermöglichen, als der im Laufe der Zeit sehr zweifelhaft gewordene architektonische Charakter der Strassen selbst.

Unter allen Umständen deuten die Culturreste der Düsseldorfer Gemarkung auf eine dichte, vormittelalterliche Bevölkerung. Sie war jedoch nicht in einer Weise auf einen Punkt concentrirt, dass man etwa durch die Funde auf das Vorhandensein einer örtlich beschränkten vormittelalterlichen Ansiedelung schliessen könnte. „Sie hatten vielmehr," wie Tacitus (Germ. 16) sagt, „nicht einmal mit einander verbundene Wohnsitze, bauten sich abgesondert und zerstreut an, wo eine Quelle, ein Gehölz oder Feld sie einlud." Aber naturgemäss werden diese Höfe zwischen Düssel und Rhein, wo sich die Altstadt und die alte Burg Düsseldorfs befunden haben, einen dorfartigen Mittelpunkt gefunden haben. Nach der Schlacht von Worringen wurde dieser vom Grafen Adolf d. VIII. — um diesem, der

Digitized by Google

damals bereits in Blüthe stehenden Stadt Neuss gegenüber einen festen Punkt zu verschaffen, zur Stadt erhoben und durch Heranziehung der zerstreuten Höfe vergrössert. Constantin Koenen.

9. Entdeckung eines etruskischen Tempels. Ausgrabungen bei Civita Castellana haben ein für alle gebildeten Kreise beachtenswerthes, für die Kunstgeschichte sehr wichtiges Ergebniss gehabt. Während wir nur aus schriftlicher Ueberlieferung vom etruskischen Tempelbau wussten, hat man dort den ersten etruskischen Tempel, der bis jetzt gefunden, aufgedeckt. Das Städtchen Civita Castellana steht auf dem Boden des antiken (etruskischen) Faleria. Etwa einen halben Kilometer NO. von demselben senkt das Vigna Rosa genannte, von einer etruskischen Nekropole eingenommene Hochfeld eine Abstufung in das tief eingeschnittene Thal des Rio Maggiore. Auf dieser Stufe, die von jeher Celle (Keller) heisst, sind die ansehnlichen Tempelreste ans Licht gekommen. Der Tempel lehnte sich rückwärts an den Fels. Die Enge und die natürliche Gestaltung des Raumes hatten den Architekten anscheinend genöthigt, von der üblichen Orientirung abweichend die Längenaxe des Baues von NO. nach SW. zu richten, so dass die Stirnseite nach der Stadt sah. Der Bau erhob sich auf einer Plattform aus viereckig behauenen und ohne Mörtel gefügten Tuffblöcken. Auf die 3 Meter dicke hintere Abschlussmauer von 43 Meter Länge stossen vier 2 Meter starke parallele Theilungsmauern derart, dass sie die aus der Ueberlieferung bekannten drei Cellen bilden und auf beiden Seiten Raum für die Flügel eines Peristyls lassen. Diese Flügel haben 3 Meter breite Anten und sind ebenso wie die mittlere Cella 7 Meter, dagegen die seitlichen Cellen nur 4 Meter breit. Abweichend von dem überlieferten Grundriss endet die mittlere Cella nicht mit der hintern Abschlussmauer, sondern setzt sich über diese Linie hinaus noch 8 Meter weit fort und bildet so eine rechteckige Apsis mit erhöhtem Boden. Auf der Grenze zwischen dieser und der Cella erhebt sich ein quadratischer Unterbau, der mitten einen grossen Sockel trägt, auf dem das Götterbild stand. Hinter diesem Altar fand sich im Boden eine grosse Grube mit Weihgeschenken. Der ganze Raum war mit geometrisch gemustertem schwarz-weiss-rothem Mosaikboden geschmückt. Im Hintergrunde mündete eine aus dem Fels kommende Wasserleitung in ein Becken. Auf dem genannten Sockel ist der Kopf eines sehr archaischen Götterbildes aus Peperin gefunden worden. Das Gesicht zeigt ein stark vortretendes Kinn, eine sehr niedere Stirn, gewölbte Augenbrauen, mandelförmig geschnittene, schiefgestellte Augen und eine leicht aufgerichtete, an den Nasenlöchern sehr breite Nase, dazu einen Mund mit wulstigen, von einer Furche getheilten Lippen. Wangen und Kinn gehen wenig abgesetzt in den Hals über. Die ziemlich anliegende Ohrmuschel

Digitized by Google

sitzt ungewöhnlich hoch, fast in Höhe der Schläfen. Das Haar ist in vier Wulste getheilt, von denen zwei dem Scheitel folgen, zwei die Stirn einfassen und hinter dem Ohr hinabgehen. Kleine Löcher um Stirn und Haar mit Resten kupferner Hefte hielten den „Stephane" genannten Kopfschmuck, dessen Reste, Band und Lorbeerblätter von Kupfer, neben dem Kopfe gefunden wurden. Die Arbeit dieses Kranzes ohne Löthung zeugt ebenfalls von sehr archaischer Kunst. In einem grossen Loch oben im Kopf war der Nimbus befestigt. Die Ohren sind für einen Ring durchbohrt. Leider gibt weder ein göttliches Abzeichen noch ein anderes Bruchstück über diese Gottheit Aufschluss. Vielleicht gehörte auch eine neben dem Sockel gefundene Lanzenspitze von Bronze zu dieser Statue.

Die Tempelwände waren mit Frescomalerei geschmückt. Dieselbe stellte auf 4 Centimeter dickem Belag von weisslicher Terracotta in Weiss und Roth auf schwarzem Grunde grosse menschliche Gestalten dar, die, durch Palmetten geschieden, jede ein besonderes Feld einnahmen. Ihre Reste genügen, um jene gereifte, aus Gräbern von Orvieto und Tarquinii bekannte Kunst erkennen zu lassen, welche schon griechisch-römische Züge trägt, ohne doch jede etruskische Eigenart abgelegt zu haben. Ein Fries und ein Karnies aus Terracotta krönten die Wände; Löcher in ihren Resten beweisen, dass beide mit Nägeln an hölzernem Oberbau befestigt waren. Das Giebelfeld war mit Terracottafiguren von hoher Schönheit geschmückt, die nach Ausweis der Ueberbleibsel der griechisch-römischen Kunstblüthe angehörten. Das Dach von Holz war mit Dachziegeln aus derselben weisslichen Terracotta, wie solche die Wände bekleidete, gedeckt. Ob die Säulenhalle sich auch an den Seiten des Tempels entlang zog, ist noch unsicher, aber wegen der Flügel mit Anten wahrscheinlich. Der Breite des Tempels von 43 entspricht eine Länge von 50 Meter.

Die grosse Bedeutung dieser Entdeckung liegt auf der Hand. Wir haben hier das erste und einzige Beispiel des Grundrisses eines grossen etruskischen Tempels. Zwar war der Tempel des Capitolinischen Jupiter in Rom nach etruskischer Norm gebaut, aber wir kennen denselben nur aus geringen Resten und aus einer kurzen Beschreibung, welche Dionys von Halikarnassos (Hist. IV, 61) von dem durch Sulla bewirkten ersten Wiederaufbau desselben gibt. Weder dort noch in Vitruvs Mittheilungen über den tuskischen Tempelbau findet sich die geringste Andeutung von einem apsisartigen Theil, wie der Tempel von Faleria ihn aufweist, und es fragt sich, ob bei letzterem eine Abweichung von der Regel oder die Regel selbst vorliegt. Es wäre zumal im Hinblick auf den Archaismus des Götterbildes sehr wohl denkbar, dass jene Apsis als ein uralter einst selbständiger Bau in einen Neubau einbezogen worden ist.

Köln. Ztg. 24. Juni 1887 II.

Digitized by Google

10. Ueber Glasspiegel im Alterthum. Bei Besprechung des 154. Bandes der Chemisch-technischen Bibliothek (A. Hartleben) waren aus diesem sonst gewiss trefflichen Werkchen einige Angaben mitgetheilt, die infolge neuerer Entdeckungen nicht mehr zutreffen. Es ist an andern Orten gesagt, im Alterthum habe man wohl nur Metallspiegel gekannt, Spiegel mit Bleibelag seien erst 1279 aufgetaucht, verzinnte erst 1350. Wie aus verschiedenen Zeitschriften der Alterthumsforschung ersichtlich, sind kleine Glasspiegel mit Blei- und Zinnbelag in verschiedenen Standlagern der Römer, u. a. zu Regensburg, gefunden worden. Wenn der römische Soldat solche Spiegel nach Art unserer Soldatenspiegel im Felde mitführte, so zeigt das, wie allgemein dieselben im Gebrauch waren. Wir wissen, dass sich schon bei Aristoteles eine Stelle findet, die auf Glasspiegel mit Metallbelag deutet. Wie hoch entwickelt diese Industrie war, gewahren wir aus einem Saalburgfund vom Jahre 1886. Es ist dies ein etwa 7 cm langer und 4 cm breiter rechteckiger Spiegel aus (allem Anscheine nach) gegossenem Glase mit „facett" geschliffenem Rande und einer feinen Goldfolie, die durch einen röthlichen Lacküberzug geschützt ist. Dieser bemerkenswerthe Spiegel, welchen der verdienstvolle Leiter der Saalburg-Ausgrabungen, Baurath Jacobi, damals als neuesten Fund zeigte, lag 9 m tief im Boden neben einer Münze des Hadrian. Der Fundort war ein zur Abfallgrube gewordener Brunnen neben einer Saalburg-Villa, der mindestens seit der letzten Zerstörung der Saalburg, also seit annähernd 1500 Jahren, verschüttet war. Die römische Herkunft dieses Spiegels ist mithin zweifellos, und wiederum lässt seine Auffindung in einem römischen Castell, wo ihn vielleicht die Gattin des Commandanten benutzte, mit Recht annehmen, dass daheim in Rom und in den andern reichen Städten Italiens und Griechenlands solche Spiegel durchweg Besitz der wohlhabenden Classen waren. Die Angabe des Aristoteles wird also durch die vorerwähnten Funde bestätigt, was um so weniger Wunder nehmen kann, als es längst bekannt ist, dass die Alten in der Glasindustrie Bewundernswerthes geleistet haben. Die Arbeiten der Renaissance und nun wieder die unsern sind grossentheils nur Nachahmung der antiken. Auch die Verwendung des Glases zur Lupe ist von uns nur wiedererfunden, denn die im letzten Jahrzehnt aufgefundenen uralten Goldarbeiten sind vielfach so wunderbar fein, dass dieselben nach dem Urtheil hervorragender Juweliere nothwendig mit Hülfe einer Lupe hergestellt sein müssen. Bei solcher Beherrschung des Glases wäre es unbegreiflich, wenn die Alten nicht auf die Herstellung von Glasspiegeln gekommen wären. Unaufgeklärt ist bis heute nur die Frage, wie weit die letztern in das Alterthum zurückreichen und warum neben ihnen metallene erscheinen, wie in Japan noch heute. Köln. Zeitg. 20. Jan. 88. I.

Digitized by Google

11. Gondorfer Thurm an der Mosel. Im 84. Heft dieser Jahrbücher gibt Professor Schaaffhausen eine anziehende Beschreibung der bei Gondorf gefundenen römischen und fränkischen Alterthümer. Ueber diese Funde ist vor kurzer Zeit ein Katalog zusammengestellt[1]), nach welchem in den beiden Gräberfeldern von Gondorf (Contrua) und in dem $^1/_4$ Meile entfernten Cobern (Coverna) seit fünf Jahren Tausende von Gräbern mit prähistorischen römischen und fränkischen Funden aufgedeckt sind, Steinwaffen, Thon- und Glasgefässe, Waffen von Eisen, Hausgeräthe, Schmucksachen etc., welche auf die alte, ausgedehnte Kultur dieser Gegend an der Mosel, und auf weitere Forschungen ihrer Verbindung hinweisen.

Auch jener Gondorfer Thurm verdient in Bezug auf Bauart, Lage und Zweck desselben um so mehr eine nähere Untersuchung, als dadurch die bis jetzt sehr vernachlässigten Feststellungen über römische Wege und Befestigungen an der Mosel, dem Hunsrück, zur Eifel und auf Trier hin einen Anhaltspunkt und eine Aufmunterung finden könnten. Bis jetzt haben ausser Oberstl. Schmidt und Dr. Hettner die Prof. Schneider, Klein und Herr Postverwalter Wirtzfeld in Trarbach diese Gegenden berücksichtigt, doch sind nebst dem Gondorfer Thurm viele Punkte auf dem weiten, schwierigen und doch so wichtigen Gebiet noch dunkel, namentlich in den zahlreichen Transversalen zwischen Hunsrück- und Moselstrasse, welche letztere in ihrer Führung und Verzweigung aus der Gegend von Kayseresch und Mayen auf Coblenz und Andernach dringend einer gesicherten Feststellung bedarf.

Statt des eigenthümlichen Gondorfer Römerthurmes von 6,25 m Seitenlänge haben wir sonst meist runde und viereckige Thürme von 9 bis 20 m Durchmesser oder Seitenlänge. Schon darnach wird jener kleine Thurm hauptsächlich Beobachtungs- und Signalthurm an jenem wichtigen Mosel-Uebergang gewesen sein, wie wir solche meist zerstörte Bauwerke, gewöhnlich nur im Holzbau, an unsern germanisch-gallischen Römerstrassen entlang nach vielfach aufgefundenen Fundamenten annehmen müssen. Sie waren zwei und mehr Etagen hoch und finden ein authentisches Bild in dem Thurm der Trajans-Säule. Professor Schneider gibt in seiner Schrift „der Monterberg (bei Calcar), Emmerich 1851" den Typus eines derartigen Thurmes, ausserdem das Correspondenz-Blatt der Westd. Zeitschr. vom October 1884 einen viereckigen Mauerthurm am Badischen limes bei Hergenstadt, mit 5 m Seitenlänge und 1 m starker Mauer.

Unsere Bonner Umgebungen bewahren durch aufgefundene Steinfundamente Andeutungen solcher Thürme, so nördlich von dem Bonner castrum im Bonner Berg, südlich dieser Stadt auf der Höhe der Dahmschen

1) Dr. R. Arnoldi (in Winningen an der Mosel), Katalog, Bonn, gedruckt bei Georgi 1887.

Digitized by Google

Schneidemühle, beide Höhen 3 millien, etwa 6000 Schritt in guter Sehweite von einander entfernt.

Die Linie der Signalpunkte lässt sich deutlich von Bonn auf Köln über Hersel, Wesseling, Alteburg, auf Coblenz über Dahmsmühle, Rolandseck, Rodderberg, Mansberg etc. von 3 zu 3 millien ebenso verfolgen, wie auf den Römerstrassen von Köln auf Trier, Reims etc. in den betreffenden Jahrbüchern des Vereins nachgewiesen ist.

Oberst von Cohausen hat im Saalburg-Museum zu Homburg das Modell eines römischen Wartthurmes aufstellen lassen, und über solche Thürme in seinem Werk über den römischen Grenzwall S. 23 u. 344 Taf. III und XIX Beachtenswerthes mitgetheilt.

Derselbe fleissige Forscher beschreibt im 15. und 26. Heft dieser Jahrbücher für den Hunsrück jene „Speculae" am „todten Mann" bei Waldesch und Udenhausen, und diese Wacht- und Signalposten korrespondirten höchst wahrscheinlich in entsprechenden Entfernungen mit dem Gondorfer Thurm, weiterhin auf Lonnig und auf Münstermayfeld, wobei lokale Untersuchungen für Feststellung der alten Römerwege und ihrer Ansiedlungen jenen leitenden Faden finden würden. von Veith.

12. Zum Isiskult. In analoger Weise, wie in den Rheinlanden, gehen auch in anderen Provinzen des römischen Reiches nördlich der Alpen die Funde von Dedikationsinschriften für Isis und den gern mit ihr verbundenen Serapis Hand in Hand mit der Aufdeckung originalägyptischer Denkmäler. So wird die Existenz eines von L. Annusius Magianus errichteten Isis-Tempels in der Schweiz durch eine zu Wettingen bei Baden (Zürich) entdeckte Inschrift (Mommsen, Inscr. Helv. nr. 241; vergl. Jahrb. LXXXII, 214) erwiesen; während man zu Augst bei Basel einen unzweifelhaft echt ägyptischen, sehr schön ausgeführten schwarzen Uschebti ohne Inschrift fand, der sich jetzt im Baseler Museum befindet. In Wien wurden 1493 in der Wülpinger Strasse zwei dem Sarapis geweihte, von dem Tribunus Militum Leg. X Gem. Quirinalis Maximus zur Zeit des Kaisers Severus gestiftete Inschriften gefunden (C. Inscr. Lat. III. nr. 4560 u. 4561); um 1800 trat diesem Funde der einer ägyptischen Statue beim Canalbau am Rennweg zur Seite. Letztere Statue, jetzt in der Kaiserl. Sammlung zu Wien (vgl. von Bergmann, Aeg. Zeitschr. XX, 41) stellt einen hockenden, die Arme über den Knien verschränkenden, bärtigen Mann mit Perrücke dar; den Inschriften, welche das Monument bedecken, zufolge war derselbe etwa in der Zeit der 20. Dynastie (um 1200 v. Chr.) Priester in Heliopolis gewesen und hiess Hap-cha. Seine Gebete richtet dieser auf der Statue an die Göttinnen Jusas, Setem-neb, d. h. die Hathor von Mendes, und an Hathor Nebhetep, d. h. die Hathor von Heliopolis. Der Kopf der letzteren schmückt auch das gefältete

Digitized by Google

Gewand des Mannes. Irgend eine Beziehung zum Isiskult fehlt, so dass man diesem hier wiederum ein beliebiges aus Aegypten fortgeschlepptes Denkmal unbekümmert um dessen eigentliche Bedeutung dienstbar gemacht hatte. Wie verbreitet der ägyptische Kult in den Donauprovinzen war, zeigt die grosse Zahl hier entdeckter lateinischer, Isis und Serapis geweihter Inschriften. So gelten in Noricum zwei der Isis Noreja (C. I. Lat. III. nr. 4809—10), eine dem Sarapis (nr. 4817); in Panonia superior fünf der Isis (nr. 3944, 4015—6, 4156; Eph. epigr. IV, 486); zwei dem Serapis (nr. 3842, 4044); eine Serapis und Isis (Eph. epigr. 528); eine Isis und Bubastis[1]) nr. 4234); in Panonia inferior eine dem Serapis (nr. 3637); in Dacia fünf der Isis (nr. 882, 1341—2, 1428, 1558), zwei Serapis (nr. 973, auch eine griechische C. I. Gr. 6814), eine Isis und Serapis (nr. 881); in Moesia inferior zwei dem Serapis (nr. 6164, 6226).

A. Wiedemann.

13. Germanische Votivdative in Matronen- und Nymphennamen. Der verbreitetste der Matronennamen ist der der Aufaniae, worin wir eine Ableitung mittelst des germanischen Suffixes -an aus dem Namen der Ubii erblicken, der selbst wieder vom Worte „üben" kommt, welches ursprünglich besonders vom Feldbau und von religiösen Handlungen gebraucht wurde (altsächsich ôbhian, altnordisch oefa = ausüben, feiern; althochd. uobo = Landbebauer). Gestützt auf die Forschungen des Niederländers Kern hat auch Hang in seinen „Römischen Denksteinen in Mannheim" 1875—77 und mit ihm der Unterzeichnete (vgl. daselbst S. 6—7 und S. 27, sodann Bonner Jahrb. LXXV, S. 39) ausgesprochen, dass der Kult der Matronen zwar vereinzelt überall in den von keltischen Völkern bewohnten Gegenden vorkommt, dass er aber hauptsächlich im Gebiete der Germani cisrhenani einheimisch ist, und zwar im alten Trevererland zwischen Remagen und Xanten und dahinter bei den gleichfalls germanischen Ebnronen, welches Land zwar durch Cäsars Rachekrieg grösstentheils entvölkert, aber unter Agrippa wieder durch die 38 vor Chr. vom rechten Ufer über den Rhein, in die Gegend von Köln u. s. w. versetzten germanischen Ubier besiedelt wurde (Strabo p. 194, lib. IV, 3, Tacitus Annal. XII, 27).

In diesem linksrheinischen Landstrich finden wir denn auch die hierher aus Deutschland[2]) verpflanzte Verehrung der ubischen oder „aufanischen"

1) Diese Göttin verdankt einem schon bei Herodot auftretenden Missverständniss der Griechen ihre Existenz. Dieselben haben den Namen des Ortes Bubastis für den der hier verehrten Gottheit gehalten, während derselbe vielmehr in bu-Bast, „Ort der Bast", zu zerlegen ist. Die Ortsgottheit, die von Herodot II, 137 und andern der Artemis verglichen wird, war demnach die katzenköpfige Bast.

2) Auch nach Oberitalien und Frankreich wurde der Kult gebracht durch die

Digitized by Google

Matronen in ursprünglichster Form, auf deren Votivsteinen sogar noch germanische Flexionen unterlaufen.

Als solche hat nun schon Kern im J. 1872 die Namensform Vatuims auf einem Denkmal aus Rödingen bei Jülich[1]) erkannt und ich habe dieselbe bei Haug, S. 31, Nr. 32, wo auch Kern's Ansicht steht, unter Annahme einer Länge des I im Stammesauslaut -ims und einer etwaigen, in M steckenden Ligatur mit I, in Vatufmis zu erweitern gesucht. Dies geschah zu einer Zeit (1875), als diese Form völlig vereinzelt stand und auf Grund meiner genauen Untersuchung des Originals, welches über dem I einen Punkt zeigt: VATVIMS = Vatujims oder Vatufms.

Die urgermanische Endung des Dativ Plur. der femininen Stämme auf -i, aber auch, wie wohl hier, der -ja-Stämme, war nämlich -ibia, woraus unter Uebergang von b in m, -imis, ims entstand. Bei femininen Stämmen auf -n ist aber das i gedehnt, also Dat. Plur. = îms, später îm.

Dieses Suffix -ims fanden also die Römer noch bei den Westgermanen vor, während das ostgermanische Gothische und das Althochdeutsche nur noch -im hat, das endlich zu -in und -en geschwächt wurde.

Ein inzwischen (1884) zu Lipp an der Erft bei Bedburg[2]) entdeckter Stein enthält auch wieder VATVIMS, einer aus Wesseling (zwischen Köln und Bonn am linken Rheinufer) den gleichfalls germanischen Dativ Pluralis Aflims (= Afljims, Aflims), während der lateinische Dativ Afliabus zu Köln vorkommt und das damit verwandte Iflibus (statt Ifliabus?) im Gohrer Bruch bei Dormagen.

An gleichem Ort mit dieser Widmung an die anscheinend männlichen Ifles wurden zwei den Nymphen geweihte Steine gefunden (vgl. Brambach 290—92), was dafür spricht, dass wir hier eigentlich Wassergottheiten vor uns haben, deren Namen von bestimmten Gewässern oder davon benannten Oertlichkeiten abgeleitet ist[3]). Dem Matronen- oder weiblichen Eigen-

deutschen, aus Böhmen ausgewanderten und erst später keltisirten Bojer und andern Germanen und „Semigermanen".

1) Zwei andere Rödinger Steine haben die Widmung Matronis Vatuiabus (Haug Nr. 33 u. 34). Nominativ sing. ist also Vatuia, bezw. germanisch Watuja oder Wat-awja. Hiermit wahrscheinlich identisch der Name Bat-awa, die niederländischen Rheininseln, von denen die Bataver genannt sind. Diese Landschaft heisst im 9. Jahrh. Batua, später Betouwe und noch jetzt Betuwe. Verhärtungen von w zu b sind in geographischen Namen häufig, so lautet Vetera bei Xanten jetzt Birten; Bingium und Vincum (Bingen), Borbetowagus — Wormatia (Worms) wechseln schon im Alterthum.

2) Bedburg (Kreis Bergheim), alt Bitbur (eigentlich = Bethaus, Kapelle), könnte wohl entstellt sein aus den Namen der watujischen oder batavischen Mütter, sodass diese hier eine Verehrungstätte gehabt hätten.

3) Vgl. das altdeutsche Ortsnamenelement eiba = feuchte Gegend, Gau (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II², 1528), verwandt mit dem Worte „Aue"

Digitized by Google

namen Aflia, Aflja ist in Form und Bedeutung analog Watuja. Die in letzterm Matronennamen auftretende Wurzelsilbe wat (Wasser) zeigt, dass nicht nur das Gothische im Neutr. watô (thema watan) und Altnordische (vatn) eine Bildung dieses Stammes ohne r hatten, sondern auch das Westgermanische.

Aber auch die vollere Form mit Suffix -ar ist hier vertreten in den Vataranehae, die auch in der umgelauteten (oder romanisirten) Form Veteranehae vorkommen (vgl. angelsächsisch waeter für altsächsich watar, Wasser).

Besonders wichtig sind die im Jülicher Land vorkommenden Matronae Vatniae (ursprünglich wohl Vataviae, vielleicht auch latinisirt zu Bataviae) mit dem topischen Beinamen Nersihenae, welcher sie zu specialisiren scheint als Flussgöttinnen der dortigen Nersa (mittelalterliche Form der Neers, Niers, rechter Nebenfluss der Maas, entspringend bei dem daher benannten Orte Neersen). Ueberhaupt sind ja Matronennamen meist lokaler Natur, hergenommen von dem Ort ihrer Verehrung. Wie sehr sich aber der Mütter- und Nymphencult berühren, zeigt endlich auch ein weiblicher altdeutscher und nordisch-germanischer Votivdativ Singul. auf -u in der Widmung Vercanu (Jahrb. L, S. 172), welcher nicht einem keltischen femininen Nominativ Vercanos entspricht, sondern einer deutschen Vercana, Vorsteherin von Quellen, eine wobende, „wirkende" Najada, die man aber nicht wie die griechische *Ἐργάνη* (= Vergánā), Beiname der Athene, als Beschützerin künstlerischer Arbeiten auffassen darf. Dies thut nämlich Rudolf Much in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1887, S. 354, der auch die Aflae nach Namen und Wesen mit der lateinischen Ops vergleicht; allein es ist sehr fraglich, ob diese Wurzel (sanskr. ap) im Deutschen vorliegt. Jene hat den Begriff des Besitzes, Reichthums, dagegen gothisch abrs = stark, augels. abal, Kraft, Beistand (altnord. afl, afli), althochd. afalôn = arbeiten[1]).

Karl Christ.

14. Mehlem. Römische Ziegel. Durch das Hochwasser wurden in diesem Winter unterhalb von Mehlemer Au am Rande des Leinpfads zahlreiche Bruchstücke römischer Dachziegel ohne Stempel und ver-

(Wasserland). Gegenüber Bonn lag der Avelgau (vgl. Förstemann 173), in Westfalen, Kreis Arnsberg, liegt ein Ort Affeln, früher Affien. Das seereiche Gebirg Eifel, frühmittelalterlich Aiflia, gab auch der Stadt Münster-Eifel den Namen. Kernpunkt des Eifelgaues war die „hohe Eifel".

1) Davon verschieden mittelhochd. „der afel" = eiternde Materie, von einer indogerm. Wurzel ap = feucht sein, schwellen, wozu auch deutsch „Abend" zu gehören scheint. Ferner vorgermanisch apa, althochd. apfa, affa = Wasser, Fluss, in Flussnamen, z. B. in der Aschaff, woran Aschaffenburg liegt, beim Geographen von Ravenna Ascapha. Auch das deutsche „Ufer", angelsächsisch ôfer scheint damit verwandt.

Digitized by Google

einzelte Stücke von Wandziegeln mit den bekannten in Schlangenlinien verlaufenden Rillen zur Befestigung von Stuck und Mörtel blossgelegt. Erkundigungen ergaben, dass vor einer Reihe von Jahren eine Menge Ziegel von den Arbeitern bei der Anlage des Eichenwäldchens nördlich von dem Deichmann'schen Parke in der Erde gefunden und um Raum für die Baumwurzeln zu schaffen von hier entfernt und theils am Leinpfad aufgeschüttet, theils in den Rhein geworfen worden waren. Da weder Fundamente von Mauern, noch Bruchstücke von Gefässen und ähnlichem blossgelegt wurden, so handelt es sich bei diesem Ziegelfelde wohl um den Ueberrest einer römischen Ziegelei. A. Wiedemann.

15. Gräberfeld zwischen Nieder- und Oberbieber. Im Winter 1886/87 und Sommer 1887 wurden zwischen Nieder- und Oberbieber, ca. eine Stunde nördlich von Neuwied, Gräber aufgedeckt. Bei Ausbeutung eines Bimssandlagers machten Arbeiter die ersten zufälligen Funde. Ein gewisser F. Nink von Gladbach (nordöstlich von Neuwied gelegen) unternahm sodann eine systematische Durchsuchung des Gräberfeldes zum Zwecke der Gewinnung von Fundstücken für den Antiquitätenhandel. Herr Kaufmann E. Wortig in Niederbieber hat zugesichert, dass etwaige auf einem ihm gehörigen Grundstück zu machenden Funde dem Museum in Bonn zukommen sollen.

Das Gräberfeld liegt — die Generalstabskarte 1 : 100000 lässt die Situation gut erkennen — etwa in der Mitte zwischen Nieder- und Oberbieber, östlich der diese beiden Orte verbindenden Strasse, westlich des sogenannten Turnei-Wäldchens auf einem sanft von Südosten nach Nordwesten sich neigenden Abhange. Verfolgt man die einst von dem Römischen Kastel zu Niederbieber (Victoria) nach Ehrenbreitstein führende, jetzt als Feldweg gegenüber der Besitzung „Aubach" von der Strasse zwischen Nieder- und Oberbieber 20 Schritte vor Kilometerstein 0,7 nach Osten abzweigende, durch das Turnei-Wäldchen führende Strasse (den jetzt sogenannten „Prozessionsweg" oder „die kleine Strasse", vgl. v. Cohausen, Der Römische Grenzwall in Deutschland S. 304, Nr. 44) etwa 235 Schritte weit, so zweigt sich hier, anfänglich stark nördlich, nachher östlich sich wendend, ein weiterer Feldweg ab, auf dem man nach etwa 250 Schritten, ungefähr gerade da, wo er sich östlich wendet, das Gräberfeld trifft. Von hier aus erstreckt sich dasselbe in nördlicher Richtung vom Wege ab; südlich des Weges hat eine Untersuchung noch nicht stattgefunden. Der Weg führt, am nördlichen Rande des Turnei-Wäldchens als ziemlich tief eingeschnittener Hohlweg herlaufend, die Neuwied-Dierdorfer Landstrasse überschreitend, durch das nördliche Ende des Dorfes Gladbach hindurch direct weiter in der Richtung nach der Stelle des römischen Kastells („Alteburg") nahe dem jetzigen „Burghofe" (von Cohausen cit. S. 241, [ ] (1)). Es

Digitized by Google

steht deshalb zu vermuthen, bedarf aber noch näherer Feststellung, dass er die ehemalige Verbindungsstrasse zwischen den Kastellen Niederbieber und Burghof ist.

Der Felddistrict, welcher die Gräber birgt, heisst Johannis-Bitzchen, — ob nach dem Namen eines früheren Besitzers, ob nach einem etwa ehemals dort gestandenen, von der Kirche auf die Stelle des heidnischen Todtenfeldes gesetzten im Laufe der Zeit verfallenen Johannisbilde, hat nicht ermittelt werden können. Sagen haften, soviel zu erfahren war, an der Stelle nicht; eine Erinnerung, dass hier Todte liegen, war im Volke nicht vorhanden.

Die Gräber sind Reihengräber. Sie liegen in unregelmässigen Entfernungen von einander, und auch nicht in geordneten geradlienigen Zeilen. Der genannte Nink hat nach seiner Versicherung auf einem Raum von etwa $2^1/_2$ Morgen (= beinahe 64 Ar) Grösse wohl 200—250 derselben geöffnet. Etwa 20—40 mögen ausserdem durch die Arbeiten in der Bimssandgrube aufgedeckt worden sein. Sie finden sich in einem Bimssteinlager von ziemlicher Stärke und sind $1-2^1/_2$ Meter tief, stellenweise mit Durchbrechung der sogenannten Britzschicht, eingesenkt, — nur wenige, am meisten thalwärts gelegene Gräber ruhen unterhalb des Bimssteinlagers im Lehmboden. Angeblich waren die Gräber alle von Westen (Kopf der Leichen) nach Osten (Fuss der Leichen) gerichtet.

Die nach dem Thale zu gelegenen Gräber waren reicher an Beigaben, als die weiter aufwärts auf dem Abhange befindlichen.

Manche Gräber zeigten Holz- und Moderreste, welche schliessen liessen, dass die Leichen in hölzernen Särgen beigesetzt waren. Annähernd 30 Gräber waren gemauert, theilweise mit trocken aufgeschichteten, theilweise mit in Kalkmörtel gesetzten Mauern, — von schieferartigen, wohl aus der Gegend des benachbarten Melsbach hergeholten Steinen. — Der verwendete Kalkmörtel ist von auffallend poröser Beschaffenheit und geringem Gewicht; in demselben finden sich hie und da kleine Stückchen Baumzweige eingeschlossen. Uebrigens waren nur die Seitentheile der Gräber solchergestalt gemauert und es hatten diese Seitenmauern etwa 6 Fuss (= 1,90 Meter) Länge und $1^1/_2$—2 Fuss (= 0,48—0,64 M.) Höhe, während sie die auffallend geringe lichte Weite von $1^1/_2$ Fuss (= 0,48 M.) zwischen sich liessen, so dass es dem Arbeiter nur eben gerade möglich war, mit beiden Füssen nebeneinander in einem solchen gemauerten Grabe zu stehen; die Kopf- und Fusswände waren mit aufrecht gestellten Platten geschlossen. Der Boden war mit einer etwa 4—5 Centimeter starken Thonschicht betonirt, mitunter aber auch mit Platten belegt; in einem Grabe zeigte eine solche an der Stelle, wo der Kopf gelegen hatte, 3 Löcher.

Gedeckt waren diese Gruften (jedoch nicht immer) ebenfalls mit Platten, deren Fugen sich mit Thon verschmiert fanden; in einzelnen Fällen

Digitized by Google

sogar mit einer einzigen grossen Platte von der Schwere, dass 6—8 Arbeiter daran zu heben hatten. Auffallend war, dass aus diesen gemauerten Gräbern sich keine Fundstücke ergaben, die Leichen also ohne alle dauerhafte Beigaben beigesetzt waren; eine Erscheinung, welche den p. p. Nink auf den Gedanken brachte, es lägen in diesen Gruften „Todte eines ganz anderen Stammes."

Der Bimssand, mit welchem die Gräber nach der Beerdigung wieder zugefüllt waren, liess eine reichliche Vermischung mit dunkler Humuserde erkennen, selbst unvermischt fand sich solche schichtenweise in der Tiefe der Graber. Es dürfte hieraus der Schluss zu ziehen sein, dass zur Zeit der Benutzung dieses Todtenhofes bereits ein nicht ganz unerheblicher Kulturboden über dem Bimsstein sich gebildet hatte.

Manche Grabstätten waren mehrfach benutzt, wenigstens liess dies sich daraus schliessen, dass sich in dem Erdreich über der Leiche zerstreute Perlen und sonstige kleine Fundstücke zeigten. In solchen Gräbern fanden sich dann die zuletzt beigesetzten Leichen sehr arm an Beigaben. Es soll sich auch bei gemauerten Gräbern eine zweite Leiche auf der Deckplatte der gemauerten Gruft gebettet gefunden haben.

In keinem der Gräber wurde ein auch nur einigermaassen erhaltenes Knochengerüst blossgelegt. Nur stärkere Theile der Oberschenkel „Becken", Rücken- und Armknochen, sowie der Schädel waren der Vermoderung entgangen, — und diese zerfielen so schnell und so sehr an der Luft, dass trotz vielfach angewandter Bemühungen ein Schädel oder die wesentlichen Theile eines solchen nicht gewonnen werden konnten. — Der durch den durchlässigen Bimssandboden ermöglichte Luftzutritt, in einzelnen Fällen auch Baumwurzeln, sind wohl die Ursache dieser starken Zersetzung.

Als Beigaben wurden gefunden:

Von Eisen, meist nur gering verrostet:

Lanzenspitzen in verschiedener Grösse, ein Langschwert, dessen Griff oben mit einem verzierten Knauf aus Weissmetall versehen war, Reste der hölzernen Scheide und des beinernen Handgriffs waren noch wohl erkennbar; mehrere Kurzschwerter, eine Franziska, Schildbuckeln, Pfeilspitzen, Messer (darunter angeblich mit einem Spinnwirtel zusammen, also in einem Frauengrabe, eines etwa 10 Centimeter lang, einen Centimeter überall gleich breit, angelöthet in einen eigenthümlichen kleinen glockenförmigen bronzenen Griff, der oben durchbohrt ist, also zum Aufhängen bestimmt war, aber bei seiner Form nicht mit der Hand oder den Fingern festgefasst werden konnte); eine sehr verrostete Fibula, Gürtelbeschläge und Gürtelschnallen; Scheeren, darunter eine von vortrefflicher Erhaltung.

Von Bronze:

einige kleine Ohrringe; Nägelköpfe (die zum Befestigen der Schildbuckel gedient hatten oder auch zu anderen Zwecken).

Digitized by Google

Von Kupfer:

eine ziemlich gut erhaltene, in das Museum gelangte Schüssel, in welcher auch Kastenbeschläge aus sehr dünnem Kupferblech lagen.

Von Weissbronze:

eine ebensolche Schüssel, etwas kleiner und nicht so gut erhalten, wie die kupferne, und wie diese ohne Buckeln auf dem Rande.

Von Silber:

angeblich eine römische Fibula.

Von Gold:

ein kleiner geriefter Fingerring.

Von Glas:

schöne Tummler von hell- oder dunkelbrauner und von grüner Farbe, sodann Perlschnüre, gebildet aus schön gebrannten und zierlich geformten Thonperlen, durchbohrten blauen Steinen, Rheinkieseln und einsowie mehrfarbigen Glasperlen (unter denen namentlich gelbe, blaue, grüne und gelbgetüpfelte vorkommen), — in einer Schnur eine durchbohrte, völlig unkenntliche Bronzemünze, — während sonst gar keine Münzen vorkamen.

Kämme:

in den beiden erwähnten (der kupfernen und Weissmetallschüssel); — von dem in der ersteren liegenden hatten sich gut nur die beinernen mit Bronzenägelchen verbundenen Mittelstücke erhalten, während der dazwischen befindliche, wie Reste zeigten, aus Holz gefertigte Theil mit den Zinken grösstentheils vermodert war.

Thongefässe:

mannigfacher Art, namentlich sehr hübsch ornamentirte, auf der Töpferscheibe gefertigte Töpfe bis zu 30 Centimeter Höhe, schwarz, weitbauchig und oben weit offen oder oben enger und mit dreieckendem Ausguss versehen, sodann kleinere, selbst ganz kleine Töpfe von rothem Thon, letztere ihrer Form nach offensichtlich römischen Ursprungs und zum Theil aus der Hand geformt. Einige der Gefässe sind an das Museum in Bonn gekommen. Ferner thönerne Spinnwirtel.

Gegenstände mit Schriftzeichen sind nicht vorgekommen.

Neuwied. Düssell.

16. Zur Erforschung von Novaesium. (Nachtrag zu Jahrb. H. LXXXIV S. 261 Misc. 17.) Nach dem Itinerarium Antonini befand sich in „Novensio" eine „ala". Lag dieselbe etwa wo vorher die „castra stativa" von Novaesium ihre Stelle hatten, bei Grimlinghausen? Hatte man nach dem Abzuge der legio VI. victrix deren Standquartier verkleinert? Oder aber wurde damals das Alen-Quartier in näherem Zusammenhange mit dem Dorfe Novaesium, an der Stelle der heutigen Stadt

Digitized by Google

Neuss aufgeführt, ähnlich demjenigen von Asciburgium; war hier ein solches vielleicht schon zur Zeit des Bestehens des grossen Standlagers bei Grimlinghausen, da ja die Alen recht wohl von dem übrigen Theile der Legion getrennt werden konnten. Beweist schon die herangezogene Reisekarte, dass im Zeitalter der Antonine Neuss nicht den Charakter einer civitas hatte, sondern Standort einer „ala" war?

Die Neusser Römergräber liegen so, dass sich an den Stellen, wo man dieselben bisher nicht angetroffen hat, beispielsweise auf dem höchsten Punkte der Stadt, wo die St. Quirin-Stiftskirche steht, oder auf dem Büchel und Markt, vor Constantin dem Grossen recht wohl ein kleines Castell befunden haben könnte, während hinter demselben, vom Markte bis zum ehemaligen Krur-Ausfluss am Oberthor, ein einheimischer Ort sein Dasein behauptete. Unter Julian mochte dann das grosse Castell angelegt worden sein, das wohl zweifellos nicht als Alen-, sondern nur als Cohorten-Lager betrachtet werden darf. Der spätrömische Aufbau dieses Castells lässt sich, wie bereits im vorigen Heft dieser Jahrbücher hervorgehoben wurde, beweisen, einmal durch die unterhalb des Wallweges angetroffenen nachaugusteischen Gefässscherben, dann durch die innerhalb desselben vorgefundenen nachaugusteischen, bis zu Constantin dem Grossen reichenden Römergräber. Wenn sich nun auch mit grösster Wahrscheinlichkeit behaupten lässt: zu der Zeit, als im grossen Lager bei Grimlinghausen, $^1/_2$ Stunde unterhalb Neuss, die 16. Legion und später die VI. römische Heeresabtheilung wohnte, kann sich an der Stelle des heutigen Neuss kein so grosses Cohorten-Castell befunden haben, wie das nachgewiesene, so schliesst dieses nicht aus, dass vorher, etwa von Augustus, der Bereich von Neuss zur Errichtung eines grossen Cohorten-Lagers gewählt wurde. Die lokalgeschichtlichen Ueberlieferungen des Mittelalters sprechen stets von einem „Drususcastell", das durch Julian wieder hergestellt worden sei. Wenn sich nun auch nicht in Abrede stellen lässt, dass damals „castra" und „castellum" mit einander verwechselt wurden, so hat dennoch die Frage Berechtigung: ob das grosse (330 m Länge, 250 m Breite) spätrömische Neuss auf den Resten einer gleichartigen älteren, etwa Drusus'schen Anlage errichtet worden, oder ob man es mit einer theilweisen oder völligen Neuanlage zu thun habe.

Die mittelalterlichen Chronisten sprechen ferner von einer durch Valentinian erfolgten grösseren Befestigung und Erweiterung von Neuss; allgemeine, gesicherte historische Weisungen begründen diese Mittheilungen eher, als dass sie widersprechen. Thatsache ist, dass die „Julianischen Castellreste" begrenzt werden nach Südosten von dem Zollthore und (an der Erft) von dem Rondel an der Stadtmauer östlich der Brückstrasse (platea pontis), der ehemaligen „Kehl" oder „Kelle" (Rheinkanal) gegen-

Digitized by Google

über. Die sich nordwestlich unmittelbar an die Seitenflanken des Julianschen Castells anschliessende Ummauerung des hinteren Stadttheils von Neuss hat streckenweise einen weit älteren Charakter, als diejenige des vorderen. Diese stimmt in ihrem Aufbaue überein mit der von Hochstedenschen Ummauerung Kölns. Wir wissen auch, dass Conrad von Hochsteden im 13. Jahrhundert das mit Stadtrechten versehene Neuss „befestigt und erweitert hat". Es sieht so aus, als habe sich diese Arbeit auf den vorderen Stadttheil und nur auf eine Restauration des hinteren bezogen; denn letzterer hat zweifellos, wie ich schon früher in diesen Jahrbüchern dargestellt habe, schon allein im Oberbau seines Mauerringes andere, offenbar römische Theile aufzuweisen, die auf Valentinian zurückgeführt werden könnten.

Zwischen Krämerstrasse und Rathhaus, also in der Mitte des „Julianschen Castells" und zwar in dem Winkel zwischen via principalis und via praetoria, wo man das Castell-Prätorium suchen könnte, fand man bei Anlage des Rohrgrabens für die städtische Wasserleitung Baufundamente aus Grauwacke, zwischen welchen starke Bauschuttlagen angetroffen wurden. Die von denselben eingeschlossenen Culturreste scheinen auf ein im batavischen Freiheitskampfe zerstörtes Gebäude zu weisen, welches das Prätorium einer augusteischen Anlage sein könnte. Südlich der Fundamente, vor der alten Postgasse, erschien ein römischer Kanal, der möglichweise mit dem vermeintlichen Lagerbau in Verbindung stand. Auffallend erscheint es, dass ein Augusteisches Werk, welches seit Anlage des Lagers der Legio XVI nutzlos war, erst im J. 70 eingeäschert worden sein soll; möglich freilich, weil damals ein Verbrennen und Schleifen der grösseren und kleineren Lager erfolgte (Tac. H. IV 61).

Auch in der Hymgasse, bei Anlage der Fabrik von Frings u. Frohwein, vor dem Portal des Hospitals, erschienen bedeutende Fundamente eines Römerbaues, der Badeeinrichtungen und andere luxuriöse Vorkehrungen zeigte. Es fanden sich in der Umgebung reich verzierte schöne Sigillata-Scherben der ersten Kaiserzeit und Münzen von Tiberius, Nero Commodus, auch eine niedliche Delphin-Statuette aus Bronze. Vor dem Hospitale wurde — wie man mir leider erst nachträglich mittheilte — auch ein Römercanal gefunden, der allem Anscheine nach mit jenem Bau in Zusammenhang gebracht werden muss. Die bauliche Anlage bestand aus Ziegelmauern, schien ein Staatsgebäude und zwar eher eine kaiserliche Mansion als etwa ein Castell-Quaestorium zu sein.

Zieht man das älteste Urkundenmaterial heran, dann erscheint der Saal- oder Königshof (vergl. Lacomblet, die letzten Spuren des fränk. Königshofes zu Neuss, Archiv II, 319 ff.) als alter bedeutungsvoller Bau. Er scheint von Heinrich IV. an Anno übertragen, und von diesem bezogen worden zu sein. Man nannte ihn Saal oder Palast „palatium super

Digitized by Google

trappam" (Lacomblet Urk. I, 483, 525) nach der „Treppe" oder einem Gesteiger, auf welchem gemäss Neusser Rathsprotokollen ein neuer Erzbischof und Landesherr die Huldigung entgegennahm. Wir finden denselben deshalb auch als Trappengut (Dr. Tücking, Geschichte der kirchlichen Einrichtungen von Neuss, 1886). Er stand (vgl. a. a. O.) „an der Nordseite des westlich von der Stiftskirche gelegenen Münsterplatzes und hatte einen grossen Garten, welcher im Westen von dem Büchel („Bühl", auch „Hogestraiss", im Norden vom Glockhammer, im Osten von der „Bongartsmauer" an der jetzigen Glockhammerstrasse begrenzt wurde". Mit der Kurie verband sich ein Dinghaus zur Abhaltung der Hofgerichte (a. a. O.). Er erhob sich also ungefähr in der Mitte zwischen der via principalis und der Nordwestflanke des „Julianschen Castells", nordöstlich neben der via praetoria. Der Garten wurde begrenzt von der Nord- und Ostflanke des Castell-Rechteckes. — Vielleicht haben hier die Franken nur ein altes Gebäude bezogen und später nach ihrem Geschmacke umgestaltet; das römische Staatseigenthum fiel ja bekanntlich den merovingischen Königen als Krongut anheim (Lacomblet Archiv I, 37).

Als die älteste christliche Kultusstätte der um jenen Königssitz sich ansammelnden Gemeinde galt die „Marien-Kapelle"; sie wurde als die erste Pfarrkirche des Ortes (Neuss) betrachtet und behauptete sich längere Zeit in dieser Stellung neben der Quirinuskirche, einem um die Mitte des 9. Jahrh. entstandenen Benediktinerinnen-Konvent. Die Fundamente der Mariencapelle, welche ich bei Anlage der Rötert'schen Küsterwohnung auf dem Friedhofe und bei Tonnet am Markt theilweis gesehen habe, liegen südlich des Königssitzes, nordöstlich neben der via praetoria, nordwestlich neben der via principalis des Julian'schen Castells, also da, wo sich die Altäre der heidnischen Götter befunden haben mögen. Auffallender Weise liegt auch das neuere Rathhaus genau in der Ecke südwestlich der via praetoria und südöstlich der via principalis, also da, wo man auch das römische Quaestorium suchen könnte. Das im 13. Jahrhundert errichtete Clarissenkloster stand auf der Oberstrasse, die Vorderseite reichte von der Ecke der Clarissengasse bis zum Hause B. 49, der Hofraum dehnte sich bis zur Michaelstrasse aus (Löhrer, Geschichte der Stadt Neuss, Neuss 1840), es wurde also südlich von der Wallstrasse, östlich von der via praetoria des Castells begrenzt.

Die vier Hauptthore der mittelalterlichen Feste Neuss richten sich nach den zum Theil in die Thore jenes Castells mündenden, zum Theil dieses scharf begrenzenden Römerstrassen. Die Hauptstrasse von Neuss (Ober- und Büchelstrasse) liegt auf der via praetoria des Castells; sie führt durch das Ober- und Südthor. Die von Jülich nach Neuss führende Römerstrasse begrenzte die Südflanke des Castells; sie leitet durch das „Zollthor". Eine von Aachen her kommende Römerstrasse zieht durch das

Digitized by Google

Hammthor. Durch das Rheinthor, nordöstlich der heutigen Rheinstrasse, sah ich das von spätrömischen Gräbern begleitete Strassenpflaster, welches nach der südöstlich der Stiftskirche zu suchenden porta principalis dexta leitet.

Diese Thatsachen weisen offenbar ebenfalls auf den kurz vor Beginn des Mittelalters nachweisbaren Bestand des Julian'schen Castells, wie denn auch nicht nur bei Gregor von Tours, sondern auch noch in den Annal. Bertin, Neuss in letzteren „Nuisium" castellum genannt wird. Auffallend erscheint es, dass ungeachtet dessen eine Urkunde von Erzbischof Anno II. am 27. September 1074 von „oppidum Nuxiense" redet, da doch Anno erst den Grund zu einem Gemeinwesen gelegt habe, das sich unter seiner Nachfolger Obhut zu ansehnlicher Stadt entwickelte (a. a. O. S. 13). Tücking (a. a. O.) verhehlt seine Bedenken nicht; Lacomblet (Arch. II, 322) verweist auf die kleine Saalhof-Ansiedelung und glaubt „curtis" (Haupthof) statt „oppidum" lesen zu müssen. Vielleicht haben sich aber Reminiszensen an den römischen Ort erhalten, der das oppidum im Gegensatz zu dem vor ihm liegenden, mit ihm zu einem Ganzen verbundenen castellum bildete. Constantin Koenen.

17. Alte Mainbrücke bei Seligenstadt. Die Untersuchungen an den Mauerresten im Flussbett zu Seligenstadt nahmen bei dem niedrigen Wasserstand einen raschen und höchst günstigen Verlauf. Sie wurden wesentlich noch dadurch gefördert, dass mir von hoher Landesregierung die dort beschäftigte Baggermaschine auf kürzere Zeit zur Verfügung gestellt wurde. Mittelst derselben wurde im Beisein des Herrn Kreisbaumeisters Reuling von Offenbach am jenseitigen Ufer der zweite Pfeiler dem Stromstrich entlang auf zwei Seiten bis zum Pfahlwerk freigebaggert, wodurch die Länge und Breite des Pfeilers bestimmt und zugleich Einsicht in seine Konstruktion genommen werden konnte. Darauf wurde der dritte Pfeiler von der Rückseite her angebaggert, um hierdurch das Mauerwerk selbst und die Richtung desselben nachzuweisen. Der vierte und fünfte Pfeiler endlich, welche ebenso wie der dritte, von Herrn Dammwärter Gölz annähernd bestimmt worden waren, wurden mittelst einer langen mit Eisen beschlagenen Stange aufgesucht und festgelegt.

Die Pfeiler sind, im Verhältniss zur Länge, von aussergewöhnlicher Breite, eine Eigenthümlichkeit, die Herr Kreisbaumeister Reuling auch bei den Pfeilern der Brücke bei Gross-Krotzenburg bemerkt haben will. Der zweite und dritte Pfeiler stehen in weiterem Abstande von einander als die übrigen, die in gleicher Entfernung und enge zusammen gestellt sind. Jedenfalls bewegte sich in früherer Zeit zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler der Hauptstrom des Maines, der jetzt näher nach dem hessischen Ufer gedrängt ist. Dass dies in der That so gewesen sein muss, ergibt sich aus einer aufmerksamen Betrachtung des baierischen Ufers. Hier hat

Digitized by Google

der Strom im Laufe der Jahrhunderte Kies und Sand abgelagert und die alte Uferbank weit vom Wasser abgedrängt, wodurch auch die Mitte des Stromes verlegt werden musste. Da der fünfte Pfeiler bei dem jetzigen kleinen Wasserstand noch 21 Meter vom hessischen Ufer entfernt steht, so ist es leicht möglich, dass sich hier noch das Pfahlwerk eines weiteren Pfeilers befindet, der schwerer, als die anderen durch die Eisgänge gelitten haben mag und sich meiner Untersuchung entzog. Ist es der Fall, so würde dies die Gesammtsumme von 7—8 Pfeilern ergeben; wahrscheinlicher ist es jedoch, dass 6 event. 7 Pfeiler die Brücke bildeten. Eine Feststellung auch dieser Pfeiler dürfte wohl mit den Arbeiten zur Aufsuchung des muthmasslichen Kastelles in Seligenstadt verbunden werden.

Mauerreste, welche sich unter der Oberfläche eines hochgelegenen Wiesenstückes des jenseitigen Ufers bergen, scheinen auf einen schwachen Brückenkopf hinzuweisen.

Es ist somit der Beweis erbracht, dass einst bei Seligenstadt eine feste Brücke stand. Da weder eine archivalische Notiz noch der Volksmund von ihr berichtet (man wusste nur, dass der Fluss hier leicht zu überschreiten war), so schwindet der Gedanke, dass sie mittelalterlichen Ursprungs gewesen sein könne und man wendet sich umsomehr der Ansicht zu, dass sie ein Werk römischer Baukunst gewesen sein müsse. Stimmt sie doch in der Art ihrer Anlage mit den römischen Brücken zu Mainz und namentlich zu Gross-Krotzenburg wesentlich überein.

Zu welchem speziellen Zwecke sie errichtet wurde, bleibt noch immer ein Räthsel, das aber in späterer Zeit sicher gelöst werden wird.

Fr. Kofler in Darmstädter Zeitg. 26. Oct. 1887. I.

18. Bestattung in grossen Krügen. Man nannte dies thönerne Fass bei den Griechen Pithos, bei den Römern Dolium. Man hat an vielen Orten in Italien, Griechenland, auf Kreta und anderwärts solche Gefässe mit Bohnen, Weizen und dergleichen gefüllt in der Erde gefunden und an einigen besteht dieser Gebrauch noch. Man hat aber auch dieselben Gefässe mit Leichenresten gefunden, so in Kleinasien und der Krim, in Chaldea, auf dem Isthmus von Suez, im südlichen Gallien, in Spanien, sogar am Orinoko. Die Porosität dieser Behausung beförderte die Zersetzung des Inhaltes und diese Krüge waren wahrhafte Sarkophage, d. h. Fleischaufzehrer. Die Todten zu Babylon und Ninive wurden in thönernen Gefässen verbrannt und es wird behauptet, die in Troja zwischen Resten assyro-ägyptischer Cultur und unter gleichen Verhältnissen wie am Euphrat und Tigris gefundenen übermannshohe Krüge mit verbrannten menschlichen Gebeinen hätten dem gleichen Zwecke gedient. Die Entdeckungen in Sfax zeigen, dass in Nordafrika diese Art von Erdbestattung während der römischen Zeit fortgedauert hat. Dort, wo der antiken Cultur eine uralte

Digitized by Google

phönikische und ägyptische vorausgegangen ist, finden wir die Erklärung für die ursprüngliche Eiform der Krüge. Für den Berber ist noch heute wie für den Aegypter im Alterthum das von der Sonne ausgebrütete Straussenei ein heiliges Symbol der in der Sonne geoffenbarten Gottheit, die in dem Ei das Leben erweckt. Nördlich von Sfax zieht sich zwischen Meer und Ebene eine einzige weite Nekropole hin, die neben anderen Beerdigungsarten überaus zahlreiche Bestattungen in Krügen aufweist. Die Kunst, grosse Gefässe zu fertigen, war, wie es scheint, verloren gegangen. Der Sarg ist aus Theilen mehrerer mittelgrossen Krüge zusammengesetzt. Die Pithoi von Sfax sind 1 bis 1,5 m hoch, in der Wand 1 cm stark, aus rothem oder gelblichem Thon gefertigt und ganz schmucklos. Manche Krüge sind eingemauert, d. h. in Kalk gebettet; oft liegen sie unter einem Dache von Ziegelplatten. Einmal fand man das Monogramm Christi auf einem solchen Kruge. Wenn die Kinderknochen sich besser erhalten zeigen, so rührt dieses daher, dass man sie nicht verbrannte. Die Bestattung in Krügen scheint ein uralter Brauch, den vielleicht die Phöniker dahin gebracht haben.

Köln. Ztg. 10. April 1888 I. B.

19. Der angebliche Sarkophag Alexander des Grossen. Während Schliemann in Alexandria das Grab Alexanders des Grossen sucht, glauben die Türken, in einem der Sarkophage von Sidon (vgl. Berliner Philol. Wochenschr. 1887, Sp. 1105 u. 1106) das Grab Alexanders zu besitzen. Der Bericht der „Politischen Correspondenz“ sagt: Auf den ersten Blick spricht für die Annahme, dass der die Siege Alexanders des Grossen gegen die Perser darstellende Sarkophag derjenige eines Feldherrn des makedonischen Herrschers sei, der Glaube, dass Alexander der Grosse in Alexandrien beerdigt wurde. Dieser Einwand muss jedoch zerfallen, da bekanntermassen zahlreiche Geschichtsforscher die Richtigkeit dieser Annahme bezweifeln. Sieht man aber ab von dieser Voraussetzung, so kann in Erwägung des Umstandes, dass der Sarkophag die Siege Alexanders des Grossen, die Niemand die Kühnheit gehabt hätte, sich anzueignen, darstellt, ferner mit Rücksicht auf den Charakter und die Feinheit der Arbeit, sowie wegen des Umstandes, dass der Sarkophag neben demjenigen eines befreundeten phönikischen Königs sich befand, der Sarkophag kein anderer als der Alexanders sein. Ueberdies ist es nicht wahrscheinlich, dass Alexander auf dem Sarge eines seiner Feldherrn sein eigenes Wappen angebracht und erlaubt hätte, dass auf demselben die von ihm selbst erfochtenen beispiellosen Siege „ihm allein“ zugeschrieben worden wären. Die Worte „ihm allein“, die an einer Stelle angebracht sind, wo man gewöhnlich nur die hervorragendsten Thaten aus dem Leben eines Menschen erwähnte, in dessen Sarkophag man die demselben theuersten Gegenstände legte, würden folgerichtig beweisen, dass der Sarkophag derjenige

Digitized by Google

Alexanders des Grossen sei. Zu dieser Mittheilung der Berliner Philolog. Wochenschr. 1888 Sp. 387 sei bemerkt, dass Schliemann nach einem Briefe vom 22. März d. J. in Alexandrien die Erlaubniss nachsuchte, neben der Moschee Nebi Daniil zu forschen, wo er das Σῶμα mit dem Grabe Alexanders des Grossen zu finden glaubte. Dies wurde ihm aber auf das Entschiedenste abgeschlagen. Ebenso wenig konnte er es durchsetzen, auf der Stelle zu graben, wo früher die beiden Obelisken gestanden haben und wo er überzeugt war, jedenfalls das Caesarion aufzudecken. Sch.

20. Zu Frontinus. In dem zweiten Buche der Strategemata des Julius Frontinus „de dubiorum animis in fide retinendis" wird II, 11, 7 eine Begebenheit mitgetheilt, deren historische Bezugnahme zweifelhaft erscheint: „Imperator Caesar Augustus, eo bello quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Ubiorum castella poneret pro fructibus eorum locorum, quae vallo comprehendebat pretium solvi iussit atque ea iustitiae fama omnium fidem astrinxit".

Dr. Julius Asbach (Westd. Zeitschr. III S. 20) erkennt in dem Imperator Caesar Augustus den Domitianus, ist aber der Ansicht, dass für Ubiorum Sueborum zu lesen sei. Bei näherer Prüfung scheint diese Annahme nicht gerechtfertigt.

Nicht ein einzelner deutscher Volksstamm, sondern eine ganze Anzahl grosser und kleiner Völker, die Longobarden, Hermunduren, Marcomannen, Quaden u. s. w. trugen den Namen Sueben, es ist daher gar nicht anzunehmen, dass Frontinus denselben an einer Stelle, wo er von einem bestimmten Gebiete spricht, als eine völkerschaftliche Bezeichnung benutzt hätte. Aber auch gegen die Bezugnahme der angeführten Stelle auf den Kaiser Domitianus lassen sich Bedenken erheben.

Frontinus hat in seinen Strategemata über 400 Begebenheiten als nachahmungswerthe Beispiele zusammengestellt, welche der Kriegsgeschichte aller Völker, so weit sie damals reichte, entnommen waren. In sehr vielen Beispielen erscheinen nichtrömische Feldherren, als Alcibiades (8), Themistokles (4), Epaminondas (12), Perikles (7), Xenophon (2), Philipp von Macedonien (12), Alexander der Grosse (14), Hannibal (22), Pyrrhus (7) u. s. w., die meisten Beispiele jedoch werden mit römischen Feldherrn in Verbindung gebracht, verschiedenen Catonen (10), Scipionen (26), Fabiern (13), Metellen (11), Marius (10), Sulla (9), Cäsar (21), Pompejus (12), Corbulo (5) etc. Verschwindend klein ist die Anzahl der Beispiele, welche Frontinus aus seiner Zeit mittheilt, obgleich er unter 5 römischen Kaisern, Vespasianus, Titus, Domitianus, Nerva, Trajanus hohe Staatsämter als Feldherr, Praetor urbanus, Consul, zuletzt als Curator aquarum, zu welchem Posten er im Jahre 98 von Nerva berufen wurde, bekleidete und seine Strategemata erst unter Hadrianus geschrieben haben kann (Veg. I 8).

Digitized by Google

Zwei Beispiele finden wir von Vespasianus (II 1, 17 und IV, 4, 4), in welchen Frontinus diesen Kaiser als Divus Augustus Vespasianus aufführt, drei Beispiele von Domitianus, welche wir näher erläutern wollen.

a) I, 1 de occultendis consiliis 8.

Imperator Caesar Domitianus Augustus Germanicus, cum Germanos, qui in armis erant, vellet opprimere, nec ignoraret maiore bellum molitione inituros, si adventum tanti ducis praesensissent, profectionem suam censu obtexuit Gallianum. Sub quibus inopinato bello affusus, contusa immanium ferocia nationum, provinciis consulit.

Diese Begebenheit fällt offenbar in die Zeit der Empörung des Antonius Saturninus, welcher deutsche Völker zur Hülfe aufgerufen hatte. Duruy II, 186 legt dieselbe in das Jahr 93, Domitianus führt den Beinamen Germanicus, welchen er sich nach dem Chattenkriege im Jahre 84 (Duruy II, 171) beigelegt hatte.

b) I, 3, de custodiendo statu belli 10.

Imperator Caesar Domitianus Augustus cum Germani more suo a saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, militibus per centum viginta millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed et subjecit ditioni suae hostes quorum refugia nudaverat.

Diese Begebenheit fällt wahrscheinlich in den Chattenkrieg, jeden Falls in eine Zeit, als Domitianus noch nicht den Beinamen Germanicus führte.

c) IV, 3. de continentia 14. Auspiciis Imperatoris Caesaris Domitiani Augusti Germanico bello, quod Iulius Civilis in Gallia moverat Lingonum opulentissima civitas, quod ad civilem desciverat, cum adveniente exercitu Caesaris populationem timeret, quod contra expectationem inviolata nihil ex rebus suis amiserat ad obsequium redacta septuaginta millia armatorum tradidit.

Hier überliefert uns Frontinus eine Begebenheit aus dem Bataverkriege während der Regierung Vespasians, als Domitianus noch kaiserlicher Prinz und 19 Jahre alt war; demungeachtet gibt ihm Frontinus den Beinamen Augustus, welchen er schwerlich damals schon geführt hat, wahrscheinlich weil es höfischer Gebrauch war, auch die kaiserlichen Prinzen mit dem Beinamen Augustus auszuzeichnen. Nur in dem ersten der drei Beispiele wird Domitianus mit dem Beinamen Germanicus erwähnt, offenbar deswegen, weil die Begebenheit in seine spätere Regierungszeit fällt, in welcher er denselben bereits angenommen hatte. Der Beiname Germanicus findet sich jedoch ausserdem noch in zwei andern Stellen mit Imperator Caesar verbunden, kann aber in keiner von beiden in Beziehung zu Domitianus gebracht werden.

Die eine Stelle findet sich II, 3, de acie ordinando 23, Imperator Caesar Germanicus, cum subinde Catti equestre proelium in silvas refugiendo

Digitized by Google

diducerent, iussit suos equites, simul atque ad impedimenta ventum esset, equis desilire, pedestri pugna confligere, quo genere consecutus est, ne quis non locus eius victoriam miraretur.

In den Beispielen ad a, b, c sehen wir einen Heerführer, welcher durch Schlauheit, List und Vorsicht, Eigenschaften, welche den Kaiser Domitianus charakterisiren, Erfolge erzielte, hier aber werden wir auf das Schlachtfeld geführt, wir sehen den kriegsgeübten Feldherrn, welcher an der Spitze seiner Truppen sofort die zweckmässigen Anordnungen, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen, trifft, und erkennen den Germanicus, den Sohn des Drusus, von welchem uns hier eine Begebenheit aus seinem Feldzuge gegen die Chatten im Jahre 15 erzählt wird.

Hätte Frontinus in dieser Stelle den Domitianus gemeint, so hätte er ihn, da er sein Buch erst unter dem Kaiser Hadrianus schrieb, bei seinem Namen nennen müssen, ausserdem ist aber die Beziehung zu Domitianus deshalb undenkbar, weil der Beiname Augustus fehlt. Die andere Stelle, in welcher der Beiname Germanicus mit Imperator Caesar in Verbindung gebracht wird, erzählt die bereits am Eingang aufgeführte Begebenheit. Nach meiner Ansicht muss sich dieselbe auf Drusus beziehen, denn ihm kann die Anlage von Castellen im Ubierlande zugeschrieben werden. Drusus war Imperator und führte nach seiner Adoption durch Kaiser Augustus den Namen Caesar als patricischen Geschlechtsnamen der Julier, nur der hinter Caesar stehende Beiname Augustus könnte bezüglich der Richtigkeit unserer Beziehung stutzig machen, da wir aus Mommsens römischem Staatsrecht, II 749, erfahren, dass Kaiser Octavianus den Beinamen Augustus mit keinem seiner Söhne theilte. Wenn nun auch Drusus den Beinamen Augustus nicht selbst führte, so kann es dennoch nicht besonders auffallend sein, wenn Frontinus ihn als Adoptivsohn des Vaters Augustus damit erwähnt, ebenso wie er dieses bei Domitianus in einer Begebenheit thut, welche derselbe als kaiserlicher Prinz erlebte. Wohl absichtlich setzt Frontinus den Beinamen Germanicus nicht direkt hinter Imperator Caesar Augustus, sondern gebraucht die Wendung „eo bello qui victis hostibus cognomen Germanici meruit", weil Drusus erst nach seinem Tode den für seine Nachkommen erblichen Beinamen Germanicus durch Senatsbeschluss erhielt.

Schliesslich will ich bezüglich der zuletzt besprochenen Stelle noch einer Aeusserung des Herrn Professors Dr. H. Düntzer (B. J. 81, 7, Köln und seine Römerbrücke) gedenken. Derselbe schreibt wie folgt: Wer Frontin kennt, weiss, dass dieser manches erzählt, wovon er als Begleiter des Domitianus Augenzeuge gewesen ist, und bisher dürfte wohl Niemand unter dem an der angeführten Stelle genannten Imperator Caesar Augustus Germanicus mit der näheren Bezeichnung eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, statt des Domitian den Augustus

Digitized by Google

verstanden haben. Auch ich habe darunter den Kaiser Augustus nicht verstanden, sondern nur (B. J. 78, 56) angeführt, dass die Römer das Terrain für die Befestigungen, welche unter Augustus in dem Lande der Ubier angelegt wurden, baar bezahlt haben, kann jedoch nicht unterlassen, die Frage zu stellen, ob der bedeutende, in den römischen Klassikern so bewanderte Gelehrte, welcher mit jedem historischen Irrthum eines Anderen so scharf vor Gericht geht, die Strategemata des Julius Frontinus wohl gelesen hat?

In dem 11. Kapitel des 2. Buches erzählt Frontinus 7 Begebenheiten, zwei von Alexander dem Grossen, je eine von P. Valerius, Cn. Pompejus, Antipater, Scipio Africanus, Imperator Caesar Augustus Germanicus. Ad 1—6 konnte Frontinus nicht Augenzeuge sein und war es ebenso wenig ad 7.

Ich will auch eine bei dieser Gelegenheit von dem Herrn Professor gemachte Aeusserung, welche mir fälschlich eine Abneigung gegen die Herren Philologen zuschiebt, widerlegen, denn ich besitze dieselbe nicht und habe sie auch niemals an den Tag gelegt. Als Beweismittel versucht er eine Stelle aus dem von mir verfassten Aufsatz, Köln und seine Römerbrücke (B. J. 78, 85) zu verwerthen, deren Sinn durch die Weglassung des Schlusssatzes entstellt wird, welche ich deshalb hier wiederholen will: „Die alten Bücher sind nach allen Richtungen durchwühlt, und wir werden aus ihnen kaum noch mehr erfahren, als wir bereits wissen, wie gewaltige Daumschrauben wir auch dem Text anlegen. Der einzige Weg, auf welchem wir unser Wissen noch bereichern können, sind planmässig betriebene Aufgrabungen.“ Hiermit verrathe ich gewiss keine Abneigung gegen die Herren Philologen, deren Unterstützung ich stets sehr gern in Anspruch nehmen will, sondern ich drückte nur den Wunsch aus, dass künftig die Forschungen im Terrain in grösserem Umfang, als dieses bis jetzt der Fall war, betrieben werden. Dieser Wunsch ist gewiss berechtigt. Die Geschichte des Alteburger Fundes, dessen Veröffentlichung nahe bevorsteht, wird auch nachweisen, wie sehr man es gerade in dieser Richtung hat fehlen lassen.

Generalmajor Wolf.

20. Zu Frontinus I. 3. Eine Stelle im Frontinus I, 3 (de custodiendo statu belli) 10 wird auf die Anlage der Limes bezogen, indem sie folgende Lesart hat: „Imperator Caesar Domitianus Augustus cum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros, tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus percentum viginta millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed subiecit ditioni suae hostes quorum refugia nudaverat.“

Nach dem Inhalt muss die Frontinus mitgetheilte Begebenheit eine

Digitized by Google

Episode des von Domitian geführten Kattenkrieges gewesen sein, weswegen Oberst v. Cohausen in dem nach dem Wortlaute des Textes angelegten Limes die Strecke von Rheinbrohl am Rhein bis Krotzenburg am Main, womit auch ziemlich genau das Maass von 120 Meilen stimmt, erkennt. Nur begreift man nicht, wie Domitian durch diesen Limes, welcher doch nur das Gebiet der den Römern treu ergebenen Völkerschaft der Mattiaken in geringer Entfernung vom Rhein umschloss und längst im sichern Besitz der Römer war, die Schlupfwinkel der Katten, in welchen sie Zuflucht gefunden hatten, bloss legen konnte.

Ein Verständniss für die Anlage eines Limes im Laufe eines Feldzuges, wo man doch die Truppen für den Kampf zusammen halten und nicht über eine Strecke von 120 Meilen verzetteln konnte, ist vom militärischen Standpunkte überhaupt nicht zu finden, erst nach dem Feldzuge wäre sie denkbar, wenn die Römer nach einer Niederlage in die Defensive geworfen worden wären, was aber mit der zugleich mitgetheilten Unterwerfung der Katten durch Domitian im Widerspruch stände.

Alle diese Zweifel lösen sich jedoch, wenn man eine ältere Ausgabe des Frontinus, Leyden 1633 ex recensione Petri Schriveri, welche sich offenbar genau der Handschrift anschliesst, aufschlägt und findet, dass dort militibus für limitibus steht, und hierdurch die Stelle einen ganz anderen aber den Verhältnissen völlig entsprechenden Sinn erhält, indem sie nur besagt, dass Domitian, weil er seine Armee nicht durch die unausgesetzten Ueberfälle aufreiben lassen wollte, nur 120 Meilen tief in das Land eindrang und nicht weiter vorrückte, sondern seine Feinde, deren Schlupfwinkel er blosgelegt hatte, zur Unterwerfung zwang. Es scheint somit die neue Fassung der Stelle durch Setzung von limitibus für militibus als eine Textverbesserung, wodurch die Geschichte gefälscht wurde. Wahrscheinlich war die Limes-Strecke Rheinbrohl-Krotzenburg bereits durch Clandius angelegt worden. Der permanente Ausbau der zuerst in Feldmanier angelegten Castelle mag später stattgefunden haben.

Generalmajor Wolf.

22. Römische Terracotten. Le Blant berichtet in der Sitzung der Pariser Académie des Inscriptions vom 10. Febr. über einen interessanten archäologischen Fund in Rom. Beim Aesculaptempel, der im Alterthum durch wunderbare Heilungen berühmt war, wurden eine Menge seltsamer Terracotta-Gebilde ausgegraben. Sie stellen sämmtlich einen geöffneten menschlichen Rumpf vor, sodass man Herz, Lungen und Eingeweide sehen kann; ein ähnliches aber ungeschickter gearbeitetes Stück ist vor zwei Jahren in Nemi gefunden worden (Berliner philol. Wochenschrift 12. Mai 1888). Solche Gegenstände in Terracotta wurden schon mehrfach gefunden. Auch die anatomischen Darstellungen in Marmor, die das vaticanische Museum besitzt, werden für Weihgeschenke gehalten. Sch.

Digitized by Google

23. Tell el Amarna. Thontafelnfund. Anfang des letzten Winters wurde von ägyptischen Bauern in den Ruinen des in Mittelägypten gelegenen Tell el Amarna eine grössere Zahl von Thontafeln, welche mit babylonischen Keilinschriften bedeckt waren, neben einigen ägyptischen Alterthümern, Thonsiegeln und Alabastertäfelchen gefunden. Die Fundstücke gelangten grösstentheils an das Berliner Museum (besprochen von Erman und Schrader, Sitzungsber. der Berl. Akad. 3. Mai 1888, S. 583 ff.), während andere bisher noch nicht fachmännisch untersuchte Stücke in das Museum zu Bulaq kamen. Die Tafeln bildeten einen Theil des altägyptischen Reichsarchivs und hatten sich z. Th. einst in Theben befunden, von wo sie bei der Verlegung der Residenz unter Amenophis IV nach Tell el Amarna mit dorthin gebracht worden waren. Zahlreiche derselben waren von Leuten abgefasst, die sich als Untergebene des Pharao bezeichnen und welche ihm aus vorderasiatischen Orten, wie Akko, Askalon, Megiddo (?), Simyra, Byblos Berichte sendeten, ein Beweis, dass diese Gegenden damals unter ägyptischer Herrschaft standen. Eine andere Gruppe ist verfasst von dem Könige Purraparuiasch (Purnapuriasch) von Babylon, der auch in babylonischen Inschriften auftritt, um 1440 v. Chr. regierte (Hommel, Gesch. Bab. S. 434) und mit einer assyrischen Prinzessin vermählt war. Wieder andere stammen von einem Könige Duschratta von Mitanni, das dem ägyptischen Lande Neharina gleichgesetzt wird und nach dem Zusammenhang dieser Texte zwischen Euphrat und Balih-Belias gelegen haben muss. Die Briefe handeln meist über die Heirath der Tochter dieses Herrschers mit dem ägyptischen Pharao. Wie ein ägyptischer Text (Aeg. Zeitschr. 1880, S. 82) berichtet, vermählte sich Amenophis III in seinem 10. Jahre mit der Tochter eines Königs Satarna von Neharina, der wohl der Nachfolger dieses bereits im zweiten Jahre genannten Duschratta war.

Die ägyptischen Herrscher, die genannt werden, sind Nimmurija (Neb-Maā-Ra Amenophis III), dessen Gattin Tii und ihr Sohn Napchururija (Nefer-cheper-Ra Amenophis IV). Dass ersterer über Vorderasien bis nach Neharina hin herrschte, beweisen zahlreiche Inschriften; auch von letzterem wird Aehnliches berichtet (Leps. Denkm. III. 100 b; cf. 97 d). Die neuen Texte bestätigen diese Angabe und widerlegen die neuerdings wieder von Meyer, Gesch. Aeg. S. 280 ausgesprochene Ansicht, um diese Zeit habe ein Rückgang der ägyptischen Macht stattgefunden. Das Hauptinteresse der Inschriften beruht aber darauf, dass sie uns zeigen, ein wie lebhafter Verkehr zwischen Syrien, Mesopotamien und Aegypten bereits im 15. vorchristlichen Jahrhunderte bestand; ihr genaueres Studium wird gewiss noch manche historisch und kulturhistorisch wichtige Notiz zu Tage fördern.

A. Wiedemann.

Digitized by Google

IV. Berichte.

General-Versammlung des Vereins Bonnensia.

Am 21. Nov. v. J. hielt der „Verein für die Sammlung von Bonner Alterthümern, Bonnensia“ seine erste General-Versammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Hauptmann, begrüsste die Anwesenden und wies darauf hin, wie auffallend es sei, dass in Bonn, als einem Sitze der Wissenschaften, ein Museum, welches Bonner Alterthümer sammle, noch nicht bestehe. In unserer Zeit werde so viel Geschichte geschrieben, und es liege uns doch keine näher als die der Heimath. Die Spuren, welche die vergangenen Zeiten hier zurückgelassen, zu sammeln und hierdurch ein besseres Verständniss zu gewinnen, sei der Zweck des Vereins Bonnensia.

Dem hierauf verlesenen Jahresbericht entnehmen wir folgende Mittheilungen:

„Obschon die Aufgabe, die der Verein sich gestellt hat, Bonner Alterthümer zu sammeln, sich nicht nach Belieben forciren lässt, sondern die Gelegenheit, solche zu erwerben, abgewartet werden muss, hat derselbe in der kurzen Zeit seines Bestehens doch schon recht hübsche Acquisitionen gemacht. Von zwei Oelbildern von der Hand des Bonner Malers Fischer, welche er ankaufte, erwies sich eines als das Porträt des bekannten Malers Desmarés, welcher sich in den Jahren 1745—1749 in Bonn aufhielt. Ferner wurde ein Oelporträt des Kurfürsten Max Heinrich († 1688) erworben, sowie eine sehr hübsch in Gouache ausgeführte Ansicht der Stadt Bonn aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Herr Leydel schenkte dem Verein mehrere auf Bonn bezügliche Stiche und Lithographien aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Herr Hanstein desgleichen eine Anzahl Lithographien, Handzeichnungen und alte Drucke, Herr Dr. Hauptmann ein Oelgemälde von dem Bonner Maler Manskirsch, Herr Frhr. v. Hilgers einen Kupferstich von Jansena vom Ende des vorigen Jahrhunderts, Bonn von der Rheinseite darstellend, endlich Herr Oberbürgermeister Doetsch 8 photographische Ansichten von verschiedenen interessanten alterthümlichen Partien in Bonn. Möbel war der Verein nicht in der Lage gewesen erwerben zu können.

Digitized by Google

„Eine sehr werthvolle Erwerbung machte der Verein bei dem Gewerbemuseum in Magdeburg. Es gelang ihm nämlich eine alte, gut erhaltene Pergamenturkunde mit anhängendem Wachssiegel des Bonner Cassiusstiftes aus dem Jahre 1256 gegen zwei Medaillen einzutauschen, so dass dies alte Dokument, welches schon bis an die Elbe verschlagen war, wieder zum heimischen Boden zurückgeführt worden ist. Desgleichen erwarb der Verein fünf weitere, das Cassiusstift betreffende Urkunden aus dem vorigen Jahrhundert, drei darauf bezügliche gedruckte Aktenstücke sowie 191 gedruckte kurfürstliche Erlasse aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts; ferner zwei mit hübschen Randzeichnungen verzierte Lehrbriefe auf Pergament von Bonnern, vier Officierspatente für den Gouverneur von Bonn, Baron v. Kleist mit den eigenhändigen Unterschriften von Clemens August und Max Friedrich und weitere ähnliche Urkunden. Er gelangte ferner in den Besitz von zwei hübsch geschnitzten Wappen von Deutschordensrittern, welche aus der Deutschordenscommende Ramersdorf herstammen, sowie einer Spitze einer sog. Bruderschaftsstange mit gepresstem Bonner Stadtwappen. Herr Leydel schenkte dem Verein ein Petschaft der garde d'honneur impériale de Bonn und der Kirchenvorstand von St. Martin verschiedene Stücke von den Bogen der Blendarkaden an der Aussenwand des Mittelschiffs des Münsters, welche recht interessante Spuren alter Bemalung zeigen; Herr Hauptmann endlich ein Bruchstück einer römischen Inschrift, welche beim Abbruch der alten Stadtmauer an der Poststrasse gefunden wurde. Es gelangte endlich eine Anzahl Münzen in den Besitz des Vereins. Herr Jean Adtorf schenkte ihm einen in Bonn geprägten Goldgulden des Kurfürsten Dietrich von Moers († 1463) und ein römisches Mittelerz des Kaisers Nero, welche beim Umbau seines am Markt gelegenen Hauses gefunden wurden, Herr Oberbürgermeister Doetsch ein Bonner Rathszeichen vom Jahre 1699, Herr Klingholz einen Silberdenar des Kurfürsten Reinald v. Dassel († 1167) und einen in Bonn geprägten Raderalbus Dietrichs v. Moers, Herr Jean Colmant einen Stüber Clemens August's vom Jahre 1744 und einen Dortmunder Schilling vom Jahre 1633, welche im Garten seines Hauses an der Bachstrasse gefunden wurden, Herr Pet. Hauptmann einen Denier Ludwigs XIV. und einen Lütticher Liard aus dem 17. Jahrhundert, beide auf seiner Baustelle an der Poststrasse gefunden. Sind diese Erwerbungen auch an Zahl nicht gross, so sind sie immer der Anfang einer Sammlung, und es befinden sich einige recht hübsche Stücke darunter.

„Genügen die bis jetzt erworbenen Gegenstände auch noch nicht zur Herstellung einer nennenswerthen Ausstellung, so hat Herr Jos. Hofmann seine bekannte grosse Sammlung Bonner Alterthümer in uneigennütziger Weise dem Verein zur Verfügung gestellt und erlaubt, sie in Gemeinschaft mit den Vereinssammlungen auszustellen."

Dass eine solche Ausstellung bislang noch nicht stattgefunden, lag

Digitized by Google

an der Schwierigkeit ein Lokal zu beschaffen. Die Versammlung beschloss deshalb bei den städtischen Behörden den Antrag zu stellen, dem Verein in Anbetracht seiner für die Stadt nicht unwichtigen Zwecke, geeignete Räumlichkeiten im Städtischen Obernier-Museum zur Verfügung zu stellen. In Besprechung des vorgelegten Entwurfs dieser Eingabe hatte Herr Oberbürgermeister Doetsch die Freundlichkeit, sein Eintreten für die Bewilligung der gewünschten Räume zuzusagen.

Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt 138, für Bonn allerdings keine hohe Zahl.

Der Vorstand des Vereins besteht ausser dem Herrn Oberbürgermeister Doetsch als Ehrenvorsitzenden, aus den Herren: Dr. Hauptmann als Vorsitzender, Henry Schriftführer, Schmithals Schatzmeister; ferner Herrn W. Georgi, P. Haustein, J. A. Hofmann, Prof. Dr. Klein, J. Leydel, Dir. Neuland, F. van Vleuten und Rechnungsrath Hauptmann a. D. Wuerst. Auf die noch unbesetzte Stelle des Vorstandes wurde Herr Dr. Sonnenburg gewählt.

Mit der Bitte, dem Vereine treu zu bleiben und eifrig neue Mitglieder für denselben zu werben, schloss der Vorsitzende die Versammlung.

Digitized by Google

Die Winckelmannsfeier in Bonn.

Dieselbe fand unter zahlreicher Betheiligung am 9. December v. J., Abends 7 Uhr im Saale des Kley'schen Gasthofs hierselbst statt. Der Vorsitzende des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Geheimrath Schaaffhausen, wies darauf hin, dass die dauernde Verehrung für Winckelmann, dessen Gedächtniss heute an vielen Orten gefeiert werde, schon allein beweise, wie viel die Alterthumsforschung ihm zu danken habe. Der Sinn für das Schöne in der Kunst sei eine seltene Begabung, selbst unter Gebildeten, viel seltner als andre Anlagen des Geistes. Ganze Zeitalter hätten das Maass des Schönen verloren und vergessen gehabt und ihre Kunstwerke zeigten den traurigsten Verfall. In einer solchen Zeit lenkte Winckelmann den Blick der gebildeten Welt auf die Antike und lehrte sie von Neuem die Schönheit der klassischen Kunst verstehen, die uns auch heute noch als ein unerreichtes Muster gilt. Das ist das eine Verdienst der Alterthumsforschung und wohl das glänzendste. Dieselbe hat aber auch in anderer Weise der Wissenschaft grosse Dienste geleistet, nämlich als Helferin der Geschichtsforschung. Denkmäler belehren uns oft über wichtige Ereignisse, über die ein anderes Zeugniss nicht vorhanden ist. Es liegt in der modernen Thätigkeit des Lebens, dass der Boden der Erde aufgewühlt wird, wie nie vorher, und die begrabenen Schätze herausgiebt. Nicht immer sind es Statuen und Goldgeschmeide. An den kleinsten und unscheinbarsten Gegenstand knüpfen sich oft die wichtigsten Untersuchungen. Auch in unserer Nähe häufen sich die Alterthumsfunde. Der Redner zeigt dann zwei Funde vor, die eine besondere Beachtung verdienen. Bei der Stadterweiterung von Köln wurde im Sommer 1885 beim Fundamentiren eines neuen Hauses in 2 m Tiefe eine römische Büste aus Terracotta gefunden, die der einzige Fund dieser Art ist, der je zu unserer Kenntniss kam. Sie stellt eine Persönlichkeit des Alterthums vor, die wegen der Häufigkeit ihres Vorkommens zu den bekanntesten gehört haben muss. Schon vor 300 Jahren kannte man dieses Bildniss, und heute kann noch nicht mit Sicherheit gesagt wer-

Digitized by Google

den, wen es vorstellt. Ursinus bezeichnete 1577 eine solche Büste als Seneca, weil der alte abgemagerte und krank aussehende Kopf auf diesen berühmtesten Philosophen Roms zu passen schien. Bestätigt wurde diese Ansicht, als Faber 1606 eine Denkmünze veröffentlichte, auf der das Bild sich befindet mit der Umschrift Seneca. Diese Münze ist verloren gegangen. Winckelmann kannte 6 Büsten des vermeintlichen Seneca, 1745 wurde die schönste dieser Art in Bronze bei Herculanum gefunden. Er wollte aber von der Deutung als Seneca nichts wissen, aus Gründen, die Visconti zu widerlegen suchte. Diese Bezeichnung wurde später ziemlich allgemein aufgegeben, als man 1813 in Rom eine Herme fand mit zwei Köpfen, unter welchen die Namen Socrates und Seneca aufgeschrieben stehen. Aber dieser Kopf des Seneca gehört einem wohlgenährten Manne an und hat eine kahle Stirn, die Namen können später angebracht sein. Hätte man damals den Fund der Büste in Köln gemacht, so würde man ihn sicher zu Gunsten des Seneca verwerthet haben, denn dieselbe Agrippina, die im Jahre 50 n. Chr. Köln gegründet hat, hatte den Seneca aus seiner Verbannung von Corsica zurückgerufen und ihn zum Lehrer ihres Sohnes Nero gemacht. Die Sache nahm bald noch eine andere Wendung. Brizio machte 1873 eine in Rom entdeckte Marmorbüste bekannt, welche dieselbe Person mit einem Epheukranze um's Haupt darstellt, und suchte nun zu erweisen, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter verrathe und das Bild keinen andern darstellen könne als den beliebten Dichter Philetas, der zu Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. lebte und auch von den Römern hochgeschätzt war. Er findet, dass die Züge der Büste auf den kränklichen asthmatischen Dichter passen. Comparetti aber sprach sich infolge seiner Annahme, dass die Villa bei Herculanum, wo die Büste gefunden ist, die Villa der Pisonen gewesen sei, dahin aus, sie stelle den C. Piso Cäsoninus dar, den sein Gegner Cicero so genau geschildert hat. Nach dem Fundbericht der Kölner Büste, die im Besitz des Herrn Reg.-Baumeisters Forst ist, und nach ihrem Aussehen ist der Verdacht einer Fälschung ausgeschlossen. Statuen aus Terracotta in Lebensgrösse sind in Pompeji gefunden. Sodann spricht Geheimrath Schaaffhausen über den Fund von Regenbogenschüsselchen in der Nähe des Siebengebirges. Diese keltischen Goldmünzen haben ihren Namen wohl daher, dass sie nach starken Gewitterregen oft gefunden wurden. Viel häufiger sind sie in Süddeutschland als bei uns, zumal im Donaugebiet, zwischen Rhein und Main, aber auch in Böhmen, Ungarn, Norditalien kommen sie vor. In Baiern und Böhmen

Digitized by Google

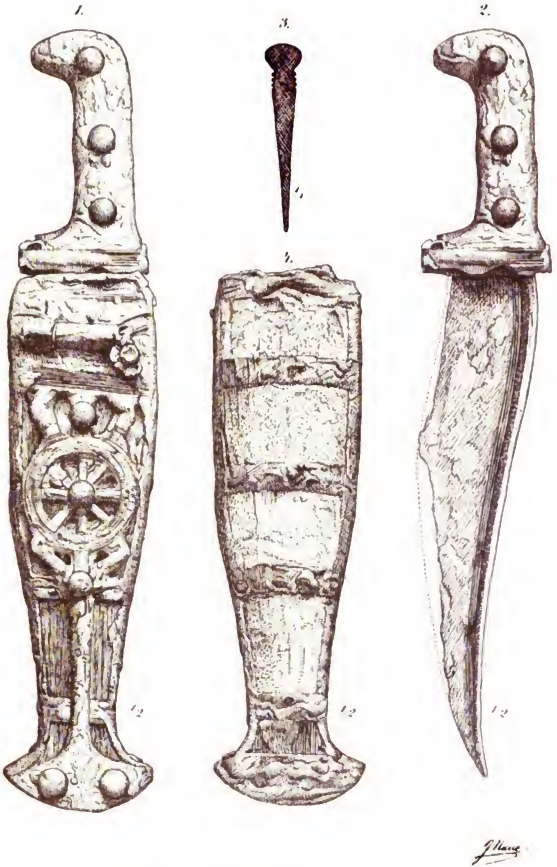
wurden Massenfunde von 1000 Stück und mehr gemacht. Im Jahre 1880 wurde ein Fund von etwa 200 Stück bei Marburg bekannt. Seit 10 Jahren etwa werden solche von Landleuten aus der Gegend des Siebengebirges nach Bonn zum Verkauf gebracht; woher sie kamen, blieb unbekannt. Es ist dem Redner gelungen, diese Stelle ausfindig zu machen. Sie liegt auf einem Thalgehänge des Lauterbachs nach Süden, dicht bei dem Dorfe Stieldorfer Hohn und gewährt einen herrlichen Blick auf das Siebengebirge. Nach Cäsar waren die Menapier, die am Niederrhein zu beiden Seiten des Stromes wohnten, keltischen Stammes. Wie Orts- und Flussnamen zeigen, sassen auch zwischen dem Rhein und den Weserzuflüssen keltische Stämme. Das Gepräge der hier gefundenen Münzen soll immer übereinstimmend gewesen sein, es ist bei Streber Taf. VII, Fig. 82 abgebildet. Das Triquetrum befindet sich auf griechischen Münzen, zumal den lycischen Kleinasiens. Schliemann fand es auf trojanischen Thongefässen, Virchow auf solchen in Posen. Die Münzen bestehen aus einer Gold- und Silbermischung, dem Elektrum. — Hierauf schilderte Geheimrath Nissen in höchst ansprechender Weise die Denkmäler der Via Appia in Rom, der ersten und schönsten Kunststrasse der Römer, auf deren Basaltpflaster wir noch lange Strecken dahin schreiten können. Wir hier im Norden wohnen fern von dem Schauplatz des römischen Lebens. Will man die Römer in ihrem Hause sehen, so muss man sie in ihrem Vaterlande aufsuchen. Er sprach zuerst von den Grabmälern des alten Adels, zumal von dem der Scipionen, und deutete aus den Inschriften den Geist der damaligen Zeit, in der die grossen Römer an nichts anderes dachten als an den Ruhm und die Erweiterung des Staates. Hier ruht Scipio Barbatus, der 298 Consul war, in einem Sarge aus Peperin und neben ihm sein Sohn Lucius Scipio, der Besieger des Antiochus. Die Gottesverehrung der Römer beschränkte sich auf den Kreis der Familie, es gab keine grosse Gemeinde, keinen herrschenden Glauben wie bei andern Völkern. Die römische Jugend lebte unter der Macht der Tradition. Im Atrium des Hauses hingen die Wachsmasken der Vorfahren, die Augen der Ahnen ruhten auf dem jeweiligen Besitzer. Mit grösstem Pomp wurden die Begräbnisse der Vornehmen ausgestattet, die uns Polybius geschildert hat. Während die gewöhnlichen Bürger zur Nachtzeit bei Fackelschein bestattet wurden, bewegte sich der Leichenzug jener beim Lichte der Sonne. Die Leiche des Todten stand aufrecht in der Toga auf einem Wagen, es folgten die Ahnen, auf Wagen sitzend, durch Lebende mit deren Masken und in entspre-

Digitized by Google

chender Tracht dargestellt. Die Familie und die Leidtragenden waren alle in Grau gekleidet. Ein Schriftsteller sagt, es lasse sich kein erhabeneres Schauspiel denken. Später wurden bei der Grabfeier Fechterspiele eingerichtet, dem alten Glauben entsprechend, dass Menschenopfer dem Abgeschiedenen gefallen. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. kostete ein Kampfspiel bei einer adeligen Leichenfeier nach unserm Gelde eine halbe Million. Aus den Grabschriften, deren der Redner mehrere mittheilt, lässt sich ein treues Bild des häuslichen Lebens, des Denkens und Fühlens der Römer gewinnen, viele zeugen für Zucht und Sitte und eheliche Treue und enthalten den rührenden Ausdruck menschlicher Empfindung. Nachdem der Luxus der gewöhnlichen Bürger zugenommen hatte, wurde die Grabschrift der Vornehmen einfach, sie nannte nur den Namen des Verstorbenen. Mit Beginn unserer Zeitrechnung ging die römische Welt bergab. Im Alterthum war der beständige Krieg das belebende Element; die Cäsaren waren bestrebt, den Weltfrieden herzustellen. In der späteren Zeit wurden die Grabinschriften sogar in das Gebiet der Reclame hereingezogen. Ein geriebener Wirth empfiehlt sein Gasthaus in Rom, die Grabinschrift enthält die billige Rechnung für einen Reisenden, in der das Heu für das Maulthier nicht fehlt. Was den Glauben angeht, so findet man in alter Zeit das Leugnen der Unsterblichkeit doch nur bei einer geringen Minderheit; im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bildet sich eine besondere Sorge für das Jenseits aus. Es bildeten sich Gesellschaften, die ihre Todten gemeinschaftlich begruben oder ihre Asche beisetzten in sogenannten Columbarien, sie hatten einen gewissen religiösen Anstrich. Es gab solche für die Juden, für die Mithrasdiener und für die Christen. Wo die Heiden zur Erinnerung an die Verstorbenen festliche Gelage feierten, da versammelten sich die ersten Christen zum Gebet und zu frommen Gesängen. In Rom gab es 26 grössere Cömeterien, das grösste ist das des hl. Callistus. In den Katakomben hat der Unterschied von reich und arm aufgehört, eine kleine Platte nennt nur den Namen und das Alter. Oft liegen an einer Wand 6 Todte übereinander in den im Tuffe ausgehöhlten Grabnischen. Hier liegen Millionen! Man berechnet die Länge sämmtlicher Katakomben Roms auf 100 deutsche Meilen. Sch.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

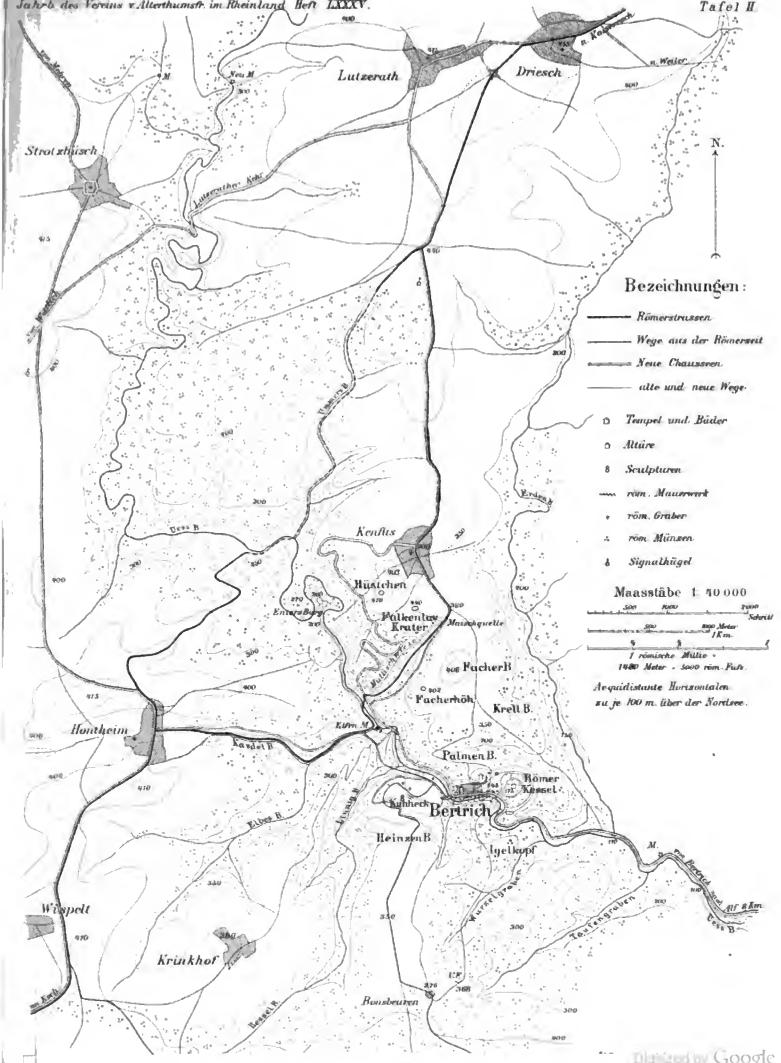
Digitized by Google



Ein **Eisendolchmesser** aus dem Gardasee.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Römische Terracotta-Büste aus Köln.

Photolithie B. Kühlen, M. Gladbach.

Digitized by Google

Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II von Sternberg († 1192)
im Dom zu Worms.

1

2

½ natürl. Größe

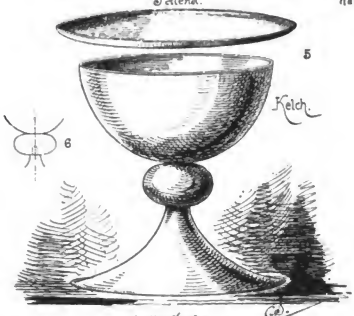
Digitized by Google

Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg († 1192)
im Dom zu Worms.

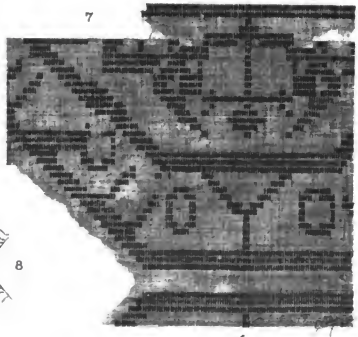
1/10 d. nat. Gr.

4

nat. Größe.

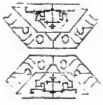


halbe Größe.



7

nat. Größe



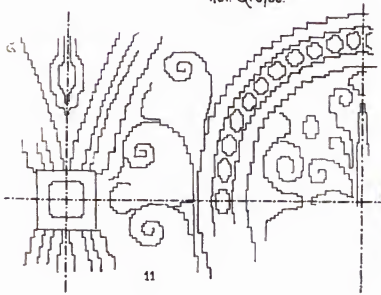
8

Digitized by Google

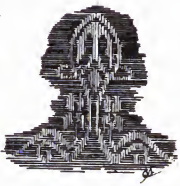
9

10

nat. Größe.



11



12

Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg († 1192)
im Dom zu Worms.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXVI.

MIT 13 TAFELN UND 30 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach. Von H. Schaaffhausen. Mit 3 Tafeln und 5 Abbildungen im Text 1
2. Die Unsterblichkeit der Seele nach altägyptischer Lehre. Von A. Wiedemann 42
3. Regenbogenschüsselchen am Rhein. Von H. Schaaffhausen. Mit 3 Abbildungen. 64
4. Die Hügelgräber bei Hennweiler. Von Josef Klein. Mit 20 Abbildungen 85
5. Die Anfänge der Ubierstadt. Ein Vortrag von J. Asbach 121
6. Urnenharz. Von von Cohausen und Florschütz. Mit 1 Abbildung 135
7. Die vorrömischen, römischen und fränkischen Gräber in Andernach. Von Constantin Koenen. Mit 10 Tafeln. 148
8. Die griechischen Ostraka des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Von Ulrich Wilcken 231

II. Litteratur.

1. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Bespr. von van Vleuten. 267
2. Grempler, Der Fund von Sackrau. Bespr. von Wiedemann 268
3. G. Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. II. Theil. Bespr. von Wiedemann. 270
4. v. Cohausen, Der römische Grenzwall, E. Hübner, Neue Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland, F. Ohlenschlager, Die römische Grenzmark in Bayern, Samwer, Die Grenzpolizei des römischen Reichs, A. Schiller, Römische Kaisergeschichte. Bespr. von J. Asbach . . . 271

III. Miscellen.

1. Die hockende Bestattung. Von H. Schaaffhausen 278
2. Culturgeschichtliche Denkmäler in Ostafrika 280

Digitized by Google

Seite

3. Die Erhaltung organischer Gewebe. Von H. Schaaffhausen. Mit 1 Abbildung 281
4. Die eiserne Statuette von Plittersdorf. Von H. Schaaffhausen . . 285
5. Römische Inschriften aus Köln. Von Josef Klein 287
6. Nachtrag zur kölner Sepulcralinschrift in Jahrb. LXXXIV S. 237 . . 288

IV. General-Versammlung des Vereins am 27. Juni 1888 289
V. Verzeichniss der Mitglieder 294

Die ersten sechs Abhandlungen sind als Festschrift zu Ehren der am 6. bis 9. August in Bonn abgehaltenen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft erschienen.

Digitized by Google

I. Geschichte und Denkmäler.

I.

Die vorgeschichtliche Ansiedelung in Andernach.

Von

H. Schaaffhausen.

Die Funde aus der ältesten Vorzeit verdienen darum eine so grosse Beachtung, weil sie uns mit den Anfängen der menschlichen Cultur bekannt machen. Sie gewinnen ein besonderes Interesse, wenn sie uns auch von grossartigen Naturereignissen Kunde geben, deren Zeuge der Mensch war, über die uns aber eine bestimmte Nachricht nicht zugekommen ist oder nicht erkannt und verstanden wurde. Die Entdeckung einer vorgeschichtlichen Niederlassung bei Andernach[1]) erhellt plötzlich eine der wichtigsten Begebenheiten in der alten Geschichte des Rheinthals. Es ist in dieser Beziehung wohl seit Jahrhunderten keine auffallendere und überraschendere Beobachtung gemacht worden und darin liegt der Grund, dass ihr zu Anfang selbst von Sachverständigen Zweifel und Misstrauen entgegengestellt wurden. Schon die alten Rheinufer erzählen uns von vergangenen Zeiten, in denen der Strom mächtig dahinfloss und das ganze Thal erfüllte. Wenn auch keine Gletscherspuren in unserer Nähe vorhanden sind, so sagt uns doch der Moschusochs in den Anschwemmungen des Rheines und der Mosel, wie das Rennthier in den Höhlen, dass es auch hier eine Eiszeit gab. Aber es umgeben uns auch die unzweifelhaften Spuren vulkanischer Thätigkeit. Wann spieen diese Berge Feuer, wann ergossen sie ihre Laven und wann erloschen sie? Als man diese Erschei-

1) Verh. des naturhist. Vereins, Bonn 1883, Sitzungsber. vom 12. Febr. und 5. März S. 39 u. 63.

2) Bericht über die Anthropol. Versamml. in Trier am 9. Aug. 1883, S. 121.

Digitized by Google

nungen im Rheinthal genauer untersucht und sich über die Oberflächengestaltung und das Verhältniss der sie bildenden Erdschichten und Gesteine belehrt hatte, da erkannte man, was zuerst Steininger hervorhob und von Oynhausen und von Dechen bestätigten, dass im Rheinthal die letzten vulkanischen Ereignisse zu einer Zeit geschehen seien, als die Erdoberfläche schon ihre heutige Gestalt angenommen hatte. Steininger[1]) nahm an, dass noch zur Römerzeit die rheinischen Vulkane thätig gewesen seien. Er wies auf die Stelle des Tacitus hin, dass im Lande der Juhonen Feuer aus der Erde hervorgebrochen sei, und auf den Fund einer Münze des Kaisers Vespasian im Bimssteintuff von Engers. Im letzteren Falle ergab sich aber, dass der die Bimssteinkörner verbindende Tuff eine neuere Bildung war.

Die vielbesprochene Stelle des Tacitus[2]) lautet: „Aber die mit uns verbündete Völkerschaft der Juhonen wurde durch ein unvermuthetes Unglück heimgesucht. Denn Feuer, die aus der Erde hervorgebrochen, ergriffen hin und wieder Landhäuser, Fluren und Dörfer und erreichten sogar die Mauern der neu angelegten Pflanzstatt. Sie waren nicht zu löschen, weder wenn Platzregen fiel noch durch fliessendes Wasser, noch durch andere Flüssigkeit; bis einige Landleute in Ermangelung aller Hülfe und aus Zorn über ihren Verlust von fern her Steine auf die Flamme warfen und als diese hierauf sich legten, näher hinzugehend sie mit Prügeln und andern Schlägen wie wilde Thiere abwehrten. Zuletzt rissen sie die Kleider vom Leibe und warfen sie hinein; je mehr diese verunreinigt und durch den Gebrauch beschmutzt waren, um so besser dämpften sie das Feuer."

Nees von Esenbeck und J. Nöggerath[3]) sahen in dieser Erzählung nur die Schilderung eines Waldbrandes, K. G. Zimmermann[4]) aber wie Steininger ein vulkanisches Ereigniss, das vielleicht in der Gegend von Andernach stattgefunden und vielleicht nur in einem heissen Schlammstrome bestanden habe. Er fügt hinzu, die Mofetten und Mineralquellen, die Erdbeben vom 29. Juli 1846 und vom 18. Februar 1853 bewiesen, dass die vulkanische Thätigkeit in diesen Gegenden noch nicht ganz erloschen sei. Auch der verstorbene Professor Bergk in Bonn bezog die Stelle auf ein vulkanisches Feuer.

---

1) Gebirgskarte der Länder zwischen Rhein und Maas, Mainz 1822, S. 35.
2) Annal. XIII, 57.
3) Das Gebirge in Rheinland-Westfalen, III, Bonn 1824, S. 59 u. 225.
4) von Leonhard u. Bronn, Neues Jahrb. für Mineral. 1853, S. 537.

Digitized by Google

Die Philologen gaben zu, dass das Wort Juhonum oder Vibonum ein Schreibfehler statt Ubiorum sein möge, aber sie bestanden darauf, dass unter der Colonie nur Köln gemeint sein könne. Nun ergaben sich zwei Schwierigkeiten, bei Köln fehlt jede Spur einer vulkanischen Thätigkeit und Andernach liegt nicht mehr im Lande der Ubier. Auf dem schweren Thonboden von Köln wird man eher sumpfige Waldungen und Wiesen annehmen können, als eine weit verbreitete Haide, deren Brand als ein Unglück für die ganze Völkerschaft angesehen wurde. In der Schilderung des Tacitus wird der Rauch, die bei Waldbränden am meisten belästigende Erscheinung, die jede Annäherung und jeden Löschungsversuch gewöhnlich hindert, gar nicht erwähnt. Noch vor wenig Jahren ward, wie in vielen ähnlichen Fällen, dieses Umstandes bei dem Waldbrande von Klopenberg[1]) gedacht. Bergk theilte mir mit, dass nach Plutarch[2]) alte Lappen von Frauenkleidern gegen Hagelwetter helfen. Im römischen Aberglauben sind die Mittel gegen Hagel und Blitz zum Theil die gleichen. Mit alten Kleidern ward auch sonst allerlei Zauber getrieben. Das lautere Element des Feuers zu verunreinigen, galt als Sünde, die Sitte verbot, Lumpen hineinzuwerfen, weil dann das Feuer erlösche. Daraus entstand der Aberglaube, auf diese Weise die schädliche Gewalt des Elementes zu hemmen. Die Vorstellung, dass das unterirdische Feuer eine dämonische, dem Menschengeschlechte feindliche Macht sei, hat sich noch unter den heutigen Bewohnern in der Umgebung des Aetna erhalten. In einem Bericht[3]) über den Ausbruch des Aetna im Frühling 1879 heisst es, dass das Feuer der Lava nicht nur verbrenne, sondern giftige Brandwunden verursache und tödtlichen Krebs. Da das Ereigniss nur auf Andernach und nicht auf Köln bezogen werden kann, so erwäge man, dass die ganze Erzählung des Tacitus, der Naturereignisse doch nur gelegentlich bespricht, von ihm so berichtet wird, wie er sie von Andern gehört hat und dass ein Ereigniss, welches vielleicht 12 Stunden von Köln entfernt statt gefunden und die Gebäude römischer Niederlassungen erreicht hat, in dem fernen Rom so erzählt werden konnte, als habe sich das Feuer bis an die Mauern von Köln verbreitet. Es ist auch möglich, dass die Römer am Rhein nur von einem Ereignisse reden hörten, welches längst vergangen war, aber in der Erinnerung

1) Westfälischer Merkur vom 30. Mai 1880, Beil.
2) Quaestiones Sympos. VII, 2, 2.
3) Köln. Zeit. vom 16. Juni 1879.

Digitized by Google

des Volkes noch fortlebte. Man fragt wohl gern, warum die vulkanische Thätigkeit im Gebiete von Andernach, in der Eifel, und die des Rodderbergs am Niederrhein aufgehört habe. Da die meisten noch thätigen Vulkane in der Nähe des Meeres oder doch an grossen Wasserbecken liegen, so scheint das Hinausschieben der Meeresküste von diesen Gegenden durch die Bodenanschwemmungen des Rheines im Laufe der Jahrtausende davon die nächste Ursache zu sein, indem der Zutritt des Wassers zu den glühenden Massen des Erdinnern gehemmt wurde, und der Dampf die flüssigen Laven nicht mehr emporhob. Al. von Humboldt führt an, dass der Vulkan Peschan am nördlichen Abhang des Himmalaya bis zum 7. Jahrh. unserer Zeitrechnung thätig war; er liegt 43 Meilen weit vom Alpensee Issikul, aber wie der noch brennende Feuerberg von Turfan[1]) etwa 370 geographische Meilen vom Eismeer und 380 vom indischen Meere entfernt. Schon Erman gab an, dass hier wahrscheinlich brennende Kohlenflötze vorhanden seien, die man für Vulkane gehalten habe. Herr Professor Rein theilt mir mit, dass der russische General Kolpakofsky 1881 in der Lage war, über die Entdeckung beständiger Feuer im Tienschan (d. h. Himmelsgebirge) zu berichten[2]). Man fand, dass das Feuer des Berges Baischan (Pe-schan) nicht vulkanisch ist, sondern von brennender Mineralkohle herrührt. Zur Seite des Berges senden Höhlen Dämpfe und schweflige Säure aus. Mr. Schuyler sagt in seinem Werke über Turkistan, dass schon chinesische Geschichtsschreiber dieser Feuer gedenken, die nach dem Russen Severtzoff, welcher die Gegend durchforschte, durch Selbstentzündung von Kohlenflötzen oder der darin eingebetteten Kohlenwasserstoffe entstanden seien. Das Gebiet sollte im Bogdo-Gebirge sowohl erloschene als noch thätige Vulkane besitzen. Der Reisende Stoliczka hat dies insofern bestätigt, als er in dem vom Toyan durchflossenen Gebirge vulkanische Gesteine fand. Herr von Richthofen (China I, S. 219) zweifelt nicht, dass der Hoschan im Norden von Turfan ein erloschener Vulkan ist und die Solfatara von Urumtsi das letzte Nachwehen einer vulkanischen Thätigkeit. Er nimmt diese für die jüngere Tertiärzeit an, als die mongolische Wüste, das Han-hai als Meer diese Gegend bespülte. Als der vom Meer entfernteste thätige Vulkan der Jetztzeit gilt nach Rein der 200 km vom stillen Ocean entfernte, 5400 m hohe

1) Kosmos 1858, IV S. 454.
2) W. Williams, The middle Kingdom I, p. 219.

Digitized by Google

Tolima in der Central-Kette der Anden in Neu-Granada. Nicht viel näher der Küste liegt der Puracé, welcher vor 3 Jahren einen gewaltigen Ausbruch hatte, der alle Bewohner von Popayan in Schrecken setzte. Andernach liegt von dem nächsten grossen Wasserbecken, von der Zuyder See 244 km entfernt.

Wenn es noch nicht gelungen ist, einem von mir veröffentlichten Funde eines grossen eisernen Nagels[1]) in einem Krotzenstein bei Pleydt einen ähnlichen Fund an die Seite zu stellen, den man mit jenem als eine Bestätigung der Nachricht des Tacitus betrachten könnte, dass im Lande der Ubier Feuer aus der Erde gebrochen sei und sich gegen die Mauern der Colonie fortgewälzt habe, so ist doch in einem andern Falle der Bericht eines römischen Schriftstellers über Steinregen im alten Latium[2]) in den Jahren 540 und 216 v. Chr. durch Funde beim See von Castello in das rechte Licht gestellt worden. Als man schon 1817 bei Marino am Berge Crescentia in einer Peperinschicht, die mit Aschenschichten wechselte, grosse Urnen von roher Arbeit fand, nahmen der Herzog von Blacas, Carlo Fea, auch Pietro Rosa an, dass dieselben durch einen unter dem Peperin gemachten Gang beigesetzt worden sein, während Al. Visconti behauptete, diese Funde rührten aus der Zeit her, wo die Vulkane von Latium noch brannten. Auch Ponzi[3]) zweifelte, dass diese Funde bewiesen, der Mensch sei Zeuge der vulkanischen Thätigkeit gewesen. Als aber eine genaue Untersuchung durch Steph. de Rossi, Ponzi, Rosa, Pigorini und Fiorelli im J. 1867 stattfand, erklärten alle einstimmig, sich dem Urtheile Visconti's anzuschliessen[4]). Man unterscheidet hier 3 Eruptionen, der letztern gehört die Bildung des Peperin an. Unter den verschütteten Gegenständen fanden sich auch solche aus Bronze und Eisen. Der etrurische Kunststil und die Technik passen in die Zeit, welche Livius schildert. Als die Nachricht von einem Steinregen auf dem Albanischen Gebirge nach Rom kam, schickte man Boten aus, um sichere Nachricht zu bringen. Diese bestätigten das Wunder, dass Steine vom Himmel fielen; in Rom orduete man Sühnungsfeste an und noch lange wurde, so oft sich dies Ereigniss wiederholte, eine

1) Archiv f. Anthropologie VII, 1874 S. 290.

2) Livius I, c. 31, XXV c. 7 und XXXV c. 9.

3) G. Ponzi, Il periodo glaciale e l'antichita dell' uomo, Roma, 1865.

4) M. St. de Rossi, Scoperti Paleoetnol. nel bacino della Camp. Romana, Annal. dell' Instito XXXIX, 1867, vgl. vom Rath, Sitzungsber. der niederrhein. Gesellsch. vom 7. Juni 1867.

Digitized by Google

9tägige Feier im Rom begangen. Bis dahin hatte man den Steinregen durch einen Meteorfall zu erklären versucht, womit die Erzählung aber durchaus nicht stimmt. Nissen[1]) hat sich noch für diese Ansicht ausgesprochen, weil dasselbe Prodigium häufig aus nicht vulkanischen Gegenden gemeldet werde.

Nachdem der Bimssteinauswurf als das letzte Ereigniss vulkanischer Thätigkeit in unserer Gegend anerkannt war, musste sich eine erhöhte Aufmerksamkeit auf alles das richten, was etwa unter dem Bimsstein gefunden werden sollte. Seit mehreren Jahren begab ich mich wiederholt in die zahlreichen Bimssteingruben bei Neuwied und Andernach, um die Arbeiter und Grubenbesitzer auf die Wichtigkeit solcher Funde aufmerksam zu machen. Als H. Constantin Koenen im Jahre 1882 im Auftrage der Direction des Provinzialmuseums von Bonn beschäftigt war, römische und fränkische Gräber in Andernach aufzudecken, bat ich ihn, bei etwaigen Grabungen im Lehm unter dem Bimsstein auf vorgeschichtliche Gegenstände Acht zu haben und mich in einem solchen Falle sofort zu benachrichtigen. Am 10. Februar 1883 schrieb er mir aus Andernach: „In aller Eile die Mittheilung, dass man hier auf dem Martinsberg mit Grundarbeiten beschäftigt ist, bei welcher Gelegenheit ich eine höchst wichtige, wenn ich nicht irre, Ihre Ansichten über Rheinvulkane und Bimssandablagerung bestätigende Entdeckung gemacht habe. Dort liegen nämlich mächtige Stücke vulkanischer Schlacken, zwischen und unter diesen Löss. Auf den Schlacken ruhen die regelmässigen Bimssandschichten dieses Bereiches. In dem Löss sind zahlreiche, zumeist gespaltene Thierknochen von mir selbst blossgelegt worden. Auch einen Feuerstein habe ich gefunden. Herr J. M. Schumacher, bei dem ich zum Besuche bin, hat eine Schicht freigelegt. Kommen Sie morgen früh sogleich nach hier. Die Sache ist für Sie äusserst wichtig.“ Am andern Morgen war ich zur Stelle und ordnete eine genaue Untersuchung an. Herr Schumacher sagte mir, dass die Arbeiter, welche die den Feldbau hindernden Basaltblöcke zerschlagen hatten, schon seit mehreren Tagen ihm die zwischen und unter den Blöcken liegenden gespaltenen Knochen gebracht hätten. Dass diese im frischen Zustande aufgeschlagen waren, war augenscheinlich, das Feuersteinstück war zweifelhaft. Was Koenen als Löss betrachtete, war der aus der Verwitterung des Basaltes entstandene Thon. Die fortgesetzten Grabungen

1) Das Templum, Antiquar. Untersuchungen, Berlin 1869, S. 104.

Digitized by Google

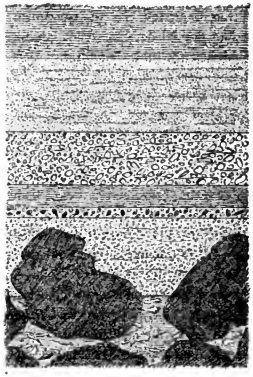
stellten die Sache ausser Zweifel, dass hier unter ungestörten Bimssteinschichten vorgeschichtliche Speiseabfälle und Werkzeuge des Menschen lagen, worüber ich am 12. Februar bereits der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn berichten konnte. Im Juni brachte die Kölnische Zeitung[1]) von mir folgende Mittheilung:

„Professor Schaaffhausen ist noch immer mit Aufgrabungen auf dem Bimssteinfelde des Herrn M. Schumacher beschäftigt, der mit rühmenswerther Bereitwilligkeit diese wissenschaftliche Untersuchung in jeder Weise unterstützt. Die Arbeiten geschehen auf Kosten des Rheinischen Provincial-Museums in Bonn. Nachdem durch genaue und sorgfältige Unterscheidung der den Boden bildenden Erdschichten zumal an solchen Stellen, wo die Bimssteinbedeckung noch unberührt war, und durch Wegsprengen von Lavablöcken die wichtige Thatsache festgestellt werden konnte, dass die Knochenabfälle und Steingeräthe sich in ursprünglicher Lagerung unter dem Bimsstein befinden und der Lehm, worin diese Dinge liegen, eine von diesem ganz verschiedene Bildung ist, wurde über das Ergebniss der am 11. Februar begonnenen Untersuchung wie über den Fund eines Thongefässes im unberührten Bimsstein zu Weissenthurm schon am 12. Februar in der Sitzung der Niederrheinischen Gesellschaft und am 16. Februar in der Kölnischen Zeitung berichtet. Den zweiten Bericht gab er in der Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft vom 5. März. Die zahlreichen bisher gefundenen Thierknochen, unter denen sich Reste des Rennthiers befinden, gestatten, ein ziemlich vollständiges Bild der Fauna zu entwerfen, sie geben zugleich Aufschluss über die Zeit, in die jener Bimsstein-Auswurf, der allgemein als das letzte Ereigniss der vulkanischen Thätigkeit am Rhein betrachtet wird, zu setzen ist. Manche Einzelheiten des Fundes werfen Licht auf die Lebensweise der Menschen jener Zeit, die ihre Hütten auf einem Lavastrom in der Nähe des Flusses aufgeschlagen hatten und deren Hauptnahrung das Pferd war. Wiewohl kein Knochen die Spur des Feuers an sich trägt, so sind doch kleine Stückchen Holzkohle zwischen den Schieferplatten gefunden, auf denen sie die Knochen mit runden Wacken zerschlugen. Topfscherben fehlen gänzlich. Nach Prüfung der Steingeräthe durch die Herren Geh. Rath v. Dechen, Dr. Gurlt und Professor v. Lasaulx scheint kaum ein Feuerstein aus der Kreide darunter zu sein, die Messer und Schaber bestehen vielmehr aus tertiären

1) Kölnische Zeitung vom 19. Juni 1883, II.

Digitized by Google

Quarziten, die in der Umgegend vorkommen. Der ganze Fund entspricht dem der Station la Madeleine in der Dordogne. Auch die geschnitzten Knochengeräthe fehlen nicht. Reste des Menschen selbst wurden bisher nicht gefunden. Professor Schaaffhausen, der bereits früher über Spuren des Menschen unter dem Bimsstein berichtet hat, so bei den Anthropologen-Versammlungen in Strassburg 1879 und in Berlin 1880, sieht in dem Andernacher Funde eine Bestätigung seiner von der gewöhnlichen Annahme abweichenden Ansicht über die Bimsstein-Ablagerung auf dem Boden des Neuwieder Beckens. Sie kann nicht eine im Wasser gebildete Ablagerung sein, sondern sie ist die Folge eines Bimssteinregens, der aus der Luft niederfiel, wie jene Laven und Aschen, welche Pompeji verschütteten. Es ist anzunehmen, dass die ganze Bimssteinbedeckung auch hier das Werk nur einiger Tage war. Die Beziehungen der Bimssteinlager zu dem alten Rheinlaufe hat er 1880 zu einem Gegenstand der Mittheilung bei der britischen Naturforscher-Versammlung in Swansea gemacht.“ Dieses Bild stellt die Lagerung der vorgeschichtlichen Gegenstände dar.



Der Bimsstein im Neuwieder Becken sollte nach einer heute noch bei vielen Forschern verbreiteten Meinung eine Ablagerung im Wasser

Digitized by Google

sein. Die Ursache, wodurch die Niederschläge aus dem Wasser von ihrer ursprünglichen horizontalen Lage abgewichen sind, sagt H. J. van der Wyck[1]), ist späteren Erdbewegungen zuzuschreiben. Dann müssten sich aber die früher horizontal gelegenen Bimssteinschichten, nachdem sie gehoben wurden, unterbrochen und verschoben zeigen, was niemals der Fall ist. Wie die Bimssteinablagerung den kleinsten Unebenheiten des Bodens folgt, kann man an einem Bachthälchen sehr deutlich beobachten, welches nicht fern von der Hackenmühle unterhalb Andernach beim Hause des Herrn Klee sich befindet.

Nöggerath nahm an, dass zur Zeit der Bimsstein-Eruption das damalige Rheinbett bei Andernach noch bis zu einer gewissen Höhe durch einen Damm des Uebergangsgebirges geschlossen gewesen sei, Gustav Bischof theilte diese Meinung. Er führt die Ansicht von Oeynhausen's an, dass der Krater, aus dem der Auswurf geschah, den man bisher vergeblich mit Sicherheit gesucht hat, der nach A. von Humboldt vielleicht im Rheine selbst lag, der Krufter Ofen am Laacher See sei, in welchem der Bimsstein über 100' hoch liegt[2]) und sagt: „Die ganze Gegend wurde offenbar durch einen Niederfall aus der Luft überschüttet. Der Rhein aber hatte zur Zeit der Bimsstein-Eruption einen höhern Wasserlauf als jetzt. Sowie das Liegende und Hangende der Bimssteinschicht zwischen Urmitz und Weissenthurm, so ist auch diese ein Absatz des Stromes. Vor dem Absatz derselben, als der Rhein 10 bis 20 Fuss höher floss, musste das ganze Neuwieder Becken von ihm überfluthet gewesen sein. Die der See zugeführten und so leicht schwimmenden Bimssteine konnten gegen die schwache Strömung durch Winde fortgeführt und da abgesetzt werden, wo wir sie jetzt auf der rechten Rheinseite in den Conglomeraten finden. Bei hohem Wasserstande führt noch heute der Bach im Krufter Thale Bimssteine in die Nette und dieser Fluss führt sie in den Rhein. Diese Terrainverhältnisse erklären daher die Fortführung der Bimssteine aus der Nähe des Krufter Ofens in die ehemalige Stromerweiterung des Rheines ohne alle Schwierigkeit. Unterhalb seines zwischen Andernach und Königswinter im Thonschiefergebirge eingeschlossenen Laufes kamen sie, und zum Theil weit davon ent-

1) Uebersicht der Rheinischen und Eifeler erloschenen Vulkane u. s. w., Bonn 1826, S. 26.

2) G. Bischof, Chem. und physik. Geologie II, 1. Aufl. Bonn 1855, S. 2334 u. 2239.

Digitized by Google

fernt zum Absatz." J. van der Wyck lässt sogar die Wasserbedeckung in jener Zeit die höchsten vulkanischen Gipfel um sehr vieles übersteigen. Hatte man den Irrthum begangen, die Bimssteinablagerung in einem See sich bilden zu lassen, so war man zu der zweiten irrigen Annahme gezwungen, ein Querdamm im Strome unterhalb Neuwied habe den Lauf des Rheins aufgehalten und habe das Wasser zu einem See aufgestaut[1]). Es fehlt aber jede Beobachtung dafür, dass es sich so verhalten habe. G. Angelbis[2]) lässt in seiner Darstellung der Entstehung des Neuwieder Beckens den Bimsstein nicht in fliessendem Wasser, sondern in geschlossenen Becken sich absetzen. Er rechnet die Bimssteinablagerung des Rheinthals dem Alluvium zu. Wie von Dechen zeigte, bestand das Neuwieder Becken bereits zur Tertiärzeit. Die Tertiärschichten liegen jetzt hier tiefer als der Rheinspiegel. Die Quarzgerölle des Rheinthals sind nach von Oynhausen die Reste der Quarzgänge der durch das Wasser zerstörten Devonschichten.

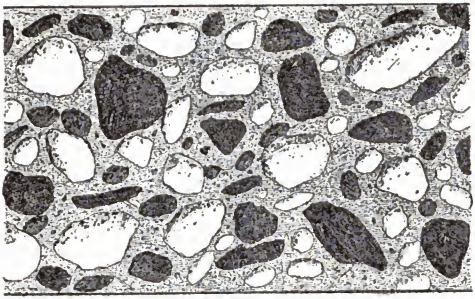
Es giebt ausser der Thatsache, dass die Bimssteinschichten allen Wellenlinien des Bodens folgen, noch zwei Beobachtungen, aus denen unzweifelhaft folgt, dass der Bimsstein im Neuwieder Becken nicht im Wasser sich abgesetzt hat, sondern beim Niederfallen aus der Luft so geschichtet worden ist, wie wir ihn heute finden. Es wurden bald grössere, bald kleinere Bimssteinkörner, bald Thonschieferstücke, bald feiner Sand und Asche ausgeworfen, das kann nach Stunden gewechselt haben. Im ganzen Neuwieder Becken findet sich etwas unter der Mitte der ganzen Ablagerungen eine tuffartige festere Schicht, in der die Bimssteine fehlen, der sogenannte, oft steinharte Britz, der einer besonderen Zusammensetzung des ausgeworfenen Materiales entspricht. Gewöhnlich unterscheidet man eine Britzschicht in der Neuwieder Ebene. In der Bimssteingrube von Schuhmacher zu Eich bei Andernach liegt der Bimsstein 10′ hoch. In 2′ unter der Oberfläche liegt schon eine Britzschicht von 1″, dann folgt 1′ tiefer eine zweite von 3′ und $1\frac{1}{2}$′ darunter eine dritte Britzschicht von 10″ Dicke. In der Bimssteingrube nahe dem Hause des Herrn Klee liegt die Ackererde 15 Zoll hoch, es folgen vulkanischer Sand in Mulden 3—4′, grober

1) J. Nöggerath, Das Gebirge in Rheinland und Westfalen, 1824 III, S. 59 und 225.

2) Jahrbuch der Königl. Preuss. geolog Landesanstalt und Berakademie zu Berlin für das Jahr 1882, Berlin 1883, S. 10.

Digitized by Google

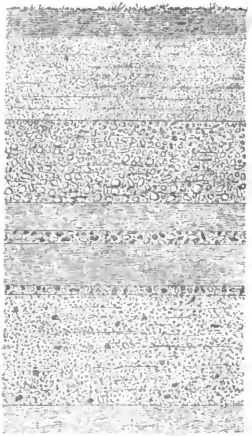
Bimsstein 5—6', schmale Britzschicht $^1/_2$', etwas feinerer Bimsstein 2', Britz $1^1/_2$', schwarzweisse Schicht 5 Zoll, feiner Bimsstein mit einzelnen Schieferstücken 4', darunter Lehm 16', dann Basalt. Es giebt unter den Bimssteinschichten eine, welche deutlich beweist, dass leichte Bimssteinkörner und schwerere Schieferstücke zugleich aus der Luft niedergefallen sind. Es finden sich nämlich die schwarz gebrannten Schieferstücke von 25—30 grm Gewicht mit den Bimssteinkörnern, die $^1/_2$—1 grm wiegen, so gemengt wie sie gefallen sind, während unter Wasser die schwereren Schieferstücke sich zu unterst würden abgesetzt haben und darüber der leichtere Bimsstein, aber beide Auswürflinge liegen auf das willkürlichste so durcheinander, wie sie ausgeworfen wurden. Alles liegt noch heute so, wie es aus der Luft herabgefallen ist.



Sehr schön sieht man dieses hier abgebildete schwarz-weisse Band, in dem oberhalb der Fundstelle, zwischen dieser und der neuen Irrenanstalt, kürzlich angelegten Lavabruche des Herrn Cabellen, wo dasselbe 11 cm breit ist. In der Bimssteingrube des Herrn Schimmelpfennig am Burger Haus, $^3/_4$ Stunden oberhalb Andernach, ist dies Band 1 Fuss mächtig. Es liegt gewöhnlich dicht unter der Britzschicht. Es bezeichnet einen wahren Steinregen, der aber nur in der Nähe des Kraters niederfiel, weil die Auswürflinge wegen ihrer Schwere von der Luft nicht weit getragen wurden. Schon in den Bimssteingruben der Herren Gas und Hubalek in Weissenthurm, wie in den

Digitized by Google

Bimssteinschichten von Coblenz fehlt diese Schicht. An einigen Orten kommen 2 dieser Schichten vor, die durch eine Britzschicht von einander getrennt sind. Wo die Schicht fehlt, sind doch oft Schieferstückchen im Bimsstein vertheilt. In der Bimssteingrube des Herrn M. Schumacher auf der Berghöhe von Andernach neben der Mayener Chaussee sind die Schichten wie folgt geordnet. Unter 1′ Ackererde liegen 3′ vulkanischer Sand, dann 3′ grober Bimsstein, dann ein Britzband von 1′, darunter folgt die $^1/_2$′ breite erste Schicht von schwärzlichen Schieferstücken und Bimssteinkörnern, dann folgt eine zweite Britzschicht von $1^1/_2$′ Breite, darunter eine zweite, 4 Zoll breite, schwarzweisse Schicht, darunter wieder 4′ Bimsstein, darunter Löss. Ein Durchschnitt dieser Bimssteingrube ist hier dargestellt:



Ebenso deutlich wie diese Schicht spricht gegen die Ablagerung des Bimssteins im Wasser die Thatsache, dass an allen tiefen Stellen der heutigen Rheinebene bei Neuwied und Andernach der Bimsstein

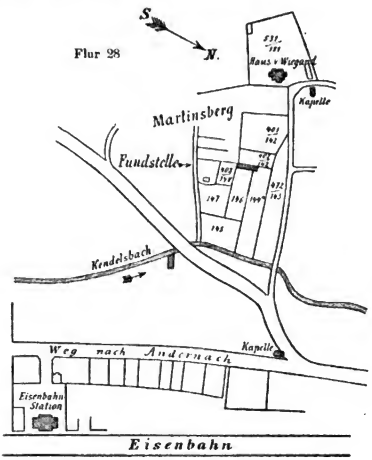
Digitized by Google

fehlt. Hier müsste erst recht der Bimsstein in Menge unter dem Wasser zusammengeschwemmt sein. Wenn man aber an diesen Stellen, wie mich der Baumeister Herr Kroth in Andernach sowie Herr Schumacher versichert haben, Häuser baut, so findet man beim Fundamentiren niemals eine Bimssteinschicht. Unter etwa 10' Mergel liegt Rheinkies, auf dem man baut. Auch in der grossen und tiefen Sandgrube vor dem Burgthor ist keine vorhanden. Während der Bimsstein an den tiefsten Stellen der Thalebene fehlt, weil hier der Rhein floss, der ihn wegführte, findet er sich immer in einer gewissen Höhe, so auch an den Bergabhängen und auf beiden Seiten des Flusses in der Höhe des alten Rheinufers und ebenso auf dem Landrücken, auf welchem die Heerstrasse und die Eisenbahn liegen, denn dieser war eine langgestreckte Insel in dem alten Rhein. Es mögen verschiedene Inseln und Rheinarme durch das Vorkommen oder Fehlen des Bimssteins noch nachweisbar sein. Zwischen den Inseln wand sich der alte Rhein hindurch, nur wo Land war um diese Zeit, blieb der Bimsstein liegen. Auf den Bergflächen aber wird das leicht rollende Material bald nach dem Auswurf schon durch den Regen herabgeflötzt worden seien, so dass steile Bergkuppen von ihm bald entblösst wurden und am Fuss derselben der Bimsstein in mächtigen Lagen sich anhäufte. Die grössten Bimssteinstücke finden sich in den obersten Schichten der Ablagerung, sie gehören also dem Ende des Ausbruchs an, in den Gruben des Herrn Klee kommen sie von $^1/_2$ Fuss Durchmesser vor, zerfallen aber leicht in Stücke, wenn man sie aus der Schicht herausnimmt.

Die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach liegt auf dem alten diluvialen Rheinufer, der Name des Ortes „an dem Wasser" mag ihm schon früh gegeben worden sein. Die aufgedeckte Stelle liegt zwischen der Bahnhofstation und einem auf dem Martinsberge von Herrn Wiegand neu errichteten Hause. Unterhalb desselben sieht man an einer zweiten Bimssteingrube des Herrn Schumacher auf demselben Felde die Bimssteinschichten unter einem Winkel von 35° nach der Rheinebene hin stark abfallen. Ueber dem Britzband liegen hier wohl 12' Bimsstein, hier hat sich der unter dem Bimsstein liegende Lavastrom in den Rhein ergossen, doch wurde 4' unter dem Lehm noch keine Lava entdeckt. Als der Bimssteinauswurf stattfand, floss der Rhein höher als jetzt, und man kann die Höhe danach bestimmen, dass die Stellen, wo Bimsstein liegt, über dem Rheinspiegel lagen. Man darf vermuthen, dass das Hochwasser diese Grenze bestimmt haben wird, es wird im Lauf der Jahrhunderte den Bimsstein von den

Digitized by Google

Stellen fortgeführt haben, auf denen er bei der Eruption niederfiel. Die Lage der Fundstelle über dem alten Rheinufer ist aus diesem Plane ersichtlich, dieselbe liegt nach Angabe des Herrn Baurath Zweck M. 30,04 über dem Nullpunkt des Andernacher Pegels.



Bei Ueberschwemmungen tritt noch heute der Rhein, wo ihn die errichteten Dämme nicht hindern, auch in der Neuwieder Ebene bei Heddesdorf in sein altes Bett ein. Dass der Bimsstein den Rhein hinabschwamm, erkennt man daran, dass am Niederrhein bis Holland an den alten Ufern des Stromes feine Bimssteinschichten sich heute noch finden. Früher glaubte man, dass Bimsstein, der ins Wasser fällt, bald seine Poren mit Wasser fülle und dann niedersinke. Wenn man baumnussgrosse Stücke Bimsstein in ein Glas mit Wasser thut, so schwimmt er 7 Wochen und länger, ehe er niedersinkt. Die Bedeckung des Neuwieder Beckens mit Bimsstein und die Verbreitung desselben

Digitized by Google

bis in die Gegend von Coblenz und bis Nassau ist ein so grossartiges Ereigniss, dass man zu seiner Erklärung gern auf ähnliche vulkanische Ereignisse der Gegenwart Bezug nimmt[1]). Der Ausbruch des Krakatoa[1]) auf einer Insel zwischen Sumatra und Java erfolgte am 26., 27. und 28. August 1883. Innerhalb eines Umkreises von 15 km Radius lagen Bimsstein und Asche 20 bis 40 m und an einigen Stellen sogar 60—80 m hoch. Diese dicken Lager von Asche glühten 2 Monate nach dem Ausbruch noch in den tieferen Schichten, aus denen Rauch und Wasserdampf empordrangen. Das Verbreitungsgebiet der feineren Asche zeigt deutlich den Einfluss der Windrichtung, südöstlich ist die Asche 1200 km, nordöstlich blos 835 km weit geflogen. Der Flächenraum, in dem die Asche als dicke, dem Boden auflagernde Schicht beobachtet wurde, ist grösser als Deutschland mit Einschluss der Niederlande, Dänemarks und Belgiens. Ein Lavaausbruch fand bei der Eruption nicht statt. Die grössten Stücke Bimsstein fielen in einem Umkreis von 15 km, die kleinen bis zur Grösse einer Faust in einem Umkreis von 40 km nieder. Dass Bimssteinmassen, die aus einem vulkanischen Krater kommen und auf das Meer niederfallen, eine unbegreiflich lange Zeit schwimmend bleiben, hat ebenfalls der Ausbruch des Krakatoa vom 26. bis 28. August 1883[2]) gezeigt. Die Kölnische Zeitung berichtete am 30. März 1884, II, dass die Bai von Lampong durch eine dicke, auf dem Wasser schwimmende Bimssteinschicht unzugänglich geworden sei. Neuerdings sind nun diese ungeheuern Bimssteinmassen nach der Küste von Nord-Bantam hinüber getrieben worden, so dass zwar die Bai von Lampong wieder frei ist, dafür aber viele andere Flüsse und Häfen verstopft wurden. Der Capitän des Dampfers Sumbawa, welcher am 12. Januar in Macassar eintraf, berichtet, dass er in der Strasse von Lombok ausgedehnte Felder von schwimmendem Bimsstein angetroffen habe, so dass also diese Massen von Wind, Fluth und Strömung bereits 11 Längengrade oder gegen 1000 km weit nach Osten fortgetrieben worden sind. Am 1. April 1884, I berichtet dieselbe Zeitung, dass im Februar in einigen Buchten von Java noch der Bimsstein in 1 bis 2' dicken Lagen schwimme, die der Krakatoa vor 6 Monaten ausgeworfen hat. Bei diesem Ausbruch trat in Batavia eine solche Finsterniss ein, dass um Mittag einige Stunden lang die Laternen

1) Köln. Zeit. 20. April 1884 II.

2) v. Rath über Verbeeks Krakatau, Verh. des naturhist. Vereins 1885, Correspondenzbl. S. 134.

Digitized by Google

angezündet werden mussten. Das unterirdische Getöse wurde wie ferner Kanonendonner 120 deutsche Meilen weit gehört, 37000 Menschenleben gingen dabei verloren. In der Beilage von No. 251 der Allgemeinen Zeitung von 1885 berichtet Behrens, dass der Bimsstein bis Madagascar und an die Ostküste von Südafrica getrieben sei, auch ostwärts in den stillen Ozean. Man hat ihn bei den Karolinen-Inseln gesehen und kann ihn nach dem Berichterstatter im ersten Halbjahr 1886 bei Panama erwarten. Der Pariser Akademie[1]) wurde berichtet, dass am 22. März 1884 Bimssteine vom Krakatoa am Strand von St. Paul antrieben, sie haben den Weg von 5000 km in 206 Tagen zurückgelegt.

Die Bedeckung des Neuwieder Beckens mit Bimsstein wird auch dadurch verständlicher, dass man sie mit älteren geschichtlichen Ereignissen in anderen Ländern vergleichen kann, über die uns ein Bericht hinterlassen worden ist. Als ich im Jahre 1882 in Pompeji war, fiel mir auf, dass die Tuff- und Bimssteinablagerungen, welche die Stadt verschüttet haben, sich auch hier vielfach geschichtet finden, so dass man in horizontalen Lagen eine Aufeinanderfolge von Tuff und Bimsstein erkennen kann, wenn auch nicht so regelmässig wie im Becken von Neuwied. G. Bechi[2]) hat da, wo die Schichten nicht gestört worden sind, 7 Lagen von Asche und Rapilli unterschieden. Wir wissen aber hier genau aus der uns durch Plinius erhaltenen Schilderung des Ereignisses, dass diese Schichten von Pompeji sich nicht aus dem Meere abgelagert haben, sondern dass sie innerhalb dreier Tage niedergefallen sind und in Mächtigkeit von etwa 25 Fuss die Stadt und Umgegend bedeckten. Nach von Leonhard[3]) findet man in Pompeji unter der Dammerde eine Lage zerreiblichen Tuffes, dann folgt eine dünne Schicht Bimssteinbröckchen, darunter scharf geschieden eine etwa 4 Fuss mächtige Bank erdigen Tuffes mit zahllosen kleinen Bimssteinstückchen, die tiefste Lage ist ohne Zusammenhalt und ohngefähr 5 Fuss stark, sie besteht vorherrschend aus Bimssteinbruchstücken meist von Wallnussgrösse, viele jedoch auch von 5 bis 6 Zoll Durchmesser; hin und wieder finden sich auch Lavatrümmer, jenen des Somma-Berges vergleichbar, trachytische Brocken und selbst Kalksteinstücke. Er meint, die beobachteten Erscheinungen würden durch

1) Compt. rend. 19. Mai 1884, p. 1303.

2) Mus. Borb. I 1814, Anhang p. 19.

3) K. C. von Leonhard, Geologie oder Naturgeschichte der Erde V, Stuttgart 1844, S. 248.

Digitized by Google

einen blossen Aschenregen nicht erklärt. Die ausgeworfenen Massen müssten im flüssigen Zustande in die kleinsten Oeffnungen der Häuser eingedrungen sein. Aus Schlammregen sei der dichte Tuff im Innern der Wohnungen entstanden. Bei der Eruption von 1794 hätten sich Wolkenbrüche in der Luft mit der Asche vermischt. Unbegreiflich ist es, wenn von Leonhard hinzufügt: Hergänge wie die genannten, konnten nur im Verlaufe langer Zeit stattfinden. Aus den Briefen des jüngern Plinius geht doch der rasche Verlauf des ganzen Ereignisses deutlich hervor. Der vulkanische Ausbruch fand am 24. August 79 statt. Monat und Tag der Verschüttung sind in den verschiedenen Handschriften verschieden angegeben. Die besten geben den 24. August an. Ruggiero sagt freilich, dass die aufgefundenen Früchte, die Kastanien, Oliven, Granaten und Pfirsichkerne sowie die Stellung vieler Weinkrüge auf den 24. November schliessen lassen. Nachdem die Nacht vorher ein heftiges Erdbeben stattfand, sah man Mittags 1 Uhr über dem Vesuv eine Wolke, die einer Pinie glich. In der Nacht nahmen die Erscheinungen zu. Gegen Morgen verliess der ältere Plinius das Haus und floh nach dem Strande wo er von Schwefeldünsten erstickt bald niedersank und starb. Zwei Tage später fand man den Leichnam. Der Ausbruch hatte also wohl aufgehört. Dass derselbe rasch erfolgte, dafür spricht auch die grosse Zahl der Verschütteten. Man kann annehmen, dass 1100 Menschen dabei den Tod gefunden. Bis jetzt sind etwa 450 menschliche Skelette gefunden, das ausgegrabene Gebiet ist aber wenig mehr als $^2/_5$ der Stadt. Auch sind etwa 100 Thierskelete gefunden. R. Schoener[1]) hat folgende Berechnung angestellt. Am Eingang der Stabianer Bäder fand man 3 Skelete mit einem Goldgehänge, 2 Kupfermünzen, 2 thönernen Lampen, einem Oelgefäss und einem Henkelkrug. Sie kamen, wie es scheint, aus dem Bade und lagen 80 cm über dem Boden. Der Ausbruch war um die Badezeit, d. h. um Mittag eingetreten. Wenn diese Personen 8 bis 10 Minuten zum Ankleiden nöthig hatten, dann fielen in jeder Minute 8—10 cm, in einer Stunde also 8 m Auswurfsmassen. J. Overbeck sagt, die 7 bis 8 m dicke Schicht, welche Pompeji begrub, gehört wesentlich einer Eruption an, die durch die weisse oder weissgraue Farbe der Rapilli sich von allen späteren unterscheidet, die schwarzgrau sind. Auf dem Pflaster der Strassen liegen $3^1/_2$ m hoch Rapilli und Bimssteinbrocken von der Grösse einer Erbse, bis zu

1) Kölnische Zeitung 11. Sept. 1882.

Digitized by Google

6 auch 9 cm Durchmesser, einzelne Stücke haben 30 cm und mehr. Ueber den Rapilli liegt eine 2 bis 3 m dicke, feste, mit Puzzolanstaub vermischte Aschenschicht, welche mit gewaltigen Wassermassen zusammenfiel und sich in einem breiartig flüssigen Zustande ausbreitete und in die obere Rapillischicht eingesickert ist. In dieser Aschenschicht und von ihr abgeformt finden sich die Leichen. Das Wasser hat die Rapilli an Orte fortgeschwemmt, wohin der Berg sie nicht werfen konnte. Ich hatte im März 1883 Herrn Geh.-Rath Professor vom Rath vor seiner Reise nach Italien gebeten, seine Aufmerksamkeit den geschichteten Auswurfsmassen Pompejis zuzuwenden. Er schrieb mir unter dem 24. Mai 1883: „Ihr Hinweis war mir Veranlassung genug, um nochmals die verschüttete Stadt zu besuchen und diesmal ausschliesslich die natürlichen Verhältnisse der Ueberschüttung möglichst genau zu beobachten. Ich liess mich vom Thore durch die Via marina über das Foro civile, dann sogleich rechts d. h. gegen Süd zur Grenze der Ausgrabungen und der Stadt führen, wo in einem deutlich geöffneten Profil die natürliche Schichtenlage vom alten Planum der Stadt bis hinauf zur jetzigen Oberfläche genau beobachtet werden konnte. Eine spätere künstliche Aufschüttung oder Abtragung hatte hier durchaus nicht stattgefunden. Meine Wahrnehmung ergab: Zu unterst, unmittelbar auf dem Pflaster, also dem alten Planum ruht eine im Mittel 3 m dicke, doch an einzelnen Stellen bis auf 1 m schwindende und wiederum bis auf 4 m steigende Bimssteinschicht. Die Grösse der Bimssteinstückchen schwankt zwischen 1 und 5 cm, selbst einzelne faustgrosse Stücke kommen vor. In dieser Bimssteinschicht finden sich auch nicht wenige Rapilli, d. h. dunkle Lava- und Schlackenstückchen, welche aus Leucitophyr bestehen, dem herrschenden Gestein des Vesuv, sowie ferner ziemlich zahlreiche Fragmente eines dichten weissen Kalksteins. Diese Kalkstückchen sind für die Bimssteinschicht von Pompeji besonders charakteristisch, während die vorhistorischen Eruptionen, deren Auswurfsmassen den trachitischen Tuff der unteren Hälfte vom Vesuv und Somma bildeten, reich an krystallreichen Kalkblöcken sind, liefern die neueren Eruptionen keinen Kalkstein mehr. Ueber der Hauptbimssteinschicht folgt eine circa 4 cm mächtige Lage von sogenannter Asche, d. h. sehr schwach verbundenem feinem vulkanischen Sande, dann eine 2 bis 3 cm dicke Schicht von kleinen, losen Schlacken, darüber wieder Asche, 1 bis 3 m mächtig. Einzelne Bimssteinstücke fehlen dieser Aschenschicht nicht. Diese Lagerung, unten Bimsstein, oben Asche, ist in der Umgebung Pompejis durchaus konstant. Auf einer Wanderung

Digitized by Google

von Castellamare über den kleinen Monte St. Angelo (c. 1000 m hoch) überzeugte ich mich von der ausserordentlichen Verbreitung der Bimssteinschicht, welche, freilich mit abnehmender Mächtigkeit, bis zu den hohen Kämmen des genannten Gebirges hinaufreicht. Die mächtige Aschenschicht, welche in Pompeji die Bimssteine bedeckt, scheint indess eine geringere Ausbreitung zu besitzen; ich fand sie nicht an den höheren Gehängen des Monte St. Angelo. Angesichts der bis 8 m mächtigen Aufschüttung vulkanischer Massen bei Pompeji muss man allerdings glauben, dass hier die Produkte mehrerer, wenn auch sich bald folgender Ausbrüche vorliegen. Der Bimssteinausbruch ist besonders charakteristisch für jene Eruption, welche Pompeji zerstörte, er hat sich in ähnlicher Weise nie wiederholt. Nichts destoweniger sollen einzelne spärliche Bimssteinstücke auch bei späteren Eruptionen z. B. bei derjenigen von 1872 vorgekommen sein.“ In einer späteren Mittheilung vom April dieses Jahres bemerkte Professor vom Rath, dass er glaube, die gewaltige Höhe der Bimssteinschicht, welche Pompeji begrub, sei dadurch bedingt worden, dass der Wind die Bimsstein- und Aschenmassen über einen nur schmalen Landstreifen hinwehte. Man sieht deutlich, dass eine schmale, langgestreckte Terrasse, aus jenen Eruptionsstoffen bestehend, sich vom Fusse des Vesuv in radialer Richtung gegen Pompeji hinzieht. Nach Plinius des Jüngeren Bericht[1]) begann der Ausbruch des Vesuv am 24. August Nachmittags 1 Uhr. Am 3. Tage von dem Tage des Ausbruchs an gerechnet, wurde es wieder hell. Nach dem Briefe 20 scheint der Stein- und Aschenregen, der die Sonne verfinsterte, nur 2 Tage mit Unterbrechungen gedauert zu haben. Auch der Steinregen in Latium, von dem Livius berichtet, währte 2 Tage; der gewaltige Bimssteinauswurf des Krakatoa dauerte 3 Tage, und warum sollte der von Neuwied länger gedauert haben? In Pompeji selbst kann man nachweisen, dass die mit dem Ausbruch unzweifelhaft gleichzeitigen oder ihm folgenden Regengüsse den Bimsstein auch zusammengeflötzt und in Keller geführt haben, die bis zur Decke damit angefüllt sind. Dass im Rheinthal zwischen den Tuff- und Bimssteinlagern sich keine Spur einer Humusschicht findet, ist ein Beweis, dass es während der Ablagerung keine Zwischenzeiten gab, in denen sich eine Vegetation entwickeln konnte, dass vielmehr die Eruptionen rasch nach einander geschehen sind. Da diese Gegend, wie die Andernacher Funde beweisen, schon

1) Epist. VI, 16 und 20.

Digitized by Google

vor dem Eintritt dieses Ereignisses von Menschen bewohnt war, so muss dasselbe Schrecken und Verderben über dieselben gebracht haben. Wenn jetzt unter dem Bimsstein sich Spuren des Menschen gefunden haben, so können sie auch einmal unter einem Lavastrom entdeckt werden. Man weiss, dass diese ein verschiedenes Alter haben, je nachdem sie in einem noch wenig, oder in einem tief ausgeschnittenen Thale hinabflossen. Jene werden, wie von Dechen[1]) lehrte, die älteren Lavaergüsse sein, aus einer Zeit, in der die Thalbildung durch Auswaschung noch nicht weit fortgeschritten war. Diese werden die jüngeren sein; als den jüngsten bezeichnet von Dechen jenen, über welchen bei der Rauschermühle die Nette fliesst, weil er auf der heutigen Sohle des Flusses sich fortgewälzt hat. Zwischen dem Lavastrom, auf dem der Mensch seine Speiseabfälle hinterlassen hat und dem Bimssteinauswurf, der sie bedeckt hat, scheint, wie die Beschaffenheit der Knochen und das Fehlen des Bimssteins in den Spalten der Lava lehrt, eine längere Zwischenzeit vergangen zu sein. Doch muss die Ansiedelung dem Ausbruche der Lava bald gefolgt sein, weil die Speiseabfälle in die leeren Risse und Spalten der Lava gefallen sind, ehe die Verwitterung diese mit thonigem Lehm ausgefüllt hatte. Die Möglichkeit einer Entdeckung, wie sie in diesem Falle gemacht worden ist, wurde von den besten Kennern der vulkanischen Bildung in dieser Gegend schon früher zugegeben. Herr von Oynhausen sagt, der letzte Ausbruch der Laacher Vulkane hätte selbst in historischer Zeit sich zutragen können, wenn für die Rheingegend dieselbe weiter als bis zu den Römern zurückgriffe. Stets hat man die Rheinischen Vulkane denen der Auvergne verglichen. Hier wurde aber ein menschliches Stirnbein von niederer Bildung in der Lava gefunden und von Sauvage beschrieben und abgebildet[2]). K. C. von Leonhard hatte behauptet: „Die vulkanische Wirksamkeit in der Auvergne wie in der Eifel gehört vorgeschichtlichen Zeiten an. Alle Beweise, dass jene Landstriche bewohnt gewesen, als manche Ausbrüche der nun längst erloschenen Vulkane stattgefunden, Bruchstücke von Thongeräthen fremder Form, mit Schlackenmasse zusammengeschmolzene Töpfe zwischen Asche und Lapilli begraben, Holzstücke mit Spuren roher Bearbeitung, Axthiebe u. s. w. beruhen auf Missgriffen und auf Täu-

1) Geognost. Führer zu dem Laacher See u. s. w., Bonn 1864, S. 564.
2) Revue d'Anthropologie, Paris 1872, 2.

Digitized by Google

schungen.“ Auch von Dechen[1]) führt den zweifelhaften Werth der von Steininger angegebenen Funde von Kunstgegenständen unter dem Tuffe von Uelmen mit Recht an, da ihre Lagerung nicht hinlänglich sicher gestellt ist. Steininger selbst hatte gesagt, dass seine Angaben nur dazu dienen sollten, die Aufmerksamkeit der Beobachter auf alle Umstände zu lenken, welche über das Alter der neuesten vulkanischen Bildungen am Rhein einigen Aufschluss zu geben versprechen. Dagegen fragte Scrope[2]), nachdem er die Lavabrüche von Niedermendig beschrieben, ob vielleicht hier die von Tacitus erwähnte Eruption zu suchen sei. Auch einige Lavaströme der Eifel findet der vielgereiste Forscher so frisch aussehend, als seien sie vor 2000 Jahren geflossen. Er sagt, wie selten werden Nachrichten der Art aus entfernten Gegenden nach Rom gelangt sein, nur von einem ungewöhnlichen Ereignisse wird dies wegen der schrecklichen Folgen der Fall gewesen sein. Der Fund von Andernach hat dieser Ungewissheit, ob Kunstgeräthe je unter den jüngsten vulkanischen Gebilden gefunden worden seien, in Bezug auf den Bimsstein ein Ende gemacht.

Unter dem Bimsstein findet sich über der Lava, in nächster Berührung mit ihr, Thon oder Lehm gelagert. Dieser Thon, der auch die Spalten der Lava ausfüllt, ist meist knetbar, wie plastischer Thon, und hat mit dem in der Gegend weit verbreiteten Löss keine Aehnlichkeit. Nur dieser braust mit Säuren auf wegen des grossen Gehaltes an kohlensaurem Kalk. Es kommen in ihm die bekannten Kalkkonkretionen und die ihn bezeichnenden Schalen kleiner Schnecken, sowie die Reste quaternärner Thiere vor. Der Lehm liegt fast überall unter der Lava, in ihm sind zu Safftig unter der durchbohrten Lavaschicht Pferdezähne gefunden worden. Man findet nichts von diesen Dingen nach dem Wegheben des Bimssteins, der an der Fundstelle 8 Fuss hoch, an anderen 15 bis 20 Fuss hoch liegt. Auch liegt plastischer Thon, aber nicht Löss zwischen den Lavablöcken, die an der Fundstelle den tiefer liegenden dichten Lavastrom bedecken. Unter dem Bimsstein liegt an Stellen, wo ein Lavastrom nicht vorhanden ist, der mit dem Löss verwandte, angeschwemmte Lehm des Rheinthals, so dass das Feld wieder beackert wird, wenn man den Bimsstien gewon-

1) Geognost. Beschreibung der Vulkane der Vordereifel, Verh. d. naturhist. Ver. XVIII, Bonn 1861, S. 139 und Geognost. Beschreibung des Laacher Sees u. seiner vulk. Umgeb., Verh. XX, Bonn 1873 S. 642.

2) Ueber Vulkane, deutsch von G. A. von Kloeden, Leipzig 1872.

Digitized by Google

nen hat. In diesem Lehm fand sich in einer Grube gegenüber Neuwied ein Oberarm des Rhinozeros. Wie an jener Stelle des Bimssteinfeldes von Schumacher Lavablöcke 6 bis 8′ höher lagen als die Lava zu beiden Seiten des Feldes, so dass man, um das Pflügen möglich zu machen, sie zerschlagen und wegschaffen musste, bei welcher Gelegenheit die Arbeiter zwischen den Blöcken der Lava die zerschlagenen Thierknochen fanden, so ragen auch unterhalb Andernach bei der Hackenmühle des Herrn Klee, oberhalb welcher der von einem Lavastrom verschüttete Kendelsbach jetzt entspringt, Lavablöcke über die Oberfläche des Bodens 3 bis 4 Meter hoch empor. Von dieser Stelle sagt von Dechen[1]): „In der Nähe der Bezirks-Irrenanstalt St. Thomas entspringt unter der Bimssteinbedeckung eine sehr starke Quelle, die auf ein darunter liegendes Thonlager hinweist. Lavablöcke zeigen auf das Ende eines Lavastroms, der dieses Thonlager bedeckt". Diese Stelle liegt über der Höhe des alten Rheinufers und es lässt sich denken, dass der von Eich durch eine alte Thalsenkung nach dem Rhein bei Andernach herabfliessende Lavastrom, durch die Abkühlung und das Erstarren der feuerflüssigen Lavamasse im Flusse eine Stauung erlitt, in Folge deren er emporstieg. Die Breite des Lavastroms, der durch eine Bodenerhebung sich bemerklich macht, beträgt an der Fundstelle etwa 220 Schritte. Derselbe scheint sich, ehe er den Fluss erreichte, in zwei Arme getheilt zu haben. Zu beiden Seiten des Kendelbaches fehlt der Bimsstein. Nach von Dechen[2]) steht bei Fornich am Rhein der Lavastrom in einer Breite von 140 Ruthen und 20 Fuss hoch entblösst, die Lavapfeiler scheinen auf Rheingerölle zu ruhen und man darf schliessen, dass das Rheinbett sich seitdem um 50 bis 60 Fuss vertieft hat.

Nachdem mir die erste Nachricht von dem Funde zugegangen war, wurden die Untersuchungen, für welche die Kosten bald von der Commission für die Rheinischen Provinzial-Museen übernommen wurden, mit kurzen Unterbrechungen bis Anfang August fortgesetzt. Es wurde jedesmal genau festgestellt, dass über der Stelle, wo die zerschlagenen Knochen und Steingeräthe sich fanden, die Bimssteinschichten mit dem harten Britzband ungestört lagen. Dies war um so nöthiger, als an einigen oberhalb dieser Funde gelegenen Stellen desselben Feldes fränkische Gräber schon vor mehreren Jahren gefunden wurden, deren

1) Erläuterungen zur geol. Karte der Rheinprov. und der Prov. Westph. II, Bonn 1884, S. 582.

2) Geognost. Beschreib. des Laacher See's, S. 460.

Digitized by Google

Todte in den Bimsstein selbst gebettet waren. Hier waren ganz deutlich die oberen Bimssteinschichten durchgraben. Herr Matthias Schumacher berichtete mir zwar im November 1884, dass er unterhalb der vorjährigen Fundstelle auf dem Martinsberg beim Ausschachten eines Eiskellers, wo schon vorher ein tiefes Loch neben seiner Sandsteinfabrik sich fand und die schräg abfallenden Bimssteinschichten entblösst zeigte, Feuersteine und Knochen unter dem Bimsstein etwa $^1/_2$ Fuss tief im Lehm gefunden habe. Ich liess hierauf im Dezember desselben Jahres mehrere Tage dort weiter graben, es wurde indessen nichts gefunden. Auch hatten mehrere Versuche, südlich von der ersten Fundstelle, in der geraden Fortsetzung derselben eine weitere Ausdehnung der Ansiedelung zu entdecken, kein Ergebniss. In etwa 15' Entfernung unterhalb der Fundstelle wurde in einer Lavaspalte in $3^1/_2$' Tiefe ein Nest kleiner, meist zerbrochener, weisser Samenhüllen gefunden, die Professor Körnicke einem Lithospermum zuschrieb. Sie werden wohl einem Wintervorrath der Feldmaus angehört haben.

Der erhobenen Lage des alten Lavastromes entsprechend, der hier am Rheinufer sein Ende fand und sich in seiner ganzen Länge bis zum Nastkopf bei Eich als eine Bodenerhebung erkennen lässt, muss auf trockenem Boden nahe dem Flusse und über der sumpfigen Rheinebene hier eine geeignete Stelle für eine menschliche Ansiedelung gewesen sein, wie die zerschlagenen Thierknochen, die nur als Speisereste zu deuten sind, die Angelhaken, Taf. I, 2, 3, 4 und die rundlichen Wacken und Reibsteine, Taf. III, 4 bis 6, sowie die Tausende von Steinmessern, Taf. II, 1 bis 12, beweisen. Dass der thonreiche Lehm, welcher die Lavablöcke bedeckt und sich zwischen ihnen findet, nur das Verwitterungsprodukt der Lava selbst ist, sieht man ganz deutlich an dem allmähligen Uebergang der Lava in den Thon. Es ist dies eine Beobachtung, die schon das blose Auge an den sich ablösenden Schalen der Lavablöcke macht, deren Rinde erweicht ist, während das Innere noch hart ist. Es ist eine solche Auflösung fester Gesteine auch aus anderen Beispielen bekannt. Das Plateau des Petersberges im Siebengebirge ist von einer fruchtbaren Ackererde bedeckt, die nur aus dem verwitterten Feldspath-Basalt des Berggipfels entstanden ist. Man findet in derselben Stückchen blauschwarzen Basaltes, die sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. Ich habe durch eine chemische Analyse, die der jetzt verstorbene Herr Theodor Wachendorff zu machen die Güte hatte, feststellen lassen, dass der thonige Lehm, in welchem diese vorgeschichtlichen Dinge liegen, nur die verwitterte Nephelin-Lava des

Digitized by Google

aus der Gegend des Nastkopfes herabgeflossenen Stromes ist. Nach der Bestimmung des Herrn Prof. von Lasaulx besteht dieser, wie die Ströme von Niedermendig und Mayen, aus Nephelinlava.

Die Zusammensetzung der Nephelinlava von Niedermendig ist nach G. Bischof[1]) die folgende:

		O	
Si	47.48	25.82	
Al	21.26	9.93	
Fe	12.39	2.75	7.74
Ca	8.54	2.44	
Mg	3.16	1.26	
K	2.39	0.41	
Na	3.42	0.88	
	88.64		
Glühverlust	0.35		
Sauerstoffquotient	0.698		

Die mir am 26. Juli 1883 mitgetheilte Analyse des Herrn Wachendorff ergab:

	durch conc. Schwefelsäure zersetzbar:	nicht zersetzbar durch Säuren:	im Ganzen:
Kieselsäure	10,65	54,58	65,23
Thonerde	17,39	8,02	19,02
Eisenoxyd			6,39
Kalk	1,67	1,80	3,47
Magnesia	1,18	1,17	2,35
Kali	—	—	2,48
Natron	—	—	1,13
Mangan und Titansäure in kleinsten Mengen			100,07

Titan zum Theil wenigstens als Titaneisen.

Zunächst zeigt sich, wie Herr Wachendorff bemerkt, dass in der verwitterten Lava die basischen Substanzen Fe, Ca, Mg und Na zum Theil ausgelaugt sind, während der K-gehalt gleich geblieben ist. Die Al hat sich auch etwas verändert, das Eisen ist als Oxydhydrat vorhanden, wie der Glühverlust 5.40% zeigt. Dagegen musste der procentuale Gehalt der Kieselsäure wesentlich zunehmen, von 47.48 auf 65.23!

1) von Dechen, Geognost. Führer zum Laacher See, Bonn 1864, 115.

Digitized by Google

Vom Löss unterscheidet sich der Thon als zersetzte Basaltlava ganz bestimmt durch den Mangel von kohlensaurer Kalkerde und Magnesia, die im Löss bis zu 25% vorhanden ist. Daher ist der Ursprung des Thones aus der Lava als sicher erwiesen anzusehen, zumal der Thon noch Brocken der Lava in allen Stadien der Zersetzung enthält. Wie Zirkel u. A. gezeigt haben, enthält die rheinische Basaltlava in grosser Menge mikroskopische Körner von Leucit, bestehend aus K̈ 21.5, Äl 43.4 und S̈i 55.1, wesshalb der K-gehalt des Thones und die in Säuren lösliche S̈i 10.65%, wesentlich auf das Vorhandensein noch unzersetzter Leucit-Körner zu setzen sind."

Die aufgefundenen zerschlagenen Thierknochen sind, wie die alten Bruchränder zeigen, im frischen Zustande zur Gewinnung des Markes gespalten. Sie sind ausserordentlich mürbe und zerbrechlich, neue bei der Auffindung entstandene Bruchflächen sind von den alten leicht zu unterscheiden. Manche Röhrenknochen, die im Innern eine knöcherne Scheidewand haben, sind quer gegen diese Wand gespalten, vgl. Taf. III, 8 was charakteristisch für die vom Menschen gespaltenen Knochen ist, weil auf diese Weise mit einem Schlage zwei Markkanäle geöffnet wurden. Eine auffallende Erscheinung, die ich zu Anfang mir nicht erklären konnte, war, dass an manchen Stellen der auf einer Länge von 15 Metern etwa gemachten Grabungen sowohl Knochen als Feuersteinmesser mehr oder weniger röthlich gefärbt waren, während dies die Farbe des Erdreichs nicht ist. Bald fanden sich verschiedene Stücke Röthel, vgl. Taf. III, 2 und 3, zwischen den andern Gegenständen, die in dem feuchten Boden Farbstoff an die letzteren abgegeben hatten. Das erste dieser Stücke hat in der Mitte einen Einschnitt, der durch ein scharf ritzendes Werkzeug hervorgebracht ist. Da die Auffindung von rothem Farbstoff in belgischen und westfälischen Höhlen bei menschlichen Geräthen wiederholt gemacht ist[1]), auch bei den kürzlich entdeckten Menschenresten in der Höhle von Spy in Belgien wieder beobachtet wurde, kann kein Zweifel darüber sein, dass der Mensch schon in dieser entlegenen Zeit sich geschminkt oder seine Geräthe gefärbt hat. Auch bei den jetzt lebenden Wilden malen sich die Männer um schreckhafter auszusehen, die Frauen um schöner und jünger zu erscheinen. Dass die Frauen sich schon damals geschminkt haben, wie es viele noch heute thun, zeigt, wie alt die Eitelkeit ist.

1) W. Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen, Berlin 1888. Vgl. dieses Jahrbuch, S. 116.

Digitized by Google

Der erste, mir an der Fundstelle gezeigte Feuerstein war von fraglicher Form, aber seine Lage bei den Knochen war Grund genug, ihn für künstlich zu halten. Die spätere Untersuchung förderte Steingeräthe in zahlloser Menge zu Tage, Messer, Taf. II, 2 bis 12, Schaber 1, 13 bis 19, Bohrer 20 bis 28, auch die Steinkerne 13 und 14, von denen sie abgeschlagen waren. Professor von Lasaulx hat indessen das Mineral, aus dem diese Werkzeuge gefertigt sind, nicht als Kreide-Feuerstein, sondern als tertiären Quarzit bestimmt. Auch fanden sich Schieferplatten und weit hergeführte Kalkplatten, die man für Steintische halten muss. Zuweilen waren zerschlagene Thierknochen mit Kalksinter noch auf denselben festgeheftet, Taf. III, 7, und daneben oder darauf lag die Wacke Taf. III, 6, die für die menschliche Faust passt und den Knochen zerschlagen hatte. Gegen die Ansicht, dass die Menschen, welche hier Speisereste hinterliessen, als das schreckensvolle Ereigniss eintrat, plötzlich ihren Wohnsitz verlassen und auf der Flucht Rettung gesucht haben, spricht nur der Umstand, dass bei den Speiseabfällen jede Spur eines Thongefässes fehlt, dass im Bimsstein selbst aber ein Topf aus gebranntem Thon gefunden worden ist.

Dass man an Ort und Stelle die Steinmesser fertigte, beweisen die zahlreichen Steinkerne, Taf. II, 13 und 14, die indessen roher bearbeitet sind wie jene, die man in Westfalen findet. Die meisten Steinmesser sind zerbrochen; wenn auch einige erst bei der Auffindung entzwei brachen, so liegen andere doch so im Boden und sind vielleicht desshalb bei Seite geworfen worden. Die Form ist bei vielen eine ganz übereinstimmende. Das stumpfere Ende ist auf der einen Seite durch kleine Retouchen abgerundet. Eigenthümlich und einzig in seiner Art ist ein Kratzer von 20 cm Länge, Taf. II, 1, mit 3 cm breitem Rücken und bogenförmiger Schneide, ganz verschieden von den mandelförmigen Keilen von St. Acheul und Chelles. Dass der Mensch sich die Messer am Orte selbst gemacht hat, kann man auch aus dem Umstande erkennen, dass immer, wenn ein Messer von einer besonderen Art des Gesteines, z. B. von dem durchsichtigen, dem Chalcedon ähnlichen Quarzit sich fand, bald mehrere andere derselben Art in der nächsten Umgebung vorkamen, als seien sie von demselben Kerne geschlagen und als hätte der Mann, der sie fertigte, an dieser Stelle bei der Arbeit gesessen. So hat man an einigen Stellen in den Umständen der Auffindung den Beweis für die Herstellung der Steingeräthe am Orte selbst finden können. Es werden indessen nicht nur der Abfall bei der Herstellung der Geräthe und die beim Gebrauch zerbrochenen Messer in

Digitized by Google

die Spalten der Lava gelangt sein, auch die ursprünglich auf der Lava liegen gebliebenen Werkzeuge werden mit der Zeit in die Spalten der Lava geflötzt und in ihre Verwitterungsprodukte eingeschlossen worden sein. Das schönste Schnitzwerk unter den bearbeiteten Knochen ist ein unteres Geweihstück vom Rennthier, welches zu einem Vogel geschnitzt ist und die Handhabe eines Steinmessers war, wie die Höhlung unten zeigt, Taf. I, 1. Es sind zwei Perlen der Krone des Geweihs benützt, um die Augen des Vogels darzustellen, dessen Schnabel an der Wurzel breit, gerade und spitz ist, die Federn des Kopfes sind wie zu einer Haube etwas aufgerichtet. Flügel und Schwanz sind mit Längsstrichen deutlich angedeutet. Ein zweites Stück desselben Thiergeweihs ist gefunden, welches wie eine angefangene Arbeit derselben Schnitzerei aussieht. Es ist stark verwittert, doch sieht man den Schnabel und das Auge angedeutet sowie die Striche, welche die Schwanzfedern darstellen sollen. Es finden sich auch mehrere Stücke eines blauen Dachschiefers, der 2 Stunden von dieser Stelle entfernt noch jetzt gebrochen wird. Diese Stücke sind oft zu kleinen Scheibchen abgerundet, eines ist durchbohrt, ein anderes hat unregelmässige Kritze, die wie von einem Kinde mit dem Feuerstein eingekratzt sind, Taf. I, 24. Dr. Eidam hat kürzlich auf solche Kritze, die in bairischen Hügelgräbern gefunden wurden, aufmerksam gemacht und dieselben abgebildet[1]).

Die Fauna, die sich aus den Thierresten ergiebt, gehört noch einer kalten Periode an, Reste des Rennthiers, Taf. I, 25 und III, 13 und 14, des Polarfuchses, Taf. III, 15, und des Schneehuhns, Taf. III, 17, bezeichnen die postglaciale Zeit. Die grösste Zahl der Knochen gehört dem Pferde, Equus caballus fossilis an, Taf. III, 10 bis 12, das ich indessen nicht mit dem lebenden Pferde für identisch halte, die beiden Emailschleifen in der Mitte der Krone sind grösser und mehr gewunden als beim lebenden Pferd, Taf. III, 11, und erinnern dadurch noch einigermaassen an das ältere Hipparion. Das Gebiss gleicht dem des von Woldrich als Equus Stenonis affinis bezeichneten Pferdes. Die Grösse der Zähne stimmt mit dem lebenden Pferd überein. Das Email ist wunderbar erhalten. Auch Nehring findet an den Oberkieferzähnen des Diluvialpferdes eine stärkere Kräuselung des Schmelz-

1) Ausgrabungen des Vereins von Alterthumsfreunden in Gunzenhausen, 43. Jahresbericht des histor. Vereins für Mittelfranken, Ansbach 1887, S. 12, Taf. IV.

Digitized by Google

bleches zumal an der Innenseite der Halbmonde. Er fand dieselbe auffallend beim Pferde von Westeregeln, aber weniger stark bei dem von Remagen. Er meint, die Kräuselung und die Form der Schmelzschlingen sei je nach der Abnutzung der Zähne sehr verschieden. Da kein ganzer Röhrenknochen erhalten ist, lässt sich über die Grösse dieser Pferderasse wenig sagen. Die Maasse, die man mit den von Nehring[1]) mitgetheilten Maassen des Diluvialpferdes von Remagen vergleichen kann, sind kleiner als diese, doch wird man in Andernach vorzugsweise die Reste junger Thiere erwarten können, was auch die Schneidezähne erkennen lassen. Der Incisivtheil des Oberkiefers hat eine grösste Breite von 70 mm, das grösste Hufbein ist 82 breit, solche von 60 mm gehören wohl Füllen an. Ein Strahlbein ist 51 mm lang und 13 dick. Ein Fesselbein ist 73 lang und oben 54 breit, ein Kronenbein 53 lang, 61 breit, ein Fersenbein ist 102 lang und hinten 49 hoch. Das untere Ende eines Radius ist 80 mm breit und 40 dick. Die Kaufläche eines Unterkiefers ist 157 mm lang. Diese Maasse deuten auf mittelgrosse starke Pferde. Nehring betrachtet das dickknochige nord- und mitteldeutsche Diluvialpferd als die Urrasse unserer heutigen schweren Pferde, da Asien bisher noch keine Fossilreste eines schweren Pferdes geliefert hat. Vom Pferde muss der Mensch jener Zeit vorzüglich gelebt haben, wie man es in Frankreich für die Periode von Solutré festgestellt hat. Noch in der germanischen Zeit, von der wir Nachricht haben, war das Pferd ein gewöhnliches Nahrungsmittel, das unsere Vorfahren auch der Gottheit opferten. Wir wissen, dass Bonifacius den Genuss des Pferdefleisches verbot, um damit die heidnischen Opferfeste zu verhindern. Es findet sich stets der abgeschlagene vordere Theil des Oberkiefers mit den Schneidezähnen, vgl. Taf. III, 10. Alle Pferdegebisse sind jünger als 9 Jahre, weil die Schneidezähne den innern Schmelzring noch haben. Es sind aufgeschlagene Knochen vom Pferde, zahlreiche Zähne und Stücke des Gebisses gefunden; die Hufe sind 7,4 bis 8,2 cm breit. Ich selbst hob die drei Phalangen eines Pferdefusses aus dem Lehm, die so zusammenlagen, wie sie, mit den Weichtheilen umgeben, an den Ort gelangten, Taf III, 12. Dieser Fund beweist, dass nicht die Knochen allein an die Fundstelle gelangt sind, sondern ein ganzer Pferdefuss weggeworfen wurde.

Vom Rennthier wurden grosse Stücke des Geweihs gefunden, Taf. I, 25, und viele Zähne, alle bearbeiteten Geräthe, wie Angelhacken,

1) Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen, Berlin 1884.

Digitized by Google

Pfriemen, Falzbeine, mit schräger Fläche rundlich zugeschliffene Werkzeuge, zwei geschnitzte Messergriffe, Taf. I, 1 bis 4, 6 bis 20, sind aus Rennthierhorn gefertigt. Zwei 3,3 cm lange Nadeln, Taf. I, 21 und 22, scheinen aus Knochen. Andere aufgeschlagene Röhrenknochen rühren, wie die Gelenkenden zeigen, von Bos her. Auch sind Geweihstücke vom Edelhirsch, Cervus elaphus vorhanden, der hier also zugleich mit dem Rennthier lebte, wie heute Hirsch und Reh in derselben Waldung, wenn auch in besondern Revieren und gewöhnlich in verschiedenen Höhen des Gebirges, so im Taunus, sich behaupten. Zahlreich sind die Reste von Canis vulpes lagopus, dem Eisfuchs, von dem alle Knochen etwas kleiner und feiner gebildet sind als die des lebenden Fuchses. Ein halber Unterkiefer, Taf. III, 15, stimmt genau mit der von Woldrich[1]) gegebenen Abbildung. Von Canis lupus und von Lepus timidus oder variabilis wie von Sciurus vulgaris sind nur wenig Ueberreste vorhanden. Das Schwein fehlt. Sehr häufig sind die von Arvicola amphibius oder Hypudaeus und die von Mus musculus. Die vortreffliche Erhaltung der feinsten Knöchelchen dieser Thiere lässt vermuthen, dass dieselben, die sich Gänge in die Erde graben, später zu dem alten Knochenlager gelangt sind, doch lassen sich Nagespuren an den Speiseabfällen nicht nachweisen. Zahlreich sind kleinere und grössere Knochen von Vögeln, da aber meist die Gelenkenden fehlen und die Bruchstücke kurz sind, so ist die Bestimmung schwierig. Vom Schneehuhn sind indessen Humerus, Ulna, Metatarsi mehrfach gefunden. Einige Vogelknochen sind einem Reiher, Ardea cinerea, zuzuschreiben. Eine Ulna vielleicht vom Schwan.

Das grösste Raubthier jener Zeit war der Luchs, Felis Lynx, von dem ein Unterkiefer, Taf. III, 16, von 97 mm Länge gefunden wurde. Er ist durch seine Grösse und den Reisszahn von dem der wilden Katze verschieden. Blasius[2]) sagt: „beim Luchs ist der Reisszahn im Unterkiefer dreispitzig, die beiden vorderen Spitzen sind durch eine tiefe Einbucht von der Mitte des Zahnes getrennt; die letzte ganz niedrige Spitze ist durch eine schwache Einbucht im Hinterrande der hohen Mittelspitze abgetrennt.“ Ein Rest dieses kleinen Höckers ist bei unserer Katze an der Innenseite des Zahnes noch angedeutet, bei der Wildkatze ist er deutlicher. Auch die Hyäne hat diesen Absatz des 3. Backzahns. Der europäische Luchs wird nach Brehm 3 bis 4 Fuss

1) Diluviale Fauna bei Winterberg im Böhmerwald II, Wien 1881, Taf. I, 15.

2) Fauna der Wirbelthiere Deutschlands u. d. angr. Länder von Mitteleuropa, Braunschweig 1857, S. 173.

Digitized by Google

lang. Im Thüringer Walde wurden in den Jahren 1773 bis 1796 noch 5 Stück geschossen, in Würtemberg 1846 der letzte erlegt. In der Schweiz ist er häufiger als die Wildkatze, es werden 2 bis 3 im Jahre geschossen. In Schweden und Norwegen werden jährlich über 20 getödtet, in Russland noch viel mehr. Er beisst seiner Beute, dem Hirsche und Rennthier, selbst dem Elen die Schlagader des Halses auf. Für die kurze Zeit der Grabung an der Fundstelle hat sich eine reiche Fauna ergeben. Nach der Häufigkeit des Vorkommens bilden die Thiere folgende Reihe:

Equus caballus fossilis
Cervus tarandus
Bos primigenius
Vulpes lagopus
Cervus elaphus
Arvicola amphibius
Mustela vulgaris
Mus musculus
Lagopus albus
Canis lupus
Lepus variabilis
Felis Lynx
Sciurus vulgaris
Talpa europaea
Strix (brachyotus?)
Anas (boschas?)
Grus cinerea oder Cygnus musicus?
Tetrao Bonasia.

Man hat mich oft gefragt, ob sich denn unter den Knochenresten der Andernacher Ansiedelung nichts vom Menschen gefunden habe. Ich habe zögernd geantwortet: zwei Schneidezähne eines kleinen Kindes und einige Rippenstücke, Taf. III, 18 bis 20, die nach allen angestellten Vergleichen dem Menschen angehören. Es sind im Ganzen 7 menschliche Rippenstücke gefunden, davon ist eines an beiden Enden, Taf. I, 11, das andere nur an einem Ende rundlich zugeschliffen. Es müssen menschliche Rippenstücke unter Speiseabfällen zu einer Vermuthung führen, die ich nicht aussprechen will. Dass sie von Begrabenen herrühren sollen, deren Gebeine auf irgend eine Weise hierher gelangt sind, ist nicht wohl anzunehmen. Die neben den Knochen und Geräthen gefundenen Schieferplatten,

Digitized by Google

Wacken und Reibsteine sind dem Boden, wo sie lagen, gänzlich fremd, auch die Stücke eines rothen, leicht abfärbenden Thoneisensteins wurden häufig gefunden und können nur vom Menschen dahin gebracht worden sein. Ein faustgrosser Stein, Taf. III, 5, der ein Quarzit zu sein scheint, hat eine natürliche Form mit glatter Unterfläche, so dass man nicht zweifeln kann, er habe zum Zerreiben von Körnerfrüchten gedient oder auch vielleicht zum Mahlen von Farbe. Sowohl die Form der paläolithischen Steingeräthe als die bearbeiteten und geschnitzten Knochen, das Fehlen der Töpferei und die Reste des Rennthiers stellen unsern Fund an die Seite der berühmten Station von La Madeleine in der Dordogne, die eine so grosse Zahl von Knochenschnitzereien und eingeritzten Zeichnungen geliefert hat. Auch hier fand sich ein durchbohrter Zahn, der als Amulet oder als Schmuck getragen wurde, Taf. I, 5, es ist der Eckzahn vom Oberkiefer des Pferdes, der, weil er eine noch offene Wurzel hat, noch nicht durchgebrochen war. Die Angelhacken aus Knochen, die zum Fischfang gedient haben, sind genau in derselben Weise verziert wie die von jener Station; zwei knöcherne Nähnadeln sind ebenso gross und von gleicher Gestalt wie die, welche Lartet in den Grotten der Dordogne fand und Mortillet[1]) abgebildet hat. Eine einzige beweist schon, dass der Mensch jener Zeit bekleidet war.

Es fanden sich auch mehrere Stücke von Vogelknochen, die regelmässig neben einander stehende Höckerchen zeigen, die ich zuerst für künstliche hielt. Es ist in der Grotte von Lourdes ein von A. Milne-Edwards[2]) abgebildetes Werkzeug aus Hirschhorn gefunden worden, welches mit einer Reihe vorspringender Höckerchen verziert ist, die als eine Nachahmung der Natur betrachtet werden müssen. Es sind nämlich die Ellenbogenbeine der Vögel, die solche Höcker haben, an welche die starken Flugfedern mit ihrer Spuhle sich ansetzen. Ein hohler Vogelknochen dieser Art enthält wie ein Köcher zwar keine Nadel, aber einen feineren Vogelknochen, dessen zugeschliffene Spitze man vielleicht durch diesen Köcher hat schützen wollen, Taf. I, 23, a und b. Es waren beide Stücke durch Kalksinter so fest verbunden, dass es mir erst später mit Mühe gelang, ohne das Ganze zu zerbrechen, sie von einander zu lösen. Es giebt auch Röhrenknochen von fossilen Thieren, die innen eine zweite Röhre enthalten, die durch Bildung von Kalksinter entstanden ist. Dies ist hier nicht der Fall.

1) Le Préhistorique, Paris 1883, S. 401, Fig. 43.

2) La période quaternaire dans la Grotte de Lourdes, Paris 1862.

Digitized by Google

Der Köcher ist bei a mit dem darin sitzenden feineren Knochen abgebildet, bei b sieht man diesen allein. Beide Knochen sind unten abgebrochen. Der Köcher scheint die Ulna eines Raubvogels, der feine Knochen der Radius einer Eule zu sein.

Wenn man sich alle Fundumstände vergegenwärtigt, so kann man noch weitere Folgerungen daran knüpfen. In die mit verwitterter Lava ausgefüllten Spalten zwischen den auf der Oberfläche des Lavastromes liegenden Blöcken konnten die Speisereste bis zu einer Tiefe von 3 Fuss nur so lange hinabfallen, als die Spalten noch offen waren. Die Menschen haben also auf dem Lavastrome gewohnt, als derselbe auf seiner gespaltenen Oberfläche noch nicht verwittert war. Da auch in horizontalen Spalten und unter einigen Lavablöcken sich die Knochen und Steingeräthe fanden, so wurden etwa 10 Blöcke weggesprengt, und darunter allerdings noch einzelne Gegenstände derselben Art gefunden. Der zusammenhängende Lavastrom wurde an der Fundstelle in 10 Fuss Tiefe noch nicht erreicht. In der Tiefe wurden die Funde viel seltener und die Lava fester. Beim Brunnenbau des auf demselben Felde 76 Schritte aufwärts von der Fundstelle liegenden Wiegand'schen Hauses wurde der ganze Strom durchgebrochen. Nach Aussage des Herrn Lehrers Wiegand, dessen Haus auf dem nördlichen Rande des Lavastromes liegt, traf man beim Kellerbau in etwa 10′ Tiefe auf die Lava, welche 17′ mächtig war, in den obern 12′ bildete sie aufrecht stehende Pfeiler, darunter lagen 5′ mächtig horizontalliegende Platten, darunter lag scharfer, grauschwarzer, vulkanischer Sand. Der Brunnen liegt vom Hause etwa 30′ nach Norden entfernt. Er ist 40′ tief. Bei seiner Anlage fanden sich nur zwei grosse Lavablöcke und gleich darunter, etwa in 15′ Tiefe beginnend ein etwa 6′ mächtiges Flussgeschiebe, welches wie Rheingerölle aussah. Darunter lag grauer Mauersand, dann folgte Lehm. An dieser Stelle hat der Lavastrom also sein seitliches Ende nach Norden, wie sich auch an einem Thaleinschnitt des Bodens erkennen lässt. Als vor einigen Monaten Herr Fr. X. Michels in Andernach, um Wasser für die städtische Wasserleitung zu gewinnen, an dem sogenannten Rennwege zwischen der Provinzial-Irrenanstalt und der Siebergsmühle, 200 Schritte von der Actienstrasse ein Bohrloch bis zu einer Tiefe von ca. 35 m treiben liess, wurden nach Angabe der Herrn Michels folgende Schichten durchbohrt:

3.80 m Bimsstein und Lehm

3.70 „ harte Lava, dies ist also hier die Höhe des Lavastromes.

Digitized by Google

3 m grau-blauer Lehm und vulkanischer Sand, alle $^1/_2$ m abwechselnd.
3 „ reiner sehr fetter Lehm.
1 „ fetter Lehm mit Grauwacke und Sandsteingeschieben vermengt.

Da von hier an Wasser eintrat, so ist anzunehmen, dass die Geschiebeschicht sich mit dem Lehm beim Einstossen des Gestänges vermischt hat. Unter der Geschiebeschicht ist nur Thon in den verschiedensten Farben aufgefunden worden, der zum Theil stark eisenhaltig war. Ob das erbohrte Wasser im Zusammenhange steht mit dem etwa 100 m südlich aus dem Lavafels entspringenden Quell bei der Hackenmühle war nicht festzustellen. Das Wasser stieg im Rohr nur bis zu ca. 8 m von der Oberfläche.

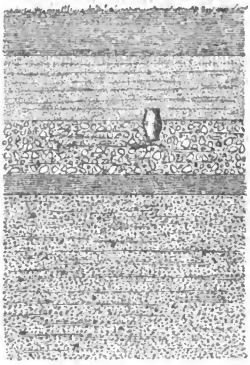
Herr Bauinspector Hellwig, jetzt in Münster, theilte mir mit, dass bei Bohrung eines Wirthschaftsbrunnens in der Provinzial-Irrenanstalt im J. 1874 das Bohrloch 106′ tief war und der tiefste Punkt in der Höhe des Rheinbettes lag. Ein Lavastrom fand sich nicht, sondern man stiess in 45′ Tiefe auf eine 60′ mächtige, bald blau, bald braun, bald schwarz gefärbte Thonschicht. Der Baugrund aller Gebäude der Anstalt ist Bimsstein mit Britzschichten. Beim Bau des Andernacher Bahnhofs fand man weder Bimsstein noch Lava, er liegt 67,601 m über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels.

In dem neu angelegten Steinbruche des Herrn Cabellen ist der Lavastrom in einer Mächtigkeit von 25 Fuss blosgelegt. Hier liegen unter $1^1/_2$ m Ackererde, die obern Bimssteinschichten in einer Mächtigkeit von 2,50 ziemlich horizontal, dann folgt das Britzband, 35 cm stark, dann die schwarz und weisse Schicht von Thonschieferstücken und Bimsstein, 11 cm breit, darunter liegen die untern Bimssteinschichten 2 m dick. Es folgt Lehm 2 m stark nnd feste Pfeilerlava, die bis zur Mächtigkeit von 4,30 m entblöst ist und durch einen mit Lehm gefüllten Querspalt von der Plattenlava getrennt zu sein scheint. Man muss annehmen, dass der Mensch auf der Lava seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ehe der Bimssteinauswurf stattfand und dass er hier seine Mahlzeiten hielt und seine Speiseabfälle in die Spalten des Bodens warf. Das, was in die Spalten fiel, hat sich lange durch die Trockenheit des porösen Gesteins erhalten können und wurde erst später in das Verwitterungsprodukt der Lava, den plastischen Thon eingeschlossen. Die Lava muss auch desshalb älter sein als der Bimssteinauswurf, weil die leicht beweglichen Bimssteinkörner nicht sogleich in die leeren Spalten eingedrungen sind, wie früher die Knochen und Steingeräthe. Die Spalten waren schon mit Lehm ausgefüllt, als der

Digitized by Google

Bimsstein ausgeworfen wurde und niederfiel. Nur an der höchsten Stelle des Lavastromes, wo die Spalten vom Regen ausgespült worden sein konnten, fand sich Bimsstein auch zwischen den Lavablöcken.

In derselben Zeit, Anfang Januar 1883, wurde ein merkwürdiger Fund $^1/_2$ Stunde rheinabwärts von Andernach, bei Weissenthurm gemacht, der fast unerklärlich dasteht. Etwa 7 Fuss unter der Oberfläche wurde unter den ungestörten Schichten von Tuff und Bimsstein der Topf von rohester Arbeit aufrecht stehend und wohlerhalten gefunden, welcher auf Taf. III, 1 abgebildet ist. Die Lage des Topfes im Bimsstein ist hier dargestellt.



Herr Verwalter Kirch und ein Arbeiter machten übereinstimmende Angaben über den Fund. Auf dem Boden desselben lag ein grünlicher Staub und dünne Fäden wie von Schimmel. Dass er leer war, während sich doch Bimssteinsand darüber befand, lässt sich nur so erklären, dass man annimmt, es habe über dem Topfe vielleicht ein Stück Schiefer oder Baumrinde als Deckel gelegen, der erst verwitterte, nachdem der Bimstein darüber fest geworden war. Die Staubtheile in dem Gefässe waren vielleicht der Rest eines grünlichen Schiefers, der auch in der Ansiedelung von Andernach in einzelnen Tafeln vorkam. Aus der

Digitized by Google

aufrechten Stellung des hier in der Bimssteingrube des Herrn Hubalek gefundenen Thongefässes kann man vielleicht den Schluss ziehen, dass ein Mensch mit einem Thongefässe in der Hand sich bei jenem vulkanischen Ereignisse geflüchtet hat, durch den Bimssteinauswurf aber verschüttet wurde und zu Grunde ging. Von diesem Menschen hat sich keine Spur erhalten, wohl aber dieses Thongefäss, das er in der Hand gehalten hat.

Dass ein solcher Vorgang möglich ist, schliesse ich aus einer Beobachtung, die ich vor 30 Jahren veröffentlicht habe[1]) und die beweist, dass es keine Erdschicht gibt, in der alle Knochenreste so schnell zerstört werden als der Bimsstein, welcher Luft und Wasser, die beiden wirksamsten Agentien zur Zerstörung organischer Substanzen, zumal wenn sie abwechselnd wirken, beständig durchlässt. In einer Grabstätte aus der Karolinger Zeit, die sich in derselben Gegend am Bubenheimer Berge, zwischen Andernach und Coblenz fand, war vom Skelet der Todten nichts mehr vorhanden als die härtesten Theile des Körpers, die Zähne, aber auch diese konnte man mit den Fingern zerdrücken. Die Knochen waren in einen Filz von Pflanzenwurzeln verwandelt, der ihre Form genau nachahmte, vgl. Taf. III, 9. Ich habe einige derselben damals dem Poppelsdorfer Museum übergeben und Nöggerath hat diese Veränderung als Metamorphose der Knochen beschrieben[2]). In Pompeji hat, wie wir wissen, der Tuff die bei der Verschüttung der Stadt umgekommenen Menschen fest umschlossen und bildet jetzt, da die organischen Theile verschwunden sind, Hohlräume, die nach dem Verfahren von Fiorelli mit Gyps ausgegossen werden, wodurch man ein deutliches Abbild der Menschen im Todeskampfe erhält, oder ihr Bild, mit den Kleidern flüchtig angezogen, in denen sie zu fliehen suchten oder den Schlüssel in der Hand, mit dem sie ihre Schätze retten wollten ehe sie erstickten. Nichts der Art ist beobachtet in dem für Luft und Wasser viel durchgängigeren und lockerer gelagerten Bimssteine des Neuwieder Beckens, der auch niemals Thierknochen aus jener Zeit enthielt. Wie viele Tausende von Menschen und Thieren mögen bei jenem Ereignisse hier umgekommen sein, aber ihre Spur ist verschwunden! Erst vor Kurzem wurde mir durch Herrn Klee in Andernach, den Besitzer mehrerer Bimssteinfelder, mitgetheilt, dass zuweilen allerdings Hohl-

1) Verhandl. des naturhist. Vereins, Bonn 1859, Sitzungsber. S. 64.

2) Westermanns' Illustrirte Monatshefte 1860, S. 516.

Digitized by Google

räume im Bimsstein vorkommen; einmal glich ein solcher einem Baumstamm mit zwei Aesten. Man wird bei Wiederauffindung solcher eine genaue und sorgfältige Untersuchung darüber anstellen, ob hier ein Gegenstand von Bimsstein umschlossen war, der verschwunden ist, aber eine Höhlung hinterlassen hat, wie wir sie als Abdrücke von Baumstämmen im Tuffe des Brohlthals nicht selten im verkohlten Zustande finden.

Wenn unser Fund, gleich denen der französischen Rennthierzeit auch nicht eine Topfscherbe geliefert hat, so bleibt doch zu bemerken, dass in der Nähe desselben mitten im Bimsstein jenes rohe Thongefäss sich fand, Taf. III, 1, das nicht wohl jünger als der Auswurf desselben sein kann. Aus den Abdrücken der menschlichen Finger im Innern des Gefässes und aus der unregelmässigen Rundung erkennt man, dass dasselbe aus der Hand geformt ist und nicht auf einer Töpferscheibe. Die Verzierung mit parallelen Strichen ist durch ein rohes Holzstäbchen hervorgebracht. Die Ausbuchtung in der Mitte entspricht genau den Fingerspitzen der in das Gefäss hineingesteckten, gekrümmten Hand. Diese Form, die auch in der späteren, kunstreichen Töpferei noch vorkommt, muss als das rohe Erzeugniss einer sehr einfachen und ursprünglichen Technik angesehen werden. Ein Topf von ähnlicher Form steht im Bonner Provinzialmuseum unter No. 1505 und ist fälschlich als fränkische Vase bezeichnet, die bei Meckenheim gefunden ist. Er ist von gelbröthlicher Farbe und reicher verziert als der von Weissenthurm, doch wird man ihn derselben Zeit zuschreiben dürfen. Die Oeffnung umgiebt eine Reihe kleiner mit Punkten dargestellter Dreiecke. Auch um die Mitte des Gefässes läuft eine Reihe von Dreiecken, am Fuss sind sie in einer Doppelreihe angebracht, unten kleinere, oben grössere. Ausserdem ist das Gefäss oben, in der Mitte und unten mit vertieften Streifen geziert, die ebenso unregelmässig verlaufen wie am Topfe von Weissenthurm. Das Fehlen der Töpfe zur Zeit der Andernacher Ansiedelung beweist, dass man das Fleisch noch roh gegessen hat in einer Zeit, die älter ist, als der Bimssteinauswurf, während zur Zeit desselben die rheinische Bevölkerung diese Kunst der Töpferei, wie der Topf von Weissenthurm beweist, schon gekannt haben muss. Man hat auf die Station von la Madeleine in Frankreich die von Solutré folgen lassen, die sich durch die grosse Verbreitung des Pferdes auszeichnet. Diese zeigt sich deutlich in der Station von Andernach und da sich die gefundenen Stein- und Knochengeräthe denen der Station La Madeleine anschliessen, so mag man daraus erkennen,

Digitized by Google

dass eine solche Eintheilung, wie sie Herr von Mortillet aufgestellt hat, nicht streng genommen werden darf, und keine allgemeine Gültigkeit hat, sondern dass diese Perioden in nahem Zusammenhange stehen und ineinander übergehen, also keinesfalls durch grosse Zeiträume von einander geschieden sind.

Wenn man auch in Frankreich wohl zu unterscheiden pflegt, ob die Steingeräthe aus dem Feuerstein der Kreide oder aus anderen, ihm ähnlichen, kieselhaltigen Mineralien gefertigt sind, so scheint es doch, als wenn diese Bestimmung dort nicht immer so genau gemacht worden sei, wie es in diesem Falle möglich war. Anfänglich glaubte man, dass ein grosser Theil der Steingeräthe von Andernach aus dem Feuerstein der Kreide hergestellt sei. Herr Prof. von Lasaulx erklärte aber nach einer genauen Untersuchung, dass unter den ihm vorgelegten Stücken kein einziger ächter Feuerstein sich befinde. Es sind vielmehr Quarzite aus tertiären Ablagerungen, denen die den Feuerstein kennzeichnenden eingeschlossenen Versteinerungen fehlen. Ich möchte zweifeln, ob in der Station La Madeleine, wie von Mortillet angiebt, die meisten Steingeräthe aus Kreidefeuerstein gemacht sind. Diejenigen, welche ich von dort durch Herrn Lartet erhielt, scheinen Quarzite zu sein. Es gilt auch für die durchsichtigen Jaspis- oder Chalcedonartigen Steine, dass sie an verschiedenen Stellen des Rheingebietes in tertiären Ablagerungen gefunden werden, so bei Muffendorf unweit Bonn, und am Queggstein im Siebengebirge. Ich besitze von Professor von Lasaulx eine kleine Sammlung von tertiären Quarziten unserer Gegend, die den ächten Feuersteinen oft täuschend ähnlich sehen. In den Höhlen Westfalens sind es meist Feuersteine aus der Kreide, die zu denselben Messern und Schabern geschlagen sind und eine grosse Festigkeit besitzen, während die glasartig spröden Quarzite viel leichter zerbrechen. Es ist auffallend, dass man in Andernach die Feuersteine aus der Kreide nicht kannte und benutzte, da sie doch in der Nähe von Aachen und im westfälischem Kalkgebirge vorkommen, und eine zwischen den Knochen in Andernach gefundene Platte aus Devonkalk möglicher Weise aus Westfalen stammt. Es verräth geringen Verkehr, wenn die Menschen ihre Geräthe nur aus dem Gestein der nächsten Umgebung gemacht haben und nicht aus dem bessern Material, das in gewisser Entfernung zu haben war.

Der Thon, welcher aus der verwitterten Lava entstanden ist, erscheint dunkelfarbig und enthält meist noch viele, nicht aufgelöste Lavabröckchen, schon die Farbe unterscheidet ihn von dem mehr

Digitized by Google

gelben Löss oder Lehm, der in diesem Gebiet oft unter der Lava liegt, aber an andern Stellen, zumal an den Bergabhängen vom Regen darüber geschwemmt und vom Winde darüber geweht worden ist. Nur organische Stoffe können den Lehm so dunkel gefärbt haben, vielleicht waren es die in Humus verwandelten Pflanzenwurzeln; gewiss aber auch die mit den Knochen in die Erde gelangten Fleischreste. Auch in alten Gräbern findet man die das Skelet umgebende Erde in Folge der Vermoderung der Weichtheile dunkler gefärbt. Dass die Bewohner dieser Ansiedelung das Fleisch, welches ihre Hauptnahrung gewesen sein muss, noch roh gegessen haben, wie es von wilden Völkern, den Samojeden bekannt ist, die daher ihren Namen haben, geht aus dem Mangel an Töpfen, auch daraus hervor, dass kein Knochen oder Stein eine Spur des Feuers zeigt. Doch war ihnen das Feuer nicht ganz unbekannt. Man hat freilich sehr vereinzelt ganz kleine Stückchen von Holzkohle im Thon gefunden, so weich, dass sie zwischen den Fingern leicht zerrieben werden. Aus einigen grösseren Stückchen liess sich muthmassen, dass es Kohle von einem Nadelholz sei. Die zerschlagenen Knochen sind an einzelnen Stellen in grösserer Menge vorhanden als an andern. Die Oberfläche der Knochen erscheint meist höckerig, von zahlreichen sich durchkreuzenden Rinnen durchzogen. Es ist bekannt, dass Pflanzen, namentlich die sogenannten Kalkpflanzen, z. B. der Klee sich in die Knochen wie andere in Stein eingraben. Professor Sachs hat in Bonn darüber Versuche angestellt. Es zeigte sich, dass, wenn man eine Steinplatte unter die Pflanzenwurzeln legt, diese sich eingraben und eine Zeichnung darauf hinterlassen. Auf diese Weise können Knochen, wie es in den Gräbern von Bubenheim der Fall war, ganz in einen Filz von Pflanzenwurzeln verwandelt werden. Es ist eine saure Ausscheidung der Wurzeln, welche hierbei den Kalk auflöst, wie es der thierische Magen thut. Die gelösten mineralischen Bestandtheile werden dann als Nahrung aufgenommen. Das Stück eines so verwandelten menschlichen Femur ist auf Taf. III, 9 abgebildet.

Die Oberfläche der Knochen zeigt auch zuweilen verzweigte offene Kanäle, die quer gestreift sind als wenn der Oberkiefer einer Insektenlarve daran genagt hätte. Diese Beobachtung habe ich auch schon früher an begrabenen Knochen gemacht. Wir wissen, dass sogar die römischen Bleisärge von einem Insekt durchbohrt werden, es ist die Larve eines Bockkäfers, des Hylotrupes bajulus, wie wir auch eine Schnecke kennen, das Dolium galea des Mittelmeeres, welches durch

Digitized by Google

seinen schwefelsäurehaltigen ätzenden Speichel sich in festes Gestein einbohrt. Die Larve des Käfers Bostrichus dactyliperda durchbohrt die steinharten Dattelkerne. Uneben wird die Oberfläche der Knochen auch dadurch, dass durch Verwitterung die oberste Lamelle des Knochens zu Grunde geht, so dass die Haversischen Kanäle, in welchen die zahlreichen Blutgefässe der Knochen sich verbreiten, blossgelegt sind, doch haben diese einen andern Verlauf als jene Rinnen. Wenn an diesen Knochen die eingegrabenen Rinnen zum Theil, wie es scheint, von Pflanzenwurzeln erzeugt worden sind, so wird man schliessen müssen, dass der Boden einmal bewaldet oder doch von Pflanzen bewachsen war und dass Baumstämme oder Sträucher und Gräser mit ihren Wurzeln bis in diese Schicht wo die Knochen liegen, gekommen sind. In dem plastischen Thone liessen sich mehrmals verzweigte Röhren wahrnehmen, die von stärkern Pflanzenwurzeln herrührten. Davon unterschieden sich andere frisch aussehende Röhren, die der Regenwurm gemacht hatte, dessen Dejektionen sich darin vorfanden. Einmal wurde eine mit Bimsstein gefüllte Erdröhre, die bis in den Lehm ging, gefunden, es war ein Gang der Feldmaus, die aber die Knochen und Steingeräthe so wenig hinabgeschleppt haben kann wie der Fuchs. Ob diese Vegetation vor oder nach dem Bimssteinauswurf bestanden hat, ist nicht zu entscheiden. Die jetzige Vegetation des Ackerbodens, Obstbäume und Feldfrüchte dringen, wie ich bei Andernach beobachtete, mit ihren Wurzeln nicht durch den festen Britz. Ich halte es noch nicht für möglich, in jedem Falle mit Sicherheit anzugeben, wie das Netz feiner, in einander mündender Kanälchen entstanden ist, welches sich so häufig auf der Oberfläche alter Knochen zeigt. Diese Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen.

Nachdem die Fundstelle blosgelegt war und die Lage der sie bedeckenden Erdschichten deutlich wahrgenommen werden konnte, haben auf meine Einladung die Herren Geheimerath Prof. vom Rath, Geheimer Bergrath Fabricius, Professor von Lasaulx und Dr. Gurlt sie in Augenschein genommen. An den Grabungen selbst haben sich die Herren Dr. Höstermann, M. und C. Schumacher, J. Schmitz in Andernach sowie Herr Constantin Koenen betheiligt.

Geh. Rath von Dechen sagt über diesen Fund[1]): „Auf dem

1) Erläuterungen der geologischen Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen, II, Bonn 1884, S. 800.

Digitized by Google

Bimssteinfelde des Martinsberges bei Andernach sind zerschlagene Knochen von Equus, Bos, Cervus tarandus und Cervus elaphus, damit zusammen eine grosse Anzahl von Steinmessern und Schabern aus oligocänem Quarzit, Hornstein, Chalcedon und Kieselschiefer, bearbeitete Knochen und Geweihe unter dem Bimssteinlager in den mit Lehm gefüllten Spalten des tiefer liegenden Lavastromes gefunden."

Gegenwärtig ist die Fundstelle wieder zugeworfen und das Feld darüber wird wieder bestellt. Es ist aber zu hoffen, dass der Besitzer desselben, Herr M. Schumacher in Andernach, der mit zuvorkommender Bereitwilligkeit die Untersuchung gestattet und die Arbeiten unterstützt hat, gelegentlich zu einer Wiederaufnahme derselben gern die Hand bieten wird. Mögen dann künftige Grabungen wieder ebenso reichen Ertrag für die Kenntniss der ältesten Vorzeit unseres Rheinthals geben wie die bisherigen.

Wenn man die blühende und nicht rastende Industrie unserer Tage mit Recht oft beschuldigt hat, dass sie die landschaftlichen Schönheiten rücksichtslos zerstöre, so dürfen wir nicht vergessen, dass sie uns für solche Schäden auch manchen Ersatz bietet, indem sie die Erde aufwühlt und verborgene Schätze zu Tage fördert. Hier wird durch einen Steinbruch eine Höhle entdeckt, dort beim Eisenbahnbau ein altes Grabfeld aufgeschlossen. Möge das jetzt in grossartigem Maassstab betriebene Wegräumen von Bimsstein und Lava in diesem Theile des Rheinthals noch viele merkwürdige und überraschende Funde an das Tageslicht bringen!

Digitized by Google

Erklärung der Tafeln.

Taf. I, Fig. 1: Aus Rennthierhorn geschnitzter Vogel, ein Messergriff. 2, 3, 4: Angelhacken aus Rennthierhorn. 5: Eckzahn des Pferdes, ein Anhängsel. 6 bis 12: Falzbeinartige Geräthe. 13 bis 20: Pfriemen und spitz zugeschliffene Knochen, 13 ist mit Einschnitten verziert. 21 und 22: Nadeln zum Nähen, aus Knochen. 23a: Ein Köcher aus Vogelknochen, in welchem ein feinerer Knochen b steckt. 24: Blaugraues Schieferstäckchen mit eingekritzten Linien. 25: Stück eines Rennthiergeweih's.

Taf. II, Fig. 1: Grosser Schaber aus Quarzit. 2 bis 7: grössere Steinmesser aus Quarzit. 8 bis 11: Kleinere Quarzitmesser. 12: Steingeräthe aus Jaspis. 13 und 14: Zwei Steinkerne, nuclei. 15 bis 18: Schaber mit sägeförmiger Schneide. 19 und 20: Schaber mit gerader Schneide. 21 bis 29: Bohrer aus Quarzit. 30: Aufgeschlagener Knochen mit angekittetem Steinmesser. Alle Gegenstände auf Taf. I nnd II sind in natürlicher Grösse abgebildet.

Taf. III, Fig. 1: Topf aus dem Bimsstein von Weissenthurm in $^1/_2$ Grösse. 2 und 3: Zwei Stücke Röthel, der erste hat einen Einschnitt. 4: Kleiner Reibstein in $^1/_3$ Grösse. 5 und 6: Wacke und Reibstein in $^1/_3$ Grösse. 7: Steinplatte mit angekittetem Knochen in $^1/_3$ Grösse. 8: Ein quer gegen die Scheidewand aufgeschlagener Thierknochen. 9: Stück eines in Pflanzenwurzeln verwandelten menschlichen Schenkelknochens aus einem fränkischen Grabe im Bimsstein bei Andernach in $^2/_5$ Grösse. 10: Das vordere Gebiss vom Oberkiefer des Pferdes, Equus caballus fossilis. 11: Das Gebiss eines rechten halben Unterkiefers von demselben. Da die letzten beiden Zähne sich erst später unter den ausgegrabenen Knochen fanden, ist dasselbe hier unvollständig abgebildet. 12: Die 3 Phalangen des Fusses vom Pferde in $^1/_3$ Grösse. 13 und 14: Zähne vom Rennthier, Cervus tarandus. 15: Halber Unterkiefer vom Eisfuchs, Canis vulpes lagopus. 16: Halber Unterkiefer vom Luchs, Canis lynx. 17: Oberarmknochen vom Schneehuhn, Lagopus albus. 18: Ulna von einem Vogel. 19 und 20: Zwei Schneidezähne eines zweijährigen menschlichen Kindes. 21: Stück einer Menschenrippe.

Digitized by Google

II.

Die Unsterblichkeit der Seele nach altägyptischer Lehre.

Von

A. Wiedemann.

So wenig wir auch im Grossen und Ganzen von der altägyptischen Religion und ihrem bunten Gemisch von kindlich rohem Fetischismus und tief philosophischen Gedanken, von Aberglauben und wahrer Götterverehrung, von Poly-, Heno- und Pantheismus wissen, ein Dogma hebt sich doch aus all diesem Gewirre mit voller Bestimmtheit ab, eine Glaubensform, welche der ägyptischen Religion unter allen übrigen Religionen des Alterthums eine eigenartige Stellung verleiht, es ist dies die Lehre von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Zwar sind auch andere Religionen in alter Zeit zu ähnlichem Dogma gelangt, wir finden dasselbe bei Semiten und Indogermanen, bei Turaniern und Mongolen schon frühe entwickelt, aber bei allen diesen stellt es sich als eine höhere Form der Auffassung des Menschen und der Gottheit und ihres wechselseitigen Verhältnisses dar, als eine Form, die eine Abstreifung roh sinnlicher Gedankengänge mit sich brachte. In Aegypten dagegen haben wir das eigenartige Schauspiel, dass eine der durchgebildetsten Formen der Unsterblichkeitslehre auftritt, neben den allerursprünglichsten Ideen, welche sich Völker von höheren Wesen gebildet haben. Es lässt sich freilich nicht erkennen, ob der Unsterblichkeitsglaube im Nilthale wirklich, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte, ebenso alt ist, wie die ägyptische Religion überhaupt. Wie uns dieselbe hier in den ältesten längeren religiösen Texten, in den Inschriften der Grabespyramiden der Könige der fünften und sechsten manethonischen Dynastie, welche jedenfalls vor das Jahr 3000 v. Chr. zu setzen sind, entgegen tritt, stellt sie sich bereits als ein vollendetes System dar, welches eine langdauernde Entwicklung durchlebt hat.

In diesem Systeme finden wir aber noch alle die Stufen wieder, welche die Gottesverehrung in Aegypten allmälig angenommen hatte. Conservativ bis zum Uebermaasse, wie es das Volk in Allem und Jedem war, hatte es sich nicht entschliessen können, seine alten An-

Digitized by Google

schauungen von der Gottheit aufzugeben, auch wenn es zu höheren und reineren fortgeschritten war. Im Gegentheile, man hat alle diese Ideen ängstlich bewahrt und so finden wir die Religionssysteme, welche hier nach einander im Ansehen gestanden hatten, in späteren Zeiten neben einander. Von einem Kampfe verschiedener Systeme, der zum Siege des einen oder anderen geführt hätte, sehen wir keine Spur. Jede neu auftretende Gedankenreihe ward in den Kreis der ältern aufgenommen und bestand, mochte sie auch noch so heterogener Natur sein, neben diesen fort. Die Folge hiervon war, dass sich in der Religion als solcher in Aegypten ein Fortschritt in unserem Sinne des Wortes, der doch nur in einem Abstreifen alter, sich überlebt habender Formen bestehen kann, nicht findet, dass eine neue Lehre nichts Höheres erstreben konnte, als eine Stellung neben den älteren Auffassungen des Pantheons.

Jede einzelne Göttergestalt, jede religiöse Vorstellung, jedes Amulet hat an und für sich eine klare und verständliche Bedeutung. Wo dies nicht der Fall zu sein scheint, da liegt dies nicht daran, dass dem Aegypter der Sinn des betreffenden Punktes undeutlich gewesen wäre, sondern nur daran, dass wir noch keine abschliessende Antwort auf die einschlägigen Fragen zu gewinnen vermögen. Verlassen wir jedoch die Betrachtung einzelner Punkte, suchen wir uns ein Bild davon zu machen, wie die Aegypter glaubten, dass die verschiedenen Einzelideen in einander eingriffen, und wie sie sich den Himmel und das Pantheon eigentlich vorstellten, dann stehen wir einer vollkommen verzweifelten Aufgabe gegenüber. Dutzende von Gottheiten haben völlig gleiche Bedeutung, ganze Vorstellungskreise schliessen sich gegenseitig aus, und doch haben alle neben einander bestanden, sind gleichzeitig angenommen und geglaubt worden.

Unter diesen Umständen muss jede Behandlung ägyptischer Religionsvorstellungen von Einzelheiten ausgehn. Sorgsam muss jede Göttergestalt, jede Idee, jedes noch so kleine Amulet für sich untersucht und auf Grund der Texte behandelt werden. Ueber jeden dieser Punkte haben Generationen nachgedacht und ihn sich klar zu machen gesucht. Mit banger Scheu waren Priester und Laien bestrebt, sich alle die Formeln zugänglich zu machen, mit Hülfe derer man die Götter zu besänftigen, die Dämonen zu besiegen, die Seligkeit zu erringen hoffte. Alle Amulette suchte man sich zu verschaffen, welche Werth für das Jenseits und Bedeutung für die ewige Wohlfahrt besassen. So gross aber auch der Aufwand an geistiger Arbeit gewesen

Digitized by Google

sein muss, der all diesem seinen Ursprung und seine Entwicklung gab, zu der Höhe des Denkens hat sich das altägyptische Volk nicht zu erheben vermocht, dass es alle diese Einzelheiten in ein System gebracht und in einander verarbeitet hätte.

Die beiden Kreise, welche in den meisten Religionen gesondert neben einander stehn, die Götter des Lebens und die des Todes, fallen in Aegypten fast völlig zusammen. Dieselben Gestalten, welche im Diesseits das Geschick des Menschen bestimmten, beherrschen dasselbe auch im Jenseits, nur dass bei einzelnen Gestalten bald die eine, bald die andere Seite ihrer göttlichen Thätigkeit mehr in den Vordergrund tritt. Allein, auch hierbei liegt kein festes Princip der Sache zu Grunde. Die Ausübung der verschiedenen Funktionen der Götter ist eine mehr willkürliche, in ihr freies Belieben gestellte, als dass dieselbe mit ihrer Eigenart innig verknüpft gewesen wäre. Diese Funktionen haben sich im Laufe der Zeit verändert und sind an verschiedenen Orten verschiedenartig aufgefasst worden. Auf den ersten Blick scheint zwar fast überall die Bedeutung der Götter für das Leben nach dem Tode als die wichtigere gegolten zu haben, allein dies rührt nur daher, dass das Material, welches uns für die ägyptische Religion vorliegt, fast ausschliesslich aus Gräbern und aus Todtentempeln stammt, während die Zahl der Denkmäler, welche mit dem Todtenkulte nichts zu thun haben, hinter der der Grabmonumente sehr zurücktritt.

Dies hat es bewirkt, dass man annahm, bei den Aegyptern hätten sich, wie im ganzen öffentlichen Leben, so auch in der Religion alle Gedanken nur auf den Tod und das Jenseits gerichtet. Eine genauere Untersuchung der Denkmäler hat im Gegensatze dazu bewiesen, dass die Aegypter in dem Genusse des Lebens auf dieser Erde den übrigen Völkern des Alterthums vollkommen zur Seite zu stellen sind und dass sie durchaus nicht als ein steifes, lebloses, schematisch dahin lebendes Volk betrachtet werden dürfen.

Wäre dies der Fall gewesen, dann hätten dieselben zu einer pessimistischen Auffassung des Lebens und des Jenseits, wie sie etwa in Indien die herrschende ist, gelangen, sie hätten danach streben müssen, durch den Untergang der Eintönigkeit und Gleichförmigkeit des Daseins zu entrinnen. Allein im Nilthale ist gerade das Gegentheil geschehen. Der schlichste Wunsch war, möglichst lange auf dieser Erde zu verweilen, ein Alter von 110 Jahren zu erreichen, und nach dem Tode ebenso fort zu leben, wie man es hier gewohnt gewesen war. In einer sonst fast unerhört materiellen Weise malte man sich das Dasein nach

Digitized by Google

dem Tode aus, weil man sich kein schöneres Sein zu denken vermochte, als dasjenige, welches man an den Ufern des Nils geführt hatte. Wie einfach und wie verwickelt zu gleicher Zeit die sich hier anschliessenden Vorstellungen waren, das zeigt am besten eine Schilderung der Gedanken, welche sich die Aegypter über die Unsterblichkeit der Seele, über ihre Zusammensetzung aus einzelnen Theilen und ähnliches gebildet hatten, Gedanken, welche wir an der Hand altägyptischer Urkunden hier zu entwickeln versuchen wollen.

War der Mensch gestorben, hatte das Herz aufgehört zu schlagen und die Wärme den Körper verlassen, dann blieb von dem Todten nur eine leblose Hülle auf der Erde zurück. Sie vor dem Untergange zu schützen, war die erste Pflicht der Hinterbliebenen. Man übergab sie zu diesem Zwecke einer Corporation von Leuten, welche unter priesterlicher Aufsicht die Einbalsamirung vorzunehmen hatten. Nach althergebrachten und genau festgestellten Vorschriften ward diese durchgeführt. Die innern leicht verweslichen Theile wurden aus dem Körper entfernt, das Uebrige, das Knochengerüst und die dieses umgebende Haut, ward mit wohlriechenden Salben bestrichen, in Asphalt getaucht und so unzerstörbar gemacht. Die Körperhöhle ward ausgefüllt mit Leinewandbinden und Asphalt, dem man allerhand Amulette, Vasen in der Form des Herzens, Schlangenköpfe in Carneol, Symbole der Beständigkeit, Skarabäen und kleine Bilder von Göttern in glasirtem Thon beimischte. Sie sollten durch ihre mystische Kraft die Erhaltung des Leichnams, für welche durch den Asphalt auf materiellem Wege gesorgt ward, befördern und unterstützen. War das Werk der Einbalsamirung vollendet, was etwa 70 Tage in Anspruch nahm, so ward die Leiche in Leinewandbinden gewickelt, in Särge von Pappe, Holz und Stein gelegt und dann der Familie zurückerstattet.

In feierlichem Zuge geleiteten nun die Hinterbliebenen den Todten über den Nil hinüber zur letzten Ruhestätte, welche er sich noch bei Lebzeiten in dem Gebirge, welches das Nilthal im Westen begrenzt, angelegt hatte. Klageweiber begleiteten den Zug mit ihrem Geschrei, Priester weihräucherten und murmelten Gebete, andere opferten und vollzogen geheimnissvolle Ceremonien während des Transportes und vor der Grabesthür[1]). Dann ward der Todte in die Gruft hinabge-

1) Die ganze Einbalsamirung schildert kurz der Pap. Rhind. ed. Birch, London 1863 und Brugsch, Leipzig 1865; die Handlungen der Tarichenten der Pap. Wien ed. von Borgmann, Wien 1887 und den Schluss derselben ein Pap.

Digitized by Google

senkt, diese selbst verschlossen und vermauert, die Hinterbliebenen brachten noch ein Opfer dar und vereinten sich dann in der Vorkammer des Grabes zu einem Leichenmahle. Harfenspieler erschienen bei demselben, wiesen hin auf den eben Bestatteten und seine Verdienste und ermahnten die Familienmitglieder des Grames zu vergessen und sich wieder des Lebens zu freuen, so lange als es ihnen vergönnt sei, das Sonnenlicht zu geniessen. Denn wenn das Leben vorbei sei, dann wisse man nicht, was kommen werde, jenseits des Grabes sei Dunkelheit und langer Schlaf. Fröhlich und immer fröhlicher ward das Gelage, das oft in Orgien ausartete, bis sich endlich alle aus dem Grabe entfernten, dasselbe verschlossen und den Todten allein zurückliessen. Nur an bestimmten Festtagen wallfahrteten später die Anverwandten in die Todtenstadt, betraten die Vorkammer und brachten hier theils allein, theils von Priestern unterstützt, den Manen des Todten ihre Gebete dar oder weihten ihm Opfer in wirklichen Speisen und Getränken oder auch in symbolischer Form, in Thon-Bildern von kleinen Ochsen, Gänsen, Broden und ähnlichem mehr. Im Allgemeinen blieb das Grab verlassen, was in ihm mit dem Todten geschah, das lehrte nur die Religion und Mystik, hinabzusteigen in die Gruft selbst und die Ruhe der Mumie zu stören, das galt als ein schweres Verbrechen gegen Götter und Menschen.

Und doch wäre es von Interesse gewesen, hinter die wohl verschlossene Grabeswand zu blicken und zu sehen, was hier Geheimnissvolles mit dem Todten vorging, denn für diesen endete mit dem Tode nicht das Leben als solches, nur das irdische Dasein fand seinen Abschluss und es begann nun ein neues, höheres, ewiges Sein. Die Theile, welche sich in dem Menschen zu einander gesellt und ihm das Leben ermöglicht hatten, trennten sich im Augenblicke des Todes, die unsterblichen verliessen die sterblichen. Aber, während letztere einheitlich waren und nur aus dem „verweslichen" Leichnam (cha), aus dem Theile, an dem die eben erwähnten Ceremonien vollzogen wurden, bestanden, waren erstere verschiedenfach zusammengesetzt. Im Leben hatten alle diese „unzerstörbaren, lebenden" Bestandtheile, welche in ihrer Gesammtheit etwa unserer Seele entsprechen würden, im Körper ihre

---

Paris und einer in Bulaq ed. Maspero, Pap. du Louvre, Paris 1875. Für den Transport der Mumie vgl. Dümichen, Kal. Inschr. pl. 35 ff. Das sehr ausführliche Ritual für die Ceremonien an der Grabesthür entdeckte, publicirte und bearbeitete Schiaparelli, Il libro dei Funerali, Turin 1881—1882.

Digitized by Google

Heimath gefunden, erst im Tode verliessen sie denselben, um jeder für sich seinen Weg zu den Göttern zu suchen. Gelang ihnen dies und ward zugleich festgestellt, dass der Verstorbene tagendhaft und gerecht gewesen war, dann durften sie sich wieder mit ihm vereinen, um mit ihm in den Kreis der Götter einzugehen.

Der wichtigste aller dieser Bestandtheile[1]) war der sogenannte Ka, das göttliche Ebenbild des Todten, welches zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie das Wort zu dem Begriffe, den es ausdrückt, wie die Statue zu dem lebenden Menschen. Es war die Individualität, wie sie sich im Namen des Menschen verkörperte, das in Gedanken sich aufbauende Bild desselben, welches sich seine Bekannten beim Anhören seines Namens bildeten oder doch bilden konnten[2]). Aehnliche Gedanken haben andere Völker zu höhern Vorstellungen geführt und dieselben bewogen, sich ähnlich wie Plato in seinen Ideen, den Gegensatz zwischen der Persönlichkeit und der Person auf philosophischer Grundlage zu erklären. Der Aegypter, welcher es nie vermocht hat, abstrakt zu denken, ist hier zu einer ganz concreten Vorstellungsweise gedrängt worden, die in ihrer rein sinnlichen Natur merkwürdig genug berühren muss. Er hat dieser Persönlichkeit eine rein materielle Form gegeben, welche dem Menschen vollkommen entsprach, sie war ihm durchaus gleich, sein zweites Ich, sein Doppelgänger[3]).

In zahlreichen Darstellungen sehen wir seit dem 18. vorchr. Jahrhunderte die Könige vor der Gottheit erscheinen, hinter ihnen steht ihr ka, dargestellt als ein kleiner Mann mit den Zügen des Herrschers oder als ein Stab mit zwei Händen, den das Haupt des Herrschers krönt. Hier erscheint die Persönlichkeit noch als Begleiterin der Person, sie thut dasselbe wie diese, sie folgt ihr, wie der Schatten dem Menschen. Aber man ist schon frühe, schon zur Zeit Amenophis III, etwa 1500 v. Chr., weiter gegangen, man hat die Persönlichkeit gänzlich von der Person

1) Vgl. für dieselben Wiedemann in Compte-rendu du Congr. des Orient. de St. Etienne, II (1878) p. 159 sqq. Zahlreiche Paralleltexte zu dem dort besprochenen Todtenbuch-Capitel bei von Bergmann, Sarkophag des Panehemisis, I, S. 22; II, S. 74 ff.

2) In Folge hiervon wird zuweilen Ka als Synonym von ren „Name" verwendet.

3) Ein Wort, welches den Begriff des ka im Deutschen wiedergäbe, fehlt begreiflicherweise. Verhältnissmässig am besten ist die von Maspero vorgeschlagene Uebersetzung durch double, Doppelgänger; ganz verfehlt die von Meyer, Gesch. Aeg. S. 83 durch Gespenst.

Digitized by Google

getrennt. Jetzt erscheint der König häufig vor seiner eigenen Persönlichkeit; dieselbe trägt die Symbole der Gottheit, den Herrscherstab und das Zeichen des Lebens. Vor ihr steht der König mit Gaben aller Art und erfleht sich von ihr himmlische Gaben, und die Persönlichkeit antwortet ihm (Leps. Denkm. III, 87): „Ich gebe Dir alles Leben, alle Beständigkeit, alle Macht, alle Gesundheit und alle Freude, ich besiege für Dich die Völker Nubiens, so dass Du ihnen die Häupter abschneiden kannst". In Reliefs derselben Periode, welche die Geburt Amenophis III. darstellen (Leps. Denkm. III, 74—75) wird gleichzeitig mit dem König sein ka geboren, beide in Gestalt zweier völlig gleicher Knaben werden der Gottheit vorgestellt und von dieser gesegnet. Etwa gleichzeitig begannen die Könige ihren eigenen Persönlichkeiten Tempel zu errichten, sie stellten für dieselben Priester an und erschienen von Zeit zu Zeit in dem Tempel, um sich selbst um Schutz und höhere Güter zu bitten. Während der Herrscher auf dieser Erde wandelte, weilte „seine lebende Persönlichkeit, der Herr von Ober- und Unter-Aegypten in seiner Behausung, im Strahlenhause" (Leps. Denkm. III, 21, 129). Sie war er selbst, von ihm unabhängig und über ihm stehend und doch ihm gleich und mit ihm verbunden.

Die Trennung zwischen Persönlichkeit und Person ist dabei nie systematisch streng durchgeführt worden; dieselben sind zwar zwei gesonderte Wesen, sie sind aber insofern eins, als sie nur durch und mit einander bestehen können. Nur so lange der ka bei ihm ist, lebt der Mensch und dieser trennt sich von ihm erst im Augenblicke des Todes. Nur darin liegt ein Unterschied in dem Wechselverhältnisse, dass der ka ohne den Körper, dieser aber nicht ohne jenen leben konnte. Aber darum ist der ka nicht etwa ein höheres, geistiges Wesen, er ist materiell genau wie der Körper selbst, er braucht Nahrung und Getränke, soll er sich seines Daseins freuen, und empfindet Hunger und Durst, wenn ihm diese entzogen werden. Er theilt hierin das Schicksal der ägyptischen Gottheit, welche gleichfalls der Nahrung bedurfte und sehr in Verlegenheit kam, wenn die Opfer aufhörten und ihr Speise und Trank entzogen wurden.

Nach dem Tode des Menschen ward der ka dessen eigentliche Persönlichkeit, an ihn richteten sich die Todtengebete, den Göttern wird geopfert, damit sie dem ka des Verstorbenen Brod und Wein, Fleisch und Milch und alle guten Dinge, deren ein Gott zur Nahrung bedarf, verleihen. Auch ihm selbst werden Gaben geweiht und man nahm an, der ka werde von Zeit zu Zeit das Grab besuchen, um die

Digitized by Google

hier aufgehäuften Nahrungsmittel in Empfang zu nehmen. Er inkorporirte sich dann in der Mumie und diese keimte auf (rut) oder erneute sich wie die Pflanze (renp) und ward so, wie die Texte es zuweilen ausdrücken, „der in seinem Sarge lebende ka". Reiche Leute machten Stiftungen, aus deren Ertrag für ewige Zeiten Opfergaben in Esswaaren für ihren ka angekauft werden sollten und setzten Summen aus, um für dessen Opferdienst eigene Priester anzustellen. Eine lange Reihe von Beamten ward unterhalten, um für die Lebensbedürfnisse der Persönlichkeit des Verstorbenen zu sorgen[1]). Den ka stellten die Statuen des Verstorbenen dar, welche in seinem Grabe Aufstellung fanden, ihm galten die Königsstatuen, welche in den Tempeln errichtet wurden. Wo eine solche Statue stand, da konnte auch der ka weilen, hier konnte er Theil nehmen an den Opferfesten und Freuden des Diesseits, ja, man scheint sogar geglaubt zu haben, man könne ihn durch bestimmte Zauberformeln in Statuen bannen.

Von dem Gedanken, dass die Statue den ka eines Menschen darstellte und verkörperte, ist man weiter gegangen. Auch von den Göttern gab es Bildsäulen, und da zog man denn den Schluss, diese Bildnisse ständen in demselben Verhältnisse zur Gottheit, wie die Statuen zu den Menschen, auch sie wären Nichts weiter, als der ka des Gottes. So ward die Vorstellung der Gottheit rein menschenähnlich; ebenso wie der König nicht sich, sondern seiner Persönlichkeit Tempel errichtete, so weihte man öfters Heiligthümer nicht dem Gotte selbst, sondern dessen Persönlichkeit. So galt z. B. der Haupttempel von Memphis nicht dem Gotte Ptah, dem Weltschöpfer, den die Griechen ihrem Hephästos verglichen, sondern vielmehr dessen ka. Und hier bildet nicht etwa Ptah eine Ausnahme, schon in Texten der neueröffneten Pyramiden lesen wir, dass Thot, Set, Horus und andere Götter ihren ka bei sich hatten, also neben sich selbst auch eine Persönlichkeit besassen[2]). Man glaubte dieser ka, dieses menschenähn-

1) Die eingehendsten hierher gehörigen Angaben finden sich in Verträgen, welche ein Oberpriester zu Siut mit den Priestern des Anubis während der 14. Dyn. abschloss (behandelt Maspero, Transact. Soc. Bibl. Arch. VII, 6 sqq.; Erman, Aeg. Zeitschr. 1882, S. 159 ff.); ähnliche Verträge sind aber bereits in der Zeit der Pyramiden-Erbauer abgeschlossen worden; vgl. z. B. Leps., Denkm. II. 3—7; de Rougé, Inscr. hierogl. 1; Mariette, Mastaba p. 316 sqq.

2) Auch die zuweilen genannten Gestalten des ka des Ostens und des ka des Westens sind in diesem Sinne als ka des Gottes des Ostens, bez. des Westens aufzufassen, nicht als ka der abstrakten Begriffe Osten und Westen.

Digitized by Google

lichere Bild stehe dem Menschen näher, als der Gott selbst, man rief in Folge dessen, besonders auf Votivstellen, welche dem heilig gehaltenen Apis-Stiere, der Inkorporation des Gottes Ptah, in Memphis geweiht wurden, häufig nicht den Apis an, dem Weihenden freundlich gesinnt zu sein und ihm Gutes zu thun, sondern den ka des heiligen Stieres. Sehr beachtenswerth ist es, dass dem Gotte Ra in mehreren Inschriften[1]) nicht weniger als vierzehn ka zugeschrieben werden, welche wohl den verschiedenen Formen, in denen sich die Gottheit manifestirte, entsprechen sollten.

So hat denn diese uns schon in den ältesten Texten entgegentretende Lehre von dem ka, von der als Doppelgänger gedachten Persönlichkeit des Menschen, eine weitgehende Bedeutung gewonnen, nicht nur für die Lehre von der Unsterblichkeit des Menschen, sondern auch für die Auffassung der Beziehungen der Gottheit zu dieser Welt. Einen solchen ka besass, wie schon bemerkt, jeder Mensch, so lange er lebte, er verliess ihn jedoch im Augenblick des Todes und führte nunmehr eine Sonderexistenz. Erst nach längern Irrfahrten traf der Todte ihn im Jenseits wieder und wir besitzen noch das Gebet, mit welchem er ihn zu begrüssen hatte. Dasselbe (Todtenbuch cap. 105) beginnt mit den Worten: „Preis sei Dir, der Du mein ka während meines Lebens warst, ich komme zu Dir, u. s. f.“

Der zweite unsterbliche Bestandtheil des Menschen ist sein 𓂋 ib Herz. Das menschliche Herz ward bei der Einbalsamirung aus dem Körper entfernt; was mit demselben geschah, darüber geben die Texte keinen sichern Aufschluss. Während einiger Perioden der ägyptischen Geschichte — besonders während des neuen Reiches, doch haben sich vereinzelt auch Canopen aus dem alten Reiche erhalten — setzte man es, ebenso wie die übrigen Eingeweide in besonderen Alabaster- oder Holzvasen, sog. Canopen, deren man der Mumie vier mit in das Grab gab, bei, doch geschah dies verhältnissmässig selten, in andern Fällen legte man die Eingeweide nach der Einbalsamirung wieder in den Körper und gab ihnen als ihre Schutzgottheiten Wachsbilder der vier Todtengenien mit; über den Verbleib des körperlichen Herzens in weitaus den meisten Fällen haben sich keine inschriftlichen Angaben erhalten. Vielleicht liessen es die Priester einfach verschwinden, um ihrer Lehre vom Herzen eine greifbare Unterlage zu geben. Auf ein

1) Lepsius, Denkm. III, 194 l. 13; Dümichen, Tempelinschr. I, 26; von Bergmann, Hierogl. Inschr. pl. 33; 61 col. 2.

Digitized by Google

solches Verfahren scheinen einige Notizen klassischer Autoren (Plutarch, septem sap. conviv. p. 159 B.; de esu carnium orat. II p. 996 E; Porphyr. de abst. IV, 10) hinzuweisen, nach denen man das Herz, bez. die Eingeweide in den Nil geworfen hätte, indem man sie als die Ursache aller menschlichen Fehler bezeichnete. Porphyrius hat sogar noch den Wortlaut des Gebetes erhalten, welches man sprach, indem man den Kasten mit den Eingeweiden der Sonne zeigte, und wenn sich dessen Urtext auch bisher nicht auf den Monumenten hat nachweisen lassen, so sind seine Worte doch so völlig in ägyptischem Geiste gehalten, dass an ihrer Authenticität nicht gezweifelt werden kann. Das unsterbliche Herz, welches zu dem körperlichen in einem ähnlichen Verhältnisse stand, wie der ka zum Körper überhaupt, verliess nach dem Tode den Menschen, durchwandelte selbstständig die Räume des Jenseits und begab sich in die Wohnung der Herzen; erst in der Halle des Gerichtes traf es der Todte wieder und hier trat es als Kläger gegen ihn auf. In ihm hatten während der Lebenszeit alle guten und bösen Gedanken ihren Ausdruck gefunden, sie waren nicht aus ihm hervorgegangen, denn es war etwas Göttliches und Reines, aber es hatte sie vermitteln und kennen lernen müssen[1]), so war es denn auch berufen, Zeugniss über alle Thaten und Gedanken des Menschen vor Osiris, dem Richter der Todten, abzulegen.

In der Zwischenzeit fehlte der Mumie das Herz, sie wäre daher leblos und todt gewesen — das Herz durchstechen ist identisch mit völlig vernichten — und mit ihr der Osiris, auf den wir noch werden zurückzukommen haben, wenn man es nicht verstanden hätte, demselben statt seines zu den Göttern eingegangenen wirklichen Herzens ein künstliches zu verschaffen. Dieses provisorische Herz ward gebildet durch einen Skarabäus, durch das Bild eines Käfers, welcher als Symbol des Werdens und Auferstehens galt. Ihn bedeckte man mit magischen Formeln und hoffte, dass er dem Todten das Herz ersetzen und zugleich durch seine Gestalt die Auferstehung verbürgen werde[2]). Hatte später der Todte sein wahres Herz zurückerhalten, dann verlor der Skarabäus seine Bedeutung; Werth besass derselbe ebenso wie die übrigen Amulette, welche der Aegypter dem Todten mitgab, nur während der Zwischenzeit zwischen dem Tode und der

1) In diesem Sinne ist dem Aegypter das Herz der Sitz der Gefühle; das Herz freut sich, trauert und weint.

2) Vgl. hierfür Bonner Jahrb. LXXVIII, S. 113 ff.

Digitized by Google

Wiedervereinigung der durch diesen getrennten Theile. War die Auferstehung einmal eingetreten, dann konnte kein Amulet mehr nützen, kein fehlendes mehr schaden.

Ein weiterer unsterblicher Bestandtheil des Menschen ward dargestellt durch den ba, durch die Gestalt, welche unserer Seele verhältnismässig am nächsten steht. Er bildet das Wesen, welches im Augenblicke des Todes den Menschen verlässt, um zu den Göttern zu fliegen, denen es nahe verwandt ist und mit denen es, wenn es nicht mit dem Menschen vereint ist, zu leben pflegt, ohne darum immateriel zu sein und der Speise und des Trankes entbehren zu können (vgl. z. B. Todtenb. 148, 8). Seine Gestalt war die eines Vogels mit Händen und einem menschlichen Kopfe oder auch die eines Skarabäus mit dem Kopfe eines Widders. Letztere Gestaltung, welche während des 15.—12. Jahrhunderts v. Chr. besonders beliebt war, ist im Grunde Nichts, als ein symbolisches Schriftzeichen. Der Widder ist ba zu lesen, der Skarabäus cheper, was werden bedeutet, so dass das ganze Bild etwa besagte: „der, welcher eine Seele geworden ist.“ Anders steht es mit der andern Gestaltung, sie zeigt uns wirklich die Seele, wie sich der alte Aegypter dieselbe dachte. Es sind uns plastische Darstellungen überkommen, in welchen wir die kleine Seele neben dem Sarkophage sitzen, denselben berühren und ihm lebe wohl sagen sehen, ehe sie sich zu den Göttern erhebt. In anderen Bildern sehen wir die Seele, wie sie vom Himmel herabgeflogen kommt, in der Hand das Zeichen des Lebens naht sie dem Grabe und der Mumie, um dieselbe zu besuchen, oder sie nimmt an der Grabthüre Opfergaben in Empfang und kommt dann in die Tiefe der Gruft herabgeflogen, in der einen Hand Brod, in der andern einen Wasserkrug haltend, um ihre frühere Hülle zu speisen und zu tränken[1]). Diese Auffassung der Seele als eine Art Vogel ist beachtenswerth in dem Gegensatze, in welchem sie zu der Auffassung anderer Völker steht. In der ältern christlichen Zeit dachte man sich die Seele als Schmetterling und in Reliefs und Bildern aus dem Mittelalter, wie z. B. in Orcagna's Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa oder am Portal der Kirche S. Trophime zu Arles, erblicken wir dieselbe, wie sie in der Gestalt eines Kindes oder eines kleinen nackten Mannes aus dem Munde des Todten entweicht. Hier entspricht die Gestalt dem ka der Aegypter, während der Gedanke, den die Gestalt verkörpert, eher an den ba erinnert.

1) Todtenbuch ed. Naville pl. 4, 97, 101, 104; ed. Lepsius pl. 33 u. s. f.

Digitized by Google

Weiter wird als unsterblich erwähnt der sāḫu. Dieser wird stets in der Gestalt einer in ihre Binden eingewickelten Mumie abgebildet und stellt die Form dar, mit welcher der Mensch auf dieser Erde bekleidet war. Er war ursprünglich ein Theil des ka, aber während dieser eine vollkommene Persönlichkeit bildet, ist er nur eine Hülle, nur Form ohne Inhalt, aber auch diese Form stammt von der Gottheit, auch sie kann nicht vergehn und eilt nach dem Tode in ihre himmlische Heimath zurück. Dieselbe Gestalt hat auch die Mumie und daher ist es natürlich, dass diese, der cha, häufig, wenn sie in den religiösen Texten als ein von dem ka neubelebtes Wesen erscheint, mit dem sāḫu verschmilzt. In diesem Sinne heisst es „der sāḫu lebt in dem Sarge oder in der Unterwelt, er sprosst (ruṭ), er erneut sich (renp)", doch werden in genauern Texten beide auseinander gehalten, wie z. B. Todtenb. 89, 6 „die Seele (ba) sieht ihren cha, sie ruht auf ihrem sāḫu". Dabei hat sie Macht über ihn und heisst es auf dem Sarg des Panehemisis „es lebt der sāḫu auf Befehl des ba". In engem Zusammenhange mit dem sāḫu steht der chaib, der Schatten, welcher in den Bildern des Jenseits die Form eines Fächers besitzt[1]). Wie hier auf Erden keine Gestalt gedacht werden kann ohne Schatten, so war dies auch im Jenseits der Fall, auch dort scheint die Sonne und müssen daher alle optischen Erscheinungen des Diesseits ihre Wiederholung finden. Der Aegypter hat sich hier aber nicht mit der einfachen Thatsache begnügt, er hat dem Schatten des Todten ebenso wie dem der Dämonen und Götter, denn diese werden genau so wie die Todten selbst behandelt, eigene Wesenheit verliehen, er konnte allein bestehn und sich ebenso wie der Schatten von Peter Schlemihl bei Chamisso von seinem Eigenthümer trennen. Dies that er thatsächlich im Augenblick des Todes, um sich selbständig in das Götterreich zu begeben.

Neben den eben besprochenen Hauptbestandtheilen der unsterblichen Seele werden gelegentlich noch einige andere, besonders der chu, d. h. der Glänzende (im Todtenb. 89, 3 neben ba; 149, 40 neben chaib; 92, 5 neben diesen beiden) genannt, doch kommen dieselben seltener vor, haben nur in Lokalkulten Bedeutung gewonnen und decken sich entweder mit den behandelten Theilen, oder sind so wenig klar umgrenzt, dass dieselben bei einer Behandlung der ägyptischen Seele

1) Die auf diesen bezüglichen Stellen sammelte Birch, Transact. Soc. Bibl. Arch. VIII, p. 386 sqq.

Digitized by Google

ruhig unberücksichtigt bleiben können, ohne dass man fürchten müsste, hierdurch ein falsches Bild zu erhalten.

Wenn sich aber so die Seele beim Tode in ihre Bestandtheile auflöste, was ward dann aus der Individualität des Menschen, welche doch nur durch ihr Zusammenwirken gebildet worden war, und wie war es möglich, dass die einzelnen Theile sich im Jenseits wieder fanden, um den neuen, auferstandenen Menschen zu bilden? Auch auf diese Frage hat sich der Aegypter eine Antwort gebildet, welche dieselbe auf dem einfachsten Wege löst, freilich dabei für unsere Denkweise in direktem Gegensatze zu der bisher betrachteten Seelenlehre steht. Man nahm an, dass neben all diesen unsterblichen Seelentheilen auch noch der Mensch in seinen Eigenschaften und in seiner Gestalt eine Art Unsterblichkeit besässe, welche jedoch nicht ewig, sondern nur von beschränkter Dauer gewesen zu sein scheint. Der Mensch, welcher sich in diesem Zustande befand, der also gestorben war, dem das Leben und die Seele fehlte, der aber doch existirte, fühlte und dachte, ward als Osiris bezeichnet.

Osiris war der erste wirklich menschenähnliche Götterkönig Aegyptens gewesen, er hatte dem Volke die Kultur, den Ackerbau, die Gesetze und die richtige Götterverehrung gebracht. Nach langer, segensreicher Regierung war er den Nachstellungen seines Bruders Set-Typhon erlegen, war getödtet worden und hatte herabsteigen müssen zur Unterwelt, in der er fortan als König der Todten und Richter über die Verstorbenen ein ewiges Dasein führte. Sein Schicksal war das eines jeden Menschen. Wie er musste ein Jeder nach der irdischen Wallfahrt herabsteigen durch die Pforten des Todes in die Unterwelt, aber ein jeder hoffte, ebenso wie er, aufzuerstehen um ein ewiges glückliches Dasein zu führen. Dieser Hoffnung gab der Mensch Ausdruck, wenn er den Verstorbenen einen Osiris nannte, er wünschte ihm ein ähnliches Schicksal wie dem Gotte und nannte ihn daher nach diesem, ebenso wie wir einen Todten als selig bezeichnen, in der Hoffnung, dass ihm die Seligkeit zu Theil werden möge. Osiris hatte sich durch seinen Tod nicht verändert, auf Erden war er König gewesen, das war er auch im Jenseits geblieben, genau so erging es dem Menschen, auch er blieb, was er war, der Tod bildete nur einen Abschnitt in seinem Leben ohne an seinen Verhältnissen etwas zu ändern.

In welchem Verhältnisse der Osiris eines Menschen zu der Mumie stand, war den Aegyptern selbst nicht klar. Identisch sind dieselben

Digitized by Google

nicht, das geht einmal aus den Angaben der Texte, welche die Mumie nie dem Osiris gleichstellen, hervor, dann aber musste es auch die Erfahrung lehren, welche bewies, dass eine Mumie nie aus dem Einbalsamirungshause oder aus dem Grabe verschwunden war um ihren Weg in das Jenseits anzutreten. Aber trotzdem waren Mumie und Osiris auch nicht ganz verschieden, eine Auffassung, welche schon dadurch, dass beide gleiche Gestalt und gleiche Eigenschaften besassen, ausgeschlossen zu sein schien. Die Texte beschreiben den Osiris als wenn er anssähe wie die Mumie selbst ohne ihr gleich zu sein, und die Einbalsamirer rüsteten die Mumie aus, als wäre sie berufen, als Osiris die Wanderung anzutreten. Hier liegt ein innerer Widerspruch vor, der seinen Hauptgrund darin hat, dass der Aegypter glaubte und hoffte, er werde kurz nach dem Tode in seiner Gesammtheit, in Fleisch und Blut auferstehn, genau wie er auf dieser Erde gelebt hatte, dass dem aber die Erfahrung widersprach, welche lehrte, dass die Mumien diese Erde nicht verliessen und nicht verlassen konnten. Er hat sich damit geholfen, dass er der Mumie einen Doppelgänger gab, der ihr vollkommen gleich, nicht nur ähnlich war, ohne darum mit ihr identisch zu werden. Hat man sich mit diesem, auf den ersten Blick freilich sehr eigenartigen Gedanken vertraut gemacht, dann lösen sich alle Räthsel der Lehre vom Osiris des Menschen in einfachster Weise.

Der Mumie ward, wie wir sahen, ein künstliches Herz in Gestalt eines Skarabäuskäfers gegeben, weil der Osiris ohne ein solches nicht leben konnte. Man gab ihr die verschiedenen Amulette mit, deren jener bedurfte, um die Dämonen des Jenseits zu beschwichtigen, man legte ihr eine runde Scheibe aus mit Stuck bedecktem Papyrus, Leinewand oder Bronze unter das Haupt, welche durch aufgezeichnete Figuren und Inschriften in mystischer Weise dem Körper des Osiris die nöthige Lebenswärme erhalten sollte[1]). Man löste von ihren Füssen die Sohlen, welche den Schmutz dieser Erde betreten hatten, ab, damit der Osiris mit reinen Füssen die Halle des Gerichts betreten könne; man bat die Götter, sie möchten dem Osiris Milch geben, damit er seine Füsse in ihr baden und dadurch den Schmerz, den ihm das Ablösen der Fusssohlen bereiten musste, lindern könne, und endlich legte man die abgetrennten Fusssohlen in den Körper der Mumie, damit der

1) Ein derartiges „Hypocephal“ ist noch in unserem Jahrhundert berufen gewesen, eine grössere religiöse Rolle zu spielen, es bildet das heilige Buch der Mormonen (vgl. Joseph Smith A Pearl of Great Price 1851 p. 7).

Digitized by Google

Osiris dieselben zur Vervollständigung seines Ichs zur Hand habe[1]). Damit diesem Ich Nichts fehle, flehte man zu den Göttern, dass die Mumie nicht von der Erde verzehrt werde und betrachtete es als besonders nothwendig, dass alles Fleisch und Gebein an deren Gliedern, alle Glieder an ihrer Stelle sich befänden. Der Mumie gab man auch das Todtenbuch und andere religiöse und mystische Texte mit, deren der Osiris bedurfte, um sich in den Räumen des Jenseits zurecht zu finden und die Gebete zu kennen, die er an jedem Orte in fest vorgeschriebener Weise zu sprechen hatte. Kurz die Mumie ward gerade so behandelt, als wäre sie der Osiris, und doch war sie es nicht. Sie blieb in der Grabkammer im Sarge liegen, während der Osiris seine Weiterfahrt antrat.

Die Fahrt dieses Osiris ist es, welche die ägyptischen religiösen Texte mit Vorliebe in ermüdender Weitschweifigkeit behandeln, der das Todtenbuch, das längste und verhältnissmässig am besten bekannte Werk der religiösen Litteratur des Volkes gewidmet ist. Freilich enthält dasselbe keine systematische Schilderung dieser Fahrt, wie man es nach Analogie anderer Litteraturen erwarten sollte, sondern Nichts als eine Reihe unzusammenhängender Scenen aus derselben. Es sind Gebete, welche der Osiris vortragen musste, wenn er einzelne Theile der Unterwelt betrat, dort bestimmte Dämonen persönlich kennen lernte, u. s. f. Jedem dieser Gebete ist ein Kapitel gewidmet, aber die Kapitel folgen sich nicht in der Reihenfolge, in welcher sich die Gebete thatsächlich abzulösen hatten. Die Aegypter haben sich auch von der Unterwelt kein klares Bild zu machen gewusst, die Systemlosigkeit, welche ihre gesammte Götterwelt so unklar macht, herrscht auch hier vor. Wohl hatte man eine Reihe von Einzelpunkten durchdacht, aber man war nicht dazu gelangt, aus ihnen ein einheitliches Ganzes zu bilden und von dem Jenseits ein topographisch darstellbares Bild sich zu gestalten. So folgen sich denn die Kapitel im Todtenbuche ohne feste Ordnung, ihre Anordnung in den verschiedenen Handschriften, welche uns von dem Werke vorliegen, ist eine grundverschiedene, ebenso verschieden ist auch die Zahl der Kapitel in den einzelnen Exemplaren; während dieselbe in einigen nur sehr gering ist, steigt sie in andern, wie in dem von Lepsius herausgegebenen, dem Anfange der Ptolemäerzeit entstammenden des Au-f-ânch bis zu 165. Da eine

1) Ebers, Aeg. Zeitschr. 1867 p. 108; 1871 p. 48; Wiedemann, Compt. rend. du Congr. des Orient. de St. Etienne II p. 155.

Digitized by Google

fest vorgeschriebene Norm fehlte, so konnte jeder Priester und Schreiber dem Verstorbenen die Kapitel zusammenstellen, welche er oder die Familie für die nothwendigsten hielt, ein jeder konnte sich von den Einzelheiten der Unterwelt ein mehr oder weniger abweichendes Bild gestalten.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, den Osiris auf seiner Wanderung im Einzelnen zu begleiten, für uns genügt die Thatsache, dass derselbe nach der Angabe des Todtenbuchs alle Prüfungen bestand, alle Feinde, die ihm entgegen traten, überwand und endlich eingeführt ward in die Halle der doppelten Wahrheit. Hier empfing ihn die Göttin der Wahrheit, Osiris thronte unter einem Baldachin, in seiner Nähe sassen die 42 Beisitzer des himmlischen Gerichts und versammelten sich die wichtigsten Gestalten des Osiris-Kreises. Jetzt begann der Todte zu reden, er legte ein negatives Sündenbekenntniss ab, vor jedem Beisitzer erklärte er, die eine oder andere Sünde nicht begangen zu haben. Er habe nicht Uebeles gethan, nicht geraubt, nicht gemordet, nicht gelogen, Niemanden zum Weinen gebracht, das Eigenthum der Gottheit nicht geschädigt, und ähnliches mehr. Stumm hörten die Richter seine Worte an, keiner gab ein Zeichen seines Beifalls oder Missfallens, aber wenn der Todte geendet hatte, dann brachte man sein Herz herbei und legte es auf eine Wage, auf deren anderer Schale das Bild der Wahrheit stand. Die Götter Anubis und Horus vollzogen die Wägung, während Thoth, der Schreiber der Götter bereit stand, das Resultat in einer Urkunde zu verzeichnen.

Jetzt konnte der Todte angstvoll sein Herz anrufen, nicht als Kläger gegen ihn aufzutreten, mit den Worten, die ihm das Todtenbuch (Cap. 30; 64 l. 34—36) vorschrieb, denn „das Herz des Menschen ist sein eigentlicher Gott“[1]), es hatte hier über sein ewiges Leben zu entscheiden. War sein Herz mit ihm zufrieden, fiel die Wägung zu seinen Gunsten aus, dann erging der Befehl des Gottes Thoth, das Herz dem Todten zurückzuerstatten, es wieder an seine Stelle zu setzen. Dies geschah und damit begannen die unsterblichen Theile, die der Tod getrennt hatte, sich wieder zu vereinigen. Wie das Herz, so erhielt der gerechtgesprochene Osiris jetzt auch die übrigen Theile, den ka, u. s. f. zurück und so baute sich in ihm der Mensch, der einst auf dieser Erde gewandelt hatte, vollständig wieder auf, er begann sein neues Leben, das Leben der Seligen und Gerech-

1) So auf dem Sarg des Pa-nehem-Isis (Sitzungsber. der Wiener Ak. 82. S. 15).

Digitized by Google

ten, welches ewig dauern sollte, er war nunmehr im Gefolge der Götter und diesen, die sich freuten ihn zu sehn, gleich.

Die religiösen Texte setzen regelmässig voraus, dass die Gerichtsscene zu Gunsten des Todten ausfiel, dass sein Herz mit ihm zufrieden war, dass er selig werden durfte. Nirgends wird uns in klarer Weise berichtet, was ihm geschah, wenn er nicht vor Osiris bestehen konnte und verdammt wurde. Es wird erzählt, die Feinde der Gottheit würden verzehrt, sie würden vernichtet, niedergeworfen, u. s. f., allein diese Ausdrücke sind so allgemein gehalten, dass aus ihnen nicht mit Sicherheit hervorgeht, ob der Aegypter an eine Hölle glaubte, welche als Bestrafungs- oder als Läuterungsort für die Bösen diente, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, annahm, dass im ungünstigsten Falle das Herz und die übrigen unsterblichen Theile nicht zurückgegeben wurden. Dann vermochte sich der Todte nicht neu zu bilden, nicht in Fleisch und Blut aufzuerstehen. Die unsterblichen Theile selbst konnten nicht vergehen, sie kamen von Gott und waren und blieben rein, wohl aber konnten sie davor bewahrt werden, in die Hülle, in den Osiris, zurückzukehren, der sich ihrer unwürdig gezeigt hatte. Die Seele als solche starb nicht, wohl aber fand das Individuum, in welchem sie geweilt hatte, seinen Untergang. Die Fortexistenz des Individuums aber war die Hoffnung, welche der Aegypter an die Unsterblichkeitslehre knüpfte, sie war dem Guten versprochen, dem Bösen blieb sie versagt.

Der Gute ging nach dem Gerichte in die Seligkeit ein, er war äusserlich wie innerlich unverändert geblieben, nur dass er jetzt ewig das Dasein fortführte, welches auf dieser Erde eine zeitliche Grenze gefunden hatte. Die Seligkeit, welche der Aegypter erhoffte, war dabei keine passive, wie sie fast alle höhern Religionen lehren. Es war kein Aufgehn in dem All oder der Gottheit, kein Schweben in ewiger Ruhe, in ewiger Zufriedenheit und in stetem leidenschaftslosen Glück. Ganz im Gegentheile führte der Aegypter im Jenseits ein ebenso thätiges Leben, wie im Diesseits. Wohl war auch er bei der Gottheit, aber er behielt seine individuelle Selbstständigkeit nach allen Seiten hin, er arbeitete und freute sich gerade so wie auf dieser Erde. Seine Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, die Thätigkeit, welche einem wesentlich auf den Ertrag der Feldfrüchte angewiesenen Volke als die naturgemässeste erscheinen musste. Eine Vignette im Todtenbuche cap. 110 zeigt uns den Todten in den Gefilden der Seligen in voller Thätigkeit, er pflügt die Erde mit seinem Kuhgespann, er wirft

Digitized by Google

das Saatkorn in die Furchen, er schneidet die emporgesprossenen Aehren mit der Sichel, dann lässt er sie von Ochsen austreten und so das Korn von den Halmen sondern, endlich schichtet er die Körner in hohen Haufen auf, um aus ihnen sich Brod zu bereiten. Zur Abwechselung fährt er auf Booten in den Kanälen des Jenseits umher, geht auf die Jagd, kämpft mit seinen Feinden und opfert den verschiedenen Gottheiten, besonders dem himmlischen Nil, der seinen Feldern Wasser und seinen Saaten Fruchtbarkeit verleiht. Alles geht genau so vor sich, wie im Diesseits, nur hat der Selige in allem, was er unternimmt, glänzenden Erfolg. Der Nil überschwemmt regelmässig die Gefilde, das Korn sprosst fünf Ellen hoch, zwei Ellen ist die Höhe seiner Aehren (Todtenb. 110 l. 10), die Frucht trägt regelmässig reichen Ertrag, die Witterung ist immer günstig, stets weht ein erfrischender, angenehmer Nordwind, die Feinde werden stets besiegt und die Götter nehmen alle Opfer gnädig auf und vergelten dieselben dem Todten durch reiche Gaben aller Art. Kurz, es war ein ideales, freilich nach unsern Begriffen nicht immer sehr moralisches[1]) Erdenleben, welches der Verstorbene im Götterreiche führte.

Allein, wenn sich dergestalt im Jenseits Alles nach Maassgabe der irdischen Verhältnisse darstellte, so lag gerade hierin eine Gefahr, welche den Aegyptern schwere Sorgen bereitet hat. Der Todte lebte, also musste er auch essen und trinken, denn ohne dieses war ein Leben überhaupt undenkbar; wenn er keine Nahrung hatte, dann musste er hungern und dursten. Schon zur Zeit der fünften Dynastie spricht ein ägyptischer König Unas in den Inschriften seiner Grabespyramide diese Besorgniss aus: „Schlimm ist es für Unas, sagt der Text, Hunger zu haben und nicht essen zu können, schlimm ist es für Unas, Durst zu haben und nicht trinken zu können". Ein Theil der Lebensbedürfnisse ward freilich von den Hinterbliebenen an regelmässig wiederkehrenden Festtagen gespendet, ein anderer ward durch magische Formeln auf geheimnissvollem Wege beschafft; aber, wenn die Opfer ausblieben, wenn Niemand sich der Mühe unterzog, für den Todten die Opferformel auszusprechen, dann musste er für sich selbst sorgen, musste arbeiten und das Feld bebauen, um sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen.

Eine solche erzwungene Feldarbeit konnte dem vornehmen Ae-

1) Vgl. dazu die seltsamen Stellen Pyramide des Unas l. 628 und Pap. London 10188 (in Proc. Soc. Bibl. Arch. IX. 24 und hierzu Pyramide des Teta l. 286).

Digitized by Google

gypter nicht sehr verlockend erscheinen und so suchte man nach einem Auskunftsmittel um derselben zu entgehn. Dabei diente das Diesseits als Analogon. Ebenso wie der Reiche auf dieser Erde Diener besessen hatte, welche für ihn arbeiteten, ebenso suchte er sich solcher für das Jenseits zu versichern. In ältester Zeit scheint man angenommen zu haben, die Menschen, welche im Diesseits Diener gewesen waren, würden es auch im Jenseits bleiben. Um ihnen zu diesem egoistischen Zwecke die Unsterblichkeit zu verbürgen, haben die Reichen damals Bilder ihrer Diener, also deren ka, in den Grabkammern aufstellen lassen. Ebenso wie den alten Germanen ihre Sklaven und Pferde in das Jenseits nachfolgten, ebenso wie andere Naturvölker den Verstorbenen Bedienung nachsendeten in den Tod, ebenso war auch im alten Aegypten ein Theil der Menschheit bestimmt, dem anderen in alle Ewigkeit dienstbar zu bleiben. In späterer Zeit, als die Kultur in Aegypten stieg und man anfing menschlicher zu fühlen, da änderten sich auch diese Anschauungen und der Gedanke, dass vor dem Tode und den Göttern alle Menschen gleich seien, kam zum Durchbruch. Damit musste der Reiche auf die Hoffnung verzichten, im Jenseits seine Diener in gleicher Eigenschaft wiederzufinden, wieder musste er fürchten, vielleicht durch die Lässigkeit seiner Nachkommen gezwungen zu werden, schwere Arbeit zu verrichten.

Um dieser Gefahr zu entgehen, kam man auf einen andern, höchst eigenthümlichen Gedanken, man formte kleine Thonbilder in Menschengestalt, beschrieb sie mit einer bestimmten Formel und hoffte, dieselben würden in dem Grabe, in welches man sie legte, Leben gewinnen und nun dem Seligen als Diener hülfreich zur Seite stehn. Diese Figürchen sind die sog. Uschebtis[1]), deren jede ägyptische Sammlung Hunderte und Tausende von Exemplaren aufweist. Diese „Diener für die Unterwelt" oder „Diener für den Osiris", wie die Texte sie nennen, verdankten nur dem Todten selbst das Dasein und das Leben, sie standen zu ihm in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der Mensch zur Gottheit. Wie nun der Mensch der Gottheit seinen Dank durch Dienste zu bezeugen sucht, so hoffte man, würden auch diese Figürchen durch fleissige Arbeit im Jenseits ihre Erkenntlichkeit beweisen, und ihrem Schöpfer und Herren alle schwere Arbeit ersparen.

Aus ähnlichen Vorstellungen, wie die es waren, welche die Herstellung dieser Statuetten veranlassten, sind zahlreiche andere Gebräuche

1) Vgl. für diese Bonner Jahrbuch LXXVIII S. 90 ff.

Digitized by Google

hervorgegangen. Man gab dem Todten Schmuckgegenstände und Kränze, Waffen und Wagen, Spielzeug und Geräthe mit, oft wurde das vollständige Mobiliar einer Wohnung in dem Grabe angehäuft, Alles nur, damit sich der Osiris dies im Jenseits nicht erst mühsam zu beschaffen und zu sammeln brauche. Nicht etwa, dass das Grab die Wohnung des Todten und seine Wandbilder Bilder aus dessen jenseitigem Dasein gewesen wären, wie Maspero[1]) hat annehmen wollen, sondern ebenso wie die Amulete, welche man in und neben die Mumie legte, deren Osiris zu Statten kamen, so waren auch diese Möbel und Geräthe, die man neben dem Sarge aufstellte, nicht für die im Grabe ruhende Mumie, sondern für deren bei den Göttern weilenden Osiris bestimmt. Ebenso wie die Mumie in dem Osiris, so hatten auch sie im Jenseits ihnen entsprechende Ebenbilder.

Auf alle Weise suchten derart die Aegypter sich das Jenseits heimisch zu gestalten und sich das Leben dort so behaglich zu machen, wie es nur je auf Erden gewesen war. Trotzdem glaubten sie nicht, dort dauernd und immer als Osiris, als menschenähnlicher Gott leben zu müssen, hofften vielmehr, im Jenseits mehr Freiheit zu besitzen und zeitweise andere Gestalten annehmen und sich in Thiere, in Schwalben und Reiher, in Pflanzen, besonders in den Lotus, in Götter und anderes mehr verwandeln zu können.

Es handelt sich dabei nicht um eine Seelenwanderung, wie man sie früher, verführt durch die Angaben Herodots (II, 123), gern den Aegyptern zuschrieb, um Formen, welche die Seele annehmen musste, um sich allmählich zu läutern und die Vollkommenheit zu erlangen. Es war nicht ein Zwang, der ihr hier oblag, sondern eine Gunst, die ihr, der bereits vollkommenen Seele gewährt wurde. Immer und immer von Neuem wiederholen die Texte, der Seelige könne alle Gestalten annehmen, die er wünsche, er könne jeden Ort besuchen, den er wolle, er wäre nicht mehr an Form und Raum gebunden. Mit dem Sonnengotte Ra konnte er am Himmel kreisen, mit dem Gotte Osiris konnte er in der „göttlichen Nacht" (am 26 Choiak, d. h. am Wintersolstitium) auferstehn, er war gleichwie Gott, ja er war die Gottheit selbst, und konnte wie diese in Wahrheit und von der Wahrheit, die er sogar ass und trank, leben.

Diese Incorporationsfähigkeit der Seele ist gleichzeitig ein Haupt-

1) Rev. scientif. 1. März 1879 p. 819 sqq.; Etudes égypt. I, 2. Vgl. Le Page Renouf, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI p. 494.

Digitized by Google

grund für die Einbalsamirung der Todten geworden. Die Erhaltung der Mumie hatte, wie wir sahen, einmal den Zweck, einen Körper zu schaffen, als dessen Substrat der Osiris auftreten konnte, allein dies hätte man einfacher erreichen können, da die Wanderung der Seele bis zum Gerichtssaale in verhältnissmässig kurzer Zeit vollendet gewesen sein wird[1]). Es handelte sich hier noch um etwas anderes. Die Seele konnte zeitweise die Mumie besuchen, sie konnte in diese zurückkehren, sie neu beleben und in ihr auf diese Erde gelangen, um die Stätten wiederzusehn, an denen sie einst geweilt hatte. Hierzu war ein irdischer, sinnlich fassbarer Körper nothwendig und diesen bildete eben die Mumie. War diese zerstört, dann ging der Seele eine Gestaltungsform verloren und zwar gerade diejenige, an der sie am meisten Interesse nehmen musste, welche sie mit dem Diesseits verband und ihr die Möglichkeit gewährte, die Hinterbliebenen an Opfer zu mahnen und zu sehn, wie es denen erging, die sie hier hatte zurücklassen müssen. Die Zerstörung der Mumie hatte demnach nicht eine Vernichtung der Seele zu Folge, sondern nur eine Verminderung des Wirkungskreises und der Verwandlungsfähigkeit des Todten. — Im Zusammenhang mit dieser Lehre hat sich in Aegypten auch eine Theorie der Geisterbeschwörung entwickelt. Durch magische Formeln konnte man die Seele zwingen in die Mumie zurückzukehren, dann mit dem neubelebten Todten sprechen und sich von ihm, den man in seine Gewalt bekommen hatte, allerhand Vergünstigungen ausbedingen, ehe man ihm seine Freiheit zurückerstattete. Freilich galt ein solches Unterfangen für sehr gefährlich und Setna, dem es nach einer der Ptolemäerzeit entstammenden Erzählung glückte, musste es, als er seinerseits durch Unvorsichtigkeit in die Gewalt der Dämonen gekommen war, schwer büssen, dass er versucht hatte, sie sich dienstbar zu machen.

Das System, welches wir auf den vorigen Seiten auf Grund altägyptischer Texte dargelegt haben, ist dasjenige, welches sich die alten Aegypter über die Unsterblichkeit und die Theile der menschlichen Seele gebildet hatten. Ueber die Entstehung desselben und die Umbildungen, die es erfahren hat, ehe es so wurde, wie es uns jetzt vorliegt, wissen wir Nichts bestimmtes. Es liegt auf der Hand, dass es allmählich entstand und dass manche ursprünglich heterogene Lehren

1) Nach dem Pap. Rhind dauerte es 170 Tage vom Tode bis zu dem Augenblicke, in dem der Todte die Sonne sah, d. h. selig gesprochen wurde.

Digitized by Google

in ihm verwoben worden sind. So haben z. B. der ka und der Osiris zunächst gewiss gleiche Bedeutung besessen und sind erst weit später, bei der Verschmelzung zweier Systeme, deren eines den geistigen Doppelgänger als ka bezeichnete, während das andere ihn Osiris nannte, als zwei gesonderte Wesen betrachtet worden. Allein über diese und ähnliche Fragen lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Wie in Kunst und Staatseinrichtungen, in Sprache und Schrift, so tritt uns auch in der Religion das ägyptische Volk bereits in der ältesten Zeit fertig und durchgebildet entgegen. Wie auf allen andern Gebieten, so können wir auch in der Seelenlehre bei ihm keine Anfänge und erste Versuche nachweisen. In dem Augenblicke, in welchem die ägyptischen Texte Einblick in dieselbe gewähren, erscheint sie in allem Wesentlichen vollendet, die Folgezeit hat ihr kaum neue Züge beizufügen vermocht. Gerade hierdurch wird aber diese Lehre doppelt interessant für die Geschichte der Menschheit, indem sie uns zeigt, wie ein Volk schon im vierten Jahrtausend v. Chr. nicht nur an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, sondern sich von derselben auch bereits ein festes Bild zu gestalten vermocht hat, ein Bild, dem man, mag es auch dem modernen Menschen oft wunderbar und nur schwer verständlich erscheinen, doch eine gewisse Consequenz und tiefern geistigen Gehalt nicht absprechen kann. Wie zahlreich die Analogien sind, welche diese Lehren zu den Religionssystemen anderer Völker und Zeiten darbieten und wie gross andererseits die Unterschiede sind, welche dieselben von einander scheiden, das auszuführen, ist hier nicht der Ort. Sache der religionsvergleichenden und ethnographischen Forschung wird es sein zu untersuchen, wie viel von diesen Lehren in Aegypten selbst entstand und wie viel von dem ägyptischen Volke mitgebracht wurde aus seinen Ursitzen, die es mit Semiten und Indogermanen theilte.

Digitized by Google

III.

Regenbogenschüsselchen am Rhein.

Von

H. Schaaffhausen.

Von einem nicht näher bezeichneten Orte in der Umgebung des Siebengebirges werden seit vielen Jahren keltische Goldmünzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen nach Bonn zum Verkaufe gebracht, die in unserer Gegend als seltene Funde zu bezeichnen sind. Sie haben ihren Namen von ihrer napfförmigen Gestalt und weil sie nicht selten nach stärkeren Gewitterregen gefunden worden sind, indem der Regen sie aus dem Boden ausspült. Der Aberglaube des Volkes lässt sie da gefunden werden, wo der Regenbogen mit dem Fusse die Erde berührt. Sie bringen Glück, wenn man sie im Hause aufbewahrt. In ähnlicher Weise hat man die vorgeschichtlichen Steingeräthe, deren Ursprung von Menschenhand man nicht kannte, Blitz- und Donnersteine genannt, und glaubte, dass sie vom Himmel niederfielen. Die Funde dieser kleinen, durch ihre Form und ihr eigenthümliches Gepräge auffallenden Goldmünzen sind in Süddeutschland viel häufiger als bei uns, zumal im Gebiete der Donau, zwischen Rhein und Main, aber auch in Böhmen, Ungarn und Norditalien kommen sie vor. In Baiern und Böhmen wurden Massenfunde von 1000 Stück und mehr gemacht. Im Jahre 1880 erregte ein Fund von etwa 200 Stück bei Mardorf unfern Marburg allgemeines Aufsehen. Soweit nördlich hatte man bisher solche Funde nicht gemacht, doch kommen vereinzelte Funde dieser Münzen auch anderwärts vor, wie einer in Paderborn. Im Jahre 1880 enthielt das Jahrbuch der Alterthumsfreunde[1]) die Anzeige von dem Verkaufe zweier solcher Münzen in Bonn, die bald an der Sieg, bald nördlich von Königswinter gefunden sein sollten. Die eine dieser Münzen kam in den Besitz des Herrn van Vleuten, eine andere kaufte Herr Consistorialrath Prof. Krafft von einem Manne aus Oberpleis,

1) Jahrb. LXVIII S. 61.

Digitized by Google

mehrere gelangten die letzten Jahre in die Hände des Antiquitätenhändlers H. Engels in Bonn, von denen eine in das Berliner Museum kam. Auch jetzt besitzt Herr Engels deren 4, die aus dem Siebengebirge stammen. Herr Antiquar Hanstein hat schon solche angekauft. Eine andere ebendaher besitzt Herr Goldarbeiter Kronenberg hierselbst, sein Sohn hat vor einigen Jahren drei dieser Münzen eingeschmolzen, zwei von demselben Fundort und demselben Gepräge sind im Besitz der Brüder Krautwig in Bonn. Das Provinzialmuseum hierselbst besitzt von dort 4 dieser Münzen, Nr. 2672, 3324, 3325 und 4323 mit dem Triquetrum, und ausserdem ein napfförmiges Goldstück, ohne jede Prägung, so dass man fragen darf, wurden vielleicht die Münzen hier geprägt? Im Juni dieses Jahres wurde wieder eine Goldmünze mit dem Triquetrum angeblich von der Sieg nach Bonn zum Verkaufe gebracht. Woher diese Münzen kamen, deren mehr als zwanzig bekannt geworden sind, blieb ein Geheimniss, man wusste nur, dass sie beim Ackern auf einem Felde gefunden wurden. Es ist mir gelungen, diese Stelle ausfindig zu machen. Zuerst wurde mir von Stieldorf aus auf einem Höhenzug der Goldberg gezeigt; so nennen die Bewohner der umliegenden Dörfer das Feld. Dasselbe liegt dicht hinter den letzten Häusern von Stieldorfer Hohn, auf einem Thalgehänge des Lauterbachs, der später an Heisterbach vorbeifliesst. Dasselbe gewährt einen herrlichen Blick auf das Siebengebirge und ist mit schräger Fläche gegen Süden gelegen, also durch seine warme Lage vortrefflich zu einer Ansiedelung geeignet, das Feld, auf dem die Münzen gefunden werden, ist nur etwa $^1/_4$ Morgen gross. Dass Kelten bis in diese Gegend sich verbreiteten, kann durch Orts- und Flussnamen nachgewiesen werden. Nach Caesar waren die Menapier, die am Niederrhein zur linken Seite des Stromes wohnten, mit ihren Besitzungen aber auf die rechte Seite hinüberreichten, keltischen Stammes. Auch zwischen dem Rhein und den Weserzuflüssen sassen keltische Stämme, wofür man sprachliche Beweise beibringen kann. Sind doch die Namen für Rhein und Main ebenso wie für die Donau keltischen Ursprungs. Es kommen auch Silber- und Bronzemünzen von derselben Form am Rheine vor, wiewohl sie viel seltner sind. Von 2 Bronzemünzen mit dem Triquetrum im Besitze des Herrn Brofft in Frankfurt a. M. ist die eine in Cobern an der Mosel zwischen vorrömischen Hals- und Armringen, die andere in Ochtendung gefunden. Herr Koenen berichtet, dass er ein Regenbogenschüsselchen mit dem Triquetrum vor dem Burgthor in Andernach gefunden, Herr J. Schmitz fand ein

Digitized by Google

solches in der Asche eines Leichenbrandgrabes auf dem Martinsberg daselbst. Das Provinzialmuseum in Bonn bewahrt unter Nr. 2517a zwei Regenbogenschüsselchen, die nach dem Kataloge im Grabfelde des Martinsberges in Andernach gefunden sind. Beide zeigen das Triquetrum, die eine ist von Kupfer und war mit Silber belegt, welche Technik auch bei römischen Familienmünzen vorkommt, die andere besteht aus einem harten Weissmetall, wahrscheinlich einer Silbermischung. Das Silber ist an beiden schwärzlich von Farbe. Nach Ch. Robert finden sich diese Münzen in Frankreich nicht, wohl aber noch in Elsass und Lothringen. Nach J. Evans giebt es in England keine.

C. Müllenhoff[1]) sagt: „Bis Ariovist im J. 72 mit seinen Sueben über den Rhein ging und das Land von Worms bis gegen Basel in Besitz nahm, bewohnten Gallier die linke Seite des Flusses vom Gebirge bis zum Meer. Auch die rechte Seite desselben bis zum Main, sowie das Gebiet der oberen Donau war von Galliern besetzt; sie müssen den Fluss eher gekannt und benannt haben, als die Germanen, welche den Namen Rin, von der Wurzel ri = fliessen, von ihnen empfingen. Auch das männliche Geschlecht des Flussnamens spricht wie beim Main, Neckar, Roten (Rhone) für eine Entlehnung. Renos ging aus der älteren Form Reinas hervor. Die Menapier werden als der letzte Ueberrest der keltischen Bevölkerung diesseits des Rheines angesehen werden können. Wenn Main, Lahn, Sieg, Ruhr, Embscher Lippe undeutsche und ursprünglich keltische Namen sind, müssen Gallier vor den Germanen auch auf der rechten Seite des Rheines gewohnt haben und wir dürfen hier ihr Gebiet schon bis zur Scheide der Rhein- und Wesergewässer ausdehnen. Die Entscheidung darüber, wie weit einmal das westliche Deutschland von Kelten bewohnt war, muss vom Rhein aus gewonnen werden.“ Müllenhoff bemerkt noch S. 202, dass der Name Germanen auf dem linken Ufer älter als auf dem rechten ist und in dem Maasse auf dem linken Ufer zurückweicht, als er auf dem rechten sich befestigte und ausbreitete. In dieser Beziehung ist unser Fund gewiss von grosser Wichtigkeit.

Das Gepräge dieser Münzen, die aus der bekannten Gold- und Silbermischung bestehen, die man Electrum nennt, soll, wie der Besitzer des Feldes angiebt, immer ein und dasselbe gewesen sein, auf der Hohlseite 8 Ringe oder Kugeln mit einem Blätterkranze umgeben,

1) Deutsche Alterthumskunde, Berlin II 1887 S. 218 u. 226.

Digitized by Google

auf der erhobenen Seite zeigen sie das Triquetrum, vielleicht aus drei menschlichen Beinen entstanden, die am dicken Ende vereinigt sind. Dies Zeichen kommt am häufigsten und mehr oder weniger deutlich, oft nur schematisch dargestellt und anders gedeutet, auf kleinasiatischen Münzen, zumal den lycischen vor. Das Gepräge erscheint hier als eine Nachbildung des griechischen Vorbildes. Auf anderen keltischen Münzen ist die Zahl der Ringe und Kugeln eine andere, und auf der erhobenen Seite befindet sich statt des Triquetrum ein Vogelkopf, eine Schlange, eine Muschel oder ein Stern. Streber[1]) hat die hier vorkommende Prägung auf Taf. VII Fig. 84 seiner ersten Abhandlung über die Regenbogenschüsselchen abgebildet. Mit dieser Prägung ist nach Schreiber[2]) ein Stück bei Donauwörth gefunden. Dieselbe Münze kommt auch in Silber vor. Das Triquetrum ist ein Symbol, welches schon früh in der kleinasiatischen Kunst erscheint und sich auch in andere Länder, wiewohl lange nicht so häufig wie das Hakenkreuz, die sogenannte Suastica, verbreitet hat. Schliemann hat das Triquetrum eingeritzt auf Thongefässen in Troja beobachtet, vgl. Atlas No. 264, 1862, 1868, 1905. Virchow[3]) hat es auf prähistorischen Thongefässen in Posen in Verbindung mit einem Bilde der Sonnenscheibe gefunden. Die napfförmige Gestalt dieser Münzen erklärt sich wohl aus der Einfachheit und Unvollkommenheit des Prägverfahrens. Um das Ausgleiten der Münze unter dem Prägehammer zu vermeiden, gab man dem Goldstücke schon vorher eine vertiefte Form, die in eine hohle Unterlage des Prägstockes passte. Man hat aber auch gefragt, ob diese Form der Münze nicht vielleicht symbolisch sei und hat sie mit den schalenförmigen Höhlungen der Näpfchensteine verglichen[4]). Sie kommt nach Mommsen auch auf belgisch-britischen Münzen vor.

Der letzte Fund solcher Münzen in grösserer Menge, welcher in der Nähe des Rheines am 22. März 1880 gemacht wurde, ist der von Mardorf. Ich war zu dieser Zeit in Marburg und sah dort viele Exemplare, die von den Tischgenossen des Gasthofs zum Ritter angekauft worden waren. Herr Dr. Pinder schrieb mir kürzlich, dass vielleicht

1) Abhandl. der philos.-philol. Klasse der K. Bayer. Akad. d. Wiss. B. IX, 1860, S. 167 und 1863, S. 549.

2) Taschenb. für Gesch. u. Alterthum in Süddeutschland III 1841, Taf. II, Fig. 10.

3) Berliner ethnol. Zeitschrift IX, S. 222.

4) Corresp.-Blatt d. deutsch. anthrop. Gesellsch. Febr. 1888, S. 16.

Digitized by Google

200 dieser sogenannten Iriden damals gefunden worden seien, und dass er etwa von der Hälfte Kenntniss habe, theils durch eigene Ansicht, theils durch schriftliche Ermittelungen. Der Fund enthielt 3 Typen, solche mit dem Triquetrum, andere mit dem Vogelkopf, andere mit der Schlange. Auch eine kleine keltische Silbermünze mit einem Kopfe auf dem Avers war dabei, von denen das Museum zu Kassel eine ganze Anzahl aus einem Neuheimer Funde besitzt, wobei auch ein thönernes Töpfchen sich befand. Später erhielt das Museum noch, als bei Kassel gefunden, ein Regenbogenschüsselchen mit einem vierzackigen Stern auf dem Avers, wie ihn Streber auf den Münzen 19 bis 21 und 99 bis 103 abbildet, und einer Kugel auf dem Revers. Direktor Pinder konnte von dem Mardorfer Funde noch 25 Stück erwerben, eines mit eigenthümlichen Schriftzeichen, ein anderes mit doppelter Prägung, welches unter dem Präghammer ausgeglitten sein muss. Zu Gagers in Oberbayern wurden im Jahre 1751 deren 14 bis 1500 Stück gefunden[1]), bei Vohburg nahe Ingolstadt im Jahre 1858 über 1000. Zu Podmokl in Böhmen, dem Lande der Bojer, die Tacitus zu den Kelten rechnet, wurden 1771 einige Tausend dieser Münzen gefunden, die, verschieden von den unsrigen, die meist aus $16^1/_2$ karätigem Golde bestehen, vom feinsten Golde sind, auch das Gepräge ist anders, nur die Muschel kommt auf beiden vor, jene sind auch schwächer gewölbt. Wilhelmi[2]) beschrieb 150 in Rheinbaiern gefundene.

Streber weist zuerst in seiner gelehrten Abhandlung, die noch immer maassgebend für die Erklärung dieser Münzen ist, nach, dass dieselben weder den Aegyptern, noch den Phöniziern, noch den Etruskern zugeschrieben werden können, Tacitus sagt ausdrücklich, dass die Germanen keine eigne Münze hatten. Sie können auch nicht von den Alemannen herrühren oder den Hunnen, sie sind auch nicht christliche. Sie sind, wie schon Schreiber[3]) zu zeigen gesucht hat, von den Kelten geprägt. Die ersten gallischen Münzen, womit man, da sie auch nur von Gold sind, und zwar von Electrum, unsere Münzen verglichen hat, geben den römischen Einfluss kund, und dies gilt auch für die Zeit nach dem Sinken der Römermacht von den ostgothischen, suevischen und vandalischen Münzen. Es ist gar nicht denkbar, dass ein an rö-

1) F. H. Graf Hundt im Oberbayer. Archiv f. vaterl. Gesch. XIV, Münster 1853—54, S. 295.

2) Sinsheimer Jahresb. 1836, S. 47.

3) a. a. O. 1839, 1841 und 1844.

Digitized by Google

mische Provinzen angrenzender deutscher Volksstamm in Electrum, ohne menschliches Bild und Schrift, in schüsselförmigen Klumpen Münzen geprägt haben soll. Die Ringe und Kugeln, die sich auf dem Revers derselben finden, so verschieden auch der Avers ist, müssen eine symbolische Bedeutung haben und kommen sonst nicht vor. Das Triquetrum auf unsern Münzen findet sich auch auf einem römischen Ass und gilt hier als Sinnbild von Sicilien, dessen 3eckige Form ihm den Namen Trinacria gegeben hat. Auch Münzen der Stadt Panormus, der Gens Claudia, vor Allem aber die Lyciens, haben dieses Bild, dessen spätestes Vorkommen nach van Vleuten[1]) das auf Münzen des Hadrian ist. Mit Recht weist van Vleuten in Bezug auf die von Caesar, de bello Gallico I, 33 erwähnte Sage von einer trojanischen, also kleinasiatischen Einwanderung am Niederrhein, auf den beachtenswerthen Umstand hin, dass die einzige, am rechten Ufer des Mittelrheins und nun auch des Niederrheines vorkommende Münze einheimischer Prägung das lycische Triquetrum zeigt[2]). In Bezug auf die häufigen Funde dieser Münzen im alten Vindelicium bemerkt Streber, dass sie vor der Eroberung dieses Gebietes durch die Römer geschlagen sein müssen. Rhätien wurde 15 vor Ch. römische Provinz. Die römischen Schriftsteller schildern zwar die Rhätier und Vindeliker als roh und wild, aber sie hatten nach Plinius Ackerbau und Augustus zog den rhätischen Wein allen andern vor. Sie hatten nach Vellejus Paterculus, II, 90 viele Städte und Burgen. Die Rhätier und Vindeliker waren wie die Helvetier in 12 Stämme getheilt und wohnten, wie Caesar de bello Gallico I, 5 berichtet, in 12 Städten, während die Germanen keinen Ackerbau hatten und nach Tacitus, Germ. 16, nicht in Städten wohnten. Caesar bezeichnet die Helvetier als Gallier, de bello Gall. I, 1, Tacitus nennt als solche die Helvetier und Bojer, Germ. 28. Die norischen und rhätischen Legionen werden keltische genannt. Wie weit die Kelten sich im südlichen Deutschland verbreiteten, zeigt die Angabe des Appian, der den Brutus vom Rhein durch das Land der Kelten bis Aquileja fliehen lässt. Beim Vordringen der Römer gegen die Donau führte Marbod die Marcomannen nach Böhmen, von wo sie die Bojer verdrängten. Auf einigen Münzen hat man, vgl. Streber No. 44 u. 45, Buchstaben entdeckt, wie M oder MA. Hätte aber Marbod auf der Höhe seiner Macht die Münzen geschlagen, so würden sie

1) Jahrb. LIII, 1873, S. 269.
2) Jahrb. LXVIII, 1880, S. 61.

Digitized by Google

sich nur in Böhmen finden; niemals herrschte er in Vindelicien. Im Lande der Kelten fehlte es nicht an Gold. Strabo[1]) berichtet, dass die Salasser im rhätischen Gebiet am Flusse Durias Goldwäschereien besassen. Nach Strabo gab es in der Umgegend von Noreja in den Alpen Goldwäschereien. Polybius nennt das Land der Taurisker in Noricum reich an Gold. Auch sagt er, dass die Römer die Goldbergwerke bei Vercelli und Piacenza eingehen liessen, weil die spanischen Werke und die der transalpinischen Kelten ergiebiger waren. Diodor[2]) rühmt das Vorkommen des Goldes im Rhein und in der Donau. Ein blasses, silberreiches Gold soll nach Streber bis in die letzte Zeit noch im Rheine, in der Donau, der Isar und dem Inn durch Waschen gewonnen worden sein. Diese Angabe ist unrichtig. Das Rheingold enthält auf 0,934 Gold nur 0,066 Silber[3]). Das Electrum muss für eine künstliche Mischung gehalten werden.

Uebervölkerung und kriegerischer Muth hatten, wie Streber bemerkt, die keltischen Gallier veranlasst, nach Süden und nach Osten auszuwandern, über die Rhone und die Alpen und über den Rhein. Dieser Auszug der Kelten geschah um 400 vor Chr. und war nur eine spätere und rückläufige Wanderung der nämlichen Volksstämme, die zuerst in entgegengesetzter Richtung sich in Gallien niedergelassen hatten. Jenen keltischen Stämmen aber, die nicht bis nach Gallien und Britannien vordrangen, sondern an der obern Donau und am obern Rhein Halt machten und eine bleibende Stätte wählten, sind unsere Münzen zuzuschreiben, sie gehören wenigstens theilweise dem 5. Jahrh. vor Chr. an. Die nördlich der Donau und in Vindelicien gefundenen sind alle demselben Volksstamm zuzuweisen. Sie können aus dem Golde geprägt sein, welches der Rhein, die Donau, der Inn und die kleinen Flüsse dieses Gebietes damals in reicherer Menge mit sich führten. Sie müssen lange vor der Ansiedelung der Germanen in diesen Gegenden und vor dem Einfall der Cimbern geschlagen sein, als die Bojer noch ein mächtiges Volk waren, die im Jahre 113 jene hinderten, in Böhmen einzudringen. In Süddeutschland schienen keltische Stämme länger ihren Wohnort gehabt und eine höhere Cultur entwickelt zu haben, wie es der Inhalt zahlreicher Hügelgräber

1) IV, c. 3, 3 und VII, c. 2, 2.

2) Diodor Sicul. V, 211.

3) Kachel, Badisches landwirthschaftliches Wochenbl. 1838 und Das Grossherzogthum Baden, Karlsruhe 1885, S. 477.

Digitized by Google

zeigt, die ihnen zugeschrieben werden dürfen[1]). Wenn auch die ältesten gallischen Münzen nur von Gold und zwar nicht von Ducatengold, sondern von Elektrum sind, wenn sie auch ohne Schrift und etwas gekrümmt sind, so weichen doch die Goldschüsselchen von den zur Zeit Caesar's in Gallien geprägten Münzen in Bild und Prägung so sehr ab, dass beide nicht zu gleicher Zeit, etwa von Ariovist, geschlagen sein können. Nach Lenormant[2]) hat man in Gallien um 279 vor Chr. zu münzen angefangen, nach Lelewel schon um 330. Die gallischen Münzen sind den Stateren der Könige Philipp, Alexander und Lysimachus nachgebildet. Ein Apollokopf, ein Zweigespann, ein Reiter, ein Pferd sind die vorherrschenden Typen; die auf den Regenbogenschüsselchen so gewöhnlichen Ringe und Kugeln fehlen. Doch kommt auf diesen schon ein Apollokopf vor (vgl. bei Streber No. 86 und 87) und auf gallischen noch das Triquetrum und die Leyer, die indessen nur als Nebentypen im Felde der Münze erscheinen. Wegen der grösseren Einfachheit und Ursprünglichkeit der Typen wird man mit Streber die Regenbogenschüsselchen für älter halten müssen, doch gestatten die auf beiden vorkommenden Symbole eine nahe Verwandtschaft derselben und einen Uebergang der einen Münze in die andere anzunehmen. Auch im Gewichte stimmen sie überein. Streber hat als Mittel von 90 Regenbogenschüsselchen 7,540 gr gefunden, Pinder für die von Mardorf 7,25 bis 7,50. Hier ist eine gallische Münze meiner Sammlung, die hier am Rhein gefunden ist, abgebildet, sie wiegt 1,89, das ist gerade $^1/_4$ von einem keltischen Stater = 7,56.

Das hiesige Provinzial-Museum besitzt zwei dieser nicht seltnen Münzen. Die gallischen Münzen erscheinen wie barbarische Nachahmungen klassischer, die Iriden nicht. Wo wären ihre Vorbilder?

Der auf der Vorderseite befindliche Kopf darf wohl für einen Apollo gehalten werden. Das Flügelpferd auf dem Revers ist ein Symbol der Sonne, die Beine desselben endigen in symbolische Kugeln.

1) Vgl. Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee, Stuttgart 1887 in Jahrb. LXXXV, S. 130.

2) Revue numismat. 1856, p. 304.

Digitized by Google

Unter dem Pferde ist eine Doppelreihe von 9 mit einander verbundenen Kugeln, daneben rechts steht eine Mondsichel. Unter der Vorderseite des Pferdes ist eine Blume, darunter eine kleine Kugel. Diese gallischen Münzen müssen jünger sein als unsere Regenbogenschüsselchen. Domenico Promis[1]) beschrieb einen in der Ebene zwischen Dora Baltea, der Sesia und dem Po, westlich von Vercelli gemachten Fund von 10 Stück Regenbogenschüsselchen, dabei lag eine Pfeilspitze, ein Feuerstein und 2 Bronzeringe. Er schrieb sie mit Unrecht den Cimbern zu, die hier, in den Campi Raudii, die man fälschlich bei Verona gesucht hat, im Jahre 101 vor Chr. von Marius besiegt wurden. Auf einer dieser Münzen befinden sich die Buchstaben A T V. Friedländer führte eine solche mit der Inschrift CUR aus dem Berliner Museum an. Man wird ihm indessen nicht beistimmen, wenn er sagt, dass diese Münzen geprägt seien, als die Kelten von Römern und Griechen noch keine Kunde hatten. Mommsen[2]) sagt, die sogenannten Regenbogenschüsselchen, die durch ganz Deutschland und in grossen Massen z. B. in Rheinbaiern und namentlich in Böhmen zum Vorschein gekommen sind, sind wahrscheinlich abgeleitet aus dem belgisch-britischen Philippus, mit dem sie Anfangs wenigstens im Gepräge und Gewicht übereinstimmen. Longpérier machte darauf aufmerksam, dass das Gewicht derselben dem der Goldmünzen der letzten Zeit der Republick und der ersten römischen Kaiser gleiche. Charles Robert[3]) bestreitet die Ansicht des Herrn von Pfaffenhofen, der die Regenbogenschüsselchen in die Mitte und gegen das Ende des letzten Jahrhunderts v. Chr. setzt, er glaubt, dass sie früher geschlagen seien aber auch noch im ersten Jahrhundert unserer Aera gegolten haben. Er sagt, dass die Gallier diese Münzen in Italien zu der Zeit schlugen, als sie dort herrschten, also im 5. Jahrh. vor Chr. Für die Altersbestimmung der Regenbogenschüsselchen ist die Uebereinstimmung der auf diesen Münzen vorkommenden symbolischen Zeichen mit den Ornamenten der bemalten Thongefässe aus den von Naue beschriebenen oberbayerischen Hügelgräbern wichtig, worauf ich bereits aufmerksam gemacht habe[4]). Auch von einer Urne aus den

1) Sitzungsber. der Akad. d. Wissensch. zu Turin vom 17. Dez. 1865, vgl. Friedländer, Berlin. Blätter für Münzen, Siegel- und Wappenkunde III, 2. 1866, S. 169.

2) Th. Mommsen, Gesch. d. röm. Münzwesens, Berlin 1860, S. 688.

3) Annuaire de la Soc. de numismat. Paris V, 1877, p. 337.

4) Jahrb. d. Ver. v. Alterthumsfr. LXXXV, S. 134.

Digitized by Google

Gräbern von Pullach sagt Naue, dass sie mit Dreiecken verziert sei, in die concentrische Kreise eingestempelt seien. Auch E. Wagner[1]) beschreibt einen Topf, auf dem 10 Doppelringe in einer Pyramide zusammengestellt sind.

Streber sagt, man wird dem Volke, welches diese Münzen schlug, seltenen Wohlstand und eine gewisse künstlerische Fertigkeit zuschreiben müssen. Wie die bildende Kunst von Anfang an überhaupt im Dienste der Religion stand, so deuten auch die Bilder dieser Münzen auf die Verehrung der siderischen Mächte. Die Verehrung der Gestirne durch die alten Völker ist durch vielfache schriftliche Zeugnisse beglaubigt. Die Darstellung der Götter in Menschengestalt gehört einer jüngern Zeit an. Herodot[2]) berichtet von den Persern, dass sie keine Götterbilder, Tempel und Altäre errichten, dass sie aber den ganzen Himmelskreis als Zeus anrufen. Auch opfern sie den Sternen und dem Monde, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden. Dass sie der Aphrodite Urania opfern, das haben sie von den Assyrern und Arabern angenommen. Das IV. Buch der Könige erzählt von König Josias, dass er die Götzenpriester abgeschafft habe, welche dem Baal, der Sonne, dem Monde und den Gestirnen und dem ganzen Heere des Himmels räucherten. Streber bringt die ihm bekannten Regenbogenschüsselchen je nach ihrem Gepräge in 7 Gruppen. Er unterscheidet: 1) solche mit einer ringförmig sich krümmenden Schlange, auf der Rückseite ein Beil oder Kugeln, 2) solche mit einem Vogelkopf, auf der Rückseite ein Stern oder Kugeln, 3) die mit einem Halbkranz, auf der Rückseite 5, 4 oder 3 Kugeln, 4) die mit einer Leyer oder dem Triquetrum, auf der Rückseite Kugeln, 5) mit dem Hirschkopf und 3 ineinander verschlungenen Bogen, oder mit dem Apollokopf und einem aus 2 Kränzen gebildeten Kreuz, in dessen 4 Winkeln je ein S-förmiges Zeichen steht, 6) solche mit Schild oder Leyer oder undeutlichem Zeichen, rückwärts eine Kugel, ein Kreuz, ein Triquetrum, drei Halbmonde u. a. 7) die mit einer Muschel, aussen und innen. Streber erklärt mit grosser Gelehrsamkeit diese verschiedenen mythologischen Zeichen und führt als Beispiel der bisherigen willkührlichen Deutungen die Meinung Obermaiers an, welcher fragt, ob der halbrunde Zirkel, welcher gewöhnlich die Kugeln umgiebt, nicht ein Hufeisen vorstelle.

Die Kugeln oder Ringe, die meist auf der konkaven Seite der

1) Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, Karlsruhe 1885, Taf. III.
2) Hist. I, c. 131.

Digitized by Google

Münze sich befinden und oft zu einer Pyramide geordnet sind, hat man mit denen verglichen, die auf römischen und altitalischen Kupfermünzen den Werth derselben bedeuten, aber sie entsprechen hier dem Gewichte nicht, denn es giebt Goldstücke mit gleicher Zahl von Kugeln, die ein verschiedenes Gewicht haben und umgekehrt. Man könnte von den Ringen glauben, dass sie das Ringgeld darstellen. Auf einem ägyptischen Gemälde[1]) werden Ringmünzen in Gegenwart eines Aufsehers, der das Ergebniss auf einer Tafel notirt, gegen ein Gewicht in der Gestalt eines Lammes gewogen. Der goldene Ring und die zwei Armringe, die der Knecht Abrahams der Rebecca gab[2]), wogen jeuer $^1/_2$ von diesen und von diesen jeder 10 Seckel = $^1/_6$ äg. Mine = 90,89 gr. Nach einer Inschrift erhob Tuthmosis III. von einem syrischen Stamme als Tribut 8 silberne Ringe, deren jeder 37,63 ägyptische Pfund wog. Cäsar[3]) sagt von den Briten, dass sie sich goldener Münzen oder eiserner Ringe von bestimmtem Gewicht als des Geldes bedienten. Auch im germanischen Norden gab es Ringgeld[4]). W. Betham[5]) deutet so die Gold- und Bronzeringe, die von verschiedener Grösse und Schwere, aber von gleicher Form in Irland gefunden werden. Kiss[6]) hat für Ungarn und Siebenbürgen dieselben Beobachtungen mitgetheilt. Volundr[7]) besass 700 Ringe an einer Bastschnur aufgezogen und im Rigsmal[8]) heisst es von Jarl, er hat die Ringe vertheilt, die Kette zerrissen, also waren die Ringe geschlossen. Auch Africaner in Benin und Calabar verwenden Ringe unter dem Namen Manilla als Münzen. Dass die in der Mitte der Münzen im Dreieck stehenden Ringe sich auf das Ringgeld beziehen sollen, ist nicht annehmbar, Kiss hat aber den Halbbogen, der oft die Kugeln umspannt, darauf bezogen. Er ist, wie Streber mit Recht bemerkt, dafür zu weit geöffnet. Nur auf No. 88 und 89 der von ihm abgebildeten Regenbogenschüsselchen nähern sich die knopfförmigen Enden

1) Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians, London 1847 II, 10. 11. Vgl. R. Andree, Ethnogr. Parallelen u. Vergleiche, Stuttgart 1878, S. 221.

2) Moses I, 24. 22.

3) de bello Gall. V, 12.

4) Schreiber, Taschenbuch u. s. w. 1840, S. 132.

5) Grote, Blätter für Münzkunde IV, S. 44.

6) Zahl- und Schmuckringgelder, Pest 1859, 8.

7) Schreiber a. a. O. 1844, S. 115.

8) Martin, La religion des Gaulois II, p. 85.

Digitized by Google

so, dass man einen Halsring darin erkennen kann. Es ist aber wahrscheinlich, dass dieser hier nicht als Geldring, sondern aus einem andern Grunde abgebildet ist. Oft ist das Brustbild der Vorderseite der Münzen der Remi, Catalauni und Leuci mit dem gallischen Halsring geziert. Streber will in dem Bogen, der die Kugeln umspannt, das Himmelsgewölbe sehen; auf der Münze No. 84 ist dieser Bogen in einer Zickzacklinie dargestellt, die allerdings an den Zickzack des Blitzes erinnert. Auf dieser Münze, deren Vorderseite das Triquetrum zeigt, sind die 3 Kreise an der Spitze von den in einer Linie unter ihnen stehenden 5 Kugeln sehr wohl unterschieden. Streber macht S. 579 schon darauf aufmerksam, dass die obern drei Kugeln aus 2 koncentrischen Ringen bestehen, also gar keine Kugeln sind, und die untern einfache Ringe sind mit einem Kügelchen in der Mitte, doch ist seine Abbildung dem nicht ganz entsprechend, weil jeder Ring anstatt mit einer einfachen Linie mit einer Doppellinie dargestellt ist. Dieser Unterschied scheint aber nur bei diesem Gepräge deutlich zu sein, auf den übrigen Goldschüsselchen erscheinen die Ringe nicht selten alle wie Kugeln, aber Streber bemerkt mit Recht, wenn auch die Kugeln der Trias von den andern nicht verschieden seien, so sei es doch ihre Anordnung. Weil die am Siebengebirge gefundenen Münzen genau das Gepräge von No. 84 haben, ist hier eine solche in natürlicher Grösse dargestellt. Zwischen den beiden Ansichten der Münze

ist oben der Doppelring und unten die in einem Ringe stehende Kugel, beide in doppelter Grösse dargestellt, um den Unterschied derselben deutlicher zu zeigen. Streber meint, dass man in den obern im Triangel stehenden Kugeln schon desshalb das Symbolische finden müsse, weil auch dann, wenn mehr Kugeln vorhanden seien, die drei die einzige Zahl bilden, die auf allen Münzen dargestellt ist. Mir scheint ihre Anordnung im Triangel und das von den übrigen Kugeln auf diesem Gepräge unterschiedene Bild ein wichtigerer Grund zu sein, in ihnen ein anderes Symbol zu sehen, als in den darunter stehenden

Digitized by Google

Kugeln, wovon die beiden äussersten das Ende des aus Blättern bestehenden Kranzes darstellen.

Wie Streber hervorhebt, tritt die Dreizahl in der Theogonie und Kosmogonie des Alterthums allenthalben als maassgebend hervor. Zu dem Virgilischen Satze[1])

numero deus impare gaudet

bemerkt Servius in seinem Commentar: Pythagoras schrieb schon der Gottheit die Dreizahl zu, bei der der Anfang, die Mitte und das Ende ist. Jupiters Blitz ist dreizackig, Neptun hält den Dreizack, der Cerberus ist dreiköpfig nach Plato; es gibt 3 Parzen, 3 Furien und 3 Musen. Apollo hatte eine dreifache Gewalt, nach Pausanias waren ihm zu Hermione 3 Tempel und 3 Bildsäulen errichtet. Auch die Diana war crescens, plena und decrescens; und Aphrodite wurde zu Knidos in 3 Heiligthümern verehrt. Die Dreiheit war auch den Kelten heilig. Die Stadt Cabilliona, das heutige Chalons, im Lande der Aeduer war von einer Mauer umgeben, die von 3 Ringen vergoldeter Ziegel umfasst war. Wegen dieser Druidenkreise, die St. Julien noch in ihren Resten sah, hiess sie im Mittelalter Orbandale, die Goldumgürtete. Die 3 goldenen Ringe wurden in das Wappen der Stadt aufgenommen. Maçon hatte ohne Zweifel aus verwandten Gründen drei silberne in seinem Wappen. Diese Dreiheit zeigt sich auch auf bildlichen Darstellungen der Kelten. Auf dem Denkmal in Notre Dame zu Paris sitzen 3 Vögel auf einem Stier. Die in Rheims und Malmaison gefundenen Votivaltäre zeigen einen bärtigen, mit einem Blätterkranze geschmückten Kopf mit drei Gesichtern. Auf den Münzen der Remi stehen 3 Köpfe von gleichen Gesichtszügen und von gleichem Alter nebeneinander. Die 3 Ringe auf unsern Münzen sollen das Bild der keltischen Göttin Belisama sein, die bald Diana, bald Minerva, bald Aphrodite genannt wird. Aber ist der Vergleich der Belisama mit den griechischen Göttinnen nicht jünger als diese Münzen? Auch in Bezug auf die Kugeln selbst lassen wir Streber reden.

Alle 9 Jahre feierten die Thebaner in Böotien das Sonnenfest, wobei Sonne, Mond und Sterne durch Kugeln dargestellt waren. Der schönste Knabe trug dieselben in feierlichem Aufzuge herum, eine obere Kugel stellte die Sonne, eine untere den Mond dar, in der Mitte waren mehrere andere, welche die Planeten und andere Sterne vorstellten[2]). Die Kugel über dem Altare auf den Grabmonumenten von

1) Eclog. 8. 73.

2) Creuzer, Symbolik II, S. 159.

Digitized by Google

Persepolis, über dem Thürsturz der ägyptischen Tempel, auf den Denkmälern von Ninive, die 7 Kugeln auf babylonischen Cylindern mit einer Mondsichel und einem Sterne[1]) haben gewiss keine andere Bedeutung. Wenn die 3 Doppelkreise auf unsern Münzen Sonne, Mond und Himmelskreis bedeuten, so darf man die fünf darunter stehenden Kugeln als die fünf damals bekannten Planeten, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bezeichnen. Dass man die Kugeln auf den Regenbogenschüsselchen als Sternbilder betrachten kann, folgt schon daraus, dass sie auf gallischen Münzen oft von Strahlen umgeben sind, doch sind die drei Gottheiten auf unsern Münzen nicht als Kugeln, sondern als Doppelkreise dargestellt. Die Trias und die 5 Planeten bilden 8 Gottheiten, das ist die Zahl der Kabiren, die in Aegypten, Phönizien und Samothrake verehrt wurden. Die 7 Gottheiten waren von gleicher Natur, alle Söhne des einen Vaters, des Phtha oder Hephaistos, dieser war der oberste und achte. Auch Creuzer zweifelt nicht, dass die Phönizier bei jenen 8 grossen Potenzen an die 7 Planeten mit Phtha an der Spitze gedacht haben. Dass dieser Cultus bis an die obere Donau und weiter nach Westen verpflanzt worden ist, dafür spricht, dass Artemidorus nach dem Zeugniss des Strabo (IV c. 4. § 6) den Ritus von Samothrake auf einer zunächst Britannien gelegenen Insel fand. Die Anordnung der Kreise und Kugeln ist nach Streber ebenfalls symbolisch, der Tempel des Bel zu Babel hatte die Gestalt einer achtstöckigen Pyramide[2]), deren Stockwerke sich aus lauter gleichen Würfeln zusammenfügten, das unterste hatte 8×8, das zweite 7×8 Würfel u. s. w. bis das Ganze oben in einem Würfel seinen Abschluss fand. Er war offenbar ein Sinnbild der 7 Kabiren mit Phtha an der Spitze. Es ist kein Zweifel, dass die 8 Kreise oder Kugeln unserer Münzen damit einen Zusammenhang haben. Es sei hier bemerkt, dass eine Gruppe von 3 und eine von 5 Hohlkugeln auch auf babylonischen Hieroglyphen[3]) vorkommt, die indessen Hommel für Zahlen hält.

Cäsar sagt, dass die Gallier den Apollo verehrten, auf Inschriften kommt ein Apollo Belenus vor. Dieser Belenus ist auch wie Apollo ein heilender Gott und vertreibt die Krankheiten. Das Bilsenkraut hat daher seinen Namen. Die Leyer, die auf den keltischen Goldschüsselchen, das Pferd, das so häufig auf gallischen Münzen ist, sind

1) Streber a. a. O. S. 718.

2) Abh. d. phil.-philos. Kl. d. bayer. Akad. d. Wiss. V, 1847, S. 133.

3) American Journal of Archäol. V, 1888, p. 39, Pl. IV und V.

Digitized by Google

seine Symbole. Auf einer Münze mit 3 Kugeln befindet sich ein Doppelkopf, das ist nicht Janus, sondern Apollo und Diana. Auf einer andern gibt es Sterne und die 3 Sicheln des Mondes. Nach Tertullian war Belenus die Hauptgottheit der Noriker. In Aquileja sind 11 ihm gewidmete Inschriftsteine gefunden worden.

Die Inder dachten sich die Sonne als ein Ross. Auch den Persern war dasselbe heilig, die Griechen opferten dem Helios Pferde. Bei den Skandinaven zogen zwei Pferde den Sonnenwagen. Auch die Gallier verehrten das Pferd, auf Münzen ist oft der Schwanz desselben eine Aehre oder er ist dreimal getheilt.

Wenden wir uns zu dem Triquetrum, welches auf der Vorderseite unserer Goldschüsselchen angebracht ist. Das aus drei Menschenbeinen gebildete Zeichen findet sich auf den ältesten Silbermünzen von Athen und Selge, auf Münzen der römischen Familien Claudia und Cornelia, auf Kupfermünzen von Panormus, Syracus und Jaeta, auf celtiberischen Münzen, es findet sich auch als Sinnbild von Sicilien. Einem diesem Dreibein ähnlichen Zeichen begegnen wir auf kleinasiatischen Münzen von Argos, Olba und Tarsus in Cilicien, vor allem aber auf denen von Lycien[1]), wo Apollo die eigentliche Nationalgottheit war. Das lykische Triquetrum ist gegenüber dem aus 3 Menschenbeinen gebildeten, wie es in Sicilien unter den mannigfachsten Formen erscheint, aus 3 Halbmonden oder Haken zusammengesetzt, so dass Streber mit Recht das sicilische von dem lykischen Triquetrum unterscheidet.

Man hat in dem letzteren einen Bund von 3 Städten sehen wollen, von dem nichts bekannt ist. Daniell und Stewart sahen darin einen Enterhaken, den der persische General Harpagos nach der Unterwerfung Lyciens anstatt seines Namens oder Bildnisses auf die Münzen gesetzt habe. Aber man findet das Sinnbild nur auf Münzen einzelner Städte und Alexander setzt es noch auf eine Münze von Tarsus. Zuweilen hat das Zeichen 4 Haken, dann ist es das im Alterthum so verbreitete Hakenkreuz, die indische Suastica. Auf Münzen von Salassis kommt sowohl das lycische als das sicilische Triquetrum vor. Bei diesem sind die Beine so geordnet, als wenn sie einander nachliefen, sie haben bald Flügel an den Fersen, bald keine, der sie vereinigende Mittelpunkt ist eine Kugel, ein Ring, ein menschliches Haupt. Der Herzog von Luynes[2]) sieht darin die weibliche

1) Fellows, Coins of ancient Lycia, London 1855.

2) Etudes numism. sur quelques types relat. au culte d'Hécate, Paris 1835. 4.

Digitized by Google

Trias, die dreigestaltige Hecate: Diana, Minerva, Proserpina, die 3 Gorgonen, auch die 3 Mondphasen. Streber[1]) sagt, wie im sicilischen Triquetrum die Bewegung der himmlischen Sphären und insbesondere die Phasen des Mondes durch drei Menschenbeine angedeutet sind, so hat das lycische statt der Beine drei gekrümmte Zeichen oder Schnörkel oder Mondsicheln. Auf Münzen von Berytis und Thebae in Troas sowie auf einer von Argos sind deutlich 3 Halbmonde dargestellt, sie erscheinen auch auf den Druidenbildern von Autun und Narbonne. Diana und Apollo gehören in den Kreis dieser Vorstellungen. Unter den Münzen von Gagers ist eine seltene mit Hirschkopf und 3 verschlungenen Bogen. Die Goldschüsselchen, welche Streber unter No. 86 und 87 abbildet, zeigen den Apollokopf. Er findet sich auch auf Silbermünzen der Volcae Tectosages. Deren befinden sich zwei von der Donau in der Münchener Sammlung, auf der Rückseite ist ein Kreuz, in dessen 4 Winkeln 2 Leyern und Buchstaben angebracht sind. Streber liest einmal VOLC, was auch sonst vorkommt. De Saulcy[2]) versichert, dass dergleichen Silbermünzen von Zeit zu Zeit im Grossherzogthum Baden am rechten Rheinufer und im Schwarzwald gefunden werden. Es ist nicht wahrscheinlich, dass das Triquetrum und das damit zusammenhängende Hakenkreuz, wie Milchhöfer[3]) glaubt, aus einem alten Ornament entstanden ist. Das Hakenkreuz ist sicherlich aus den 4 Speichen eines Rades entstanden. Indem diese einen nach derselben Seite gerichteten Haken am äussern Rande haben, ist eine Umdrehung der Speichen angedeutet. Das Rad mit vier Speichen hat sich freilich erst aus der massiven Scheibe entwickelt, die wohl zuerst zur Fortbewegung von Wagen benutzt wurde und selbst aus der Walze entstanden war, aber dies Zeichen des Rades findet sich in einer symbolischen Bedeutung schon auf den ältesten Denkmälern des Nordens, so auf dem von Nilsson abgebildeten Kiwik-Monument, wie auf den von Bruzelius bei Simrisland und bei Jerrestad in Schonen entdeckten Felsenbildern. Nilsson[4]) bildet auch einen Ring mit einer Kugel in der Mitte, der genau den Kugeln auf unsern Goldschüsselchen gleicht, als ein Bild der Sonne auf nordischen Steindenkmalen ab. So mögen diese Zeichen vieldeutig gewesen sein. In den Veden wird die Sonne als ein Rad aufgefasst;

1) Streber a. a. O. S. 686.
2) Revue numismat. 1859, p. 320.
3) Schliemann, Troja p. 123.
4) Das Bronzealter II, Hamburg 1863, S. 62.

Digitized by Google

auch Virgil [1]) spricht vom Rad der Sonne. In der Edda heisst die Sonne das schöne lichte Rad. Am Johannisabend, wenn die Sonne auf ihrem Lauf am höchsten steht, zündete man, was auch vor 50 Jahren noch am Rheine geschah, ein Feuerrad an und liess es einen Berg hinab rollen. Im Griechischen heisst ἀκτις, im Lateinischen radius sowohl Strahl als Speiche. Auf der gallischen Münze No. 15 auf Tafel II bei Streber [2]) ist die Sonne als ein Rad, der Mond als eine Kugel abgebildet, neben dem jederseits ein zackiger Stern steht.

Auch die übrigen auf den Regenbogenschüsselchen vorkommenden Bilder finden bei Streber eine dem Gestirndienst der Kelten entsprechende Erklärung. So ist die Schlange im Alterthum des Orients das Sinnbild des Heils und des Lebens. Bei den Griechen und Römern ist sie das Symbol der Weissagung, der Heilkunde und der Dichtkunst, Eigenschaften, die in Apollo vereinigt sind. In der nordischen Mythologie spielt die Schlange Nidhöggr eine grosse Rolle, sie benagt die Wurzel des Lebensbaumes, der Esche Yggdrasil. Thor tödtet in der jüngern Edda die Midgardschlange. Plinius [3]) berichtet uns, dass bei den Kelten das Schlangenei hoch in Ehren stand. Zuweilen hat die Schlange einen Löwenkopf oder ein Widderhorn, das deutet auf den Aufgang und Niedergang der Sonne. Der Kamm auf ihrem Rücken bezieht sich auf den Hahn, der den Beginn des Tages meldet, die Mähne und die Borsten erinnern an den Eber, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellen [4]). Es ist wahrscheinlich, dass das S-förmige Zeichen zwischen den Kugeln auf einigen Goldschüsselchen, welches auch auf gallischen Münzen über oder unter dem Pferde vorkommt, der Anfangsbuchstabe von Sul, dem keltischen Worte für die Sonne ist; oder soll das Zeichen den krummen Lauf der Gestirne und die harmonische Bewegung derselben andeuten? fragt Streber. Auf den Goldmünzen 1 und 2 der Taf. I der ersten Abhandlung von Streber ist statt der Kugeln ein Gegenstand abgebildet, den er für einen Streithammer halten möchte. Doch findet er ihn einem Beile ähnlicher als einem Hammer. Es ist unzweifelhaft ein blattförmiger Kelt mit fast kreisrunder Schneide, wie ihn Montelius, Yngre Bronsäldern Fig. 143 und Evans, Anc. Bronze Impl. p. 53 und 73 ab-

1) Ecl. VI. 22.
2) Streber a. a. O. S. 620.
3) Hist. nat. XVI, 95.
4) Grimm, Mythologie S. 194.

Digitized by Google

bilden. Es kann nicht überraschen, auf der keltischen Münze ein keltisches Geräthe zu finden. Arneth hatte in Bezug auf ein Wiener Exemplar, wo es mit drei neben einander stehenden Kreuzen geziert ist, gefragt, ob es eine Francisca sei. Ein Kreuz kommt wie über den Hüten der Dioskuren so auf der Schulter des Belenus und über dem Rücken des Sonnenrosses vor. Ebenso wenig darf man an den Hammer des Thor denken, den Miölnr, welcher die Riesen zermalmt, die Brautpaare weiht und die Leichen segnet. Streber selbst findet es gewagt, die keltogallischen Denkmäler mit der nordischen Mythologie in Verbindung zu bringen. Horaz [1]) erwähnt eine Doppelaxt der Vindeliker, die er dem Doppelbeil der Amazonen vergleicht. Ein solches Beil ist in den Wohnsitzen der Kelten bisher nicht gefunden worden. Ein ihm ähnliches, stark ausgeschweiftes aber einfaches Beil kommt auf dem Kiwikmonumente vor und ist von Nilsson [2]) abgebildet, es gleicht dem slavischen Wurfbeil [3]). Das Beil war ein dem Belenus geheiligtes Zeichen. Auf einer Münze von Bayeux ist vorn ein Apollokopf, auf der Rückseite ein Pferd und 3 Beile [4]). Auf No. 89 der Streber'schen Tafel 7 kommt ein Doppelspitzhammer vor, auf der Rückseite ist ein Torques. Der Vogelkopf auf vielen Münzen ist die der Aphrodite heilige Taube. Das Schwert auf andern bezieht Streber nicht auf das des Ares, es ist vielmehr das goldene des Sonnengottes, womit er die Erde spaltet und fruchtbar macht. Die sternförmig zusammengestellten ovalen Körper auf andern Münzen hält er für Getreidekörner, die Muschel bezeichnet die Aphrodite. Die Münzen No. 90, 91 und 92 sind mit griechischem Ornament geziert.

Man darf wohl annehmen, dass die einfachste Form des Triquetrum die älteste ist; so erscheint dasselbe gleich dem Hakenkreuz nur in Strichen auf den Thongeräthen von Troja. Erst der erfindende Geist der späteren griechischen Kunst hat das Bild des umlaufenden Rades fassbarer dargestellt und aus den 3 Speichen 3 laufende menschliche Beine gemacht.

Auch das Gewicht unserer Münzen weist nach Kleinasien, wo überhaupt die Ausprägung der Münzen und insbesondere der goldenen ihren Anfang nahm. Nach Vacquez Gueipo wurde das bospho-

1) Carm. IV, 4.

2) a. a. O. S. 42.

3) Lindenschmit, die vaterländ. Alterth. der F. Hohenz. S. 1860, S. 17.

4) Lambert, Essai sur la numism. Tab. II, Fig. 27.

Digitized by Google

rische Didrachmon zu 7.420 gr, das attische zu 8.500 ausgeprägt. Mommsen unterscheidet ein milesisches zu 7.11 und ein phokäisches zu 8.25 gr. Nach Streber hatten 85 Stateren unserer Münze von gleichem Gepräge ein mittleres Gewicht von 7.514. Bei älteren Münzen ohne die 3 Kugeln steigt das Gewicht bis 7.737. No. 84 wiegt 7.042 und ist 12karätig, d. h. auf 12 Karat Gold, kommen 12 Karat Silber, während im Ducatengold auf $23^1/_2$ Karat Gold nur $^1/_2$ Karat Silber enthalten ist. Von 90 schweren Stateren ist das mittlere Gewicht 7.540; von 11 kleinen aber 1.894, also ohngefähr $^1/_4$ Stater. Die böhmischen Goldschüsselchen sind von Dukatengold und wiegen 6.873 bis 7.174. Vier Münzen vom Siebengebirge wiegen 6.70, 6.80, 7.04 und 7.07, im Mittel also 6.90. Das Gewicht jener 85 Stateren stimmt nahe mit dem von Caylus bekannt gemachten Bronzegewicht von Cyzicus, welches 7.475 schwer ist. Cyzicus, eine der blühendsten Handelsstädte an der Westküste Kleinasiens, war seiner Lage nach vorzüglich geeignet, eine Niederlassung in Europa zu vermitteln. Merkwürdig ist es gewiss, dass auch die Goldmünzen des in Mysien gelegenen Cyzikus nach W. Greenwell[1]) aus Electrum bestanden.

Wundern wir uns schon darüber, wie im Alterthum religiöse Vorstellungen in sinnbildlicher Sprache sich weit verbreitet haben, und wie das, was von den kleinasiatischen Griechen ersonnen war, sich bei den keltischen Stämmen an der Donau und am Rhein wiederfindet, so ist es fast noch merkwürdiger, dass solche Symbole sich bis in unsere Zeit erhalten konnten. Noch in diesem Jahrhundert wurden in einem keltischen Gebiete Englands Münzen mit dem sicilischen Triquetrum geprägt. Ob aber diese Münze mit den Kelten oder mit den Normannen in Sizilien irgend einen Zusammenhang hat, bleibt ungewiss. Ptolemaeus nennt im 2. Jahrh. unserer Zeitrechnung belgische Menapier in der Nähe des heutigen Dublin. Hier ist die Kehrseite einer Münze von der Insel Man abgebildet, = $^1/_2$ Pence; sie zeigt das Triquetrum in mittelalterlich geharnischten menschlichen Beinen mit der Umschrift: „Stabit quocumque jeceris", auf dem Avers steht DA und die Jahreszahl 1758. Auf der Vorderseite einer andern, die ich besitze, = 1 Pence, befindet sich der Kopf der Königin Victoria von England mit der Umschrift: Victoria Dei Gratia und demselben Revers[2]).

1) Athenaeum, N. 3146. 11. Febr. 1888.

2) Vgl. J. Neumann, Beschreibung der bekanntesten Kupfermünzen, Stuttg. 1858, I S. 190, Taf. V, 4287 und 4290.

Digitized by Google

In Camdens Britannia, Ausg. von Edm. Gibson, London 1695 fol. heisst es p. 1060:

„Bald danach (1270) gewannen die Schotten die Insel wieder unter Führung von Robert Brus und von der Zeit an nannten sich Thomas Randolph und Alexander Herzog von Albany Herren von Man und führten dasselbe Wappen, welches die letzten Könige der Insel hatten, nämlich 3 bewaffnete Beine eines Menschen, zusammen vereinigt und in der Kniekehle gebeugt, ganz gleich den 3 nackten Beinen, welche ehemals auf den Münzen Siciliens geprägt waren, um die 3 Vorgebirge dieser Insel zu bezeichnen." Das frühere Wappen der Insel war ein Schiff mit vollen Segeln und dem Motto: Rex Manniae et Insularum. Mittelalterliche Münzen mit dem Triquetrum giebt es nach Evans in England nicht. Sir John Stanley, Grossvater des ersten Grafen von Derby erhielt die Insel 1406 von Heinrich dem IV. von England zum Geschenk. Jacob Murray, Herzog von Athol verkaufte sie 1764 an König Georg III. Die ersten Münzen sind vom Herzog von Athol, 1758, die ersten königlichen Münzen von Man sind von Georg III. 1786 geprägt. Die Umschrift: Stabit quocumque jeceris deutet auf eine ganz neue Auslegung des alterthümlichen Zeichens.

Am Schlusse dieser Abhandlung sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass in der Menschengeschichte gewisse Vorstellungen trotz dem Wechsel so vieler andern, unverändert dieselben bleiben, weil sie sich auf die unveränderliche Natur beziehen, die sich dem menschlichen Geiste vor Jahrtausenden eben so offenbart hat, wie sie ihm heute gegenübersteht. Wir glauben zwar nicht mehr, dass die Sonne eine Gottheit ist, aber die neueste Naturforschung hat es beweisen können, dass die leuchtende und wärmende Sonne die Quelle alles Lebens auf der Erde ist und die bewegende Kraft nicht nur im thierischen und menschlichen Körper, sondern auch in Allem, was der Mensch auf künstliche Weise hervorbringt. Aus dem Glauben ist ein Wissen geworden. Der Sonnendienst, der sich auf unsern Münzen

Digitized by Google

ausspricht, erscheint als Gottesverehrung der ältesten Völker. Gegen Ende des römischen Reiches und des Heidenthums fand er in der Mithrasreligion, die eine Vorläuferin des Christenthums war, noch einmal eine grosse Verbreitung. Die ewige Lampe in unsern Kirchen, die Stellung des christlichen Altars nach Osten, so dass der opfernde Priester dem Sonnenaufgang zugewendet ist, das sind alte Ueberlieferungen. Auch wir können noch heute, aber mit tieferem Verständniss als das Alterthum, dem Tagesgestirn die Huldigung darbringen:

Soli invicto!

Digitized by Google

IV.

Die Hügelgräber bei Hennweiler.

Von

Josef Klein.

Mit 20 Abbildungen.

Bereits seit einer geraumen Zeit ist es bekannt, dass keine Landschaft des Rheinlandes eine so grosse Anzahl von Gruppen grösserer und kleinerer Grabhügel aus vorhistorischer Zeit aufzuweisen hat, als die lang gestreckte Hochebene, welche im Norden und Osten von der Mosel, dem Rhein und der Nahe begrenzt wird, im Südwesten mit dem Hochwald zusammenhängend sich bis zur Saar hin ausdehnt. Nicht minder ist es eine anerkannte Thatsache, dass in keinem andern Gebiete des Rheinlandes so charakteristische und zugleich so werthvolle Funde aus den einheimischen Grabhügeln zum Vorschein kommen. Die zahlreichsten und beträchtlichsten Funde, welche bisher nachweisbar der Erde enthoben worden sind, entfallen zwar auf den südwestlichen, nach der Saar hin gelegenen Theil des Gebietes, für dessen Reichhaltigkeit die in den Grabhügeln von Weisskirchen[1]), Wallerfangen[2]) und Besseringen[3]), im Fuchshügel bei Tholey[4]) und in zwei Tumuli bei dem Dorfe Schwarzenbach[5]) im Fürstenthum Birkenfeld entdeckten Gegenstände ein deutliches Zeugniss ablegen. Allein dies mag mehr

1) Lindenschmit, Ein deutsches Hügelgrab in Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mainz 1852. Heft IV.

2) Jahresbericht der Gesellschaft für nützl. Forschungen zu Trier 1854 S. 27 ff.

3) Bonner Jahrbücher des Vereins v. Alterthumsfr. im Rheinl. XLI S. 1.

4) Erster Bericht des Vereins f. Erforsch. u. Samml. v. Alterth. in den Kreisen St. Wendel und Ottweiler, Zweibrücken 1838. S. 8 ff.

5) Bonner Jahrb. XXIII S. 131 ff. u. S. 194 Taf. IV—VI. Archäol. Zeitung 1856 S. 161 Taf. LXXXV.

Digitized by Google

ein Spiel des Zufalls sein, der ja bei Funden eine grosse Rolle spielt. Denn dass die in dem nördlichen Theile des Gebietes, dem sogenannten Hunsrücken, vorhandenen Erdhügel mit vorgeschichtlichen Leichenbestattungen sowohl hinsichtlich der Zahl als auch der Bedeutung und der Eigenthümlichkeiten ihres Inhaltes hinter denen des Saargebietes keineswegs zurückstehen, ja sogar ihnen gleichkommen und theilweise sie überragen, dafür genügt es nur auf die von Oberst von Cohausen[1]) gegebenen zahlreichen Nachweise solcher Grabhügel, die sich leicht vermehren lassen, sowie auf den Grabhügel im Walde Gallscheid[2]) bei Dörth westlich von St. Goar mit seinen schönen im Königlichen Museum zu Berlin jetzt aufbewahrten Fundstücken und den noch prächtigeren und interessanteren Grabfund[3]) von Wald-Algesheim, einem südwestlich von Bingen belegenen Pfarrdorfe, hinzuweisen, welcher gegenwärtig eine der schönsten Zierden des Bonner Provinzialmuseums ausmacht. Diese Funde allein waren wohl geeignet, energisch zu einer planmässigen Durchgrabung der vorhandenen Grabhügel aufzufordern. Indessen bis jetzt ist dieselbe immer nur einzelnen, geschweige denn ganzen Gruppen derselben zu Theil geworden und dann, wenn man von wenigen trefflich durchgeführten Grabarbeiten absieht, in neuerer Zeit meistens von unberufenen Händen, welche weniger aus wissenschaftlichem Interesse als von Gewinnsucht geleitet in höchst sinnloser Weise das für die Forschung oft bedeutsamste Material entweder zerstört oder doch unbeachtet gelassen haben. Es haben daher diese unmethodischen Ausbeutungen von Grabstätten, wie leicht einzusehen ist, trotz der einzelnen zum Theil recht bedeutenden Fundgegenstände in der Wirklichkeit der prähistorischen Forschung grösseren Verlust als Gewinn gebracht.

Um diese recht fühlbare Lücke auszufüllen, sind von Seiten des Bonner Provinzialmuseums in den Jahren 1886 und 1887 zuvörderst in den in der Nähe des Dorfes Hennweiler gelegenen Hügelgräbern Grabungen vorgenommen worden, welchen bald andere an anderen

---

1) Bonner Jahrb. XVIII S. 27 ff. Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. XIV S. 331 ff.

2) Beschrieben von A. von Cohausen Bonn. Jahrb. XVIII S. 59 f.

3) Zehnter Bericht des antiq.-hist. Vereins für Nahe und Hundsrücken. 1868—1869 S. 3 ff. Aus'm Weerth, der Grabfund von Wald-Algesheim. Bonner Winckelmannsprogramm 1870 S. 11 ff. Lindenschmit, die Alterthümer uns. heidn. Vorzeit Bd. III Heft 1 Taf. 1. 2.

Digitized by Google

Orten folgen sollen. Einstweilen sind dieselben noch nicht zahlreich genug und hinreichend, um daraus bereits mit Sicherheit Schlüsse von allgemeiner Gültigkeit zu ziehen und um die charakteristischen Unterschiede in der Beschaffenheit der einzelnen in den Gräbern vorgefundenen Beigaben zu ermitteln. Allein dasjenige, was zu Tage gefördert worden ist, ist wenigstens der Art, dass es sich verlohnt darüber einen kurzen Bericht abzustatten, welchen ich als einen kleinen Beitrag in der Sammlung des Materials zur Erforschung der in den Rheinlanden vertretenen Kulturperioden zu betrachten bitte.

Das ganze bergige Plateau des Hunsrückens ist mit Grabhügeln förmlich übersäet. Die Zahl derselben ist auf ungefähr 500 anzuschlagen, obgleich wohl ausser diesen noch eine beträchtliche Menge existiren mag, welche, weil sie im Laufe der Zeit durch die Ackerkultur und Forstwirthschaft stark abgetragen oder sogar dem Erdboden gleich gemacht sind, bei den Nachforschungen als solche noch nicht erkannt worden sind. Im Allgemeinen sind sie ziemlich gleichmässig über das ganze Hochplateau des Hunsrückens verbreitet. Besonders zahlreich vertreten sind sie in den Distrikten zwischen Perscheid und Wiebelsheim, im Neunzhäuser Gebück, bei Dörth, bei Nieder- und Obergondershausen und bei Hennweiler. Auf isolirten Höhen kommen sie höchst selten vor. Noch seltener erscheinen sie selbst vereinzelt. In der Regel erheben sie sich gruppenweise, oft bis zu 15—20 Stück, am meisten auf den waldbedeckten Bergrücken, von denen man eine hübsche Um- und Fernsicht geniesst, dann aber auch an Stellen, wo früher Wald, namentlich Eichenwald gestanden hat, sowie am Anfange von Thaleinsenkungen in der Nähe von Waldgrenzen umgeben von Ackerland.

Hennweiler, ein ziemlich grosses Pfarrdorf, 30 km westlich von Kreuznach, zu dessen Kreis es gehört, liegt von Obstbäumen umgeben in einer ziemlich tiefen Mulde, welche einerseits von dem das Hahnenbachthal begrenzenden Höhenzuge, andererseits dem Fusse des Lützel-Soon gebildet wird. Auf dem sanft abfallenden Abhang des letzteren, welcher in seinem unteren Theile jetzt in Wiesen und Getreidefelder verwandelt ist, in seinem oberen dagegen prächtige Fichten- und Tannenwaldung trägt, befinden sich in Gruppen zertheilt die Grabhügel[1]), welche im Folgenden näher beschrieben werden sollen.

---

1) Die Grabhügel sind bereits von Mehlis in seiner „archäologischen Karte der Pfalz und der Nachbargebiete“ Mitth. des hist. Vereins der Pfalz XII, 1884, S. 45 berücksichtigt worden.

Digitized by Google

Bei der Untersuchung der einzelnen Hügel wurde das mehrfach erprobte Verfahren des Herrn Oberst von Cohausen, welcher auch selbst uns bei den Grabungen durch passende Rathschläge und Winke zu unterstützen die Freundlichkeit hatte, eingeschlagen. Es wurde daher zuvörderst jeder Hügel regelrecht in seinen Profilen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gemessen. Es war so ein Leichtes genau die Beschaffenheit des Hügels, die Grundriss- und Höhenlage der einzelnen Fundgegenstände festzustellen und dem Leser ohne beigefügte Zeichnung klar darzulegen. Die Masse des Hügels wurde mittelst concentrischer Ringgräben bis zum gewachsenen Boden, wofern nicht besondere Rücksichten ein tieferes Hinabgraben bis unter die Vegetationsschichte rathsam erscheinen liessen, ausgegraben und so allmählich der Mittelpunkt des Hügels erreicht. Auf diese Weise wurde es möglich, sämmtliche Beigaben eines Hügels zu ermitteln, während bei dem früheren Verfahren, Einschnitte zu machen oder Schachte von dem Gipfel hinabzuführen, nicht selten die wesentlichsten Fundgegenstände, welche erfahrungsmässig sehr häufig am Rande der Grabhügel sich finden, unbeachtet liegen geblieben sind. In den folgenden Fundberichten bezeichne ich die Lage der einzelnen Gegenstände durch Angabe der Himmelsgegend und ihres Abstandes von der Hügelmitte.

Fundberichte.

Gruppe I. Distrikt: Hennweiler Haide.

Diese Gruppe besteht aus drei Grabhügeln, welche sämmtlich geöffnet wurden.

Nr. 1. Grosser Grabhügel, welcher nach Nordost, da das Terrain hier sich senkt, abfällt. Höhe 1,30 m. Durchm. 24 m. Sein Fuss liegt N — 0,96, O — 0,98, S — 0,84, W — 0,12 m. Schon bei 9,90 m von d. M. fand sich ein bearbeiteter Stein 22 cm tief unter der Oberfläche in den aufgeschütteten Boden eingesetzt. Die Grabungen, welche stets von Süden nach Norden fortschreitend ausgeführt wurden, deckten bei 7,95 m v. d. M. entfernt das Grab I in einer Tiefe von 60 cm unter der Hügeloberfläche auf, welches bei einer Länge von 92 cm und einer Breite von 1,20 m an zwei Stellen 13 cm tiefe Brandschichten von 17 cm Länge und 19 cm Breite, aber keine Beigaben enthielt.

Weiter nördlich stiessen die Arbeiter 6,50 m v. d. M. in einer Tiefe von 80 cm auf ein zweites Grab (II), welches sich durch zer-

Digitized by Google

streute Kohlenpartikelchen und Asche ankündigte, die von fünf unregelmässig im Kreis zusammengestellten Feldsteinen umschlossen waren. Beigaben waren nicht vorhanden.

Das in der Südlinie 6 m v. d. M. entfernte, 90 cm lange und 75 cm breite Grab (III) barg ausser einigen völlig zerdrückten Thonscherben in der gleichen Tiefe von 35 cm zwei fragmentirte Lanzenspitzen, von denen die eine mit einer Mittelrippe auf der schmalen Klinge versehene 10 cm lang, die andere 7 cm lang war.

In der Nordlinie wurde 5,90 m v. d. M. 35 cm tief Grab IV gefunden, 1,48 m lang, 62 cm breit, ebenfalls mit fünf Steinen unregelmässig eingefasst. Es enthielt eine starke Brandschichte und dazwischen vereinzelte Thonscherben; von Knochen keine Spur.

Grab V kam in einer Tiefe von 24 cm v. d. M. 5,70 m entfernt, südwestlich zum Vorschein. Bei einer Länge von 2,44 m und einer Breite von 90 cm enthielt dasselbe zehn nicht geschlossene Armringe von $6\frac{1}{2}$ cm Durchm. mit kantigem auf der Aussenfläche in bestimmten Zwischenräumen mit je vier parallelen Strichen verziertem Stab (Fig 1).

Fig. 1a.

Fig. 1 — $\frac{3}{4}$ n. Gr.

Neben diesen lagen ziemlich nahe bei einander fünf kleine glatte Ringe aus kantigem dünnem Bronzedraht, dessen Enden einfach über einander gezogen sind. Bei näherer Betrachtung erweisen sie sich als aus längeren Bronzedrähten abgezwickte Stücke, welche ringförmig zusammengebogen sind. Ihre Bestimmung ist unklar. Fingerringe können sie aus verschiedenen Gründen nicht gewesen sein, aber auch keine Zierstücke wegen der unregelmässigen Zusammenbiegung. Naue (Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee S. 132) hat solche Ringe

Digitized by Google

nach dem Vorgange von Désor und Favre (Le bel âge du bronze S. 18) für Geld- und Werthzeichen erklärt; ob mit Recht, muss ich dahingestellt sein lassen. Aehnliche Ringe haben sich auch in Cypern gefunden. Vgl. Antiqua 1885 S. 4 Taf. I.

Beim Weiterarbeiten der ringförmigen Gräben stiessen wir südlich 4,46 m v. d. M. in einer Tiefe von 75 cm auf eine allein liegende 9 cm lange an der Spitze abgebrochene Lanzenspitze mit breiter blattförmiger Klinge, ohne dass Spuren eines Grabes wahrnehmbar waren.

Dagegen trafen wir auf der Nordlinie in einer Entfernung von 4,17 m v. d. M. ein 2,50 m langes und 92 cm breites Grab (VI) in einer Tiefe von 35 cm an, an dessen südlichem Ende eine fragmentirte glatte Schale von röthlichgelbem Thon, 5 cm hoch (Fig. 2) beigesetzt war.

Fig. 2 — 1/3 n. Gr.

Nicht weit davon lagen umhergestreut die Scherben eines napfähnlichen Gefässes mit steilem, leicht eingezogenem Rande von röthlichgelbem Thon, welches am oberen Theil des Bauches mit eingedrückten, schraffirten Dreiecken verziert ist. Es gelang dasselbe ziemlich vollständig wiederherzustellen, wie Fig. 3 zeigt.

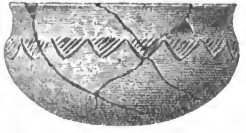


Fig. 3 — 1/3 n. Gr.

Im nordwestlichen Quadranten entdeckte man dann 3,30 m v. d. M. und 33 cm tief Grab VII welches 2,36 m lang und 80 cm breit war. Es enthielt einige völlig von Rost zerfressene Stücke einer eisernen Lanzenspitze, welche beim Herausheben zerfielen, und die Fragmente einer Urne von röthlichgelbem Thon mit linearen Verzierungen. Nach der Lage der Urnenscherben und der Eisenstücke scheint die ehemals hier verbrannte Leiche, von der gar keine Spur mehr zu finden war, von Südost nach Nordwest gelegen zu haben.

Endlich wurde noch 3 m v. d. M. nach SO in einer Tiefe von 40 cm ein 2,30 m langes und 1,30 breites Grab (VIII) blossgelegt. In demselben lagen in der Nähe einer Aschenschichte zwanzig theils vollständig erhaltene theils zerbrochene Armringe mit kantigem Stab, dessen Aussenseite ähnlich wie die der im Grab V gefundenen Armreife ornamentirt war, auf einander geschichtet; hart daneben völlig

Digitized by Google

zerstörte Reste von feinem Bronzedraht, die nur von Fingerringen herrühren konnten. Ungefähr 80 cm weiter ein in zwei Stücke gebrochener Beinring mit massivem rundem Stab, und dabei die Bruchstücke einer gelben Thonschale mit steilem niedrigem Rande, deren Restitution nur theilweise möglich war. Auf dem oberen Theile des Bauches sind sparrenförmig zusammengestellte Gruppen von je drei parallelen Schrägstrichen sehr unregelmässig eingeritzt (Fig. 4).

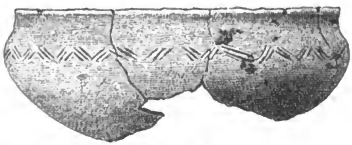


Fig. 4 — 1/3 n. Gr.

Von einem Halsringe fand sich keine Spur, so dass die Grösse der Leiche nicht erschlossen werden kann; nur lässt sich nach der Lage der ihr beigegebenen Schmucksachen sagen, dass sie mit den Füssen nach Süden gerichtet war. Zu bemerken ist noch, dass sämmtliche bisher beschriebene Gräber mit Ausnahme des zweiten und vierten von einer durchschnittlich 25 cm hohen Steinsetzung eingeschlossen sind.

Nachdem man dann noch auf der nördlichen Linie 1,65 m v. d. M. eine 86 cm lange und 70 cm breite mächtige Aschenschichte in einer Tiefe von 43 cm aufgedeckt hatte, blieb noch der in der Mitte des Hügels stehende Erdcylinder zu untersuchen übrig, aus welchem an einzelnen Stellen starke Steine hervorsahen. Derselbe hatte noch einen Durchmesser von 2,30 m. Beim Abdecken stiess man in 93 cm Tiefe unter dem Hügelgipfel auf eine 2,40 m lange und 1,60 m breite fest gefügte Steinbettung, welche an den Ecken mit nach Innen geneigten, auf die hohe Kante gestellten Steinblöcken besetzt war. Auf der Mitte derselben kam wieder ein Aschennest von 52 cm Durchm. und um und zwischen ihm die Ueberreste eines Wagens zum Vorschein bestehend in grösseren und kleineren Stücken von 35 cm breiten eisernen nach innen am Rande umgebogenen und mit langen Eisennägeln besetzten Radreifen, in denen noch die Spuren der Holzräder stellenweise sichtbar sind, sowie stark vom Rost angegriffene lange eiserne Nägel mit hübsch verzierten Bronzeköpfen, welche als Vorstecker zur Sicherung der Räder gegen das Abstossen von der Achse während des Fahrens ge-

Digitized by Google

dient zu haben scheinen. Weder von den Rädern und ihren Theilen noch von dem Wagenkasten hat sich etwas gefunden. Es ist daher nicht unmöglich, dass der Wagen nicht ganz in das Grab gestellt, sondern zuerst in seine einzelnen Theile zerlegt und dann so beigesetzt worden ist, wie dies von dem im sogenannten Fürstengrabe[1]) bei Pullach an der Isar entdeckten Wagen feststeht, und von einem andern bei Uttendorf[2]) im Mattigthale (Oberösterreich) gefundenen wahrscheinlich ist. Von den eisernen Randreifen hat sich eine ziemlich beträchtliche Anzahl grosser und mittelgrosser Stücke erhalten, so dass sich vielleicht zwei Räder einigermassen vollständig werden wiederherstellen lassen. Ob der Wagen zwei oder vier Räder gehabt hat, lässt sich leider nicht mehr feststellen. Es wäre dies von um so grösserem Interesse, als heutzutage durch Funde festgestellt ist, dass auch vierräderige[3]) Wagen in germanischen Grabhügeln vorkommen. Die Verzierung und die Form der Bronzeköpfe an den Nägeln verdienen ferner insofern noch besonders eine Beachtung, weil sie sowohl für die Kunstfertigkeit und die Begabung der Metallarbeiter als auch für die Wohlhabenheit der auf dem Hochplateau des Hunsrückens in jener vorgeschichtlichen Periode ansässigen Bevölkerung einen Massstab liefern. Thongefässbeigaben und Menschenknochen fehlten gänzlich. — Dieser Hügel deckte demnach die Ueberreste mehrerer Leichen.

Nr. 2. Dieser Grabhügel hatte eine Höhe von 82 cm und einen Durchmesser von 15 m. Sein Fuss lag nördlich — 23 cm, südlich — 80 cm, östlich — 36 cm und westlich — 82 cm, also auf einem nach Südwest abfallenden Gelände. Beim Ausgraben, welches von Osten nach Westen fortschreitend bewerkstelligt wurde, fand man schon auf eine Entfernung von 7,60 m v. d. M. in einer Tiefe von 47 cm ein 28 cm im Geviert messendes Aschennest von 8 cm Dicke, welches von vier unregelmässig gesetzten Steinen umlagert war. Beim weiteren Eindringen ins Innere des Hügels begegnete man in Abständen von 6,70 m, 6,58 m, 5,60 m, 4,88 m, 4,16 m und 3,32 m vom Mittelpunkt Stücken concentrischer Steinsetzungen, welche durchschnittlich aus je vier meist

1) Naue, Beiträge zur Anthropologie Bd. V S. 259 ff.

2) Straberger, Vorläufiger Bericht über die Durchforschung prähistor. Hügelgräber bei Uttendorf S. 113.

3) Vgl. Herzog, Bonn. Jahrb. LX, 170. Genthe, der etrusk. Tauschhandel nach dem Norden S. 58 spricht nur von zweiräderigen Wagen.

Digitized by Google

in Gestalt eines Viereckes, seltener in der eines Rechteckes zusammengestellten Steinen gebildet waren und in verschiedener zwischen 42 und 18 cm schwankender Höhe im aufgeschütteten Hügel lagen. Auch kam 2,14 m v. d. M. nach SO kaum 10 cm unter der Oberfläche eine eiserne Lanzenspitze von 25 cm Länge zum Vorschein. Nicht weit davon in einer Tiefe von 20 cm wurde eine 1 m im Durchm. einnehmende Brandstelle 2,80 m v. d. M. entfernt aufgedeckt, und eine zweite von 50 cm Durchm., von einer 75 cm im Geviert grossen Steinsetzung umgebene im nordwestlichen Quadranten in einem Abstand von 2,62 m v. d. M. blossgelegt.

Nachdem dann die Mitte des Hügels bis auf 75 cm Tiefe abgetragen war, wurde ein 50 cm hoher Plattenbelag von 65 cm Durchm. angetroffen, den in einer Entfernung von 1,72 m eine elliptische Setzung von 0,52 m von einander abstehenden Steinblöcken umgab. Auf dieser Plattenlage lag an dem südwestlichen Ende ein offener Bronzehalsring

Fig. 5 — 1/3 n. Gr.

von 20 cm Durchm. mit massivem rundem Stab; weiter 60 cm davon entfernt neun durch senkrechte vertiefte Striche verzierte Armringe von Bronze und ein glatter offener Armring auf einander, welche einen Durchmesser von 6 cm hatten; endlich 70 cm weiter die Scherben einer grossen, roh gearbeiteten, unverzierten Urne von röthlichem Thon und daneben eine kleine ebenfalls zerdrückte Schale (Fig. 5) von ziemlich feinem braunem Thon mit niedrigem, innenwärts geneigtem Rande, die bis auf wenige fehlende Stücke zusammengesetzt werden konnte. Auffallend ist an ihr der verhältnissmässig kleine Boden des Gefässes. Sie ist ohne Verzierung. Die Leiche scheint nach der Lage des Halsringes mit den Füssen nach Nordosten gerichtet und nach der Entfernung der Schmuckgegenstände von einander zu urtheilen, von mittlerer Grösse gewesen zu sein. Kohlen- und Aschenreste waren hier in grosser Menge vorhanden.

Bemerkt zu werden verdient noch, dass in diesem ebenso wie in dem vorher beschriebenen Hügelgrab, obgleich bis zum gewachsenen

Digitized by Google

Boden gegraben worden ist, keine Knochen und Knochenreste aufgefunden worden sind.

Nr. 3. Dieser dritte Grabhügel hatte 90 cm Höhe und 12 m Durchm.; sein Fuss lag nördlich — 0,74 m, östlich — 0,66 m, südlich — 0,76 m und westlich — 0,35 m. Auch er wurde mit Kreisgräben umgraben. Was sich fand, vertheilte sich mit einer einzigen Ausnahme auf den südwestlichen Kreisabschnitt. Zunächst 5,56 m v. d. M. und 50 cm tief ein 14 cm langes und 4 cm dickes Aschennest, dann auf gleicher Höhe ein zweites von 14 cm Durchm. v. d. M. 4,80 m entfernt. Sehr bald stiess man auf eine 4,64 m v. d. M. entfernte kleine ringförmige Umschliessung mit zerstreuten Kohlenresten und den Scherben einer völlig zerdrückten Urne von grauschwarzem Thon ohne Verzierung. Diesen ähnliche Steinsetzungen fanden sich noch drei im Hügel vertheilt, die eine 4,10 m v. d. M. des Hügel in einer Tiefe von 52 cm in der Südlinie, die zweite 3,38 m v. d. M. 36 cm tief mehr nach Westen mit einem Aschennest und endlich die dritte ebenfalls in der Südlinie 40 cm tief und 2,20 m v. d. M.

Nachdem in der Westlinie 1,37 m v. d. M. in einer Tiefe von 84 cm ebenfalls ein Aschennest blossgelegt worden war, stiessen die Arbeiter 80 cm unter dem Gipfel des Hügels auf eine 1,66 m lange, 75 cm breite und 6 cm dicke Brandschichte über dem festgestampften Lehmboden. Zwischen den Aschenresten kamen zunächst zwei fragmentirte Lanzenspitzen von Eisen, die eine 9 cm, die andere 25½ cm lang, zum Vorschein. Daneben stand eine 22 cm hohe, am oberen Rande 22 cm weite stark fragmentirte Situla (Fig. 6) von Bronze, welche durch den Druck des sie füllenden und auf sie drückenden Lehmes eine stark verquetschte Form angenommen hat. Der Durchmesser ihres Bodens betrug circa 15 cm. Dieselbe ist von sehr dünnem Bronzeblech angefertigt, welches in der Länge durch sechs Bronzenägel mit breiten flachen Köpfen an einer Seite so zusammengenietet ist, dass die Bleche eine starke Fuge bilden. Die Nieten sind so sorgfältig verhämmert, dass sie nirgends herausragen. Die Situla steigt gleichmässig sich erweiternd in geradliniger Contour auf, wodurch sie die Form eines umgekehrten abgestutzten Kegels erhält. Oben ist der Gefässkörper ein wenig ausgebaucht, biegt in hübscher Rundung um und geht dann sich in einer scharfen Einschnürung verengend in den Rand über, welcher niedrig und röhrenartig gebildet ist, indem das Bronzeblech über einen um die Peripherie gelegten Ring von Eisen gehämmert ist, wie man dies an einer defekten Stelle deutlich sehen kann. Unmittelbar unter dem

Digitized by Google

Rande waren auf den beiden Seiten runde Oesen festgenietet, die bandschleifenartig gebildet sind und von denen sich bloss eine erhalten hat. Deren Vernietung ist durch Nägel bewirkt mit spitzen kegelförmigen Köpfen, die gerade so wie bei der von Naue[1]) beschriebenen Situla nach aussen kommen, während sie im Innern flach vernietet sind. In den Oesen spielte ehemals ein beweglicher Tragreifen von Eisen, von dem einzelne Bruchstücke neben der Situla liegend gefunden wurden. Wie die Bodenplatte des Eimers befestigt war, ob sie schalenförmig getrieben und aufgenietet oder eingefugt und um den Rand der Längeplatten festge-

Fig. 6 — 1/4 n. Gr.

schlagen war, lässt sich nicht ermitteln, da das Bodenstück nur theilweise erhalten ist. Im Uebrigen hat der Eimer hinsichtlich seiner Form grosse Aehnlichkeit mit den in Hallstatt[2]), Watsch[3]) und Alt-Graban[4])

1) Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. S. 138 und Taf. XXXV, 1.

2) Von Sacken, das Grabfeld von Hallstatt. Wien 1868 S. 92 ff. Taf. XX.

3) F. von Hochstetten, die neuesten Gräberfunde von Watsch und St. Margarethen in Krain in Denkschriften der Akad. der Wiss., math.-naturwiss. Cl., Wien 1833. Taf. I, 1. II, 1.

4) Beschrieben und abgebildet von Undset, das erste Auftreten des

Digitized by Google

(Kreis Berendt) gefundenen Gefässen dieser Gattung. Freilich, den schönen Schmuck figürlicher oder ornamentaler Darstellungen, durch den namentlich mehrere der an den beiden erstgenannten Orten ausgegrabenen Eimer sich auszeichnen, weist das Hennweiler Exemplar nicht auf. Aber gerade der Umstand, dass es unverziert ist, ist von Bedeutung. Denn er ist ein weiterer Beleg für die kürzlich von Naue[1]) ausgesprochene Ansicht, dass der Verbreitungskreis dieser figürlich verzierten Situlae mehr südlich und südöstlich liege und dass andere Völker als diejenigen, deren Todten in den Grabhügeln des westlichen Deutschlands ruhen, mit Vorliebe diese Ausschmückung ihrer Situlae betrieben haben.

In der Situla selbst fand sich nach sorgfältiger Entfernung des dieselbe bis zum Rande füllenden Lehmes auf dem Boden stehend ein kleines, unverziertes napfartiges Gefäss von grauschwarzem Thon von 7 cm Höhe. Man scheint dasselbe besonders geschätzt zu haben, dass man es vor Bruch auf diese Weise zu bewahren gesucht hat. Die Erwartung, welche beim Auffinden desselben durch die Analogie süddeutscher Hügelgräber erregt wurde, dass vielleicht in ihr kleinere Gegenstände, wie Perlen, Schmucksachen, Ueberreste von Knochen und Kohlen oder sonstigen Substanzen enthalten wären, hat sich nicht erfüllt. Ausser diesem kleinen Gefäss und den früher erwähnten Scherben wurden keine anderen Geschirre von Thon gefunden.

Zu bemerken ist noch, dass der Hügel eine doppelte ringförmige Umschliessung aufzuweisen hatte. Die äussere in der Nähe des Fusses des Hügels einherlaufende ist vom Mittelpunkte 6,50 m entfernt und besteht aus mannskopfdicken, in einem Abstand von 1,52 m auf einander folgenden Steinen, welche an einzelnen Stellen durch je 2—5 kleinere Steine ersetzt sind. Der innere 5,40 m v. d. M. entfernte Steinring besteht ebenfalls aus einzelnen 2—3 m von einander abstehenden grossen Steinen. Dergleichen Umschliessungen sind auch in anderen Grabhügeln wie z. B. in Nassau[2]) und in Würtemberg[3]) beobachtet worden.

Eisens in Nord-Europa. Deutsch. Ausg. von J. Mestorf. Hamburg 1882. S. 114 f. Taf. XIII, 18.

1) Bonn. Jahrb. LXXXII, 1886, S. 11.

2) von Cohausen, Nass. Annalen XII. S. 253.

3) Keller, Vicus Aurelii. Bonner Winckelmannsprogr. 1871 S. 50 ff.

Digitized by Google

Gruppe II. Distrikt: Jagen.

In diesem Distrikt befinden sich mehrere zum Theil stark abgeackerte Hügel, aus denen früher nach Aussagen der Ortsangehörigen mehrfach Gegenstände, welche leider nicht weiter beachtet und daher bei Seite geworfen worden sind, zu Tage gekommen sind. Es wurden daher zwei aus ihrer Zahl, welche einigen Erfolg zu versprechen schienen, geöffnet, aber einer von ihnen ergab keine besonders greifbare Ausbeute.

Nr. 4. Dieser Grabhügel, welcher ehemals eine bedeutend grössere Höhe gehabt hat, ist jetzt 1,30 m hoch und hat einen Durchm. von 18 m. Sein Fuss lag nördlich — 1 m, östlich — 1,50 m, südlich — 1,28 m, und westlich — 1,50 m.

Auch er wurde mit concentrisch gezogenen Gräben aufgedeckt. Schon bei 8,18 m Entfernung von der Mitte des Hügels stiess man auf ein Aschennest in einer Tiefe von 48 cm, wie deren mehrere von bald grösserem bald kleinerem Umfang allenthalben und in verschiedenen Höhen des Hügels wiederkehrten.

Bei einer Tiefe von 50 cm fanden sich 7,42 m v. d. M. entfernt, vier in ein Rechteck gestellte grosse Steine, welches 1,35 m lang und 89 cm breit war. Weder in dem Innern noch in der nächsten Umgebung wurde irgend etwas bemerkenswerthes gefunden.

Beim Weitergraben wurde dann 5,95 m v. d. M. in einer Tiefe von 87 cm eine vereinzelte, in drei Stücke jetzt gebrochene, 12 cm lange Pfeilspitze von Eisen, und 80 cm weiter nach Osten eine Scherbe von rothem Thon, welche so mürbe war, dass sie beim Reinigen gänzlich zerfiel, bloss gelegt, ohne dass ein Zusammenhang mit den Steinringen oder Aschennestern bestimmt erkennbar war.

Im südöstlichen Quadranten fand sich dann ebenfalls ganz vereinzelt ein morsches Stück Eisen in einer Tiefe von 68 cm und 4 m vom Mittelpunkt entfernt, welches wahrscheinlich von einer Lanzenspitze herstammt.

Der Hügelmitte allmählich näher rückend entdeckten wir 2,50 m von ihr entfernt in einer Tiefe von 20 cm einen 12 cm langen Wetzstein und 1,57 m v. d. M. in der östlichen Linie einen 4 m langen zerbrochenen Feuerschlagstein sowie eine 10 cm lange eiserne Lanzenspitze mit schilfblattähnlicher, von einem starken Mittelgrat durchzogener Klinge.

Digitized by Google

Endlich kam nordöstlich 2,50 m v. d. M. eine festgefügte Steinbettung von 1,86 m Länge und 52 cm Breite zum Vorschein, circa 66 cm unter der Oberfläche, auf der weder Spuren von Kohlen- und Knochenresten, noch sonstige Beigaben sichtbar waren.

Die Mitte des Hügels ergab bei ihrer Abtragung gar nichts, keine Steinsetzung, keine Brandspuren, keine Scherben und keine Reste von Bronze oder Eisen.

Nr. 5. Höhe des Hügels 70 cm; Durchm. 17 m. Der Hügel hat durch die Beackerung bedeutend an seiner ursprünglichen Höhe eingebüsst, allein sein grosser Umfang reizte sehr zur Durchsuchung. Und wenn auch der Erfolg nicht ganz den gehegten Erwartungen entsprochen hat, so ist er doch immerhin ein nicht unbeträchtlicher.

Wie bei allen vorherbeschriebenen Hügeln, so wurde auch hier die Untersuchung mittelst concentrischer Gräben geführt. Die hauptsächlichsten Funde vertheilen sich auf das nordöstliche Kreissegment. Aschennester und zerstreute Kohlen erstrecken sich in verschiedener Höhenlage über den ganzen Umkreis des Hügels. Derselbe ist zunächst an seinem Fusse von einem 8 m v. d. M. allenthalben entfernten Steinringe eingeschlossen, welcher aus einzelnen in Abständen von 1,50 bis zu 5 m gesetzten dicken Steinen gebildet wird. Stets von Norden bei der Anlage der Ringgräben ausgehend, entdeckten wir östlich 5,46 m v. d. M. in einer Tiefe von 45 cm die zerstreut umherliegenden Scherben mehrerer Thongefässe von roher Arbeit, von denen keines sich wiederherstellen liess, und in gerade entgegengesetzter nordwestlicher Richtung 5,32 m v. d. M., 16 cm unter der Oberfläche eine 14 cm lange, mit schilfblattähnlicher, von einem Mittelgrat durchzogener Klinge versehene Lanzenspitze von Eisen.

In der Südlinie kam in fast gleicher Entfernung v. d. M. ein offener Bronzehalsring von 16½ cm Durchm., mit massivem rundem, an den Enden sich stark verjüngendem Stab, in welchem ein kleiner offener, stark verbogener Ring frei beweglich hängt (Fig. 7), und 60 cm davon nach NW fünf offene Armringe mit verzierter Aussenseite von 6½ cm Durchm. zum Vorschein. Beides lässt auf eine mit den Füssen nach NW gerichtete Leiche schliessen.

Im nordöstlichen Quadranten wurden, 4,85 m v. d. M. entfernt, in einer Tiefe von 50 cm wiederum zahlreiche Spuren von Bronze mit vereinzelten Thonscherben gefunden, und 70 cm weiter zwei fragmentirte, auf einander gerostete eiserne Lanzenspitzen von 10 bezw. 11½ cm Länge, durch deren Richtung in Verbindung mit der Lage

Digitized by Google

der Scherben und einiger Steine es wahrscheinlich gemacht wird, dass der Todte nach Südwest gebettet war.

Fig. 7 — 1/2 n. Gr.

In der östlichen Linie wurde ein reicher ausgestattetes, von Norden nach Osten gerichtetes Grab aufgedeckt, 4,75 m v. d. M. und 32 cm tief, welches einen mit Steinen gepflasterten Boden aufwies. Ostwärts zunächst lag ein grosser geschlossener, dem vorher beschriebenen ähnlicher massiver Halsring, mit rundem glatten Stab von 20 1/2 cm Durchm., 65 cm weiter nach der Mitte des Grabes hin 10 offene Armringe (Fig. 8) von Bronze mit schmalem vierkantigem, auf der Aussenseite durch parallele senkrechte Einkerbungen verziertem Stab (Fig. 8a) von 6 1/2 cm Durchm., und endlich vier ähnliche 80 cm weiter nach Norden mit einigen Thonstückchen.

Von der Leiche selbst, die nach der Entfernung der ihr beigegebenen Schmucksachen eine beträchtliche Grösse gehabt haben muss, war keine Spur zu finden.

Digitized by Google

Südwestlich 2,77 m v. d. M. stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 60 cm auf ein 2,40 langes, 70 cm breites Grab, in dessen Mitte

Fig. 8a.

Fig. 8 — $^1/_3$ n. Gr.

sich auf einer Steinpflasterung zehn offene Bronzeringe mit schmalem vierkantigem Stabe fanden, dessen Aussenseite durch Gruppen paralleler Striche verziert ist. Dieselben lagen theils auf einander, theils zerstreut.

Beim Abtragen der Hügelmitte wurde 46 cm unter dem Gipfel eine von Nordost nach Südwest gerichtete 2,60 lange, 1,20 m breite, auf dem gewachsenen Boden aufsitzende Steinlage von 20 cm Höhe blossgelegt, welche ringsum mit auf die hohe Kante gestellten Steinplatten eingefasst war. Auf derselben fand sich eine im nordöstlichen Theile gelegene kleine Grube ohne alle Beigaben von Thon, Bronze oder Eisen.

Gruppe III. Distrikt: Wasem.

Von den in diesem Theile der Hennweiler Flur gelegenen Hügelgräbern konnten neun Stück geöffnet werden.

Nr. 6. Dieser abgetragene Hügel ist jetzt 85 cm hoch und hat einen Durchm. von 13 m. Beim Umsetzen seiner Masse, welches mittelst sechs concentrischer Ringgräben von Nordost nach Südwest ausgeführt wurde, stiess man im nordöstlichen Radius 5,70 m v. d. M. auf 9 grosse in Abständen von $2^1/_2$—3 m gelegte Steine in der Tiefe von 48 cm unter der Oberfläche. Im ganzen Umkreis des Hügels fanden sich dann in einer Entfernung von 4,70—2,70 m v. d. M. einzelne Steine vertheilt, die eine Art concentrischer Steinsetzung bildeten; ohne erkennbaren Zusammenhang damit wurde in der östlichen Linie

Digitized by Google

eine ziemlich grosse Scherbe eines dickwandigen Gefässes von röthlichgelbem Thon (Fig. 9) 20 cm unter der Oberfläche und 5,20 v. d. M. gefunden, dessen Körper mit einem aus hervortretenden buckelartigen Ornamenten gebildeten Bande umgeben war.

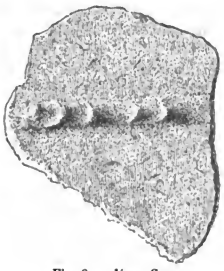


Fig. 9 — $^1/_3$ n. Gr.

Im südöstlichen Radius lag 3,76 m v. d. M. in einer Tiefe von 65 cm ein einfacher Schleifstein, im nordwestlichen Radius kam in einer Entfernung von 3,57 m v. d. M. eine 1,18 m lange und 1,12 m breite Steinlage zum Vorschein, zu deren beiden Seiten süd- und nordwärts zwei kleinere von 58 und 82 cm Länge sichtbar wurden. Nicht weit davon wurden mehrere Brandstellen aufgegraben. In deren Nähe waren eine Anzahl dickwandiger, grober, unverzierter Gefässe von röthlichem Thon niedergesetzt worden. Dieselben waren durch die schwere Lehmschichte so zertrümmert, dass von ihnen bloss einige Scherben gehoben werden konnten. Weitere Beigaben und Knochen fehlten.

Der Mittelpunkt des Hügels endlich barg in einer Tiefe von 70 cm eine 1,68 m im Durchm. grosse runde Brandstelle, auf der nur eine ganz zerdrückte Thonscherbe lag. Auch hier keine verbrannten Knochenreste, keine Bronze, kein Eisen.

Nr. 7. Höhe 60 cm; Durchm. 12 m. Indem die Untersuchung dieses Hügels, der ebenfalls stark abgetragen ist, von der südöstlichen Seite in Angriff genommen wurde, fanden sich am Fusse desselben 5,70 m v. d. M. grosse Feldsteine, welche in Zwischenräumen von 1,50

Digitized by Google

bis zu 4 m von einander entfernt im Umkreise eine ringartige Umschliessung bildeten. Allenthalben im Hügel waren Aschennester und Kohlen zerstreut.

Im südöstlichen Radius kamen 42 cm unter der Oberfläche und 5 m v. d. M. entfernt ein $11^1/_2$ cm langes an der Schneide beschädigtes Steinbeil von Quarzit und westlich davon in gleicher Tiefe 3,78 m v. d. M. ein Spinnwirtel von röthlichem Thon von 32 cm Durchm. zum Vorschein.

In der südlichen Linie wurde 1,84 m v. d. M. eine 2,80 m lange und 1,08 m breite Steinbettung freigelegt, welche von einer mit Erde vermischten 30 cm starken Brandschichte bedeckt war. In derselben fanden sich eine grosse, an einer Seite etwas abgeflachte Bernsteinperle von 45 mm Durchm. und drei kleinere von je 25 mm, 20 mm und 18 mm Durchm.

In der Mitte des Hügels trafen wir endlich 48 cm tief unter dem Gipfel zwei in einem Abstande von 34 cm parellel laufende Steinsetzungen von 1 m Länge. Weder von Kohlen noch von Knochen fand sich hier eine Spur; ebenso fehlten Beigaben an Thongefässen sowie Bronze- und Eisengegenstände.

Nr. 8. Dieser fast ganz abgetragene Hügel hat jetzt nur eine Höhe von 65 cm und einen Durchmesser von 15 m. Im südwestlichen Radius wurden sowohl in einer Entfernung von 3,45 v. d. M. als auch von 60 cm v. d. M. drei grosse Feldsteine in einer Tiefe von 20 cm aufgedeckt; doch konnte kein Steinkranz constatirt werden.

Fig. 10 — $^1/_3$ n. Gr.

In der östlichen Linie war 4,20 m v. d. M. etwa 45 cm unter der Oberfläche ein kleiner 66 cm hoher urnenähnlicher Topf (Fig. 10) von bräunlichem Thon mit eingekehltem hohem Halse und weiter Oeffnung niedergesetzt. An dem oberen Theile des Bauches ziehen sich sparrenförmig zusammengestellte Gruppen ziemlich regellos aber tief eingerissener und schräg gestellter Parallelstriche als Verzierung rings herum. Um den Topf herum lagen einige unverzierte Thonscherben. In der Nähe, mehr nordwärts, fand sich eine dünne viereckige, auf beiden Seiten unebene Steinplatte von 9 cm Länge und Breite, welche an einer Seite in der Mitte durchlocht war. Da jedoch beide Seitenflächen Spuren von Bearbeitung an sich tragen, so scheint dieselbe unvollendet dem Todten mitgegeben worden zu sein.

Digitized by Google

Im nordwestlichen Kreisabschnitt legten wir dann 3,30 m v. d. M. in einer Tiefe von 35 cm eine kleine $6^1/_2$ cm lange Speerspitze von Eisen sowie drei runde kleine Lavastücke frei, welche im Dreieck um die Speerspitze herumgelegt waren. Andere Beigaben wie auch Kohlen- und Knochenreste fehlten ganz.

Nr. 9. Höhe 1 m; Durchm. 10 m. Der Hügel hat eine sehr unregelmässige, an der nördlichen Seite eingedrückte, an den anderen Seiten stark ausgebauchte Form. In der Tiefe von 30 cm beginnt ein Steinkranz aus neun mittelgrossen Steinen, welche im Umkreise des Hügels auf eine Entfernung von 5,80 bis 6,20 m v. d. M. vertheilt sind und deren Abstand unter einander zwischen 1,60 m und 7,60 m wechselt.

4,92 m v. d. M. entfernt treffen wir in einer Tiefe von 19 cm das erste Grab an. Dasselbe besteht aus einer festen 3,22 m langen, 67 cm breiten und 49 cm hohen Steinsetzung, welche von Norden nach Westen gerichtet ist. Im Westen des Grabes lagen drei dünne bronzene Fingerringe, 30 cm weiter nach Norden ein grosser Bronzehalsring mit massivem rundem Stab von $13^1/_2$ cm Durchm., welcher in zwei Theile gebrochen war, und daneben das $10^1/_2$ cm lange Stück eines eisernen Ringes mit rundem Stab, wieder 55 cm weiter auf einer starken Schicht von Asche und Kohlen zu beiden Seiten Fragmente von ornamentirten Armringen und endlich am Fuss des Grabes an der Seite zwei Aschennester.

Nachdem dann ein zweiter Steinkranz in einer Tiefe von 45 cm und in einer Entfernung von 3,73—4,48 m v. d. M. constatirt worden war, legten wir in der südlichen Linie ein zweites 3,52 m v. d. M. entferntes, 1,78 m langes, 90 cm breites und 49 cm hohes Grab, welches von Steinen umgeben war, in einer Tiefe von 30 cm bloss. Dasselbe enthielt neben Spuren von Bronze eine grosse Menge von zerstreuten Kohlen und Asche, aber keine weiteren Beigaben an Thongefässen und Eisensachen.

In entgegengesetzter Richtung in der nördlichen Linie befindet sich jetzt hart unter der Oberfläche ein drittes, ebenfalls von Platten regelmässig umstelltes Grab, dessen Inhalt, da es durch den Ackerboden sehr stark abgepflügt worden ist, völlig zerstört ist und allein aus zerstreuten Kohlen besteht.

Das vierte Grab nordwestlich 2,13 m v. d. M. und 20 cm tief unter der Oberfläche gelegen, bestand aus einer 2,76 m langen, 1,26 m breiten und 63 cm hohen Steinsetzung, innerhalb welcher sich allenthalben zerstreute Kohlen und Asche vorfanden. Nordwärts wurde in demselben das stark vom Rost angegriffene Bruchstück einer Eisen-

Digitized by Google

lanze sichtbar. Im Süden des Grabes waren zwei ornamentirte Gefässe von lehmfarbigem Thon niedergesetzt, welche völlig zerdrückt waren. Das eine hatte ein wellenförmiges Ornament, während das andere durch sparrenförmig zusammengestellte Gruppen paralleler Schrägstriche verziert war.

Ebenfalls von Platten umschlossen war das fünfte, nordöstlich 2,76 m v. d. M. gelegene Grab in einer Tiefe von 47 cm, dessen Einfassung 1,68 m lang und 83 cm breit war und bis zur Tiefe 48 cm hinabreichte. Hier waren im ganzen Grabe Kohlen und Asche umhergestreut, auf ihnen lag am Nordrande ein in mehrere Stücke gebrochener unverzierter Halsring von Bronze (Fig. 11), von 12½ cm Durchm., mit massivem rundem Stab, an dessen Enden je ein Stollen heraussteht.

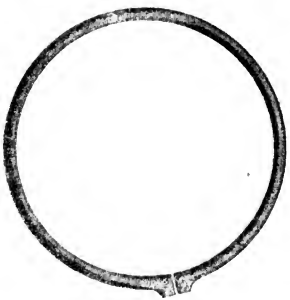


Fig. 11 — ½ n. Gr.

Endlich 32 cm unter dem Gipfel des Hügels kam abermals eine Steinsetzung von 2,80 m Länge und 1,83 m Breite zu Tage, welche 42 cm tief hinabging. Auf dem inneren fest gestampften Grabboden, den stellenweise eine ziemlich starke Kohlenschichte bedeckte, waren in der Mitte eine eiserne Lanzenspitze mit schmaler Klinge, welche wegen ihres fragmentirten Zustandes jetzt bloss 7½ cm lang ist, und zwei fragmentirte Bronzearmringe mit hohlem, oben und unten abgeplattetem, durch senkrechte vertiefte Striche in regelmässigen Absätzen verziertem Stabe niedergelegt. Gefässüberreste fehlten hier.

Digitized by Google

Nr. 10. Höhe 1,60 m; Durchm. 10 m. Theilweise abgeackert. Im Inneren zeigte sich gleich nach Beginn des ersten concentrischen Grabens in einer Tiefe von 18 bis 30 cm unter der Ackerkrume ein Steinkranz, welcher von elf mässig grossen 4,70 bis 5 m von der Hügelmitte entfernt liegenden Feldsteinen gebildet wird.

Bei Anlage des vierten Grabens trafen wir in einer Entfernung von 3,70 m v. d. M. und einer Tiefe von 22 cm das erste Grab an mit einer 2,54 m langen und 1,00 m breiten Steinsetzung, welche bloss eine fragmentirte, stark ausgebauchte Urne (Fig. 12) von bräunlichem Thon mit weiter Oeffnung enthielt. Auf dem oberen Theile der Wandung ist dieselbe mit einem breiten Zickzackbande verziert, welches durch Gruppen von je vier parallelen Schrägstrichen gebildet wird.

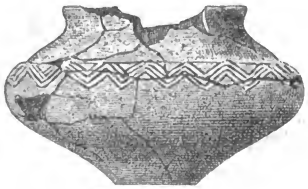


Fig. 12 — $^1/_8$ n. Gr.

Das im südöstlichen Radius 3,43 m v. d. M. entfernte zweite Grab, welches aus einer 1,85 m langen, 84 cm breiten und 58 cm hohen Steinsetzung bestand, enthielt weder Asche noch Kohlen, noch irgend welche Beigaben.

Dagegen in dem dritten 2,50 m langen, 1 m breiten und 85 cm hohen Grabe, welches wir 2,30 m v. d. M. in einer Tiefe von 18 cm aufdeckten, stand in der Mitte ein dickwandiges roh gearbeitetes Gefäss von braunem Thon ohne jedwede Verzierung, welches völlig zerdrückt war.

Reicher ausgestattet war die vierte 4,46 m lange, 1,30 breite und 48 cm hohe in der östlichen Linie gelegene Grabstelle, welche auf eine Entfernung von 2 m v. d. M. in einer Tiefe von 20 cm angetroffen wurde. Von Norden nach Osten gerichtet barg sie einen offenen, in mehrere Stücke zerbrochenen Halsring (Fig. 13) von 16 cm Durchm. aus dünnem gewindeartig geschnittenem Bronzedraht von 4 mm Stärke,

Digitized by Google

bei dem die Richtung des Gewindes abwechselnd nach links und nach rechts geht. Die Art des Gewindes zeigt die Abbildung (Fig. 13a) in

Fig. 13a n. Gr.

Fig. 13 — 1/2 n. Gr.

natürlicher Grösse und die Bruchstücke eines ebensolchen mit in ähnlicher Weise wechselnder Torsion, ferner 70 cm weiter zehn offene

Fig. 14 — 3/4 n. Gr. Fig. 14a.

Bronzeringe (Fig. 14) mit oben und unten kantigem, nach innen und aussen gewölbtem Stab, dessen Aussenseite in bestimmten Zwischenräumen wiederkehrende Gruppen von Strichverzierungen (Fig. 14a)

Digitized by Google

aufweist, und 85 cm weiter am Fusse des Grabes seitwärts eine fragmentirte unverzierte, $17^1/_2$ cm hohe Urne von ziegelfarbigem Thon, mit kurzem schwach eingekehltem Halse. Die Lage der einzelnen Gegenstände und die Entfernungen zwischen ihnen machen es wahrscheinlich, dass die Füsse des Todten gegen Osten gerichtet waren und dass derselbe eine nicht unbedeutende Grösse gehabt hat. Ausserdem wurden an mehreren Stellen innerhalb der Steinsetzung Spuren von vermodertem Holz bemerkt, aber keine Kohlen und keine Asche.

In der östlichen Linie wurde dann noch eine fünfte, 1,85 m lange und 1,30 m breite Steinsetzung in einer Tiefe von 15 cm blossgelegt, welche 85 cm von der Mitte des Hügels entfernt war und 77 cm tief hinabging. Sie enthielt in der Mitte ein gänzlich zerdrücktes Gefäss von braunem Thon, dessen Wandung mit in Zickzackform angeordneten Strichverzierungen geschmückt war, aber auch hier keine Kohlen, keine Asche, keine Knochenreste und keine Beigaben von Bronze und Eisen.

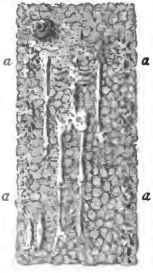


Fig. 15.

Der Mittelpunkt des Hügels, welcher somit noch zu untersuchen übrig blieb, ergab zunächst in einer Tiefe von 20 cm einen 2,48 m langen und 50 cm hohen gewölbten Steinbau, welcher aus nach Innen geneigten, auf die hohe Kante gestellten und fest gefügten Steinen hergestellt war. Dieser ruhte unmittelbar auf der ebenfalls 2,48 m langen, 1,10 m breiten und 93 cm hohen, zwei Steine dicken Umschliessung des eigentlichen Grabes, dessen Boden mit Steinplatten belegt war. Auf diesem fanden wir ein auf dem Rücken von Westen nach Osten liegendes Skelett ohne Kopf (Fig. 15).

Digitized by Google

Rechts von der Stelle, wo nach der Richtung der Leiche der Kopf hätte liegen müssen, standen zwei jetzt stark zerdrückte Gefässe von braunem Thon, von denen das eine lineare Verzierungen auf der Wandung aufweist, das andere dickwandig und unverziert ist. Am rechten Fuss waren zwei fragmentirte eiserne Lanzenspitzen von 15 bezw. 22 cm Länge niedergelegt worden. Zu beiden Seiten des Skelettes zeigten sich Spuren von morschem Holz (Fig. 15a), das vielleicht einst zur Ueberbrückung oder zur Unterlage der Leiche gedient hatte. Diese war jetzt mit Steinen, welche das Grab bis an den Rand füllten, bedeckt, so dass sie förmlich in denselben eingebettet erschien. Bronzebeigaben fehlten hier gänzlich.

Nr. 11. Höhe 52 cm; Durchm. 12,50 m. Der Hügel befindet sich auf einem nach Südosten abfallenden Terrain. Auch er hatte einst eine viel beträchtlichere Höhe, welche der jahraus jahrein darüber hinweggehende Pflug jedoch stark vermindert hat. In Folge dessen stiessen wir bereits 10 cm tief unter der Oberfläche im nordöstlichen Radius auf ein zerstörtes Grab, welches 3,40 m von der Mitte entfernt war. In demselben lagen ein glatter massiver Bronzehalsring von 19 cm Durchm. und ein kleiner, offener Bronzering von 5 cm Durchm., mit glattem rundem Stab und Stollen an den Enden. Gefässbeigaben fehlten.

In der westlichen Linie kam 2,10 m v. d. M. und in einer Tiefe von 23 cm ein zweites 2,67 m langes, 1 m breites und 30 cm hohes Grab zum Vorschein, welches bloss ein Stück eines grossen Eisenringes und zwei eiserne Pfeilspitzen von $6^1/_2$ bezw. $10^1/_4$ cm Länge enthielt. Neben dem Grabe fand sich Asche ausgestreut.

In einem dritten nordöstlich gelegenen Grabe von 1,36 m Länge und 78 cm Breite, welches 2,10 m v. d. M. entfernt in einer Tiefe von 17 cm aufgedeckt wurde, waren nur eine Anzahl Armringe von Bronze niedergelegt worden, von denen jedoch mehrere zerbrochen waren.

Nachdem in dem folgenden concentrischen Graben im nordwestlichen Radius noch zwei allein liegende offene Bronzereife 1,80 m v. d. M. in einer Tiefe von 18 cm gefunden worden waren, blieb der in der Mitte stehende Erdcylinder zu untersuchen übrig. Beim schichtweise Abtragen desselben trafen wir 10 cm tief unter dem Hügelgipfel bereits eine von NW nach SO laufende 2,90 m lange, 1,45 m breite und 40 cm hohe Steinsetzung, welche am südöstlichen Ende offen, nur durch einen schweren vorliegenden Steinblock geschlossen war. Innerhalb der so gebildeten Grabstätte lagen ringsherum Kohlen und Asche zerstreut;

Digitized by Google

in der Mitte stand als einzige Beigabe eine stark ausgebauchte braune Urne (Fig. 16) von 14½ cm Höhe mit grosser Oeffnung und nach innen fein geschweiftem Rande, in den der obere Gefässbauch in schöner Linie übergeht. Derselbe ist in seinem unmittelbar an den Rand anstossenden Theile mit einem roh eingekratzten Bande sogenannter „Wolfszähne" verziert.

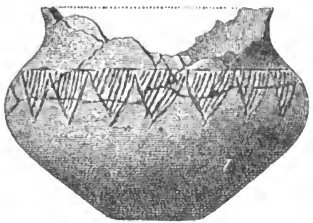


Fig. 16 — ⅓ n. Gr.

Auf dem Boden der Urne war ein kleiner unverzierter, 6 cm hoher Napf von sehr primitiver Arbeit niedergesetzt.

In diesem Hügel waren kein Steinkranz und keine einzeln gestellten Steine zu finden; auch keine Knochenüberreste zeigten sich.

Nr. 12. Auch dieser Hügel ist theilweise oben abgetragen. Seine jetzige Höhe beträgt 75 cm, sein Durchmesser 14 m. Ausser einigen unregelmässig vertheilten Feldsteinen von mässiger Grösse enthielt derselbe in seinem äussern Umkreise nichts.

Im südwestlichen Quadranten war 2 m v. d. M. circa 5 cm unter der Oberfläche eine 19½ cm hohe unverzierte Urne von dunkelgrauem Thon mit kurzem, oben etwas ausladendem Halse beigesetzt. Etwa 90 cm weiter nach Süden war ein von Steinen eingeschlossenes, 1,36 m langes, 85 cm breites und 48 cm hohes Grab, in dem keine Urnenscherben, kein Bronzeschmuck, keine Lanzenspitzen, nichts gefunden wurden.

Die Mitte des Hügels endlich barg 18 cm unter dem Gipfel ein 2,50 m langes, 1,40 m breites und 30 cm hohes, von Steinen umstelltes Grab, welches von NW nach SO gerichtet, in letzterer Richtung einen Eingang hatte. Wenngleich von der Leiche, welche einst hier geruht hat, keine Spuren mehr zu finden waren, so lässt sich doch deren

Digitized by Google

Lage aus der Anordnung der gefundenen Beigaben einiger Massen errathen. Am Nordwestende des Grabes nämlich wurden kleine Bronzestücke entdeckt, die sämmtlich in Staub zerfielen. In der Mitte des Grabes fanden sich auf der einen Seite ein in zwei Stücke gebrochener offener Armring von Bronze mit kantigem Stabe, auf der anderen zwei nach innen hohle, nach aussen gewölbte Armbänder (Fig. 17) aus dünnem stark verbogenem, 9 mm breitem Bronzeblech, dessen Ornamentirung durch parallele senkrechte Striche in Folge der Abnutzung der Aussenseite kaum noch zu erkennen ist, sowie endlich am Fusse

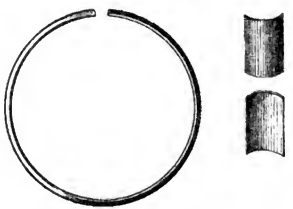


Fig. 17. — $^{3}/_{4}$ n. Gr.

durch den Rost unkenntlich gewordene Eisentheile, welche wahrscheinlich von Lanzenspitzen herrühren. Demnach scheint die Leiche mit dem Haupte nach Nordwesten und, obgleich keine Beinringe gefunden worden sind, mit den Füssen nach Südosten gelegen zu haben. Auch muss sie, nach der den Gliedmassen entsprechenden Entfernung der einzelnen Beigaben von einander zu urtheilen, eine ansehnliche Grösse gehabt haben.

Nr. 13. Dieser Grabhügel ist oben stark abgetragen und hat an der westlichen Seite ausserdem dadurch gelitten, dass in neuerer Zeit ein Fahrweg über denselben gelegt worden ist; vordem erstreckte er sich viel weiter nach Westen. Er ist 70 cm hoch, und hat von Norden nach Süden gemessen einen Durchmesser von 14 m.

Im Umkreise des Hügels sind auf Entfernungen von 5,20 m, 3,93 m und 2,76 m von dem Mittelpunkte drei aus je 8 schweren Steinblöcken gebildete concentrische Steinsetzungen wahrnehmbar, welche nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern in verschiedenen Höhen von 14 cm, 18 cm und 36 cm unter der Oberfläche in dem aufge-

Digitized by Google

schütteten Hügel eingesetzt waren. Ausserdem trafen wir auf der Nordwestseite 3,75 m von der Mitte entfernt in einer Tiefe von 30 cm vier ins Rechteck gestellte grosse Feldsteine und in der westlichen Linie in gleicher Entfernung von der Mitte 24 cm tief eine 1,57 m lange und 63 cm breite Steinbettung, auf der jedoch weder Knochen noch Kohlen noch sonstige Beigaben sichtbar waren.

Das erste Grab kam südwestlich 2,10 m v. d. M. nur 10 cm unter der Oberfläche zu Tage; es hatte eine Länge von 1,56 m und eine Breite von 77 cm und war von einer 30 cm hohen Steinwand umgeben. Auch hier wurden keine Beigaben gefunden.

In gerade entgegengesetzter Richtung nordöstlich wurde ein zweites ebenfalls von Steinen umschlossenes, gleich hohes Grab von 90 cm Länge und Breite in einer Tiefe von 12 cm aufgedeckt, welches bloss 1,50 m von der Mitte entfernt angelegt war. Auch hier waren keine Kohlen, keine Aschenstelle, keine Knochen, keine Thonscherben noch sonstige Gegenstände zu finden.

Unter dem Gipfel des Hügels befand sich dann in einer Tiefe von 10 cm eine von NW nach SO laufende parallele Steinsetzung von 2,10 m Länge, 1 m Breite, welche 35 cm hinabreichte, und an den beiden Enden offen war. Mitten zwischen ihr war eine 1 m lange, 48 cm breite und 12 cm tiefe Grube. Auf dem Boden derselben lagen die Scherben mehrerer unverzierter Gefässe von dunkelbraunem Thon, deren Zahl nicht ermittelt werden konnte; um diese herum die Stücke eines grösseren massiven Bronzeringes, die Ueberreste mehrerer in ursprünglicher Weise auf einander liegender hohler Bronzearmringe mit in bestimmten Zwischenräumen wiederholten Strichverzierungen, ein in mehrere Stücke zerbrochener Armring mit unverziertem, kantigem Stab, kleine unbestimmbare Fragmente völlig zerstörter Bronzegegenstände, und wahrscheinlich zu Lanzenspitzen gehörende Eisenstückchen in malerischer Unordnung gruppirt.

Von einer Brandstelle, von Aschenresten und Kohlen fand sich hier ebenso wenig wie im ganzen Hügel eine Spur; ebenso waren keine Knochenreste vorhanden. Die Fortführung der Grabungen bis zum gewachsenen Boden ergab keine weiteren greifbaren Resultate.

Gruppe IV. Distrikt: Wahrsberger Wald.

Zu dieser Gruppe gehören im Ganzen zehn Hügel. — Ihrer Eröffnung setzte der aufstehende prachtvolle Waldbestand leider grosse

Digitized by Google

Hindernisse entgegen. Indessen ist es durch das liberale und uneigennützige Entgegenkommen des Freiherrn von Dorth, dessen Eigenthum der Wald ist, und seiner Verwaltung möglich gemacht worden, dass wenigstens vier an lichteren Waldstellen gelegene Hügel näher untersucht werden konnten, wofür ich nicht unterlassen will, auch hier den aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Nr. 14. Grosser Hügel von 1,90 m Höhe und 20 m Durchm. Die Hoffnung, welche die Höhe und der Umfang rege werden liess, dass derselbe eine grosse Ausbeute an interessanten Funden liefern werde, ist arg enttäuscht worden, was um so mehr empfunden wurde, als die Umsetzung der aufgeschütteten Erdmassen einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Geld verursacht hat.

Gleich bei der Anlage des ersten Ringgrabens ward am Fusse des Hügels etwa 18 m v. d. M. ein aus schweren Steinen hergestellter concentrischer Steinkranz von 75 cm Breite blossgelegt, dem ein zweiter von gleicher Breite in einer Entfernung von 13 m v. d. M. folgte, bis zum gewachsenen Boden 90 cm tief hinabreichend. Ausser einigen planlos im Hügel in verschiedenen Höhen eingesetzten mittelgrossen Feldsteinen und verstreuten Kohlen fanden sich bloss nordöstlich 8 m von der Hügelmitte in einer Tiefe von 65 cm die Scherben eines lehmfarbigen unverzierten Thongefässes von roher Arbeit, welche so mürbe waren, dass sie grösstentheils beim Ausheben zerfielen.

Erst die Hügelmitte brachte beachtenswerthere Funde. Beim allmählichen Abdecken derselben fanden wir zuerst eine 50 cm starke schwarze Erdschichte, worauf bis 1,40 m tief unter dem Gipfel eine mit kleinen Feldsteinen vermischte Lehmauffüllung folgte. In dieser Tiefe begann ein runder, wohl gefugter Steinbau, der 40 cm tief bis

Figur 18 — $^1/_3$ n. Gr.

zum gewachsenen Boden hinabging. In der Mitte desselben befand sich der Brandplatz mit vielen Kohlen und verbrannten menschlichen

Digitized by Google

Knochen, zwischen und auf denselben lagen bunt durcheinander geworfen die Scherben eines dünnwandigen Gefässes (Fig. 18) von dunkelbraunem Thon, dessen Hals und Bauch mit ganz vortrefflich und exakt ausgeführten geometrischen Figuren in Form parallel neben einander laufender erhabener Rippen-Verzierungen geschmückt waren. Ausserdem kamen dort noch das 6 cm lange Stück eines schmalen Wetzsteins, zwei fragmentirte kreisrunde dünne Scheibchen aus Eisen von 6 cm Durchm., von denen eine wieder zusammengesetzt werden konnte, ein rechteckiges, an dem einen Ende umgebogenes Eisenplättchen von $3^1/_2$ cm Länge und ein fragmentirter Ring von Eisen, sowie ein kleiner an den beiden Enden mit Häkchen versehener Bügel von Bronze zum Vorschein.

Nr. 15. Der Hügel liegt auf stark nach Südosten abfallendem Terrein. Seine Höhe beträgt 1,20 m, sein Durchm. 11,50 m.

In einer Entfernung von 5,42 m v. d. M. wurde eine elliptische Steinsetzung in dem nordöstlichen Radius 12 cm tief unter der Oberfläche blossgelegt, eine zweite von mehr kreisrunder Form fand sich 32 cm tief südöstlich 5,30 m v. d. M. entfernt. In beiden zeigten sich weder Kohlen noch Spuren von verbrannten Knochenüberresten noch sonst irgend etwas Bemerkenswerthes.

In der östlichen Linie hatte man 1 m tief und 3,40 m v. d. M. entfernt ein dickwandiges Gefäss aus grobem rothem Thon niedergesetzt, von dem jedoch bloss einige unbedeutende Bruchstücke aufgelesen werden konnten.

Die ferneren concentrischen Gräben lieferten nichts. Als dann die Mitte des Hügels bis auf 1,10 m Tiefe unter dem Gipfel abgetragen worden war, fand sich eine 45 cm lange und 28 cm breite Aschenschichte. Nicht weit davon waren zwei unverzierte Thongefässe beigesetzt, das eine von grauschwarzem, das andere von röthlichem Thon, beide völlig zerdrückt und morsch. Gleichsam im Halbkreis um diese Thonscherben herum lagen sieben offene Bronzearmringe mit schmalem kantigem Stab, dessen Aussenseite mit hervorstehenden senkrechten Rippen verziert ist. Und zwar waren dieselben so gruppirt, dass von Westen nach Norden fortschreitend zunächst drei, dann je einer und zuletzt zwei lagen. Knochenüberreste und Eisensachen wurden keine bemerkt.

Nr. 16. Dieser Hügel, welcher eine Höhe von 78 cm und einen Durchmesser von 12 m hatte, war schon in früherer Zeit, wie sich ergab, mittelst eines vom Gipfel herabgeführten breiten Schachtes durch-

Digitized by Google

sucht worden. Die trotzdem angestellte Durchgrabung mittelst zweier Kreuzgräben von Norden nach Süden und von Osten nach Westen ergab das Vorhandensein eines ziemlich breiten Steinkranzes, Stücke von Steinsetzungen von 1—1½ m Länge, mehrfache Spuren von Aschenstellen und vereinzelte Kohlenstücke, aber keine Thonscherben, keine Bronze- und Eisenbeigaben. Ebenso waren noch Theile der einst in der Mitte des Hügelbodens errichteten Steinbettung erhalten, auf der noch Ueberreste verbrannter menschlicher Gebeine lagen.

Nr. 17. Dieser Hügel konnte wegen der vielen und grossen Bäume, die auf ihm standen und nicht geschlagen werden durften, nur mittelst eines ziemlich umfangreichen Schachtes vom Gipfel herab untersucht werden. Er wurde nichts desto weniger regelrecht von Norden nach Süden und von Osten nach Westen gemessen. Seine Höhe beträgt 1 m gegenwärtig, obgleich dieselbe früher beträchtlicher gewesen zu sein scheint. Sein Durchmesser ist von Norden nach Süden 13 m und von Osten nach Westen 12 m. Der Schacht wurde 128 cm tief bis auf die gewachsene Erde geführt.

Im nordwestlichen Radius kamen 2,20 m v. d. M. entfernt in einer Tiefe von 35 cm die Scherben einer von der harten Thonschichte zerdrückten Urne zum Vorschein.

Auf dem Grabboden in der Mitte befand sich eine 2,39 m lange und 2,27 m breite Brandstelle mit grossen Mengen von Asche und Kohlenpartikeln, zwischen denen zerstreut die Scherben verschiedener Thongefässe, ein in zwei Stücke gebrochener Armring mit massivem rundem Stab und Fragmente von ebensolchen mit kantigem, auf der Aussenseite durch hervorragende senkrechte Rippen verziertem Stabe niedergelegt waren. Keine Spur von Eisen.

Nr. 18. Höhe des Hügels 1,20 m; Durchm. 18 m. Derselbe liegt an einem Waldweg und ist an seiner Westseite von diesem nicht unbedeutend angeschnitten. Die Beseitigung der den Hügel bedeckenden grossen und alten Bäume und deren starken Wurzeln bereiteten der Umsetzung der den Hügel bildenden beträchtlichen Erdmassen nicht geringe Schwierigkeiten. Da zugleich möglichste Schonung des übrigen Baumwuchses gewünscht worden war, so wurde dieser Hügel abwechselnd mit 2 m breiten Ringgräben und 3 m breiten Quergräben umgesetzt.

Es ergab sich, dass derselbe zunächst in einem Abstande von 6,98 m v. d. M. eine Umschliessung hatte, welche von neun grossen im Umkreis desselben vertheilten Steinen gebildet war.

Digitized by Google

Als die Grabungen sich bis auf 4,20 m der Hügelmitte genähert hatten, deckten die Arbeiter sowohl auf der nordöstlichen als auch auf der südöstlichen Seite viele zerstreut umherliegende zerdrückte Scherben von Thongefässen der verschiedensten Art und Farbe auf, die, obgleich sie mit der grössten Sorgfalt gesammelt worden sind, nicht hinreichen, um auch nur ein einziges Gefäss wieder zusammenzusetzen. Es ist daher nicht möglich über die Grösse, Beschaffenheit und Form der einzelnen Gefässe etwas Näheres festzustellen. Ausserdem wurden in der westlichen Linie 3,56 m v. d. M. in einer Tiefe von 45 cm ein Steinbeil von Quarzit, dessen Schneide $5^1/_2$ cm misst und dessen andere Hälfte abgebrochen ist, sowie ein ebenfalls fragmentirter Schleifstein von 12 cm Länge gefunden.

Damit war man zur Abtragung des in der Mitte noch stehen gebliebenen Erdcylinders gelangt. Fast unmittelbar circa 30 cm unter der Rasendecke beginnt in der Mitte des Hügels ein Steingewölbe, um das sich, in der Tiefe von 80 cm beginnend, ein rund herum gehender Steinkranz (Fig. 19) fest anschliesst. Beide Steinbauten, die äusserst

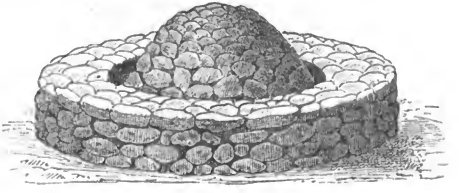


Fig. 19.

sorgfältig gefugt sind, gehen bis zur Grabtiefe von 1,20 m hinab. Der Durchmesser des Steinkranzes bei einer Stärke von 70 cm beträgt 3,40 m, der des Gewölbes auf dem Grabboden 2,28 m. Das Grab (Fig. 20) selbst ist in der Richtung von Osten nach Westen in der gewachsenen Erde 1,20 m lang, 68 cm breit und 40 cm tief eingegraben und sein Boden ebenso wie der Boden des Steinkranzes mit Steinplatten regelrecht gepflastert. Mitten auf dieser Steinpflasterung des Grabbodens lagen ausser einigen vereinzelten Aschen- und Kohlenresten Theile eines Schädels und morsche Oberschenkelknochen, welche beim Herausnehmen zerfielen. Um sie herum waren die Bruchstücke eines

Digitized by Google

zerdrückten Gefässes von braunem Thon mit Spuren von ins Dreieck gestellten linearen Verzierungen auf der Wandung, das nur theilweise

Fig. 20.

sich zusammensetzen liess, und einige verrostete Eisenfragmente, die vielleicht von Lanzenspitzen herrühren, als die einzigen Beigaben niedergelegt. Das Grab war vollständig mit kleineren und grösseren Steinen ausgefüllt.

Indem wir die Ergebnisse der im Vorhergehenden beschriebenen Ausgrabungen kurz zusammenfassen, sind folgende Eigenthümlichkeiten der Fundstellen und der in ihnen aufbewahrten Gegenstände hervorzuheben.

Wenn ich auch die einzelnen Hügel nach Gruppen eingetheilt habe, so sollte damit nur bezeichnet werden, dass die in denselben vereinten Gräber sich in einem und demselben Distrikt befinden. Eine Anordnung derselben nach einem bestimmten System lässt sich nirgends

Digitized by Google

beobachten. Auch hinsichtlich des Abstandes von einander scheint bei ihrer Anlage kein fester Grundsatz obgewaltet zu haben.

Die Höhe der Gräber wechselt ganz ausserordentlich; sie differirt zwischen 52 cm und 1,90 m, ebenso wechselt auch die Masse ihres Umfanges. Die weitaus meisten haben zwar die runde Form, daneben erscheint auch die ovale ziemlich häufig. Beides, Höhe und Umfang, sind nicht maassgebend für den Reichthum desjenigen, zu dessen Ruhestätte sie bestimmt sind.

Leichenbrand und Leichenbestattung kommen in den Hügeln eines und desselben Distriktes vor. Ein Sammeln der verbrannten Knochentheile in eigenen Gefässen lässt sich nirgends mit Gewissheit beobachten, meistens finden sich die Ueberreste auf dem Grabboden ausgestreut. Die Brandschichte ist fast immer nachweisbar, ihr Umfang verschieden. Kohlen sind allenthalben im Hügel vertheilt, bald schmale Streifen bald Kreise bildend. Bemerkenswerth ist, dass in mehreren Hügeln, welche unzweideutige Spuren von Leichenbrand aufweisen, keine verbrannte Knochen neben den Grabesbeigaben enthalten sind. Dass die Beigaben bei Leichenverbrennung nicht immer mit den Todten verbrannt sondern erst später beigesetzt worden sind, zeigt der Umstand, dass sehr viele, namentlich die Schmuckgegenstände von Bronze, gut erhalten sind und keine Spuren von der Einwirkung des Feuers an sich tragen. Sie wurden in der Regel auf die gesammelten Knochenreste gelegt und die Thongefässe im Umkreise um sie gestellt.

Bei der Bestattung ist die Lage der Skelette nach den Himmelsrichtungen sehr verschieden, so dass kein einheitliches Princip für sie maassgebend gewesen zu sein scheint. Die Gerippe lagen meist auf dem Rücken und gerade hingestreckt und hatten, wie dies die Lage der Schmuckgegenstände beweist, die Arme an den Leib fest angedrückt. Bei einem derselben hat eine sorgfältige Untersuchung ergeben, dass es ohne Kopf beerdigt worden ist, eine Bestattungsweise, welche sowohl von von Sacken[1]) in Hallstatt als auch von Naue[2]) in den Hügelgräbern zwischen Ammer- und Staffelsee beobachtet worden ist.

In den meisten Hügeln hat eine gemeinsame Bestattung mehrerer Verstorbenen Statt gefunden. Jedes einzelne Grab ist von einer bald rechteckigen, bald elliptischen Steinsetzung umgeben. Selten findet sich in der Mitte des Hügels die Beisetzung auf bloss festgestampftem

1) Das Grabfeld von Hallstatt in Oberösterreich S. 13 f.
2) a. a. O. S. 174.

Digitized by Google

Boden vollzogen; meist ist eine geordnete, feste Steinpflasterung hergestellt. Einmal hat diese Bauart zur Errichtung eines aus Platten gebildeten Gewölbes geführt. Ebenso wurden einmal Spuren von vermodertem Holz zu beiden Seiten des Skelettes gefunden. Ob die Leiche darauf[1]) bestattet war oder ob das Holz zu ihrer Ueberbrückung gedient hat, ist nicht zu bestimmen. In sämmtlichen Grabhügeln finden sich grössere und kleinere Steinringe, seltener einer, meist sogar zwei.

Was die in unseren Hügelgräbern den Todten mitgegebenen Grabgeschenke anlangt, so besteht ihr hauptsächlichstes Inventar aus Thongefässen. Sie liegen in den Brandhügeln auf und um die Brandschichte, zwischen und neben den Knochenresten, in den Leichenhügeln stehen sie lediglich zu Häupten der Gerippe, während sie in anderen Gegenden[2]) auch am Fussende derselben gefunden werden. Ihre Farbe stuft sich durch alle Schattirungen vom lehmfarbigen Gelb und ziegelfarbigen Roth bis zum graubraunen Roth und dem bräunlichen Schwarz ab. Als Ornamente begegnen uns fast gleichseitige eingeritzte Dreiecke, welche neben einander gestellt und mit schrägen in einer Richtung von rechts nach links laufenden Parallelen ausgefüllt sind, sowie die aus zwei oder mehreren parallelen Schrägstrichen gebildeten Zickzackbänder, welche dicht unter dem Hals die obere Bauchseite umrahmen. Diese Ornamente sind mit einer weissen, kreideartigen Masse ausgefüllt; sie sind meist ziemlich tief eingeritzt und hinsichtlich ihrer Länge, Richtung und Distanz wenig sorgfältig ausgeführt. Bemalte Thongefässe fehlen in den Hennweiler Grabhügeln bis jetzt ganz, ebenso ornamentirte Prunkgefässe.

In der Form der gefundenen Gefässe herrscht eine ziemliche Mannigfaltigkeit. Am stärksten vertreten sind urnenartige Gefässe von zwiebelähnlicher Form mit kleinem Fuss. Daneben erscheint auch noch eine wenn auch mehr oder minder umgebildete Birnenform bei einzelnen Urnen, die man mit Naue vielleicht nicht unpassend „topfartige Urnen" nennen könnte. Ausserdem kommen in unseren Hügeln in stattlicher Zahl Schaalen vor von stark ausgebauchter Form, mit kleinem Boden und weiter Oeffnung. Daneben haben andere unter der Hand des Töpfers ein mehr gedrücktes Aussehen erhalten. Endlich

1) Dies war der Fall in einem Hügel von Spranthal, Amt Bretten. Vgl. E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden S. 43.

2) Vgl. von Cohausen, Annalen des Vereins f. Nass. Gesch. u. Alterth. XII S. 250.

Digitized by Google

finden sich noch kleine halbkugelige Näpfe theils in der gelblichen Naturfarbe des Thons, theils in schwarzbrauner Farbe.

Wenngleich zwischen den einzelnen Gefässen mit Bezug auf ihre Vollendung in Form und Technik ein starker Abstand besteht, so kann es doch kaum zweifelhaft sein, dass dieselben alle aus freier Hand und nicht mit Hülfe der Drehscheibe angefertigt worden sind. Vielleicht ist auch ihre Herstellung in derselben Gegend, in der sie gefunden sind, zu suchen, also eine einheimische gewesen.

Von Bronzegegenständen bieten unsere Hennweiler Hügelgräber keine grosse oder besser gesagt keine mannigfaltige Auswahl. Denn ausser der aus dünnem Bronzeblech mit einseitiger Vernietung hergestellten Situla und den Bronzeknöpfen der zu einem Wagen gehörenden eisernen Nägel sind bloss Ringe in den Hügeln angetroffen worden, aber auffallender Weise keine Fibeln, keine Ohrgehänge, keine Haarnadeln, keine Zierschnallen, keine Waffen, keine Geräthe. Und deren Fehlen kann doch wohl nicht bloss ein reines Spiel des Zufalles sein. Die gefundenen Ringe sind freilich in einer beträchtlichen Anzahl und aller Art zum Schmuck für Hals, Arme und Beine, rund und vierkantig, geschlossen und offen, massiv und hohl, verziert und unverziert. Die Verzierungen bestehen in einfachen theils fortlaufenden, theils gruppenweise in bestimmten Abständen von einander angeordneten geradlinigen Einkerbungen. Dieselben sind bei mehreren Ringen an Stellen, welche durch längeres Tragen am Körper am meisten leiden, stark abgeschliffen, während andere noch eine staunenerregende Schärfe selbst der hervortretenden Theile zeigen. Jene scheinen also der langjährige Schmuck des Todten, diese ihm nach dem Tode erst beigegeben worden zu sein. Einige der Halsringe zeigen eine wechselnde Torsion.

Von Eisenbeigaben fanden sich bloss Lanzenspitzen fast in jedem Hügel, aber keine Schwerter, keine Messer, ferner die Theile eines Wagens und kleine runde Eisenscheiben nebst den Resten eines grossen massiven Ringes.

Auch Bernsteinperlen und zwar eine grössere flache von $4^1/_2$ cm Durchm. und drei kleinere von 25 mm, 20 mm und 18 mm Durchm. sind in einem Grabe von Gruppe III, Distrikt „Wasem", Nr. 7 zu Tage gefördert worden und zwar zusammen mit den Scherben eines groben Thongefässes, einem Steinbeil und einem Wirtel von röthlichem Thon. In diesem Grabhügel fehlte merkwürdiger Weise jegliche Beigabe von Bronze und Eisen.

Ueberblicken wir demnach das Grabinventar der Hennweiler Hügel-

Digitized by Google

gräber in ihrer Gesammtheit, so erkennen wir, dass das, wenn auch immer noch verhältnissmässig spärliche Auftreten des Eisens und die typische Form der Hals-, Arm- und Fussreife, besonders aber die an ihnen hervortretende technische Vollendung diese Gräberfunde im Allgemeinen auf diejenige Culturperiode hinweisen, welche man sich jetzt als die jüngere Hallstattperiode zu bezeichnen gewöhnt hat. Dieser Zeitbestimmung steht der Umstand unterstützend zur Seite, dass eiserne Radreifen mit umgebogenen Rändern[1]) bis jetzt als Eigenthümlichkeit dieser Periode bekannt sind. Auch der Charakter der Ornamentmotive auf den gefundenen Thongefässen widerspricht diesem Ansatze nicht. Endlich müssen auch die hübschen Halsringe mit wechselnder Torsion in Betracht gezogen werden, welche im Norden bekanntlich die grösste Verbreitung gefunden haben und, da sie auch dem Rheingebiet unterhalb Mainz nicht fremd sind, nach dem Urtheile von Undset[2]) für eine Berührung des nördlicheren Theiles des mittleren Rheingebietes mit der Bronzealter-Gruppe Norddeutschlands und der skandinavischen Länder sprechen. Wenn demnach die in den Hennweiler Grabhügeln enthaltenen Bestattungen einer und derselben Periode angehören, so gestatten doch die in denselben hervortretenden einzelnen Differenzen nicht, sie alle der gleichen Zeit einzureihen; sie werden vielmehr mehr oder minder auseinander liegenden Zeiträumen innerhalb dieser Periode zuzutheilen sein.

---

1) Vgl. von Tröltsch, Fundstatistik der vorröm. Metallzeit im Rheingebiete. S. 76.

2) In seinem Aufsatze „Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" in der Westdeutsch. Zeitschr. f. Gesch. und Kunst. Jahrg. V, 1886, S. 16.

Digitized by Google

V.

Die Anfänge der Ubierstadt.

Ein Vortrag von

J. Asbach.

I.

Die Wanderung der Kimbern ist im Grunde nicht nur der Anfang der germanischen Völkerbewegungen, die plötzlich wie mit elementarer Gewalt auftretend die Barbaren in die gesegneten Länder des Westens und Südens führen, sondern sie ist für die geschichtliche Betrachtung das älteste Ereigniss der deutschen Geschichte überhaupt. Das Treiben und Drängen der jugendfrischen, kraftstrotzenden Stämme ist unseren Blicken auf Jahrzehnte entzogen, nachdem Gaius Marius die unbesiegten Eindringlinge, die im Begriffe waren sich in der Kulturwelt des Mittelmeers festzusetzen, in den Ebenen von Aix und Vercellae bis zur Vernichtung geschlagen hatte.

Die politischen Verhältnisse haben dann dazu geführt, dass das Andenken des Marius verflucht wurde. Der erste, der es wagte, die unvergleichlichen Verdienste desselben wieder in Ehren zu bringen, war sein Neffe, der junge Caesar. Als Aedil liess er bei einem Umbau des Capitol ein Denkmal errichten, welches die Erinnerung an die Siege über die Kimbern auffrischte. Seit diesen Tagen war er der Führer der Volkspartei. Durch Volksbeschluss wurde er, der Marianer, an die Spitze einer Provinz gehoben, die ihm Gelegenheit gab, das Imperium bis zum atlantischen Ocean und dem Rheine auszudehnen. Im Kampfe mit eingedrungenen suebischen Stämmen hat er Gallien erobert, durch die Vernichtung der Usipeter und Tenkterer die neue Erwerbung gesichert und, zweimal mit einer imposanten Kriegsmacht über den Rhein gegangen, den Germanen für die nächsten Jahrzehnte die Lust benommen, in die reichen Fluren des Westens vorzudringen.

Welche Stellen des Stromufers er besetzte, hat Caesar, der, dem Geschmacke des grossen Publikums Rechnung tragend, überhaupt mit Namen bei der Beschreibung von Lokalitäten äusserst sparsam ist, selbst nicht bezeugt. Dass es strategisch wichtige Punkte waren, ver-

Digitized by Google

steht sich von selbst, und da es nach den Untersuchungen von Th. Bergk[1]) so gut wie sicher ist, dass der erste Uebergang unterhalb der Siegmündung in das Land der Sigambrer führte, welche die versprengten Reste der Usipeter und Tenkterer aufgenommen, der zweite oberhalb derselben erfolgte und gegen die Sueben gerichtet war, welche den aufsässigen Kelten Hülfe gesandt hatten, so ist die oft ausgesprochene Ansicht, dass die Plätze des heutigen Bonn und Köln schon in Caesarischer Zeit mit einer Besatzung belegt waren, nach der Lage der Sache nicht von der Hand zu weisen, wenn auch kein weiteres Zeugniss dafür vorliegt, als dass Caesar zwölf Cohorten in einem wohlbefestigten Lager zum Schutz der Brücke zurückliess.

Schon vor dem zweiten Rheinübergang hatte dieser die Menapier gezüchtigt, nach demselben unternahm er einen Rachezug in den Gau der Eburonen zu beiden Seiten der Maas, deren König Ambiorix die Seele eines weitverzweigten Aufstandes gewesen war, der dem Feldherrn 15 Cohorten und zwei Legaten kostete. Die Meuterer mussten die ganze Schwere seines Zornes fühlen. Die Bevölkerung des linken Rheinufers war damals fast ausschliesslich keltischen Ursprungs. Nur in der oberrheinischen Tiefebene hatte Caesar die suebischen Stämme der Nemeter, Triboker und Vangionen als Hüter des Grenzstromes angesiedelt. Die Kelten hausten in den Thälern der Flüsse und weiter abwärts in der niederrheinischen Ebene bis zur Mündung des Stromes. Die Waldlandschaften der Eifel aber, der Hunsrück und Wasgau waren für menschlichen Anbau noch nicht gewonnen. Der Flusslauf der Kyll bot dem Ambiorix ein sicheres Versteck, als die Caesarianer das gehetzte Wild verfolgten, und die Waldgebirge ermöglichten es ihm, sich zu den Germanen über den Rhein zu retten[2]).

Nach dem Siege bei Philippi unterzogen sich Caesars Erben Antonius und Octavian jeder an seinem Theile der Lösung der Aufgabe, die der Diktator unvollendet hinterlassen. Während Antonius im Kampfe mit den Parthern unfruchtbare Lorbeeren erntete und in den Armen der Kleopatra die angeborene Kraft vergeudete, nahm Octavian die Organisation der grossen Erwerbung seines Vaters und die Sicherung der Rheingrenze energisch in die Hand.

Im Jahre 38 ging sein Vertrauter und Helfer M. Vipsanius Agrippa, um den Einwirkungen der Germanen auf die immer unruhigen Kelten

1) Zur Geschichte und Topographie der römischen Rheinlande. 1882. S. 14 fg.
2) Th. Bergk a. a. O. S. 35 fg.

Digitized by Google

ein Ziel zu setzen, über den Rhein. Wie er nach Caesar der erste war, der mit einem Heere Germanien betrat, so hat er nach dessen Vorgang den Stamm der Ubier, der, zu beiden Seiten der Sieg das Ufergelände bewohnend, schon früher den Römern wichtige Dienste erwiesen hatte, auf das linke Ufer verpflanzt und die Treverer genöthigt, ihnen einen Theil ihres Gebietes einzuräumen. So ward auch an dieser Stelle ein Keil in die keltische Bevölkerung getrieben und die Germanisirung des linken Rheinufers dem Ziele entgegengeführt.

Nach Rom zurückgekehrt, erhielt Agrippa zur Belohnung seiner Verdienste das Consulat. In den Schlachten von Naulochos und Aktion hat er darauf Octavians Sache zum Siege geführt, in fast allen Provinzen des Reiches die Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen, das Schwert in der Faust ist er vom Tode ereilt worden. Aus einfachen Verhältnissen emporgestiegen, hat dieser Mann ein Verdienst ohne Gleichen um das Caesarische Haus und die Consolidation des Reiches. Persönlichkeit und Erfolge sichern ihm unmittelbar neben Caesar den Platz: staatsmännische und strategische Talente sind selten wieder in dieser Harmonie vereinigt gewesen. Der Wahrheit noch näher dürfte wohl die Behauptung kommen, dass der grosse Plebejer in der Mitte zwischen Julius Caesar und Tiberius Claudius steht. Der Claudier hat das Werk, das Caesar begonnen und Agrippa mächtig gefördert, zum Ende geführt. Durch Eröffnung der Alpen hat er die Scheidewand zwischen dem Norden und Süden beseitigt und gleichzeitig den Südosten Europas in engere Verbindung mit dem Reiche gebracht. Caesars geniales, grossartiges Wesen geht beiden ab; aber Agrippas methodische Art, die Geschäfte zu führen, lässt ihn wiederum dem Tiberius verwandter erscheinen.

An der Ordnung des Westens hatte auch Augustus mit dem ihm eigenen staatsmännischen Geschick, das sich durch Lösung verwickelter Verhältnisse zur vollendeten Technik ausbildete, persönlichen Antheil. Wiederholte Empörungen keltischer Gaue überzeugten ihn, dass hier von Grund aus Wandel zu schaffen sei, wenn nicht der Besitz der gallischen Landschaften in Frage gestellt werden sollte. Er hat sich in eigener Person wiederholt nach Gallien begeben und die Neuorganisation der Grenzlande geleitet. Aber an wirklichem Verdienste kann er sich mit M. Agrippa nicht messen, der in seiner Person Schwert und Schild vereinigt darstellt. In den Jahren 20 und 19 Inhaber des grossen Commandos, das Augustus geschaffen hatte, liess er das grosse Strassennetz ausbauen, das sich von Lugudunum aus über das

Digitized by Google

Gebiet von Gallien, über die Rhein- und Alpenlandschaften, ja über den ganzen Westen spannte. Es waren Jahre, entscheidend auch für das Verhältniss zu den Germanen. Wiederholt hatten die Sueben die Grenze überschritten, und waren sie auch mit Erfolg in ihre Schranken zurückgewiesen, so war der Frieden am Rheine nicht gesichert, so lange der Strom eines ausreichenden Schutzes entbehrte. Agrippa begnügte sich nicht, die Germanen über den Rhein zurückzutreiben, er liess sich die Einrichtung einer zuverlässigen Grenzdeckung angelegen sein. Denn allem Anscheine nach ist die Anlage der festen Plätze bei dem oppidum Ubiorum und Moguntiacum ein Werk dieser Jahre[1]).

Agrippas Scharfblick konnte die hohe strategische Bedeutung dieser Orte nicht entgehen. Jedenfalls setzt die von Drusus vorgenommene Befestigung von Castel im Jahre 11 und die Errichtung einer festen Position im Taunus das Vorhandensein eines grösseren Lagers bei Mainz nothwendig voraus.

Die Gründung des niederrheinischen Waffenplatzes geht auf die persönliche Initiative des Augustus zurück. Das Gebiet des untersten Stromlaufes war schon oft von kriegsmuthigen Stämmen heimgesucht worden, die sich über die schutzlose Grenze hinüber nach Gallien ergossen. Als die Führer erscheinen die Sigambrer und ihre Bundesgenossen, die Usipeter und Tenkterer: aus den wenigen Tausenden, die dem Schwerte der Legionare und den Fluthen der Maas entrannen, war ein kräftiger Volksstamm erwachsen, stark genug, Rache zu nehmen für die erschlagenen Ahnen. Die Niederlage, die sie dem M. Lollius im Jahre 17 beibrachte, reiften den Entschluss des Kaisers, durch Eroberung des rechtsrheinischen Landes ihren Raubzügen für immer ein Ziel zu setzen. Das Lager auf dem hohen Thalrande bei dem heutigen Xanten war bestimmt, das Ausfallsthor gegen die Germanen zu werden. Aber Mittelpunkt der Provinz, die Drusus in einer Reihe siegreicher Feldzüge eroberte, sollte die Ubierstadt werden, die 60 r. Milien von jenem Platze entfernt war.

Die Ausdehnung des Imperiums bis zur Elbe fällt in die Jahre, in welchen die Verehrung der Gottheit des Kaisers allenthalben im Reiche Wurzel fasste. Dem Beispiele der Städte des Orients, dessen Herrscher seit Jahrhunderten göttliche Ehren genossen hatten, folgte auch der Westen, indem mit dem längst eingeführten Cultus der

1) Th. Bergk, Die Verfassung von Mainz in der Westdeutschen Zeitschrift. 1883. S. 499.

Digitized by Google

Roma die Verehrung des kaiserlichen Genius verbunden ward: allen voran gingen die Bewohner von Taraco in Spanien. Es dauerte nicht lange, und alle Provinzen hatten dem Sohne des vergötterten Caesar, der eine Friedensepoche von unerhörter Dauer begründet, Altäre errichtet. Am 1. August des J. 12, an demselben Tage, an dem seit Alters die Kelten ihrem Gotte Lug ein Fest feierten, ward in Lyon die *ara Augusti et Romae* von Drusus in Anwesenheit der Häuptlinge von ganz Gallien eingeweiht und seitdem Jahr für Jahr die Festfeier nach römischem Ritus mit Opfern und Spielen begangen. Der erste Priester (sacerdos oder flamen), den die Abgeordneten der 64 gallischen Kantone wählten, gehörte demjenigen Stamme an, der sich als die festeste Stütze der römischen Herrschaft erwiesen hatte: er war ein Aeduer; er hiess wie der grosse Imperator, der die Selbständigkeit der keltischen Nation zertreten hatte, C. Julius mit dem Beinamen Vercondaridubnus.

Auf Drusus wird von den angesehensten Forschern auch die Einrichtung der rheinischen Ara zurückgeführt, die den Ubiern Gelegenheit bot, dem Kaiser, der ihnen eine neue Heimath gegeben hatte, ihre Treue und Dankbarkeit zu bethätigen. Aus ihrer Mitte wird der erste Flamen hervorgegangen sein, der das Priesteramt am Altar des Kaisers versah und den Vorsitz bei den Jahresversammlungen der Vertreter der germanischen Gaue auf beiden Ufern des Stromes führte. Die Genossenschaft der Augustalen, die ihm zur Seite stand, machte die vornehmste Klasse der Bürgerschaft aus. Nach einer ansprechenden Vermuthung, die Otto Hirschfeld geäussert [1]), ist ebendort die Stätte des Kenotaphs gewesen, den die Legionen dem geliebten, in der Blüthe der Jahre einem harten Schicksal erlegenen Drusus aufrichteten. Alljährlich wurde bei demselben das Andenken an den siegreichen Heerführer erneuert, indem die Soldaten eine Parade abhielten und die Abgesandten der zugehörigen Staaten ein Todtenopfer darbrachten.

Das Werk, das Drusus begonnen hatte, wurde von Tiberius vollendet. Schon während seiner ersten Verwaltung (8/7) haben sich die Germanen in die römische Herrschaft fügen lernen. Die Ansiedelung der Sigambrer schloss die Germanisirung der linksrheinischen Uferlandschaften ab. Die Vertreter der Gaue pilgerten Jahr für Jahr zur Ubierstadt, um dem Genius des gewaltigen Kaisers ihre Verehrung zu zollen. Der jugendliche Sohn des Segestes, des Hauptes der römischen Partei unter den Cheruskern, genoss im J. 9 n. Chr. die Auszeichnung,

1) Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1886. S. 1152.

Digitized by Google

das Priesteramt am Altare der Ubier zu verwalten. Als dann noch in demselben Jahre in Folge der kraftvollen Erhebung des Arminius und ungünstiger Sterne der Bau, den die beiden Claudier durch Waffengewalt und Kunst der Unterhandlung gegründet hatten, zusammenbrach, als alle rechtsrheinischen Plätze bis auf das starke Aliso (Hamm) geräumt wurden, begann auch die Treue auf dem linken Ufer zu wanken. In patriotischer Aufwallung warf Segimundus die wollene Binde zur Erde hin und eilte in die Heimath zu seinen Stammgenossen. Das rechtzeitige Erscheinen des L. Nonius Asprenas, des Legaten des Varus, der zur Zeit der Katastrophe mit zwei Legionen ein Lager im Gebiete der Lippe besetzt gehalten und die der Schlacht entronnenen Römer gerettet hatte, erstickte die Auflehnung gegen die Fremdherrschaft im Keime. Tiberius fasste im folgenden Jahre, mit einem neugebildeten Heere erscheinend, wieder jenseits des Rheines festen Fuss. In dem Lager bei der Ara Ubiorum war bei Augustus Tode das Hauptquartier des Germanicus. Hier dämpfte er den Aufstand der Legionen. Hier ward ihm die Tochter Agrippina geboren. Hier wurden die Unternehmungen vorbereitet, welche die Mehrzahl der Stämme zwischen Rhein und Weser von neuem zur Unterwerfung brachten. Hier plante er für den Sommer des Jahres 17 einen neuen Feldzug, der den letzten Widerstand der Cherusker brechen sollte.

Aber ehe er diesen Plan ausführen konnte, rief ihn Tiberius aus Gründen, die vorwiegend mit der innern Politik dieses grossen Rechners zusammenhangen, im J. 16 nach Rom zurück. Dieser freiwillige Verzicht auf die Behauptung der überrheinischen Provinz ist für die Geschichte der römischen Rheinlande epochemachend geworden. Denn waren bis zu diesem Augenblick mit Rücksicht auf die grossen Kriege die Einwirkungen der Römer auf diese Landschaften rein militärisch gewesen, jetzt, nachdem man in eine friedlichere Atmosphäre getreten, konnte man sich auf dem flachen Lande häuslich niederlassen, den fruchtbaren Boden der gesegneten Thäler ausnutzen und sich mit dem Behagen der italischen Kultur umgeben. Waren die Ebenen an Nahe, Saar und Mosel schon in voraugustischer Zeit durch die keltische Bevölkerung besiedelt, jetzt ergriff der römische Anbau von dem übrigen Lande Besitz, die Wälder der Eifel wurden von den Flussthälern und Heerstrassen aus gelichtet und die Ebene von Zülpich bis Jülich in ein reiches Fruchtland umgeschaffen, in dem nächst dem Getreide auch Flachs und Obst gediehen. Mittelpunkt des Niederrheins und der unter-

Digitized by Google

worfenen germanischen Stämme war und blieb die Ubierstadt [1]). Denn von einer vollständigen Räumung des rechten Ufers war keine Rede. Alles Land westwärts der unteren Ems blieb in einem freilich lockeren Verbande mit dem Reiche. Bataven, Caninefaten und Friesen sowie die spärliche Bevölkerung, die innerhalb der zur Kontrole der Germanen in einiger Entfernung vom Rheine gezogenen Grenzstrasse (limes) wohnten, mussten sich die römische Aushebung gefallen lassen [2]). Aber ihre Interessen hatten an dem Landtage, der sich bei der Ara versammelte, einen Rückhalt. Denn sie war nicht nur ein Mittelpunkt der bezwungenen Völkerschaften, die durch den Cultus des Kaisers die Gewöhnung an Gehorsam lernten: sondern die wohlorganisirten Verbände der Unterthanenschaft waren berufen, einigermaassen Ersatz zu bieten für die verloren gegangene nationale Selbständigkeit. Die Abgeordneten hatten nicht nur den Priester zu wählen und den Etat für Unterhaltung des Tempels, seines Inventars, seiner Sklaven und Freigelassenen aufzustellen, sondern ihre Befugnisse reichten soweit, dass man ihre Versammlung als eine repräsentative bezeichnen darf und das von einem französischen Forscher ausgesprochene Bedauern versteht, dass „kein ernstliches System politischer Garantien dieser Einrichtung entwachsen ist [3])".

Der Landtag berieth über Errichtung von Statuen und Denkmälern, er bekundete dem abgehenden Statthalter den Dank der Provinz oder beschloss über seine Verwaltung Beschwerde beim Kaiser zu führen. Die Freiheit der Bewegung, die ihm garantirt war, legt die Vermuthung nahe, dass er als eine Art von Gegengewicht gegen die weitgehenden Befugnisse der Legaten und der Prokonsuln des Senats mit dieser in einem absolut regierten Reiche auffälligen Selbständigkeit bekleidet war. Denn wie er durch Gesandtschaften mit dem Haupte des Reiches in unmittelbaren Verkehr treten durfte, so gingen dessen Antworten direkt an den Landtag selbst zurück.

Die Ubier waren sich des Vorzugs, den sie genossen, wohl bewusst. Auch nachdem der Platz als Colonie mit einem neuen Namen geehrt worden war, griff man namentlich in den Censuslisten und den Namensverzeichnissen der Soldaten mit Vorliebe auf den älteren Namen zurück.

1) Jung, die roman. Landschaften S. 241. Desjardins Géogr. de la Gaule Romaine III p. 302.

2) Vgl. Mommsen, röm. Geschichte V. S. 113.

3) Vgl. das von der französischen Akademie gekrönte Werk Guiraud, assemblées provinciales Paris 1887. S. 299.

Digitized by Google

Selbst in Inschriften, nicht nur rheinischen, sondern italischen und afrikanischen Ursprungs bis ins 3. Jahrhundert hinein bezeichnet der Ubier seine Heimat mit Ara [1]), daneben erscheint die Tribus Claudia und wohl auch der neue Name des Ortes. Die Ara selbst hat ohne Frage fortbestanden, bis die Franken ihren Einzug hielten. Der im Jahre 352 zu Zülpich verstorbene Masclinius Maternus, der neben den Aemtern, die er in Köln bekleidet hatte, auch den Titel sacerdotalis führte, war nach Th. Bergk's Bemerkung vielleicht einer der letzten Priester der Ara des Augustus. Der Landtag wird, wie anderwärts im Reiche, um die Mitte des 3. Jahrhunderts seine Bedeutung verloren haben, bis Diocletian und Constantin, die Erneuerer der Reichsverfassung, auch diese Einrichtung wieder lebensfähig machten [2]).

Der Ubier hatte alles Anrecht darauf, mit Stolz auf die Nachbaren herabzublicken. Denn seine Hauptstadt war auch der Mittelpunkt der römischen Verwaltung, der Sitz des Statthalters einer grossen Provinz. Durch den Vinxtbach bei Sinzig von der oberen Provinz geschieden, umfasste Niedergermanien noch die civitas Tungrorum und das heutige Namur an der Maas und reichte nordwärts bis zum Meere.

Höchst merkwürdig ist die Stellung, welche die Legaten der beiden Grenzländer einnahmen. Obschon ausser dem Commando über je vier Legionen auch die Civilverwaltung in ihren Händen lag, so waren die ihnen unterstellten grossen Landschaften doch keine Provinzen im vollen staatsrechtlichen Sinne dieses Wortes. Noch im Jahre 74 n. Chr. wird Cornelius Clemens als legatus Aug. propraetore exercitus superioris bezeichnet. Den Grund für diese auffallende Erscheinung hat F. Hettner [3]) richtig erkannt. Es war diese Organisation aus Rücksicht auf die anstossende belgische Provinz gewählt worden. Der Statthalter derselben war zwar in Friedenszeiten selbständig, aber im Kriegsfalle konnte der Statthalter der Grenzdistrikte ohne Umstände in die Nachbarprovinz einrücken. Weil aber der Anmarsch ihrer Legionen einem Einmarsch in feindliches Gebiet gleich gekommen wäre, der Statthalter aber auf einen Einmarsch zur Unterdrückung der Erhebung des keltischen Elements stets gefasst sein musste, blieb den Grenzdistrikten der Titel einer Provinz versagt, bis Domitian nach

1) Nach Th. Bergk, Zur Geschichte und Topographie der röm. Rheinlande S. 142.

2) Vgl. Guiraud a. a. O. S. 220.

3) Westdeutsche Zeitschr. III. S. 3. Vgl. S. 42.

Digitized by Google

Annexion des Dekumatenlandes und nach Errichtung des obergermanischen Grenzschutzes um das Jahr 90 die neue Organisation anordnete. In dem festen Lager bei dem oppidum standen bis zum Jahre 43 zwei Legionen mit den zugehörigen Hülfsvölkern, daselbst war auch ein Theil der Rheinflotte stationirt.

Wie schmerzlich fühlt hier der Historiker das Fehlen untrüglicher Zeugnisse inschriftlicher Denkmäler, namentlich der früheren Kaiserzeit. Der Niederrhein ist arm an Steinmaterial. Zum Theil wurde es aus den Steinbrüchen bei Brohl rheinabwärts geschafft. Als dann die Barbaren um die Wende des 4. Jahrhunderts sich der Römerstadt bemächtigten, haben sie die Denkmäler zerstört und die Steine zu ihren Neubauten verwandt. Einer der grösseren Inschriftsteine und einer der werthvollsten ist diesem Lose entgangen. Im Jahre 1879 ward ein Schatz in der Nähe der Marienburg, wo das römische Castell gelegen und die aus der Eifel kommende Wasserleitung endete, zu Tage gefördert. Ein Sarg aus röthlichem Sandstein, 1,96 m die Länge, 0,90 m die Höhe, 0,78 m die Breite, wies auf den ersten Blick die Spuren des Niedergangs auf. Ueber eine ganze Langseite erstreckte sich eine vierzeilige Inschrift, von der wenige Buchstaben erhalten sind, deren Formlosigkeit sammt den im Sarge liegenden Münzen auf die Zeit des Diocletianus und seiner Mitregenten hindeutet [1]).

Auf dem Sarge lag ein aus Jurakalk gehauener 1,78 m hoher Grabstein, der unter einer geschmackvollen giebelartigen Verzierung folgende Inschrift trägt: *L. Octavius L. f. Elaites gubernator ann(orum) LVIII stip(endiorum) XXXIII h(ic) s(itus) e(st). Dionysius Plestarchi f(ilius) Trallianus scriba pro meritis.* L. Octavius, ein römischer Bürger aus Elaia in Mysien, war in seinem dreiundreissigsten Dienstjahre als Steuermann der rheinischen Provinzialflotte gestorben. Sein Landsmann, der Grieche Dionysios aus Tralles hat ihm für seine Verdienste den Grabstein gesetzt. Er bekleidete das Amt eines Schiffschreibers. Welche wunderbare Fügung des Schicksals mag die kleinasiatischen Landsleute auf die rheinischen Schiffe nach Köln geführt haben! Wie ist diese Thatsache so bezeichnend für das römische Imperium, das die verschiedensten Nationen nicht nur vereinigte, sondern im Heeres- und Flottendienst zu verwerthen wusste! Der Stein trägt alle Kennzeichen der frühesten Kaiserzeit. Auf diese Zeit führen das Fehlen

1) Der Fund ist von mir besprochen in der der Trierer Philologenversammlung gewidmeten Festschrift des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1879.

Digitized by Google

des Cognomen und der Tribus, auf diese deuten der Name Octavius, den nach dem Stifter der Prinzipates die Provinzialen häufig führen, und die Güte der Schriftzüge. Sie sind ähnlich den bekannten Zügen des Bonner Caeliusmonumentes [1]), das im Jahre 16 errichtet wurde, sie sind wesentlich verschieden von den Typen der grossen Inschrift des Jahres 75, die an einem Gebäude des Bonner Castrums angebracht war [1]). - Jenes werthvolle Denkmal, vielleicht das älteste, das in Köln zum Vorschein gekommen ist, bezeugt, dass die Rheinflotte, die allem Anscheine nach Drusus ins Leben gerufen hat, bei dieser Festung ankerte, dass diese eine ähnliche Organisation hatte, wie die Reichsflotten in Ravenna und Misenum. Es ist aber wahrscheinlich, dass die Flotte zur Verfügung des Statthalters ganz oder theilweise blieb, als die Legionen verlegt wurden.

Ihr Abzug fällt in die Regierung des Kaisers Claudius, die überhaupt für den Westen des Reichs von der grössten Bedeutung war. Dieser Kaiser, des Drusus Sohn, und wie der Vater mit dem Namen Germanicus ausgezeichnet, war in Lugudunum geboren worden und brachten der keltischen Bevölkerung ein solches Interesse entgegen, dass das Pasquill auf seinen Tod ihn einen richtigen Gallier nennt. Wie er zur Förderung der Communication die Alpenstrasse über den Brenner vollendete, so hat er, der jüngst richtig gedeuteten [2]) Inschrift eines Meilensteins vom Jahre 44 zufolge, die grosse Strasse, welche die Hauptwaffenplätze der beiden Provinzen verband, wieder in Stand gesetzt.

Bei seiner persönlichen Anwesenheit in Gallien im Jahre 43 hatte er Gelegenheit sich zu überzeugen, dass an der Treue der Ubier kein Zweifel aufkommen konnte. Wie diese schon in der Zeit, als sie noch auf dem rechten Ufer sassen, für die fremdländische Kultur empfänglicher waren, als andere Stämme, so haben sie nach ihrer Verpflanzung gewiss rasch Sprache und Sitte der Römer angenommen. Unbedenklich konnte eine der beiden Legionen zur Kriegführung in Britannien verwandt werden [3]), dessen Unterwerfung der erste grosse Erfolg der Regierung des Claudius war. Um diesen zu sichern, zog er alle Besatzungstruppen von der rechten Rheinseite zurück, um dann durch eine andere Vertei-

---

1) CIRh. 209, 486. — Westdeutsche Zeitschrift VI 1887 von mir ergänzt.

2) Zangemeister in der Westdeutschen Zeitschr. IV S. 318. Dieser Meilenstein ist das älteste Zeugniss für die Strasse überhaupt (CIRh. 1941).

3) Borgk, Die Verfassung von Mainz in röm. Zeit. Westd. Zeitschr. I. S. 504.

Digitized by Google

lung der Legionen die Vertheidigung der Rheingrenze von neuem zu organisiren. Bergk lässt die erste Legion von Köln nach Vetera verlegt werden, während gleichzeitig der vom Oberrheine berufenen XVI. Legion Novaesium als Standquartier angewiesen wurde und in Bonn die XV. an Stelle der XXI. trat. Ob diese Aufstellung im einzelnen richtig ist, muss ein sorgfältiges Studium der Geschichte der Rheinischen Legionen, die leider noch immer fehlt, ergeben.

Die Verlegung der Legionen von Köln ist selbstredend [1]) erst dann zur Ausführung gekommen, als dieser wichtige Grenzplatz in eine starke Festung verwandelt war, deren Vertheidigung einer aus römischen Veteranen und Eingeborenen gebildeten Miliz übertragen werden konnte. Diese Umwandlung muss in den ersten Jahren des Claudius erfolgt sein, für welche der Bau der Rheinstrasse bezeugt ist.

Die neue Stadt hatte der Politik des Kaisers eine Ehre zu danken, die sie als eine der bevorzugten Städte des Reichs erscheinen liess. Sein Bemühen war darauf gerichtet, den Gegensatz zwischen Italien und den Provinzen nach Möglichkeit auszugleichen. Unter diesem Gesichtspunkte hat man die folgenreiche Massregel zu betrachten, welche allen Galliern, soweit sie die *civitas sine suffragio* besessen hatten, das Recht zusprach, in Rom Aemter zu bekleiden und auf diesem Wege in den Senat zu gelangen. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich die Anlage von Militär-Colonien in Thrakien, Afrika, Britannien und Germanien, die zugleich den Vortheil gewährte, verabschiedete Soldaten, zunächst die Prätorianer zu versorgen. Und nur einem falschen Pragmatismus verdankt die Nachricht des Tacitus ihre Entstehung, dass Agrippina, um ihre Macht den verbündeten Völkern zu zeigen, die Gründung der Colonie in der Ara Ubiorum und die Benennung derselben nach ihrem Namen erwirkt habe. Tacitus [2]) bemerkt dies zum Jahre 50, in dem Agrippina, die neue Gemahlin des Claudius, zur Augusta erhoben wurde. Ist es gewiss sicher, dass die kluge und energische Frau die auf Ausdehnung des Bürgerrechtes gerichteten Bemühungen der Regierung unterstützt hat, so ist es nicht weniger sicher, dass damals alle vorbereitenden Schritte schon geschehen waren und nur übrig blieb dem neuen Gemeinwesen den Namen des M. Agrippa und seiner Enkelin, die in ihm geboren war, beizulegen.

Der officielle Name ist colonia Claudia Augusta Ubiorum ara Agrip-

1) Vgl. Wolf, Bonner Jahrb. 78. S. 70.
2) ann. 12, 26.

Digitized by Google

pinensis oder Agrippinensium. Der ältere Name, der sich zunächst in der Umgangssprache erhielt, wird sicher hinzugefügt worden sein, wie er in colonia Ulpia Traiana Augusta Sarmizegetusa in Inschriften vorkommt. „Die Ubier selbst", sagt Th. Bergk, „welche sich gerade so wie heutzutage die Deutschen im Elsass ihres Ursprungs schämten, nannten sich mit Vorliebe Agrippinenses, wie schon Tacitus berichtet: sie bezeichneten daher ihre Stadt als Colonia Agrippinensium, gleichsam als wenn sie von jeher diesen Namen geführt hätten. Daher kommt der Name der Ubier auf rheinischen Inschriften gar nicht vor, während die Römer officiell den alten Namen stets festhielten, wie die cohortes Ubiorum beweisen."

Die Colonie wurde der Tribus Claudia zugeschrieben. Die Identität der Ara und der colonia Aprippinensis, die wohl bezweifelt worden, wird durch die zahlreichen Inschriften, die nach dem Jahre 50 verfasst, die Heimath mit ara bezeichnen und daneben die Tribus Claudia nennen, unbedingt bestätigt[1]). „Zum Ueberfluss steht auf einer Inschrift von Lyon Cla ... Ara Agripp., und auf einer andern von Ostia, wo der Beiname der Colonie die Stelle des Tribusnamens vertritt, Col. Cl. Ara"[2]).

Agrippinenses nannten sich aber nicht allein die Bewohner der festen Stadt, sondern auch des zugehörigen Gebietes. In ihrer Mark lag Tolbiacum (Zülpich), der Fundort des Grabsteins eines dec(urio) c(oloniae) A(grippinensis)[3]), ferner der vicus Marcodurum, wo die sorglosen Cohorten der Ubier von Civilis aufgerieben wurden[4]); man wird nicht fehl gehen, wenn man auch Bonna, Antunnacum und Novaesium als ubische Ortschaften betrachtet.

So wurde die civitas Ubiorum eine Römerstadt. Die anderen Niederlassungen, die sich in der Nähe der Wälle der römischen Lager fanden, blieben, wenn die bürgerliche Bevölkerung auch noch so sehr zunehmen mochte, blosse Flecken (vici)[5]), die der Gewalt des

1) Die Nachweise bei Grotefend, Imperium Romanum tributim discriptum S. 123 und Th. Bergk, a. a. O. 142. — Die Colonien erhielten häufig den Namen eines Gottes, so Narbo Martius, Colonia Veneria Cornelia.

2) Th. Bergk a. a. S. 142.

3) Tac. hist. 4,79: Tolbiaci in finibus Agrippinensium — Der Grabstein Orelli n. 1108.

4) Hist. 4, 28.

5) Th. Bergk, Westd. Zeitschrift I. S. 1 fg. Mainz hat erst um 275 (unter Probus) unter dem Namen civitas Aurelia bürgerliche Verfassung erhalten.

Digitized by Google

des Statthalters unterstellt waren. Die Colonien, die wie Köln und Trier mit italischem Recht ausgestattet waren, besassen ausserordentliche Privilegien[1]: erstens die libertas, in dem Sinne, dass sie selbständig ihre städtischen Angelegenheiten ordneten, zweitens die immunitas d. h. sie zahlten keine Kopf- und Grundsteuer, drittens erfreuten sie sich des eigentlichen ius Italicum, eines Pivilegs, welches dem Gemeinwesen in der Provinz das Recht einer italischen Colonie verleiht, so dass seine Grundstücke im quiritischen Eigenthum ihrer Herrn sind und Anwendung aller Formen des römischen Rechtes (der usucapio, in iure cessio, mancipatio) auf dieselben stattfindet. Es versteht sich, dass den Insassen der Zutritt zu den römischen Aemtern und somit in den Senat und die Ritterschaft eröffnet war.

Die Zahl der Veteranen, die auf Grund eines Gesetzes damals deducirt wurden, entzieht sich, wie so viele andere Umstände, welche die neue Gründung begleiteten, unserer Kenntniss. Aber man darf sich dieselbe nicht zu gross denken, da sie einem alten, entwickelten Gemeinwesen einverleibt und mit den Bewohnern nach besonderen Bestimmungen verbunden wurden. Wie rasch die Verschmelzung der beiden Bestandtheile der Bevölkerung vor sich ging, lehrt eine Stelle des Tacitus. Im Jahre 69 mussten sich auch die Agrippinenser dem Aufstande der Germanen anschliessen. Als sie aber von den Tenkterern aufgefordert wurden, ihre Mauern, das Bollwerk der Knechtschaft, niederzureissen, und alle Römer in ihrem Gebiete zu ermorden, wiesen sie dies Ansinnen zurück. „Die erste Gelegenheit", sagten sie, „die sich uns zur Freiheit bot, haben wir bereitwilliger als vorsichtig ergriffen, damit wir mit Euch und unseren übrigen Stammesgenossen vereinigt wurden. Aber jetzt ist es gegenüber den anrückenden römischen Heeren geboten, unsere Mauern zu stärken, nicht zu schleifen. Die in Italien oder in den Provinzen geborenen Bürger sind entweder im Kriege gefallen oder geflohen. Dass wir aber die Römer, die in Folge der Deductio zu uns gekommen und durch das Conubium verbunden sind, dass wir die von ihnen Erzeugten, unsere Eltern, Brüder, Kinder tödten sollen, werdet ihr nicht verlangen"[2]. Der Name Römer verschwindet in diesen Worten. Die Gründung der colonia Agrippinensis wird so aufgefasst, als wenn den Ubiern allein das Recht einer Colonie ertheilt wäre.

1) Nach J. Marquardt, röm. Staatsverw. I. S. 365. Madwig Staatsverw. II. S. 100 fg.

2) Hist. 4, 64.

Digitized by Google

Ueber Grösse und Umfang der Ubierstadt und des römischen Köln ist von den Schriftstellern nichts überliefert. Aber eine Reihe von feststehenden topographischen Thatsachen ersetzen weitläufige Schilderungen. Auch sind die Inschriften zahlreich genug, um eine Vorstellung von der Kultur der Stadt und der Landschaft zu gewinnen. Wenn dieselben auch fast ausnahmslos der Zeit nach dem Jahre 50 angehören, so erlauben dieselben doch, vorsichtig benutzt, Rückschlüsse auf die frühere Periode der Stadt[1]).

1) Nachträglich sei noch bemerkt, dass die obige Darstellung sich streng innerhalb des Rahmens der Ueberlieferung hält und von gewagten Combinationen absieht. Deswegen ist auch von der Erwähnung der scharfsinnigen Vermuthung Th. Bergks kein Gebrauch gemacht worden, dass in dem Texte des Florus 2, 30 für das nicht nachweisbare Borma Ubiorum ara zu lesen ist. Dass in dem Text des Florus an dieser Stelle eine Lücke ist, halte ich aus sprachlichen Gründen für sicher; dass das Kapitel des Florus de bello Germanico in die Augusteische Zeit hinaufreicht, glaube ich im Bonner Jahrbuch LXXXV S. 38 dargethan zu haben.

Ich theile Hettners Ansicht, dass unter Augustus und Tiberius in Deutz wohl ein Erdkastell bestanden hat und eine Holzbrücke über den Rhein führte. Die Frage nach der Zeit der Anlegung des Deutzer Castrums scheint mir aber noch nicht spruchreif und wird es nicht werden, bis eine kritische Sammlung der zeitschriftlichen, baulichen und statuarischen Reste des römischen Köln vorliegt. (Vergl. Westdeutsche Zeitschrift VI S. 244 fg.)

Digitized by Google

VI.

Urnenharz.

Von

von Cohausen und **Florschütz.**

Mit einer Abbildung.

In den nordischen Mooren werden zum Oefteren die sogenannten Räucherkuchen (harpixkaker, rögelsekuger) gefunden: runde, scheibenförmige, oft in der Mitte durchbohrte Platten aus einer harzigen Masse, welche auf ihrer Oberfläche fest mit den Fingern zusammengeknetet erscheint. Diese Platten haben gemeiniglich einen Durchmesser von 15 cm bei $2^1/_2$ bis 5 cm Dicke. Ihre Farbe ist dunkelbraun, der Braunkohle ähnlich. An das Feuer gebracht brennen sie durchweg gleichmässig und ununterbrochen bis gegen das Ende mit heller Flamme und geben einen starken, angenehm-harzigen Geruch von sich. Der beim Verbrennen sich bildende Rückstand gleicht, so lange er noch warm ist, flüssigem Theer. Diese Kuchen treten oft in grösserer Anzahl zusammen auf. So berichtet Lisch[1]) von einem Funde von 14 grossen Harzkuchen, der im Jahr 1845 zu Tägarp in Schweden gemacht wurde; viele auch wurden in Dänemark erhoben, 5 z. B. in einem Moor auf Falster, 9 auf verschiedenen Plätzen Seelands (von ihnen 4 aufeinander geschichtet), und unterliegt es keinem Zweifel, dass seit jenem Bericht des mecklenburgischen Forschers die Anzahl dieser eigenthümlichen Fundgegenstände sich um ein Bedeutendes vermehrt haben wird.

Stücke derartiger sogenannter Räucherkuchen, meist kleineren Umfanges und in der Regel die Spuren von Gebrauch durch Feuereinwirkung an sich tragend, selten mit frischer Bruchfläche, sind als Grabbeigaben besonders der Urnenfriedhöfe schon seit Langem bekannt; und wenn sie auch mit wenigen Ausnahmen bis dato die Würdigung

1) Jahrbücher d. Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Jahrgang XXXII, S. 213.

Digitized by Google

noch nicht gefunden, welche sie verdienen, ihre Bedeutung uns unklar und ihre chemische Untersuchung noch vielfach unterlassen ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass wir in ihnen ebenso wie in den noch ganz erhaltenen Räucherkuchen die Ergebnisse einer fabrikmässigen vorgeschichtlichen Production mit ausgedehntem Handelsvertrieb zu erblicken haben. Ob diese Präparate, welche wir nach ihrem zuerst im Inhalt gewisser Aschenurnen beobachteten Auftreten als Urnenharz zu bezeichnen pflegen, ihren Ausgang nur von den nördlichen Ländern genommen, wie es ihre nach Norden zu steigende Frequenz vermuthen lässt, oder ob wir auch eine einheimische Production annehmen dürfen, ist eine Frage, der wir später näher treten wollen.

Gewöhnlich wird das Urnenharz als Grabbeigabe nur in verhältnissmässig kleinen Stücken von meist flacher Form in den Gräbern vorgefunden. Dieselben sind von dunkelbrauner, unter Umständen auch grau-schwärzlicher Färbung, und zeigen eine blasige, poröse Oberfläche, welche in eine homogene, pech- oder dunkelbernsteinartig gefärbte Masse mit scharfem, muscheligem Bruch übergeht. Nicht so gar selten sind sie durch und durch porös und schlackenartig, als Ausdruck einer stärkeren Feuereinwirkung. Sie brennen, besonders in der ersteren Form, sehr leicht und genau nach Art der Räucherkuchen; der dabei entwickelte Geruch erinnert an Räucherkerzchen oder brennenden Bernstein; in neuerer Zeit wird er als juften-(juchten-)artig, nach brennendem Birkenharz, bezeichnet. Das Urnenharz findet sich neben anderen Beigaben in der Mehrzahl der Fälle in der eigentlichen Begräbnissurne zwischen den verbrannten menschlichen Knochenresten; doch treffen wir es auch nicht selten in den Erdbestattungsgräbern der älteren Bronzezeit und haben es ebenso in vereinzelten Fällen bis in die Steinzeit zurückzuführen. Am häufigsten aber ist sein Auftreten in der beginnenden Eisenzeit, und liefern die Urnenfriedhöfe, welche dieser Periode angehören, die ergiebigste Ausbeute. So besonders der Friedhof von Borstel bei Stendal, welcher durch die Reichhaltigkeit seiner Funde an Urnenharz eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Der erwähnte, beim Verbrennen entwickelte aromatische Geruch des Urnenharzes hat von jeher den Gedanken nahe gelegt, in demselben ein vorgeschichtliches Räucherwerk zu erblicken, welches nach uns unbekannten rituellen Gebräuchen den Todten mit in das Grab gegeben wurde — nach Analogie vielleicht der römischen sogenannten Thränenfläschchen, von denen wir jetzt wissen, dass sie nicht zum Sammeln der Thränen der Leidtragenden dienten, sondern vielmehr von den-

Digitized by Google

selben, mit wohlriechenden Essenzen gefüllt, bei den Leichenconducten vorgehalten wurden, um später mit verbrannt oder der Asche beigefügt zu werden — eine Einrichtung, die bei den häufig so langen Aufbahrungen unter dem heissen italienischen Himmel, wie beim Verbrennungsprocess der Leichen selbst ebenso von ästhetischer wie sanitärer Bedeutung gewesen ist. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass gewisse Zauberbegriffe beim Gebrauch des Urnenharzes bei Bestattungen zur Geltung gekommen sein mögen. Fräulein Mestorf[1]) betonte mit Recht, dass Räucherungen mit würzigen Düften seit ältesten Zeiten gegen die Wichte und Elben, sagen wir im Allgemeinen: die bösen und feindlichen Geister, zur Anwendung gelangten — ein Brauch, der sich in vielen Orten noch bis zum heutigen Tag erhalten hat. Es möge gestattet sein, neben dem von dieser Autorin erwähnten Beispiel, bei welchem eine Frauensperson dem Erstickungstod nahe geführt wurde, auf einen ähnlichen Vorgang in einem Coburgischen Dorfe aufmerksam zu machen, wo vor wenigen Jahren ein altes Weib ihren Stall mit brennenden Wachholderbüschen (dem traditionellen Räuchermittel der Landbevölkerung) ausräucherte, um die Hexen von ihrer Ziege zu vertreiben, und dabei ihr ganzes Anwesen in Asche legte. Und wenn wir andrerseits berücksichtigen, dass jetzt noch bei der Mehrzahl der Culte die aus den entlegensten Perioden überkommenen Räucherungen mit Weihrauch (die alten Rauchopfer) einen Theil der vorgeschriebenen Ceremonien ausmachen, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass in der That das in den prähistorischen Gräbern gefundene Urnenharz eine wirkliche, dem Cultus der Bestattung zugehörige Bedeutung gehabt hat.

Eine weitere Auslegung gibt ihm Dr. Heintzel[2]). Ausgehend von dem Gebrauch des Birkentheers in Russland als specifischen Mittels gegen Gicht und Rheumatismus, neigt er zu der Vermuthung, dass die in Rede stehenden Harzstücke als Amulete gegen derartige Krankheiten von den Vorfahren getragen worden seien, wie der Bernstein jetzt noch getragen wird, weil er „die (rheumatischen) Flüsse anzieht." Eine Bestätigung seiner Ansicht fand er in dem Umstande, dass einzelne Stücke Zahneindrücke aufweisen und deswegen wohl gegen Zahnschmerz angewendet worden sein dürften, ganz abgesehen von der

1) Verhandlungen d. Berliner Gesellschaft f. Anthrop., Ethn. u. Urgesch. Jahrgang 1881, S. 167.

2) Ebendaselbst. Jahrgang 1880, S. 376.

Digitized by Google

weiten Verbreitung des Urnenharzes und seinem Vorkommen selbst in ärmlichen und kleinen Urnen. Wir möchten uns dieser Auffassung nur bedingt anschliessen und eine wirklich medicinisch-hygienische Bedeutung nur in den bei der Bestattung vorgenommenen Räucherungen erblicken.

Aber wir finden das Urnenharz nicht bloss in Gräbern; wir entdecken ganz gleiche Stücke zuweilen an anderen Plätzen vorgeschichtlicher Bethätigung, wie z. B. in den Erd- (Trichter- oder Erdhöhlen-) Wohnungen, wo sie unter all dem Gemeng von Kohlen und Asche, zerschlagenen Thierknochen und primitivsten Topfscherben, durchaus nicht den Eindruck machen, als seien sie dereinst nur zu Räucherzwecken benutzt worden, sondern in ihrer gleichzeitigen Vergesellschaftung mit Artefacten aus Stein und Knochen uns auch auf eine technische Verwerthung ihres Materials hinleiten.

Es ist die dem Harz inwohnende Klebkraft, welche dasselbe als Binde- und Dichtungsmittel den Alten nach den verschiedensten Richtungen verwendbar erscheinen lassen musste. Wir besitzen hierfür genügende Beweise.

Nur vorübergehend wollen wir der im Allgemeinen seltenen Benutzung des Urnenharzes zur Verzierung älterer Bronzen Erwähnung thun, wo es sich auf Schwert- und Dolchgriffen, auf dem Boden von Hängeurnen, sowie auf den Tutuli und anderen Gegenständen in Vertretung von Niello oder Email als dunkelbraune Einlage zeigt. Von grösserer Wichtigkeit ist uns seine Anwendung als Bindemittel für die primitiven Werkzeuge und Waffen. Hat sich auch bei derartigen Fundstücken aus unseren Gegenden in der Regel nichts von ihm erhalten, indem durch ungünstige Bodenverhältnisse alle organischen Bestandtheile: die Holzstiele der Steinbeile, die Schäfte der Pfeile, die Fassungen der Kelte, ihre Verschnürungen u. s. w. längst einer vollständigen Auflösung verfallen sind, so gestatten uns doch die Erhebungen aus den Torfmooren, besonders aber aus dem Schlamm der Pfahlbauten manchen Schluss auf die ausgedehnte Anwendung eines derartigen Kittes, welcher besonders für die Befestigung der Feuersteingeräthe gedient zu haben scheint. Herr Gross, Neuveville, theilt uns mit, dass letztere im Allgemeinen in ihren Griffen mittels eines schwärzlichen Harzes befestigt seien, welches beim Brennen einen angenehmen Duft verbreitet und nach der chemischen Analyse aus Birkentheer besteht. Doch fand er daneben auch einige Male eine schwärzliche Masse, welche vollständig das Aussehen und den Geruch von Asphalt besass. Von dieser Masse war der Boden eines Gefässes noch

Digitized by Google

ganz bedeckt, und er vermuthet, dass dieser Stoff ebenfalls zu dem gleichen Zweck benutzt wurde. Ebenso fand er in einer Pfahlbaustation der Steinzeit einen länglichen Stein, der an beiden Enden mit Asphalt bekleidet war und sichtlich dazu gedient hatte, dieses Material zu verarbeiten. Herr Leiner, Constanz, welcher nur bei den Feuersteinsägen eine Einkittung in ihre Holzfassung beobachtet hat (nicht bei Hirschhornfassung!) bezeichnet uns die Kittmasse als Erdpech, besitzt aber das Fragment eines Thontopfes aus Bodmann mit einem cylindrischen Handstein, welche beide Reste von Pech an sich tragen und ganz den Eindruck hervorrufen, als ob man mit dem Stein in dem Topf herumgerührt habe. Herr Keller[1]) berichtet ebenfalls von der Einkittung der Silexsägen mittels Erdpeches. Wegen des hohen Interesses, welche diese zierlichen Fundgegenstände der Pfahlbauzeit — man möchte sie fast als prähistorische Taschenmesser bezeichnen — bei jedem Beschauer erwecken müssen, bringen wir seine Mittheilung wörtlich. Er schreibt: „Spähne von 3" Länge und $1^1/_2$" Breite, auf der einen Seite flach, auf der anderen mit scharfem Rücken und 2 Längsflächen sind mit der Kante in ein Stück Ebenholz von der Form eines Weberschiffchens wie in eine Scheide eingefügt und mit natürlichem Erdpech (Asphalt) befestigt. Es war eine kleine Säge und der hölzerne Rücken erleichterte das Anfassen, wie er dem mit Zähnen versehenen Stück Feuerstein Stärke gab, da nur ein kleiner Theil mit den Zähnen vorstand." Zwei sehr hübsch gearbeitete Exemplare im Museum zu Friedrichshafen sind in ihrer Fassung zum Anhängen durchbohrt; das eine zeigt dabei seine Kittmasse auffällig stark zu beiden Seiten neben dem Steine hervorgequollen. Endlich bringt Desor in seinen „Pfahlbauten des Neuenburger Sees" die Abbildung einer Pfeilspitze aus Feuerstein, welche an ihrer Zunge noch eine dichte Auflagerung von „Cement oder Erdpech" trägt, und von einer Pfeilspitze aus Knochen, die noch deutlich ihre Befestigung an den Schaft mittels „Pech und Faden" erkennen lässt.

Gegenüber diesem, ursprünglich jedenfalls sehr häufigen Vorkommen ist es auffällig, dass die in so unendlicher Masse und vielfach noch in ihren Schäften gefundenen Steinkelte zuverlässige Spuren einer derartigen, doch sehr nahe liegenden Befestigungsart nicht aufzuweisen

1) Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band IX: Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizerseen, beschrieben von Dr. Ferd. Keller S. 75.

Digitized by Google

haben. Nach den gütigen Mittheilungen der Herrn Leiner und Gross scheinen dieselben nur mechanisch eingefestet gewesen zu sein. Der Pfahlbau Bodmann z. B. (Leiner) hat im letzten Winter sehr viele Geräthe von allen möglichen Gesteinsarten: Nephrit, Jadeit, Eklogit, und Amphiboliten, auch von Feuerstein ergeben, welche noch in ihren Düllen steckten; „aber sie lottern alle lose in denselben und beim Herausnehmen sieht man nichts von Kitt; nur vom Uferschlamm ist Letten in die Ritzen und Höhlungen eingetreten. Auch die zahlreich mit ihren Holzschäften erhobenen Hirschhornhacken zeigten keine Einkittung; dagegen bemerkte man an einer derselben, bei welcher die Einfügung noch besonders deutlich erhalten schien, dass diese durch Keile von Hirschhornstiften bewerkstelligt war, wie wir jetzt noch die Handhaben der Hämmer und Aexte einkeilen.“ In Gegensatz hierzu hat Herr Gross verschiedene Düllen aus Hirschhorn gefunden, deren Inneres mit einer Lage von Birkenrinde bekleidet war, wodurch er zu der Annahme gelangt, dass die Steinkelte in den meisten Fällen wohl mit solcher Rinde umgeben in das Schaftloch eingelassen wurden, um alle Lücken auszufüllen und der Einfügung auf diese Weise die nöthige Festigkeit zu verschaffen. Ob freilich trotz dieser Beobachtungen auch nicht bei den Kelten und Beilen zeitweilig ein harziger Kitt zur Verwendung gekommen ist, auch wenn derselbe vielleicht nur zur grössereu Festigung der — oft nachgewiesenen — Umschnürung dieser Steinwaffen und Werkzeuge mit ihren Schäften bestimmt war, bleibt bei der grossen Vergänglichkeit des Materiales zum Mindesten zweifelhaft; beobachten wir doch bei den Polynesiern und anderen noch in der Steinzeit befindlichen Völkern eine ganz analoge Befestigungsweise, die in Australien z. B., am Murrayfluss, durch das Harz des Grasbaumes ausgeführt wird.

Auch eine andere technische Verwerthung des Urnenharzes (sowie des Erdpechs) hat schon früh die Aufmerksamkeit der Anthropologen erregt: seine Benutzung als Bindemittel für beschädigte Thongefässe. Dieses Verfahren ist ebenfalls bis in die Steinzeit zurückzuführen. So berichtet u. A. Lisch[1]) von einer Urne aus einem steinzeitlichen Grab zu Moltzow, welche an einer ausgesprungenen Stelle mit einem Stück Scherbe von einer anderen Urne durch einen Kittverband ausgeflickt war. Die Untersuchung ergab mit Sicherheit, dass der Teig,

1) Jahrbücher d. Ver. f. mecklenb. Geschichte u. Alterthumskunde, Jahrg. XXXVIII, S. 98.

Digitized by Google

mit welchem die Scherbe in die Lücke eingekittet war, aus demselben braunen Harz bestand, aus welchem die Räucherkuchen gefertigt sind. Es brannte in heller Flamme, indem es schmolz und endlich verkohlte, und gab den eigenthümlichen angenehmen Geruch. Er erzählt ferner von einem anderen Gefässe aus einem Begräbnissplatz der Bronzezeit zu Sietow bei Röbel, an welcher Urne auf der Aussenfläche, nicht durchreichend, ein Stück ausgesprungen war. Man fand diese schadhafte Stelle mit dem gleichen Kitt ausgefüllt, der bei der Verbrennung an Birkentheer und Harz erinnerte. Herr Leiner berichtet von einem hübschen Krug aus Bodmann, der augenscheinlich schon kurz nach seiner Fertigung gesprungen war und Reste von Kitt erkennen liess. „Die abgesprungene Kittmasse zeigte ganz deutlich die Furchen des alten Sprungs. Die Masse selbst ist grauschwarz von anhaftendem Uferschlamm und zeigt Eindrücke wie von Fingern und Fingernägeln. Sie brennt an der Flamme mit russendem und etwas nach Pech riechendem Lichte, wird dann matt kohlenschwarz, verbrennt weiter, wenig erdige Masse zurücklassend und die Spitzen der Pincette mit einem schwarzgeschmolzenen Ueberzug bekleidend". Fräulein Mestorf erwähnt einer mit solchem Kitt restaurirten Urne im Kieler Museum; wir selbst erinnern uns eines Gefässes aus dem Züricher Museum, bei welchem ein abgeschlagener Henkel angekittet ist — und es würde sich wohl eine ganze Reihe dieser seltenen Funde zusammenstellen lassen, da jetzt fast jedes grössere Museum im Besitz derartig reparirter Keramik sich befindet.

So treffen wir das Urnenharz, selten zwar, aber in durchaus maassgebender Weise für seine dermalige technische Verwerthung als Binde- und Befestigungsmittel; mit ihm und zu gleichem Zweck verarbeitet in den Schweizer Pfahlbauten das natürliche Erdpech — den Asphalt. Auf Grund der angeführten Beobachtungen scheint an letzteren Plätzen die Anwendung des Urnenharzes mehr auf den Westen beschränkt, und das Erdpech im Osten, besonders im Bodensee, zu überwiegen. Die Beschaffung dieses Materiales war eine verhältnissmässig leichte und es brauchte aus nicht zu grosser Ferne beigeholt zu werden. Finden sich doch im Val de Travers im Canton Neuenburg mächtige Asphaltminen, die jetzt noch bei einer Lagerung von oft 6 Meter Mächtigkeit in grossem Massstab ausgebeutet werden. Man möchte demnach annehmen, dass der Asphalt für die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten das ursprünglichere Material gewesen sei, während das Urnenharz von weiter her, von Norden eingeführt wurde. Doch er-

Digitized by Google

scheint hier grosse Vorsicht geboten. Es haben noch viel zu wenig eingehende Untersuchungen der Objecte stattgefunden und scheint bisher auf die exacte Benennung der einzelnen Kittfunde vielfach zu wenig Werth gelegt worden zu sein, um bereits jetzt ein gewisses gegenseitiges Verhältniss dieser beiden Materialien festzustellen und aus demselben irgend welche Schlussfolgerungen zu ziehen.

Eine sehr bedeutende Rolle hat endlich das Urnenharz als Dichtungsmittel gespielt. Abgesehen von seiner Verwendung zum Verschliessen der Fugen hölzerner Gefässe, unterliegt es nunmehr keinem Zweifel, dass eine grosse Zahl der prähistorischen Thongefässe durch die Anwendung dieses harzigen Stoffes wasserdicht und dadurch für ihren eigentlichen Zweck erst brauchbar gemacht worden sind. Der mangelhafte und ungleichmässige Brand, welchem diese frühesten Erzeugnisse der Keramik im offnen Herdfeuer unterworfen wurden, machte eine künstliche Verdichtung ihrer Masse nothwendig, wenn dieselbe keine Flüssigkeit mehr durchlassen sollte, und alle Töpfe, welche zu Kochzwecken dienten (aus welchen nebenbei bemerkt Dr. Heintzel stets noch Fett ausziehen konnte), verdanken ihre schwarze Farbe weniger der Einschwelung durch Rauch als einer Harzimprägnirung. Die spätere Dichtung der Amphoren und Schläuche mittels Pech, unser heutiges Auspichen der Fässer ist eine rationelle Fortsetzung dieses uralten Gebrauches. Ein interessantes Beispiel für die erwähnte Art der Harzanwendung gibt uns u. A. der zum Auffangen von Flüssigkeiten bestimmte Opferkessel, welchen Dr. Lisch bei seiner bekannten Oeffnung der grossen Hügel von Peccatel gefunden hat. Dieser Kessel von 3 Fuss Durchmesser und 2 Fuss Tiefe befand sich auf einem Unterbau von lehmigem Sand und war von durchaus regelmässiger, runder Form. Am Boden war er mit kleinen Feldsteinen ausgelegt; seine ungefähr 2 Zoll dicke Wand war aus lehmhaltigem Sand aufgemauert, an Ort und Stelle festgebrannt und von Russ und Theer oder Fichtenharz schwarz gefärbt, und durchaus so fest, dass sie mit der Hacke freigelegt werden und einen Menschen tragen konnte. —

Trotz seiner ausgedehnten Anwendung und Verbreitung ist das Urnenharz bisher nur vereinzelt einer chemischen Untersuchung unterworfen worden. Man begnügte sich mit den allgemeinen Erscheinungen, welche es beim Brennen hervorruft, und welche ziemlich gleichartig geschildert werden. Anfänglich war man, von der Ansicht ausgehend, dass es nur zu Räucherzwecken verwandt worden sei, geneigt, in demselben ein ausländisches, von Osten oder Süden importirtes Räucher-

Digitized by Google

werk zu erblicken, wie ein solches sich in den Ludwigsburger Fürstenhügeln in grosser Menge in zwei Broncecysten vorgefunden hat und durch Dr. Heintzel als Weihrauch bestimmt wurde. Gegenwärtig dürfte die Frage durch die sorgfältigen Untersuchungen, welche derselbe Gelehrte an verschiedenen Stücken aus dänischen Torfmooren und Urnen, sowie aus niedersächsischen Gräbern anstellte, wenigstens für den Norden entschieden sein. Er konnte nachweisen, dass alle diese Harze aus denselben Substanzen: Birkenharz und Bienenwachs, hergestellt worden sind. Bei trockner Destillation zeigten sie zunächst den süssen lieblichen Geruch (Juftengeruch, welcher auf ein Präparat von Betula alba oder odorata schliessen lässt und dem Urnenharz den Ruf eines Räuchermittels verschafft hat); später entwickelten sich die Dämpfe des unvollständig verbrennenden Wachses. Ein bräunliches, unangenehm riechendes, klebriges Oel destillirte über, welches sich in Aether leicht löste. Die filtrirte und im Wasserbad eingedampfte Lösung ergab ein röthlich-gelbes Harz von ungemein starker Klebkraft und prachtvollem, balsamischem Geruch. Uebergiesst man dieses Harz wieder mit Aether und giesst die gelbliche Flüssigkeit rasch ab, so bleibt ein weisser, klebriger Stoff zurück, welcher die Eigenschaften des Wachses zeigt. Wird die ätherische Lösung des wohlriechenden gelben Harzes mit Natronkalk versetzt, zum Trocknen gebracht und destillirt, so tritt als Destillationsproduct ein gelbes, bald verharzendes Oel auf, das den ausgeprägtesten, reinen Juftengeruch besitzt. Dieses Juftenöl aber ist ein Derivat des Birkenharzes. (Verh. d. Berl. Gesellsch. f. Anthr. Ethn. und Urgeschichte 1880, 10. Dec.). In einer uns freundlichst gemachten Mittheilung bestätigt Herr Dr. Heintzel nochmals, dass das Urnenharz, wie es als Beigabe in den Brandurnen gefunden wird, in seinen Hauptbestandtheilen unzweifelhaft ein Derivat der Birke ist. „Wie es aus dieser aber hergestellt wird, kann bisher nur vermuthet werden; nur die wirkliche Synthese der Substanz würde Aufschluss verschaffen. Neben der, der Birke entnommenen Substanz, welche kein wirkliches Harz, sondern ein Wachs sein wird, findet sich Bienenwachs im Urnenharz und ist dieses also eine Composition."

Auch frühere Untersuchungen, z. B. die des Professor Berlin zu Stockholm, haben auf die Abstammung des Urnenharzes von der Birke — nach Professor Berlins Ansicht von der Birkenrinde — hingewiesen. Gleichzeitig nahm er einen Zusatz von Bernstein an. Ein merkwürdiges Fundstück schien diese Erklärung zu stützen. Dasselbe besteht aus einer gebogenen ovalen Broncеplatte von ungewisser Be-

Digitized by Google

stimmung, welche mit einer Partie prächtiger, ungewöhnlicher Gold- und Broncesachen in einem Grabhügel auf Fühnen erhoben wurde. Diese Platte ist auf beiden Seiten mit einer verhältnissmässig dicken Lage von Urnenharz überzogen und in derselben ist eine Menge grösserer und kleinerer Stücke von Birkenrinde und Bernstein festgeklebt.

Tannen- und Fichtenharz konnte nicht nachgewiesen werden. Doch gelang es von Sehestedt aus Fichtenharz ein Präparat herzustellen, das, nachdem es einige Jahre gelegen hatte, mehr und mehr die Farbe des Urnenharzes annahm und genau den Duft des ächten antiken Harzes entwickelte.

Nachdem auf diese Weise, besonders durch die Arbeiten des H. Dr. Heintzel, die Natur des nordischen Urnenharzes festgestellt worden ist und auch die Untersuchung des Urnenharzes der Pfahlbauten, wie oben erwähnt (Dr. Gross) auf ein Derivat der Birkenrinde hingeführt hat, sämmtliche Stücke des Harzes aber an den verschiedenen Fundstellen das gleiche äussere Verhalten und die gleichen äusseren Erscheinungen beim Verbrennen ergeben, dürfte der Schluss nahe liegen, dasselbe als ein allgemeines Handelsproduct aufzufassen, das seinen Ursprung im Norden genommen und fabrikmässig in den sogenannten Räucherkuchen dargestellt wurde. Es spricht dafür das häufige Auftreten, besonders dieser Kuchen, im Norden und ihre Fabrikation aus gewissen, noch nicht genau festgestellten Bestandtheilen der Birke, welche ja heute noch als der hauptsächlichste Baum der nördlichen Länder betrachtet wird. Dagegen aber wäre einzuwenden, dass wie vieles Andere so auch das Harz bei uns im Laufe der Zeiten vergangen sein kann, während es in den nordischen Torfmooren die besten Bedingungen für seine Erhaltung vorfand, und dass ferner die Birke überall und besonders auch an den Schweizer Seen heimisch gewesen ist. Besteht doch ein guter Theil der Pfähle in den Lacustransiedlungen aus Birkenholz, und weist die Mittheilung des H. Dr. Gross über die Befestigung der Kelte in ihren Schäften mittels Birkenrinde mit Sicherheit auf eine vielseitige Benutzung dieses Baumes.

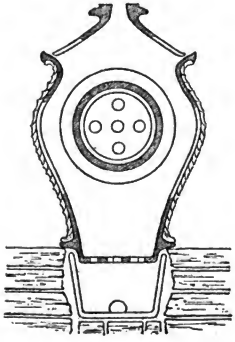
Die Frage ist eben noch nicht spruchreif und wird es erst dann werden, wenn womöglich Stücke einer jeden Fundstelle einer genauen chemischen Analyse unterworfen worden sind und damit der Nachweis geliefert werden kann, ob das Urnenharz überall das gleiche ist, oder ob es nicht grössere oder kleinere Abweichungen seiner Composition zeigt, welche auf verschiedene örtlich von einander getrennte Fabrikationsplätze hinweisen. Ebenso wird man gleichzeitig seine Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit auf alle prähistorischen Gegenstände zu lenken haben, welche zur Bereitung dieser im Alterthum so allgemein gebrauchten Masse in Beziehung gestanden haben könnten, und würden derartige, zuverlässige Localfunde von höchstem Werthe sein.

Einen nicht unwichtigen Fingerzeig in dieser Richtung gibt ein sehr eigenthümliches Thongefäss, welches durch Herrn Professor Kurtz in Ellwangen dem Museum zu Wiesbaden freundlichst übermittelt wurde. Es besteht zwar nur aus grösseren Scherben, doch liess sich nach denselben eine genaue Zeichnung entwerfen, welche nebenstehend in $^1/_8$ Grösse wiedergegeben ist.

Es ist aus einer rauhen, schwarzgrauen Thonmasse gefertigt von einer Härte, welche das gewöhnliche Töpfergeschirr übertrifft, aber die des Steinzeugs nicht erreicht, also jener der fränkisch-allemannischen Töpfe gleich ist. Das Gefäss ist 40 cm hoch, oben 28, im Bauch 30 und unten 15 cm weit, und wird durch sechs senkrecht verlaufende, eingekniffene Wülste, wie wir diese an Urnen im Wallburgcharakter zu



sehen gewöhnt sind, verstärkt. Eigenthümlich aber ist, dass sein Boden mit fünf, 2 cm weiten, runden Löchern — vor dem Brand — durchbohrt ist und 3 cm höher auf der Aussenseite eine ringsumlaufende Leiste angebracht ist, als sollte das Gefäss in das Loch einer Herd-

Digitized by Google

platte eingesetzt werden. Als Schluss dient ihm ein flach kegelförmiger Deckel, dessen wohlgestalteter Knopf gleichfalls mit einem 2 cm weiten Loch durchbohrt ist. Die Arbeit ist überhaupt sauber auf der Töpferscheibe aufgedreht, aber nicht abgedreht.

Aussen und mehr noch innen ist das Gefäss stellenweise mit einer schwarzen, rauhen und bröckligen Kruste überzogen, von welcher kleine Stückchen an der Lichtflamme einen harzigen, aber nicht unangenehmen Geruch verbreiten.

Von solchen Scherben soll nun im Walde von Schrezheim, 3 km südwestlich von Ellwangen, eine grosse Menge umherliegen und sich auch noch in anderen Waldungen der Umgegend unter der Moosdecke vorfinden.

Stellt man sich nun den Topf vor als eingesetzt in einen aus wenigen Steinen gebildeten Herd, so dass unter ihm Platz für ein anderes Gefäss bleibt, in welches der Inhalt des oberen abtropfen kann, — im oberen aber Kienholz oder Birkenrinde aufgeschichtet, den Deckel und später auch seine Oeffnung im Knopf mit Thon verstrichen, lätirt, das Ganze ringsum durch angehäufte Kohlen oder Holz der Hitze ausgesetzt, — so wird von dem eingesetzten Kienholz Theer und Pech, von der Birkenrinde aber ein Juftenöl und Harz abdestilliren und abtropfen, welches wir als Urnenharz bezeichnen möchten.

So weit war diese Deutung gediehen, als uns mitgetheilt wurde, dass in jenen aus Tannen, Fichten, Eichen und Birken bestehenden Waldungen in früherer Zeit eine sehr ausgedehnte Theer- und Harzproduction betrieben worden sei, welche namentlich auch Wagenschmiere und Schmieröl geliefert, und dass die Waldindustriellen auch diese Töpfe sich selbst gefertigt hätten, bis die ganze Industrie zu Anfang unseres Jahrhunderts eingegangen sei.

Wenngleich diese Nachricht von einer bis in unsere Zeit hineinreichenden Theerfabrikation an jener Stelle (welche übrigens an anderen Plätzen, wie z. B. auf dem durch seine Pech- und Theersiedereien bekannten Thüringerwald in dieser Weise und Technik nirgends nachgewiesen werden kann) uns etwas enttäuscht werden liess, da der Topf einen durchaus prähistorischen Character zeigt, so scheint uns derselbe doch aus eben diesen Gründen und wegen der sonst nicht vorkommenden Verbindung der beiden Gewerbe: der Theerschwelerei, wahrscheinlich mit Kohlenbrennerei verbunden, mit der Töpferei, nach seiner Form und Verwendung in das früheste Alterthum hinaufzureichen und uns einen ersten Aufschluss über die Gewinnung des Urnenharzes auf

Digitized by Google

dem Wege der trockenen Destillation aus den harzigen Bestandtheilen der Birke, vielleicht auch gewisser Nadelhölzer und unter Umständen schon mit gleichzeitigem Zusatze von Wachs der wilden Bienen zu verschaffen.

Jedenfalls würde es ein lohnendes Unternehmen sein, derartigen durchbohrten Töpfen, zumal wenn dieselben Harzreste zeigen, in den Museen und auf prähistorischen Fundstellen weiter nachzuspüren; man wird durch dieselben und durch ihnen verwandte Funde dann wohl bald zur Lösung der noch offenen Frage gelangen.

Digitized by Google

VII.

Die vorrömischen, römischen und fränkischen Gräber in Andernach.

Von

Constantin Koenen.

Zwischen Coblenz und Andernach treten die Gebirge, welche oberhalb und unterhalb dieser Orte die Ufer des Rheines begrenzen, in weitem Bogen zurück und bilden das Neuwieder Becken. Der Rand desselben zeigt Terrassen, die bis 130 ja 250 m hoch und mit Flussgeschiebe, Lehm, Löss und verschiedenartigen alluvialen Massen bedeckt sind. Die Thalebene selbst trägt Rheinablagerungen, aus denen hier und da eine erhöhte Strecke hervorragt. Diese Erhöhungen der Ebene, seit Menschengedenken von keinem Hochwasser berührt, sind von einem Bimssteinmantel bedeckt, der sich von dort über die höheren Stromufer und über das Gebirge erstreckt in einer Ausdehnung von 40 Quadratmeilen und zwar in ziemlich gleichmässiger Schichtenfolge, die im Andernacher Bezirk eine Mächtigkeit von 12 bis 20 Fuss besitzt, aber von hier entfernt immer schwächer wird und an den Rändern der Ausbreitung nur noch dünne Lagen aufweist.

Beim Abdecken des Bimssteins fanden sich, denselben durchschneidend, zahlreiche Leichenbrand- und Skeletgräber. Im Laufe der Zeit hatte man auch dem Boden der Ebene bei Strassen-, Haus- und Bahnbauten eine grosse Anzahl alterthümlicher Funde abgewonnen. Eine planmässige archäologische Ausgrabung unternahm jedoch erst das damals neu gegründete Rheinische Provinzialmuseum in Bonn. Professor Schaaffhausen berichtete 1868 in seiner Abhandlung „Ueber germanische Grabstätten am Rhein“ (vgl. Jahrb. XLIV u. XLV, S. 85) über die früheren Andernacher Grabfunde. Darauf, im J. 1879, begann der damalige Direktor des Provinzialmuseums in Bonn, Herr Professor Dr. E. aus'm Weerth eine planmässige Aufdeckung der dortigen Grabfelder und vertraute diese Untersuchung meiner Leitung an.

Die Ausgrabungen in Andernach, welche am 28. April 1879 begon-

Digitized by Google

nen und mit zeitweiser Unterbrechung bis zum 13. April 1881 fortgesetzt wurden, ergaben eine überaus grosse Anzahl von Todtenwohnungen aus der letzten vorrömischen, den verschiedenen Perioden der römischen und der fränkischen Zeit, welche theilweise einfach, theilweise auf das Kostbarste ausgestattet, vielfach auch beraubt waren. Alle Fundgegenstände wurden dem Provinzialmuseum in Bonn einverleibt. Abgesehen von ihrem lokalgeschichtlichen Interesse haben diese Ergebnisse eine geradezu grundlegende Bedeutung für die römische und nachrömische Gräberkunde, insbesondere für ein Verständniss der verschiedenen Uebergänge von der einen in die andere Culturepoche und für eine chronologische Bestimmung der verschiedenartigen Hinterlassenschaften, wie vornehmlich für eine Zeitbestimmung der Thongefässe. Aber auch für den Naturforscher geben die Resultate der Andernacher Ausgrabungen einen Fingerzeig, insofern als selbst die Gruben der vorrömischen Gräber die Humuslage, stellenweis auch die verschiedenen Schichten des Aschenmantels durchschnitten und bis in das Liegende desselben hineinreichten.

Ich beschränke meinen Fundbericht auf das Thatsächliche der bei den Ausgrabungen in Betreff der Aschentöpfe oder Skelette, sowie der Beigaben, und vor Allem der vielen Münzen gemachten archäologischen Beobachtungen.

I. Die vorrömischen Gräberfunde.

1. Die jüngste prähistorische Uferterasse hat gleich südlich des westlichen Stadttheiles von Andernach, am Fuss des weit über dieselbe hervorragenden Kranberges den Namen „Kirchberg“. Durch die Mitte des letzteren schneidet ein Hohlweg nach Mendig. Ein zweiter, tief eingefurchter Strassenzug begrenzt den Kirchberg westlich; ein dritter, der von Andernach nach Mayen führt, östlich. Oestlich des letzteren führt der bezeichnete Uferrand den Namen „Martinsberg“ und zwar bis zu „St. Thomas“, dem südöstlich von Andernach gelegenen, mehr abgeflachten Ufer.

Der Fuss dieser mit verschiedenen, „den kirchlichen Anlagen des Mittelalters entnommenen Namen, wird streckenweis von einer Strasse begrenzt, die vom Westtheil Andernachs über St. Thomas nach der Nette Mühle führt. Oestlich letztgenannter Linie erstrecken sich die Coblenzer- und die Rheinuferstrasse.

Auf dem genannten Martinsberg, der vor seinem starken Ab-

Digitized by Google

hange die von Schaaffhausen beschriebene paläolithische Ansiedelung trug, stiess man mehrfach auf Skeletgruben, welche die obersten vulkanischen Aschenschichten durchschnitten. Auf dem hier befindlichen Grundstück einer Wittwe Graf lag ein solches Grab unter einer der dort weit verbreiteten Leichenbrandstätten der ersten römischen Kaiserzeit. Der Schädel des Skeletes ist dolichocephal nach Art der Köpfe aus historisch bestimmbaren, germanischen Grabstätten.

2. Nur wenige Schritte nördlich, auf dem Grundstücke des Herrn Bärsch in Andernach lagen in einer solchen, von Antiquar Schmitz geöffneten Grube, neben Skeletresten folgende Sachen: a. grosser eiserner Reif mit an demselben haftenden Stückchen Erzblech, das durch Grünspan sehr angegriffen ist; er rührt augenscheinlich von einem Eimer her, wie solche in Gräbern der La Tène-Zeit nicht selten sind. — b. Kochtopf, Taf. IV, Fig. 1; 18 cm hoch, oben $10^1/_2$ cm Oeffnung, in der Mitte der Bauchung zwei sich einander gegenüber stehende, nach oben geöffnete Schnurösen zeigend; sein Thon ist stark mit Quarzsand vermischt; die Farbe erscheint schwarzbraun; ein Anschlag klingt wie ein solcher, den man gegen Holz richtet. — c. Erzring, Taf. IV, Fig. 2; 8 cm Dm.; verdünnt sich drahtförmig, hier zwei Spiralwindungen zeigend. Nach Aussagen des Finders waren diese Fundstücke mit Steinstücken belastet, eine Erscheinung, die Gräbern der Eisenzeit nicht fremd ist.

3. Ackerer Tommes, der damals zeitweis die Grabungen für Professor aus'm Werth beaufsichtigte, fand in 1 Meter Tiefe, auf der Sohle einer dieser Gruben neben Skeletresten vom Menschen die Taf. IV, Fig. 3 bis 5 abgebildeten Hohlringe und einen schwach gebrannten Teller braungrauer Farbe. Tommes gab mir an, der Halsring, Fig. 3, habe die Halswirbel des Skeletes, der Fig. 4 dargestellte, welcher in 2 Exemplaren erschien, das Handgelenk des Skeletes umgeben, während Fig. 5, ebenfalls 2 mal vorgefunden, das Fussgelenk des Todten schmückte. Die Ringe sind in natürlicher Grösse wiedergegeben; Fig. 4 hat nur 5,1 cm inneren Durchmesser, ist also wohl zu klein für das Handgelenk eines Erwachsenen; Fig. 5 könnte jedoch für ein solches verwendet worden sein. Der grösste Ring, dessen innerer Durchm. 13 cm beträgt, ist augenscheinlich mit einer Vorkehrung versehen, die das Oeffnen desselben ermöglichte, auch er ist bis auf den Schlussknopf hohl. Der letztere hat daher auch eingefurchte Ornamente, während die übrigen getrieben sind. Ich möchte daran erinnern, dass auf rheinischen Grabsteinplatten Soldaten darge-

Digitized by Google

stellt sind, deren Hals durch einen Ring, wie Fig. 3, geschmückt ist. Unterhalb dieses Ehrenzeichens hängen an breiten Bändern zwei Ringe (armillae), derart wie Fig. 4 (vgl. L. Lindenschmit, Tracht und Bewaffnung u. s. w.; Braunschweig 1882; Taf. I, Nr. 1).

4. Vor dem Burgthor in Andernach, auf der Oberfläche des Zervas'schen Grundstückes, gleich östlich neben der Coblenzer Strasse, fand man das Fig. 6 abgebildete „Regenbogenschüsselchen" aus Silber. Das Fig. 7 wiedergegebene, ebenfalls aus Silber, wurde von Schmitz auf dem Martinsberg in der Asche einer der augusteischen Zeit angehörenden römischen Leichenbrandstätten angetroffen. Die Fig. 8 dargestellte gallische Erzmünze hob Schmitz im „Langentrog" bei Andernach, zwischen dem rechten Netteufer und der vom Burgthor in Andernach nach Kettich führenden Römerstrasse auf, wo Fundamente eines grösseren Römerbaues zum Vorschein kamen. Die anderen hier zu Tage geförderten Münzen sind römischer Herkunft, zumeist aus der Zeit der Constantine. Die Fig. 9 und 10 wiedergegebenen gallischen Erzmünzen (Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens, Berlin 1860, setzt die letzteren in die Blüthezeit des Arvernerstaates im siebenten Jahrh. Roms) fanden sich merkwürdigerweise, nach der Aussage von Schmitz, in einem auf dem Kirchberg zu Andernach geöffneten Merovingergrab. Den Guttae iridis entsprechend, sind auch die abgebildeten auf einer Seite convex, auf der anderen concav.

Wie aus der Zeitstellung der frührömischer Zeit angehörenden Leichenbrandstätten des Martinsbergs und dem Umstande zu ersehen, dass eine r. ustrina auf einem der vorbeschriebenen Gräber errichtet worden ist, sind die letzteren in eine Zeit zu setzen, die der Anlage von mit festgebrannten Thongefässen und Münzen des Augustus ausgestatteten Todtenwohnungen, welche im folgenden Abschnitte Besprechung finden, vorangegangen ist. Dass diese Sachen jedoch der Entstehungszeit jener augusteischen Leichenbrandgräber nicht fern stehen, bezeugt der Stil dieser Fundstücke im Vergleich zu den älteren einheimischen Hinterlassenschaften der La Tène-Zeit.

II. Die römischen Gräber.

A. Die frührömischen Leichenbrandgräber.

a. Lage der Gräber und Brandstätten.

Auf dem Martinsberg in Andernach fanden sich auch die ältesten Gräber mit festgebrannten Thongefässen und Münzen der ersten rö-

Digitized by Google

mischen Kaiserzeit. Solche kamen auch auf dem nordöstlichen Theile des Kirchberges, gleich östlich neben dem Hohlwege zum Vorschein, der von Andernach über Niedermendig nach der Eifel hin führt; einige wenige sind auch vor dem Burgthor, südlich der Coblenzer Strasse, beobachtet worden.

Sie zeigten sich in nicht ganz regelmässig wiederkehrenden Reihen und Abständen von 2—3 Meter und zwar scheinbar in einer, sich nach dem Laufe der bezeichneten Strassen richtenden Lage. Sowohl auf dem Kirchberg als auch vor dem Burgthor erschienen die Gräber am dichtesten neben der Strasse und verloren sich in einer Breite von ca. 13 Meter landeinwärts. Auf dem Kirchberg waren östlich der Gräberstrasse, in bezeichneter Entfernung, die eigentlichen Brandstätten errichtet. Dahingegen schienen auf dem Martinsberg die Gräber von den Leichenbrandstellen begleitet zu sein.

Gewöhnlich etwas westlich der eigentlichen Grabstätte[1]) lagerten in kesselförmigen Bodenvertiefungen verschiedener Grösse die Ueberreste der Leichenverbrennung. Manchmal schien Leichenbrand- und Grabstätte an ein und derselben Stelle angelegt worden zu sein. Dies war jedoch nur bei Gräbern der Fall, welche keine reichen Beigaben enthielten. Freilich lässt sich die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens von Brandstätte und Grab nicht in Abrede stellen; denn wie leicht konnte man da die Graburne beisetzen, wo früher Leichenverbrennung stattgefunden hatte, wobei freilich zu beachten bleibt, dass die Römer die Stelle, an der Jemand verbrannt und zugleich begraben wurde, „bustum", von dem, lediglich aus dem eigentlichen Grabe bestehenden „sepulchrum" unterschieden, andererseits auch eine „ustrina" kannten.

b. Inhalt der Brandstätten.

In dem Leichenbrande fanden sich alle möglichen, im Allgemeinen sogar verhältnissmässig werthvollere Gegenstände, als in dem eigentlichen Grabe. Die meisten der im Zusammenhange mit den Brandüberbleibseln gefundenen Sachen waren allerdings durch das Feuer hart mitgenommen worden. Die Thongefässe erschienen fast ausschliesslich in Bruchstücken, deren Bruchflächen und Aussenseiten waren gewöhnlich schwarz angebrannt, wie dies besonders bei vielen Scherben aus Terra sigillata insoweit sehr auffiel, als diese so aussahen, wie sogenannte Terra nigra-Waare. Die Gläser fanden sich als unförmliche

Digitized by Google

Glasklumpen, oder aber es waren einzelne Seiten einer Scherbe besser erhalten, die anderen mehr oder weniger zusammengeschmolzen. Oft hatten solche Glasflüsse die Form von Eiszapfen. Die meisten Metallsachen waren ganz oder theilweise zu einer formlosen Erzmasse zusammengeschrumpft. Aber die Eisengeräthe zeigten oft eine geradezu wunderbare Erhaltung. Es fanden sich kleine Eisennägel, welche im Feuer und später in der Holzkohlenasche des Scheiterhaufens gelegen hatten, sie sahen so aus, als kämen sie eben aus der Schmiede; nicht eine Spur von Verrostung war an ihnen wahrnehmbar!

Es fanden sich zwischen den Holzkohlenresten und der Branderde, die oft wie mit Leichenfett durchsetzt zu sein schien, Gefässreste verschiedenster Art: Koch-, Ess- und Trinkgeschirre, prunkvolle Auftrag- und Prachtgefässe aus Thon, aus Glas und Erz, Tintenfässer, Lampen; alle mir bekannt gewordenen Arten provinzialrömischer Gefässe wurden angetroffen, von den schlichtesten bis zu den prunkvollsten, von den häufigsten bis zu den seltensten. So fanden sich die schönsten der reich verzierten Sigillata-Gefässe in grossen Massen, und es erschienen zahlreiche Bruchstücke jener Goldstaubbewurfs-Arbeiten und Gefässe mit Barbotine-Schmuck. Daneben traten jene rohen Kochschüsseln und Töpfe auf; wir sehen wieder schöne, reich verzierte römische Glasurgefässe, Gefässe von kostbarster glänzend schwarz gefärbter Erde und endlich Bruchstücke von wahren Riesen-Amphoren. Unter den Glasgefässen waren die kleinen Fläschchen am häufigsten, aber es erschienen auch grosse, mit reichen Verzierungen versehene Prunkgefässe von grüner, weisser und blauer Farbe. Verschiedenster Grösse und Art sind auch die Erzgefässe und anderen Erzarbeiten, die sich unter den Leichenbrandresten fanden. Da zeigten sich zusammengeschmolzene Metallkessel, Schlüssel, Schlossreste und ähnliche Sachen aus Erz. Aus Eisen erschienen zusammengebogene Schwerter, zahlreiche Lanzen- und Speerspitzen, mehrfach waren die letzteren zu je zweien zusammengebacken; so lagen sie nebeneinander, wie wir sie als Wurflanzen zu zweien in der Hand der auf Grabsteinen dargestellten Soldaten finden. Auch erschienen Gürtelbeschlagstücke, und zahlreich waren die zu Tage geförderten eisernen Schildbuckel (umbones). Dann sah man Dolche, Messer, Schlüssel, Beschlagstücke, Schlösser, Bohrer, Sägen, Scheeren und die verschiedenartigsten Nägel aus Eisen. Auch fanden sich eiserne Roste, Bratpfannen, Löffel und Meissel, dann Feuergabeln. Man konnte Ueber-

Digitized by Google

reste der schönsten Schmucksachen in dem Leichenbrand beobachten und diese zeigten sich oft in einer Weise, als habe man gefüllte Schmuck- und Juwelenkästchen in den Leichenbrand geworfen. Es fehlten auch nicht kleine thönerne Götterbilder. Merkwürdigerweise hoben wir sogar mehrere Mahlsteine und viele Schleifsteine aus dem Leichenbrande auf. Wir haben also Alles im Leichenbrand gefunden, was auch in den Wohnungen der Lebenden angetroffen wird, von diesem ist weder das Kostbarste noch das Geringste ausgeschlossen. — Nicht alle Leichenbrandstätten zeigten einen solchen Prunk an Gerätheresten; es kamen auch solche vor, welche nur sehr geringe und gewöhnliche Sachen aufzuweisen hatten.

Die Sitte, welche durch die Leichenbrandreste zum Ausdrucke gekommen ist, erinnert ganz an die entsprechende, prunkvolle griechische und römische Leichenverbrennungsart. Bekannt ist es ja, dass die Römer bei ihrem Leichenbegängniss ein möglichst grosses Schaugepränge liebten, auf dem Ustrinum den Scheiterhaufen errichteten und diesen je nach dem Range oder den Vermögensverhältnissen des Verstorbenen ausschmückten. Er galt als Opferaltar und seine Flamme war die Opferflamme; die Verbrennung wurde als Reinigung des Todten, als Loslösung des Unsterblichen vom Sterblichen aufgefasst. Jener Todten-Altar wurde daher mit wohlriechenden Salben, mit Weihrauch, mit Geräthen, mit Schmuck und Waffen bedeckt und man warf in seine Flamme Gefässe mit Oel und Schüsseln mit Speisen, man warf Kleider und Schmuck hinein, nicht nur des Verstorbenen Sachen, sondern die Leidtragenden spendeten auch die eigenen; es ward Alles, Alles den Flammen übergeben, von dem man die Vorstellung hatte, dass es dem Dahingeschiedenen bei dessen Lebzeit werth und theuer war. Zu diesen Liebesgaben gehören auch die bei dem Scheiterhaufen geschlachteten und auf denselben geworfenen Thiere. Thier-Knochenreste fanden wir verkohlt, zum Theil in vereinzelten Stücken zwischen den Holzkohlenresten der Brandstellen, zumeist jedoch in besonderen Gefässen neben den die Menschenbrandreste bergenden Urnen.

Sonderbar war es oft, dass neben einer Urne mit angebrannten Menschenknochen sich oft eine zweite oder dritte fand, die ebenfalls verkohlte Menschenreste barg. Dass hier mehrere Todten in ein Grab beigesetzt worden sind, ist möglich; wir können es mit „Familiengräbern“ zu thun haben; allein es ist auch der bei Indiern, Thraciern und auch bei Galliern (Caes. B. G. V, 17) üblichen

Digitized by Google

Sitte zu gedenken, dass nämlich wie bei letzteren Sklaven und Klienten, so bei ersteren die Weiber auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer verbrannt wurden (Cic. Tusc. V, 27; Mela de sit. orb. II, 2). Man wird auch an die von J. Caesar (B. G. VI, 19) ausdrücklich hervorgehobene prunkvolle gallische Todtenbestattung und an deren Gegensatz zu der von Tacitus (Germ. 27) charakterisirten einfachen, germanischen erinnert, umsomehr als die bezeichnendsten und vorherrschendsten Gefässe von Andernach nicht stadtrömischen, sondern einheimischen Ursprunges sind.

c. Ein charakteristisches Leichenbrandgrab.

Zwei Leichenbrandgräber, welche nur wenige Gefässe aufzuweisen haben, finden wir Taf. V Fig. 52, 53 und ebendaselbst 54—56. Sie wurden auf dem Martinsberg angetroffen. Als charakteristischer Inhalt eines der ältesten römischen Leichenbrandgräber, welche auf dem Kirchberg zu Tage gefördert worden sind, ist die oberste Gruppe von Taf. V Fig. 1—14 zu betrachten. Wir sehen Fig. 1 den Aschentopf. In demselben befanden sich zwischen den halbverbrannten Menschenknochenresten die drei Gewandnadeln Fig. 2, 3 und 4, der eiserne Schlüssel Fig. 5, eine Silbermünze des Augustus, ein silberner Denar und eine kleine, unkenntliche Erzmünze. Neben der Urne (Fig. 1) stand der dieser ähnliche Topf Fig. 9; beide haben sehr dünne, fest gebrannte, spiegelglatte Wände von graublauer Farbe und ein Gurtband von feinen, eingedrückten Strichelverzierungen. Ausserdem fand sich in der Umgebung des Knochentopfes der hohe Kochtopf mit enger, oberer Oeffnung Fig. 10, welcher eine röthlich-graue Farbe und nicht so sehr feste, jedoch auf der Oberfläche etwas unebene und durch härtere Zusätze porös gemachte Wände hat. Ferner zeigte sich die technisch gleichartig behandelte Kufe Fig. 11, dann der eiserne Rost Fig. 12, ferner die eiserne Casserolle Fig. 13 und endlich die grosse, mit unverbrannten Thierknochen — also mit Speiseresten — bedeckte Schüssel aus recht dünner, ehemals spiegelglatt bearbeiteter festgebrannter rother, orangeroth überzogener Erde (terra sigillata) Fig. 14. Alle übrigen Gefässe — ausgenommen die Urne — waren mit dem Füllgrund des Grabes versehen und könnten daher wohl ohne Inhalt der Erde anvertraut worden sein. — Zu bemerken ist, dass die Sigillata-Schüssel 14 den Stempel C.IRVGA zeigt. Sind die Münzen

Digitized by Google

in der Zeit ihrer Prägung in die Urne gelangt, so würde dieses Grab in die Regierungszeit des Kaisers Augustus fallen. Jedenfalls jedoch kann es nicht vor dem Jahre 1 v. Chr. angelegt worden sein; denn der Denar trägt auf dem Avers den lorbeerbekränzten Kopf des Augustus mit der Umschrift: CAESAR AVGVSTVS DIVI F(ilius), zu ergänzen ist pater patriae, da sich dieser Titel auf allen Münzen mit Caius und Lucius findet. Der Revers zeigt die Enkel des Augustus, Caius und Lucius, mit der Umschrift: C(aius) L(ucius) CAESARES AVGVSTI F(ilii) CO(nsules) DESIG(nati) PRINC(ipes) IVVENT(utis). Die Brüder sind stehend dargestellt, zwischen ihnen Schild und Lanze, darüber Capeduncula und Lituus. Den bezeichneten Titel pater patriae erhielt Augustus im Jahre 2 v. Chr.; im Jahre 1 nach Chr. waren Caius und Lucius bereits Consuln, während beide im Jahre 2 nach Chr. starben. Da nun diese Consuln im Jahre 1 vor Chr. designirt wurden, so muss in diesem Jahre die Münze geschlagen worden sein. Der Denar der römischen Republik zeigt auf dem Avers den Pallaskopf mit beflügeltem Helm, dahinter X, auf dem Revers: die Dioskuren zu Ross mit eingelegter Lanze, unten Roma.

d. Ein charakteristisches Familien-Grab.

Ein Grab, welches nicht unwahrscheinlich als Familiengrab aufgefasst werden kann, zeigt uns die mittlere Gruppe der Taf. V, Fig. 15—35 abgebildeten Gefässe. Unter Fig. 15 wird uns wieder der glatte, blaulhönerne Topf vorgeführt, den wir Fig. 1 kennen lernten; jedoch zeigt unser Topf ein breites Gurtband von Gruppen senkrechter Linien, die in den angehärteten Thon eingeritzt sind. Er ist bis zum Rande mit Menschenknochen angefüllt. Als Deckel hat man, wie Fig. 16 zeigt, einen eisernen, augenscheinlich den Resten des Scheiterhaufens enthobenen Schildbuckel (umbo) benutzt. Das scheint also die Urne eines Kriegers gewesen zu sein. Neben derselben stand der graue Topf, Fig. 17. Auch dieser ist mit den angebrannten Knochen eines erwachsenen Menschen angefüllt. Er hat eine mehr blaugraue, dem Topf Fig. 10 ähnelnde poröse Wandung, deren Oberfläche auch etwas uneben ist. Die aus blauem, tief schwarz gedämpftem, spiegelglatt gedrehtem Thon bestehende Schale, Fig. 18, lag umgekehrt auf dem oberen Rande dieses Topfes und diente so als Verschluss. Es ist dieselbe, wie das nebengezeichnete Profil angibt, sehr scharf und glatt-

Digitized by Google

flächig und sie zeigt in ihrer Mitte den Stempel INDVCIOF, welcher, wie Fig. 18a zeigt, von einer schraffirten Doppelkreislinie umgeben ist.

Zu einer näheren Begründung der Ansicht, in dem Topfe Fig. 17 den der Leichenbrandasche einer Frau zu erblicken, könnte vielleicht der minder glatte, blauthönerne Topf mit einem Gurtbande feiner Tupfverzierungen dienen, welcher Fig. 19 dargestellt ist. Derselbe enthielt neben angebrannten Kinderknochen ein kugliges Rässelchen aus gebranntem Thon von braungrauer, etwas unebener Oberfläche, wie Fig. 20 zeigt. Unten hat dasselbe einen gedrungenen Griff. Auch das schöne, röthlich braune, spiegelglatte und sehr sauber bearbeitete Gefäss Fig. 21, dessen Bauchung ebenfalls mit einem breiten Gurtbande von regelmässig angeordneten Tupfverzierungen versehen ist, welche oben durch zwei reifenförmig erhöhte Ausbiegungen abgeschlossen werden, enthielt verbrannte Kinderknochen, und barg ausserdem das blauthönerne Fläschen Fig. 22, dann die einfache Gewandspange aus Erz Fig. 23, das Küchenmesser aus Eisen Fig. 30 und einige angebrannte eiserne Nägel. Der blauthönerne, ebenfalls saubere, glatte Topf, Fig. 31, ist mit angebrannten Thierknochen angefüllt. Er hat ein Gurtband als Verzierung aufzuweisen, welches durch Auftupfen der weichen Thonmasse bewirkt worden ist.

Der kräftig profilirte, sehr sauber hergestellte glänzend schwarze (terra nigra) Topf, Fig. 32, enthielt nur die stark übersilberte, durchbrochene Gewandspange aus Erz, Fig. 33. In der poröser bearbeiteten, rauhwandigen, aber künstlerisch durchaus schön vollendeten Kufe Fig. 34, deren oberer, horizontal gestellter Rand eine halbkreisförmige Hohlkehle zeigt, lagen halbvermoderte unverbrannte Thierknochen, die anscheinlich nur als Speisereste betrachtet werden können. Der, wie Fig. 32, tiefschwarz glänzende Teller Fig. 35, dessen Profil dem des gleichartigen Tellers Fig. 18 gleicht, und der ebenfalls zwei, fein eingestrichene schraffirte Kreislinien zeigt, in deren Mitte sich der Stempel ACVTO befindet, war leer. Vater, Mutter und zwei Kinder scheinen also in dem Grabe geruht zu haben, dem die vorgeführten Gegenstände angehörten. Wie die Rassel, Fig. 20, so könnte vielleicht auch das thönerne Fläschen, Fig. 22, als Spielzeug der Kinder, der Umbo, Fig. 16, als Ueberrest der Waffenrüstung des Mannes, die schöne Fibula, Fig. 33, als Schmuckstück der Gattin aufgefasst werden. Die beiden Schalen, Fig. 18 und Fig. 35, mögen wohl die Essteller gewesen sein, während Fig. 34 eine Bratkufe, Fig. 32 ein Auftragtopf sein kann. Die Thierknochen aus F. 34 und die des Topfes Fig. 31 können

Digitized by Google

von den Opfer- und Liebesgaben für die Verstorbenen herrühren. Die Grabgefässe zeigen sammt und sonders den Typus ein und derselben Zeit. Eigenthümlich ist es, dass in diesem, wie auch in dem Fig. 1—14 dargestellten Grabe der Trinkkrug, der in kaum einem der späteren Gräber fehlt, nicht vorhanden ist.

e) Ein Steinkisten-Grab (Taf. V, Fig. 57).

Die untere Gruppe, Taf. V, Fig. 36—44 u. 50, ist der Inhalt einer jener quadratischen, mit Steinplatte verschlossenen Tuffsteinkisten vom Martinsberg in Andernach. Unter Fig. 36 sehen wir den schlanken, spiegelglatten, blauthönernen Topf, dessen Bauchung zwischen mehreren scharfflächigen Gurtfurchen ein breites Band von senkrechten und überkreuzten Linien zeigt, die zumeist zu je fünfen nebeneinander laufen und vermittelst eines zackigen Instrumentes hergestellt zu sein scheinen, indem man mit diesem über den noch weichen Thon strich. Zwischen den halbverbrannten Menschenknochen seines Innern lagen zunächst die metallene Filirnadal Fig. 37, der eiserne Endbeschlag eines Stabes Fig. 38, die sauber gearbeitete, schöne, auf ihrer Bügelrückenfläche mit kleinen Erzperlchen versehene und unten durch einen Knopf geschmackvoll abgeschlossene Gewandspange Fig. 39. Ausserdem bargen die Knochenreste den im Feuer zusammengeschmolzenen Ring Fig. 40. Der Stein ist mit dem Bilde eines nackten Kriegers versehen, der in bewegter Stellung rückwärts blickt, wo Siegestrophäen aufgestellt sind. In der rechten Hand hält er vielleicht eine Lanze, in der linken einen Wurfspeer; ein Gewandstück ruht auf dem rechten Unterarm und hängt in langen Falten herab; wir könnten es mit Mars zu thun haben. Fig. 42 bezeichnet wieder einen durch breites Gurtband keilförmig eingedrückter Grübchen verzierten Topf, der in seiner rothbraunen Technik wie auch stilistisch dem in der mittleren Gruppe, Fig. 21, abgebildeten gleicht. Der untere Theil des Gefässes ist heller als der obere, und zwar wurde die grössere Dunkelheit des letzteren augenscheinlich durch Dämpfen hervorgerufen.

Fig. 43 zeigt uns einen birnförmig ausgebauchten, einhenkeligen, weissthönernen Krug mit langem, cylindrischen Halse von recht geschmackvoller und sauberer Bearbeitung. Fig. 44 ist eine äusserst fein bearbeitete und trefflich profilirte Tasse aus schöner, matter, orangerother Terra Sigillata, deren Stempel nur XA erkennen lässt.

Fig. 50 stellt einen Teller vor, aus derselben Materie und ebenso

Digitized by Google

sauber und geschickt hergestellt. Sein in der Mitte der oberen Aussenfläche befindlicher Fabrikstempel wird SOINVO lauten. Interessanter Weise trug diese Schale unverbrannte Fischgräthe. Auch ist zu bemerken, dass in der Umgebung des Kruges Fig. 43 unverbrannte Thierknochen lagen.

Als Theil des Inhaltes der Urne Fig. 36 fehlt in unserem Grabe nicht eine Mittelerzmünze; sie zeigt auf dem Avers das Bild des Augustus mit der Umschrift: CAESAR AVGVS(tus) PONT(ifex) MAX(imus) TRIBVNIC(iä) P(otestatis) C. Der Revers hat in der Mitte S(enatus) C(onsultu) und die Umschrift: M(arcus) S(alvius) (Ot)HO III VIR A(uro) A(rgento) A(ere) F(lando) F(eriundo). Diese Münze, Fig. 41, gibt uns als äusserste Zeit, bis zu welcher das Grab zurückgesetzt werden kann, das Jahr 12 vor Chr. an; denn damals, nach dem Tode des Lepidus, liess sich Augustus erstere Würde übertragen. Da der Titel Pater (patriae) unserem Augustus aber noch fehlt, so dürfte die Münze wohl vor dem Jahre 2 vor Chr., also vor dem der Ertheilung dieses Titels geschlagen worden sein.

f) Münzen.

Ausser mehreren gallischen Münzen legte mir Antiquar Schmitz, zu der Zeit, als er auf dem Martinsberg Grabungen nach Verkaufsobjecten vornahm, folgende Kaiser-Münzen als Fundstücke aus Gräbern und Brandstätten vom Martinsberg vor. Wir haben die im Verfolge der einzelnen Gräberbeschreibungen genannten Münzen unter den besagten Umständen auf dem Grundstück der Wittwe Graf gefunden, während Schmitz auf dem westlich neben diesem gelegenen Felde von Reissdorf grub. Schmitz zeigte: mehrere gallische Münzen, eine von Augustus und Agrippa (Col. Nem.); mehrere Münzen mit der Legende: Caesar Pont. Max., eine Münze des Tiberius, ferner noch solche von: Germanicus, Claudius, Domitian, Hadrian u. Antoninus Pius. Ich habe nach Vergleichung der von Schmitz gefundenen Gefässe keine Gründe, dem widersprechen zu können, dass die letztgenannten Münzen mit den Begräbnissen des Martinsberges in Zusammenhang gebracht werden können; die vom Provinzialmuseum aufgedeckten Brandgräber des Martinsbergs reichten freilich nicht über die Zeit der Flavier hinaus; die mir sehr bekannten Gefässe aus der Zeit der Antonine sind mir unter den Fundstücken des Martinsberges überhaupt nicht zu Gesicht gekommen.

Digitized by Google

Fundbericht.

a) Frührömische Leichenbrandgräber vom Kirchberg.

Die Maasse sind in Centimeter angegeben.

Grab 1.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; h: 26; Umf: 70; Verzierung: VI, 31; enth. verbr. Menschenkn. u. die drei Gewandnadeln Nr. 2 u. 3. — 2) Zwei Gewandnadeln, met., abgeb: IV, 11; l: 8½. — 3) Desgl.; V, 23; h: 6. — 4) Topf, ähnl. Nr. 1; h: 17; Umf: 50; Verzierung: VI, 33, feiner. — 5) Schüssel, irden, gl. schw., abgeb. VI, 8; h: 21; Dm: 31. — 6) Teller, irden, gl. schw., ähnl. V, 14; h: 3½; Dm: 31; Innenseite: schraffirte Kreise 3 × Stempel: CIRVGA. — 7) Napf mit Deckel, röthl. grau, ähnl: V, 34; h: 8½; Dm: 22; enth. unverbr. Thierkn. (Speisereste?). — 8) Amphora (zweihenkel.), irden, weiss, ähnl. V, 43, flacher u. eleganter; h: 30; Umf: 87. — 9) Tasse, t. sigill., orangeroth, ähnl. V, 44; h: 5; Dm: 8; Innens. zwischen Kreuzbalken den Stempel: VATO, stand auf Teller Nr. 6.

Grab 2 (vgl. Taf. V, Fig. 1—14).

Nr. 1) Topf, irden, graublau, abgeb. V, 1; h: 23, Umf: 63; Verzierung VI, 31; enth. verbr. Menschenkn., die 3 Gewandnadeln Nr. 2, 3, 4, Schlüssel Nr. 5, beide Silbermünzen Nr. 6 u. 7, Kupfermünze Nr. 8. — 2) Gewandnadel, met., abgeb. V, 2, 3; h: 11½. — 3) Desgl. — 4) Desgl., abgeb. V, 4; h: 15½. — 5) Schlüssel, Eisen, abgeb. V, 5; VIII, 25; l: 14. — 6) Silbermünze d. Augustus; Av: Lorbeerbekr. Kopf d. Aug., Umschr.: Caesar Augustus; Rev: Cajus u. Lucius stehend mit Lanze u. Schild, im Felde Simplum u. Augurstab . . . . . s design. princ. iuv. . . . ., — 7) Desgl. Denar, Av: Behelmter Pallaskopf, Rev: Biga rechts, oben Roma, unter Biga: Pulcher[2]). — 8) Kupfermünze, klein, unleserlich (Augustus?). — 9) Topf, wie Nr. 1; h: 16; Dm: 46; abgeb. V, 9. — 10) Napf, wie Grab 1, Nr. 7, ohne Deckel; abgeb. V, 11; h: 7½; Dm: 18. — 11) Teller, t. sigill., orangeroth; h: 3½; Dm: c. 30½; Innenseite: schraffirte Kreise und 3 × Stempel: CIRVGA; trug unverbr. Thierknochen (Speisereste?); abgeb. V, 14. — 12) Topf, irden, röthl. grau, holperig; abgeb. V, 10; h: 28; Umf: 83. — 13) Rost, eisen; abgeb. V, 12; l: 25; br:

Digitized by Google

14; h: 5½. — 14) Casserole, eisen; abgeb. V, 13; h: 7; Dm: 18; Griff: 35.

Grab 3 (1,20 l; 1,10 br; 2 M. t.).

Nr. 1) Topf, irden graublau; ähnl. V, 15; allein 2 Gurtbänder der Verzierungen VI, 32 zeigend; h: 27½; Dm: 16½; verbr. Menschenkn. enth., desgl. einige Eisennägel, ferner Kupfermünze Nr. 2. — 2) Mittelerz: Lorbeerbekr. Kopf des Augustus, Umschrift: Caesar Augustus Divi Pater Patriae. Rev: Altar, Unten: Rom. et Aug. — 3) Topf, irden, grau, gekörnt, ähnl. V, 54 profilirt; abgeb. VII, 21; h: 12¼; Dm. d. ob. Randes: 13½; enth. verbr. Menschenkn. 4) Topf, irden, graublau, ähnl. V, 1; Verzierung wie VI, 34, jedoch flacher, aus je 1 Linie eingeglättet; h: 18; Dm: c. 15; Inhalt: verbr. Thierknochen (Kinnlade), wie solche unverbr. im Grabe gefunden wurden, lagen theilweise auf, theilweise unter den Schalen. — 5) Topf, irden, rauh; ähnl. VI, 1; h: 12; Dm: c. 13½; Inhalt: verbr. Thierknochen, zusammengeschmolzenes kl. Fläschchen, verglühte Nägel. — 6) Desgl., h: 17; Dm: 19. — 7) Topf, irden, glänzend blauschwarz, ähnl. VI, 5; Verzierung: VI, 31; h: c. 19; Dm: c. 17. — 8) Henkelkrug, irden, weiss, ähnl. V, 43; h: 27½; Dm: 18½. 9) Desgl., bauchiger; h: 40; Dm: c. 34. — 10) Teller, t. sigill., hochroth, glänzend; abgeb. VII, 39; Innenseite: schraffirte Kreise und Stempel: Caesti; h: 3½; Dm: 17. — 11) Desgl. mit Stempel: X.AIII; h: 3½; Dm: 17. — 12) Desgl. mit Stempel: AEI. — 13) Desgl. mit Stempel: X.A.N. h: 3½; Dm: 17½. — 14) Fläschchen, Glas, weiss, sehr dünn; oberer Rand ohne Profil, schräg ausladend und dann abgeschnitten wie mit Diamant, charakteristisch für diese Zeit; h: 5½; abgeb. VII, 1. — 15) Desgl., Glas, bräunl. gelb, sehr dünn mit demselb. Randabschnitt; h: 4; ähnl. VII, 27. — 16) Metallspiegel; Dm: 7; abgeb. VIII, 29.

Grab 4.

1) Topf, irden, gl. schwarz; ähnl. V, 32; h: 16; Dm: c. 19; enth. verbr. Menschenkn., 2 halbgeschmolzene Gewandnadeln wie IV, 11 u. Münze Nr. 2. — 2) Mittelerz des Augustus, Av: Lorbeerbekr. Kopf des Augustus, Umschr.: Caesar Pontifex Max(imus); Rev: Altar, unten Rom ...; Vorder- u. Rückseite gestempelt. — 3) Topf wie Gr. 3, Nr. 1, jedoch wie V, 1 mit einem Gurtband verziert, das Zickzack VI, 32 zeigt; h: 22; Dm: 11. — 4) Henkelkrug,

Digitized by Google

irden, gelbl. weiss; ähnl. V, 43; h: 19; Dm: c. 14½. — 5) Desgl. wie V, 43; h: 15½; Dm: c. 15. — 6) Tasse, terra sigill., orangeroth; h: c. 4¼; Dm: c. 7½; Innenseite zwischen Kreuzbalken Stempel VCTO; ähnl. V, 44.

Grab 5.

1) Topf, irden, rauh, röthl. braun; abgeb. VI, 3; enth. verbr. Menschenkn.; h; 14; Dm: c. 11½. — 2) Topf, irden, bräunl. grau, ähnl. VI, 1, jedoch oben anders profilirt, dünnwandig und glatter, fragment. abgeb. VII, 34. — 3) Napf, irden, gelbl. roth mit weissem Farbüberzug; h: 19, Dm: 18; abgeb. VII, 53. — 4) Schüssel, irden, gelblich mit Goldglimmer bedeckt; h: c. 5; Dm: 13; abgeb. VI, 27. — 5) Schale, irden, gelbl. mit Goldglimmer bedeckt; h: c. 3½; Dm: 15½; abgeb. VII, 33.

Grab 6 (nur in Resten erhalten).

1) Unterer Theil eines Topfes; ähnl. V, 1; Verzierung: Gurtband VI, 31; enth. verbr. Menschenkn. — 2) Topf, irden, blaugrau, gekörnt; h: 10; Umf: 35; abgeb. VII, 17. — Gewandnadel, Erz; abgeb. IV, 12, l: 11½; oben durch 3 Punkte verziert.

Grab 7 (nur in Resten erhalten).

1) Reste eines Topfes wie Taf. V, 1; Verzierung Gurtband VI, 32. — 2) Lampe, irden, roth; eindochtig, oben mit Eierstab umrandet; l: c. 3½; ähnl. VI, 26. — 3) Schüssel, terra sigill., hochroth; Eierstab fehlt; abgeb. VI, 16; Dm: c. 24; h: c. 10; Innenseite: Stempel: Balbus f. — 4) Mittelerzmünze des Augustus, Umschr.: Augustus Pontifex Maximus Rev: SC; das Uebrige unleserlich.

b) Einzelfunde römischer Zeit vom Kirchberg, augenscheinlich aus zerstörten Leichenbrandgräbern stammend.

1) Topf, wie V, 36; Verzierung: Gurtband VI, 31; h: 23; Umf: 47. — 2) Topf, wie V, 1; h: c. 18½; Dm: c. 16¼; verziert: mit Gurtband VI, 31. — 3) Desgl. wie V, 9; h: c. 11¾; Dm: c. 11; verziert mit Gurtband VI, 32. — 4) Schmuckscheibe, Metall; Grubenschmelz-Werk (email à champlevé); roth, hellgrün, blau u. weiss wechseln in dem Email-Guss; Dm: 6; abgeb. IV, 13.

Digitized by Google

c) Zusammenstellung der frührömischen Leichenbrandgräber vom Martinsberg.

Grab 8.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 21; h: 28½; Dm: 17½; Verzierung: oben Ringe wie bei V, 21, darunter Gurtband VI, 31; enth. verbr. Menschenkn., Gewandnadeln Nr. 2, 3, 4 u. 5, Schlüssel Nr. 6 u. kl. Metallring. — 2) Gewandnadel, Erz, scheibenförmig; ähnl. IV, 11. — 3) Desgl., abgeb. IV, 14. — 4) Desgl., abgeb. IV, 15. — 5) Schnalle, abgeb. IV, 16. — 6) Schlüssel, Eisen; abgeb. VIII, 26. — 7) Topf wie V, 1; h: 26; Dm: c. 21; Verzierung: Gurtband VI, 31; enth. verbr. Menschenkn. — 8) Desgl. wie VII, 17, bläulich, gekörnt; h: 12; Dm: 13; enth. verbrannte Knochen. — 9) Desgl. wie VII, 17, gelblich, schwarz angebrannt, gekörnt; h: 8½; Dm: 9. — 10) Desgl., ähnl. V, 32, etwas gedrungener, dann gekörnt u. röthlich gelb, stellenweise in das Weisse übergehend; h: 8; Dm: 7½. — 11) Desgl. wie VI, 5, unter dem Halse ein Gurtband mit Verzierung wie bei Topf V, 15; h: 20; Dm; c. 17. — 12) Schüssel, irden, blauschwarz; abgeb. VII, 35; h: 8½; Dm: 14¾; enth. unverbrannte Thierknochen. — 13) Tasse, t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 44; Innenseite: Stempel unleserlich; h: 6½; Dm: 12½. — 14) Desgl., irden, gl. schwarz; Innenseite Stempel: VI; h: 4; Dm: 8¼; ähnl. V, 44. — 15) Tafel, Thonschiefer; abgeb. VIII, 34; l: 10; br: 6½; dick: 1.

Grab 9 (vgl. Taf. V).

Nr. 1) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 15; h: 25½; Randdurchm: 14; Verzierung: eingeritzte Linien-Gruppen; enth. verbr. Menschenknochen; tragend Schildbukel Nr. 2. — 2) Schildbukel, Eisen; abgeb. V, 16; h: 10; Dm: 15. — 3) Topf, irden, grau, schwärzl. gedämpft, rauh wie verwitterte Schieferplatte; abgeb. V, 17; h: c. 25; Dm: c. 24½; enth. verbr. Menschenknochen, war oben durch umgekehrte Schale Nr. 4 verschlossen. — 4) Teller, irden, glänzendschwarz; h: c. 2½; Dm: 15½; abgeb. V, 18. Innenseite Stempel: INDVTIO, umgeben von schraffirtem Kreise, wie zeigt: V, 18a. — 5) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 19; h: 18; Dm: c. 15¼; Verzierung: ähnl. VI, 33, jedoch feiner; enth. verbrannte Menschenknochen, Nägel u. Rassel Nr. 6. — 6) Rassel (Kinderspielzeug), irden, graubraun, holperig; h: 6; abgeb. V, 20. — 7) Topf, irden,

Digitized by Google

glänzend dunkelbraun, stellenweis röthlich; abgeb. V, 21; h: 19½; Randdm: 10; Verzierung: VI, 33; enth. verbr. Menschenknochen, Fläschchen Nr. 8, Messer Nr. 9, Gewandnadel Nr. 10. — 8) Fläschchen, irden, blaugrau; abgeb. V, 22; h: c. 7½; Dm: c. 3½ (Imitation von Glasfläschchen). — 9) Messerheft od. Theil einer Scheere, Eisen; abgeb. V, 30; Schneidenlänge: c. 10; Br: c. 1½. — 10) Gewandnadel, Erz; abgeb. V, 23. — 11) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 31; Verzierung: ein durch Tupfen gegen weichen Thon bewirktes Rauhmachen der glatten Oberfläche; h: 14; Dm: c. 13; enth. verbr. Thierknochen. — 12) Topf, irden, glänzend schwarz; abgeb. V, 32; h: 20½; Randdm: 14½; enth. Gewandnadel Nr. 13. — 13) Gewandnadel, Erz, übersilbert; abgeb. V, 33. — 14) Napf, irden, braunröthl., stellenweis grauschwarz, holperig; h: 10½; Randdm: 26; abgeb. V, 34. — 15) Teller, irden, gl. schwarz, abgeb. V, 35; Innenseite zeigt Stempel: ACVTO von schraffirtem Kreis umgeben, wie V, 18a; h: 2½; Dm: 17¼.

Grab 10.

Nr. 1) Topf, irden, weiss, oben braungelb; ähnl. VI, 11; Verzierung: aufgelegte keulenförmige Stäbchen, die Art Pinien bilden; h: 21; Randdm: 14½; enth. angebr. Menschenkn., Nägel, halbgeschmolzene Gewandnadel ähnl. IV, 11 u. 18. — 2) Napf mit Deckel, irden, wie Grab 9, Nr. 14; ähnl. V, 11; h: 19½; Dm: 21½; enth. unverbrannte Thierknochen und Fischgeräthe, in einer Weise nebeneinander liegend, dass sie bei ihrer Beisetzung nur durch Gelenkbänder mit einander verbunden gewesen sein können. — 3) Einhenkeliger Krug, irden, gelblichweiss; h: 20½; Dm: c. 18½; ähnl. V, 43. — 4) Desgl. oberer Rand 3× gefurcht; h: 22. — 5) Teller, irden, blau, nicht gedämpft; abgeb. VII, 38; Innenseite einen aus 9 Strichen hergestellten Stempel, aussehend wie Imitation römischer Schriftstempel; h: c. 4½; Dm: 26. — 6) Desgl., t. sigill., tiefroth; h. 4; Dm: 17; abgeb. VII, 41; Innenseite Stempel: Jatanui. — 7) Desgl., t. sigill., tiefroth; h: 4; Dm: 17; abgeb. VII, 21; Innenseite schwer zu entziffernder Stempel, da er von drei Seiten aus gelesen werden kann, vielleicht; Xantia f. — 8) Sieb, Metallblech; abgeb. VIII, 30; oben mit Gehänge-Ansätzen versehen; Dm: 7½; h: 2.

Grab 11.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; h: 24½; Dm: c. 21; Verzierung: in der Mitte der Bauchung schmales Band unbestimmter,

Digitized by Google

sich Keilförmigem nähernden Grübchen; ähnl. V, 19; enth. verbr. Menschenknochen, verschlossen durch Schildbuckel Nr. 2. — 2) Schildbuckel, Eisen; ähnl. V, 16; h: c. 8; Dm: c. 15. — 3) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 31; h: c. 21½; Dm: c. 18; Verzierung: Gurtband VI, 32, jedoch sind die einzelnen Zickzacklinien mehr getrennt u. flacher, zweigartig (etwas späteren Zeitcharakters). — 4) Topf, irden, glänzend röthlichbraun, stellenweis orangeroth; ähnl. VI, 9; h: 18; Dm: 17. — 5) Krug, irden, zweihenkelig, gelblichweiss; abgeb. VII, 5; h: 29; Dm: 23½. — 6) Desgl. einhenkelig; ähnl. V, 43; h: 32; Dm: c. 25. — 7) Desgl. einhenkelig; ähnl. V, 43; h: 22¼; Dm: 16. — 8) Teller, t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 14; Innenseite zeigt zwischen schraffirtem Kreise 3 × Stempel: DACCIA; h: 3½; bedeutender Dm. von 35½; stand mit Langseite aufrecht, daher vorzügliche Erhaltung. — 9) Desgl., t. sigill., fragmentirt; Innenseite von schraffirtem Kreis umgebener Stempel COSOS; Dm: 23. — 10) Desgl., t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 14; Stempel: AOWI; h: 3½; Dm: 25; trug einen unverbrannten Schweinekopf. — 11) Desgl. t. sigill., glänzend tiefroth; abgeb. VII, 43; Innenseite in kleinen Lettern abgefassten Stempel MACCARI; h: c. 3½; Dm: 14½. — 12) Mittelerz der Antonia Augusta: Av: Kopf der Antonia Augusta mit Umschrift .... Augusta ...; Rev: zur Seite S. C., stehende Figur, Umschrift: Ti. Clau .....

Grab 12.

Nr. 1) Topf, irden, gelblich, gekörnt; ähnl. VII, 17; h: 21; Dm: 18½; enth. verbr. Menschenknochen, Gewandnadel Nr. 2 und Bruchstück einer solchen. — 2) Gewandnadel, Erz, scheibenförmig, ähnl. IV, 11. — 3) Topf, irden, blauschwarz gedämpft; ähnl. VI, 5; Verzierung: VI, 31; h: 11½; Dm: — 4) Teller, fragmentirt, t. sigill.; ähnl.

Innenseite Stempel TORNOS / VOCAR.

Grab 13.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; fragmentirt; Verzierung: glatte Gurtfurchen in gewissen Abständen; enth. verbr. Menschenknochen, die Münzen Nr. 2 und 3, oben abgeschlossen durch Schildbuckel Nr. 4. — 2) Mittelerz des Tiberius, Av: Lorbeerbekr. Kopf T. Imperator, Rev: Altar. — 3) Mittelerz des

Digitized by Google

Augustus, halbirt; zu lesen ist Av: Pont. Max. Rev: unbestimmbar. — 4) Topf, irden, blau, wenig gedämpft; ähnl. VI, 5; Verzierung: Gurtband mehrerer Horizontalfurchen; h: 22; Dm: c. 20. — 5) Desgl., h: 19; Dm: $17^1/_2$. — 6) Topf, irden, graublau, roher; h: $7^1/_2$; Dm: c. $8^1/_4$. — 7) Henkelkrug, irden, gelblichweiss; birnförmig; ähnl. V, 43; h: 15; Dm: c. $13^1/_4$. — 8) Desgl., h: 15; Dm. c. $13^1/_4$. — 9) Kelch, irden, t. sigill., blass orangeroth; abgeb. VI, 10; h: 15; ob. Dm: $12^1/_2$. — 10) Desgl., h: 17; ob. Dm: 16. — 11) Teller, irden, glänzend schwarz; abgeb. VII. 24; Innenseite schwer zu entziffernder Stempel, vielleicht: OFCITIO; h: c. $4^1/_2$; Dm: $17^1/_2$. — 12) Desgl., ähnl. dem vorigen; h: c. 4; Dm: 19; Stempel: OCITIO. — 13) Tasse, irden, glänzend schwarz; ähnl. V, 44; Stempel VOWI; h: 5; Dm: 9. — 14) Teller, t. sigill., orangeroth; ähnl. V, 35; Stempel: DV IVCIO (?); h: 3; Dm: $17^1/_2$. — 15) Desgl., t. sigill., fragmentirt; Dm: c. 24; ähnl. V, 14; Innenseite schraffirter Kreis, um diesen vertheilt $3 \times$ Stempel: DACCVI. — 16) Schildbuckel, Eisen; ähnl. V, 16; h: 17; Dm: 16. — 17) Fläschchen, Glas, weiss, sehr dünn; oben wenig ausladend u. wie abgeschnitten; ähnl. VII, 1; h: 8.

Grab 14.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 1; h: $25^1/_2$; Dm: $24^1/_2$; Verzierung: Gurtband VI, 31; Inhalt: verbr. Menschenkn. u. kleiner glatter Metallring. — 2) Topf, irden, glänzendschwarz, ähnl. V, 32; h: $22^1/_2$; Dm: c. $28^1/_4$. — 3) Topf, irden, graublau; ähnl. V, 31; h: $15^1/_2$; Dm: c. $14^1/_2$; Verzierung: Gurtband wie bei V, 15. — 4) Desgl., h: c. 13; Dm: c. 13; Verzierung: VI, 31. — 5) Desgl. h: 11; Verzierung wie bei Grab 11, Nr. 3. — 6) Topf, irden, weiss, oben braungelb, mit keulenförm. Stäbchen verz., abgeb. VI, 11; h: $16^1/_4$. — 7) Henkelkrug, weiss, kuglig gebaucht; ähnl. V, 43; h: 29. — 8) Desgl.; oberer Rand starke Falz; unterhalb Hals: Stab; h: c. 17; ähnl. V, 43. — 9) Napf, irden, graublau; Dm: $11^1/_2$; abgeb. VI, 36a. — 10) Napf wie Grab 10, 2; Dm: 0,30. — 11) Teller wie Grab 11, Nr. 10. — Dm: 25; Stempel undeutlich. — 12) Desgl. wie Grab 9, 15; Dm: $16^1/_2$; Doppelstempel unleserlich. — 13) Desgl. fragmentirt, unleserl. Stempel. — 14) Desgl. fragm., unleserl. Stempel. — 15) Schale, t. sigill., orangeroth, blass, mit unleserl. Stempel; abgeb. VII, 8; Dm: 12. — 16) Tasse, irden, glänzendschwarz, mit Stempel: OVIRVI; h: $4^1/_2$; ähnl. V, 44. — 17)

Digitized by Google

Topf, wie Grab 11, Nr. 4; h: c. 14½; abgeb. VI, 9. — 18) Metallspiegel; Dm: c. 6; abgeb. VIII, 29.

(Steinkisten) Grab 15 (hierzu Taf. V, Fig. 36—50 u. Fig. 39).

Nr. 1) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 36; h: 30; Verzierungen eingeritzt in angehärtetem Thon vor dem Brande; enth. verbr. Menschenknochen, die Gewandnadel Nr. 2, der kleine Eisenschuh Nr. 3, die Filiernadel Nr. 4, die Gemmenringplatte Nr. 5 und die Münze Nr. 6. — 2) Gewandnadel, Erz; abgeb. V, 39. — 3) Eisenschuh, durchbohrt; abgeb. V, 38; l: c. 6. — 4) Filiernadel, Erz; abgeb. V, 37; l. c. 8. — 5) Gemmenringplatte nebst Stein, verbrannt; Gemme nackte Figur zeigend, Linke Stab, Rechte hält Lanze (?), blickt, in schwungvoller Bewegung, nach hinten, wo Siegestrophäen aufgebaut; abgeb. V, 40. — 6) Mittelerz des Augustus, angedeutet V, 41 u. 41a; Av: Jugendlicher Kopf mit Umschr.: Caesar Augus. Pont. Maximus; Rev: S.C. mit Umschr.: M(arcus) Salvius Otho, Triumvir A(uro) A(rgento) A(ere) F(laudo) F(eriundo). — 7) Topf, irden, braungrau; abgeb. V, 42; h: 17½; Verzierung: VI, 33. — 8) Henkelkrug, weiss, birnförmig; abgeb. V, 43; h: 19½; unter demselben lagen unverbrannte Thierknochen (Speisereste?) — 9) Teller, wie Grab 14, 12; Stempel: SOINVO: Dm: 17½; abgeb. V, 50; Fischgeräthe tragend. — 10) Tasse, t. sigill., orangeroth mit unleserlichem Stempel; h: c. 5; abgeb. V, 44. — 11) Steinkiste, Tuff, durch Deckel verschlossen, c. 1 m im □; barg Nr. 1 bis incl. 10; abgeb. nebst Inhalt: V, 39.

Grab 16.

Nr. 1) Topf, wie Grab 14 Nr. 3; h: 15; enth. verbr. Menschenkn. u. das Krüglein Nr. 2. — 2) Henkelkrüglein, irden, weiss; abgeb. VII, 7; h: 9. — 3) Topf, wie Grab 3, Nr. 1; h: 24; enth. verbrannte Menschenknochen u. das Beschlagstück Nr. 4. — 4) Beschlagstück, Erzblech, abgeb. VIII, 32. — 5) Topf wie Gr. 13, Nr. 1; h: 24. — 6) Desgl., irden, graublau, glänzend mit eingestrichenen Rauten verziert, welche flach vertieft, sich durch Fehlen des Glanzes von der glatten Umgebung absetzen; h: 11; abgeb. VII, 25; enth. Thierknochen (?), Reste eines zusammengeschmolzenen Glasfläschchens, wie VII, 1; dann die Münze Nr. 7. — 7) Mittelerz des Augustus; Av.: Lorbeerbekränzter Kopf mit Umschrift: Augustus Pater; Rev: S. C., dazwischen Altar, unten Providentia. — 8) Topf, wie Grab 8, Nr. 8, jedoch von Farbe röthlich; h: 13¾. — 9) Tasse, wie

Digitized by Google

Grab 8, Nr. 10; Dm: c. 9½. — 10) Desgl. mit unleserlichem Stempel; Dm: 8. — 11) Desgl. mit Stempel ATVI zwischen Kreuzbalken; Dm: 7. — 12) Desgl. mit Stempel ILII; Dm: 7½. — 13) Henkelkrug, wie Grab 15, Nr. 8; h: 16. — 14) Schale, irden, gelblich mit gelblichem Ueberzuge; abgeb. VII, 27; Dm: 14. — 15) Steinkiste, Tuff; in □, durch Deckel verschlossen, im Inneren die vorgenannten Gegenstände mit Ausnahme von Nr. 13 und 14 bergend, welche neben der Kiste standen.

Grab 17 (abgeb. Taf. V, Fig. 54 bis incl. 56).

Nr. 1) Topf, irden, graublau; abgeb. V, 54; h: 13½, mit kleinen Daumeneindrücken versehen; verziert: Gurtband; VI, 31; enth. verbr. Menschenknochen und das Glasurgefäss Nr. 2. — 2) Henkelkrügelchen, irden, mit Palmetten- und Rosetten-Reliefs, sowie unter dem Gurtstab der Mitte seiner Bauchung durch Perlstab verziert, grünlichgelb glasirt; abgeb. V, 55; h: 8½; Dm: 6½; Taf. VI, Fig. 21, unterer Theil eines gleichartigen. — 3) Topf, irden, blaugrau; abgeb. V, 56; h: 7.

Grab 18 (abgeb. Taf. V, Fig. 52 u. 53).

Nr. 1) Topf, irden, blauschwarz, glänzend, unten graublau; abgeb. V, 52; Verzierung aufgeträufelte Halbmonde (lunulae) und grosse Zacken aus kl. aufgeträufelten Tüpfchen bestehend; h: c. 16½. — 2) Henkelkrug, irden, weiss; abgeb. V, 53; h: c. 25½.

Grab 19.

Nr. 1) Topf, ähnl. Grab 18, Nr. 1; abgeb. VI, 7; h: 25½; enth. angebr. Menschenknochen, Thongriff Nr. 2, Metallscheibchen Nr. 3, Spielstein Nr. 4, Münze Nr. 5. — 2) Thongriff, Mundstück oder zu anderem Zweck benutzter Gegenstand; abgeb. VII, 26. — 3) Metallblechschälchen mit Oese, mehrfach durchbohrt; gr: c. 1½. — 4) Spielstein mit concentrischen Ringen, Bein; gr: 2¼. — 5) Mittelerz des Nero; Av.: Kopf des Nero mit Umschrift: Nero Caesar Aug. P. M. Tr. Pot. M. P.; Rev.: Victoria mit Kugel zwischen SC. — 6) Topf, irden, blauschwarz, unten graublau, glänzend; abgeb. VII, 24; h: 24½; Verzierungen: VI, 32, mehr späteren Charakters wie Grab 14, 5 und Grab 11, 3 zeigen; auch ist Bauchung des Topfes oben weiter als z. B. bei älteren Gefässen, Taf. V, 1, 15, 19, 21, 36 u. 9, nähert sich auch in Technik mehr VI, 7; enth. verbr. Menschenknochen. — 7) Desgl., abgeb. VII, 17; h: 23½; mit eingeglätteten

Digitized by Google

senkrechten Linien versehen der Technik wie Grab 16, Nr. 6; enth. verbr. Menschenknochen und unkenntliche Mittelerzmünze.

Grab 20.

Nr. 1) Topf wie Grab 1, Nr. 1; h: 13; enth. verbr. Menschenknochen, zugedeckt durch die Schale Nr. 2. — 2) Schale wie Grab 16, Nr. 14; h: c. 9; Dm: c. 18. — 3) Topf wie Grab 14, Nr. 5, ebenso verziert; h: c. 20½. — 4) Desgl. wie Grab 14, Nr. 4, jedoch unverziert; enth. zwei durch die Hitze des Scheiterhaufens (?) zusammengebogene Fläschchen der Art wie VII, 1, dann halbgeschmolzene scheibenförmige Gewandnadel wie Taf. IV, 18 u. die Gewandnadeln Nr. 5 und 6. — 5) Gewandnadel, Erz; ähnl. V, 3. — 6) Desgl. — 7) Topf, ähnl. V, 31; h: 9½. — 8) Desgl., ähnl. VI, 5; h: 19. — 9) Henkelkrug, ähnl. V, 43, jedoch kuglig gebaucht u. oberer Rand vier × gefalzt; h: 13½ abgeb. VII, 32. — 10) Napf wie V, 11; h: 6; Dm: 14. — 11) Tasse wie Grab 16, Nr. 10—12 mit barbarischem Stempel; h: 6; Dm: 13. — 12) Desgl. h: c. 4; Dm: c. 9. — 13) Teller, glänzend schwarz, wie Grab 9 Nr. 4; abgeb. V, 18; Dm: c. 14½. — 14) Desgl., diese wie vorige unleserliche Stempel zeigend.

Grab 21.

Nr. 1) Topf, irden, graublau; ähnl. Grab 13, 1; auf dem unteren Abschluss des oberen Bauchtheils ein Gurtband mit Verzierungen wie VI, 31, jedoch späteren Charakters, wie VII, 48 zeigt: kürzer gestrichelt; h: 28; enth. verbr. Menschenknochen, etwa 5 zusammengegeschmolzene (Finger-?) Ringe und andere unkenntliche Schmuckstücke, dann Armschmuckrest Nr. 2, Beschlagerz Nr. 3, Münze Nr. 4. — 2) Theil eines verzierten Armringes, Erz; abgeb. IV, 17. — 3) Beschlagstreifen von 4 Nägelresten durchbrochen, Erz. — 4) Mittelerz des Tiberius; Av: Kopf des Tiberius mit Umschrift Tiberius Pont. Max., Rev: unbestimmbar im Ganzen. Die Vorderseite ist abgestempelt. — 5) Henkeltopf, irden, gelblich, weiss überzogen; h: 16¾; abgeb. VII, 31; enth. verbr. Thierknochen. — 6) Henkelkrüglein, irden, weiss; abgeb. VII, 7; h: 8½. — 7) Henkelkrug, wie V, 43; h: 22½. — 8) Desgl., mehr kuglig gebaucht wie Gr. 20, Nr. 9, jedoch aus rothem Thon bereitet; h: 15. — 9) Topf, ähnl. Grab 10, Nr. 1; vgl. Abbild. VI, 11, jedoch gedrungener u. mit breitem Gurtband aus 2 Reihen aufgelegter Stäbchen bestehend; h: 18¾. — 10) Becher, ähnl. Schale VI, 29; h: 10½; abgeb. VII, 4. — 11)

Digitized by Google

Napf wie V, 11; h: c. 11; Dm: c. 27. — 12) Schale, schieferartig, ähnl. VII, 42 mit undeutlichem Stempel VITIA (?); Dm: c. 23.

Grab 22.

Nr. 1) Topf, irden, graublau, sehr glatt mit eingeglätteten Verzierungen; h: 13½; ähnl. VII, 17. — 2) Schale wie Grab 20, Nr. 2; h: 9¼; Dm: 15½. — 3) Napf wie Grab 20, Nr. 10; Dm: 17½. — 4) Henkelkrug wie Grab 20, Nr. 9; h: 15. — 5) Desgl., gelblich; h: 13¼. — 6) Tasse wie Grab 16, Nr. 10—12; fragmentirt.

Grab 23.

Nr. 1) Topf wie Einzelfund Kirchberg Nr. 1; h: 21½; enth. verbr. Menschenknochen. — 2) Desgl., verziert, ähnl. V, 15, jedoch mit einzelnen senkrechten Linien; h: 16; enth. verbr. Menschenknochen und hufeisenförmiges, an den Enden durchbrochenes Eisen. — 3) Henkelkrug wie Grab 20, Nr. 9; h: 12¼. — 4) Desgl. mit einfacherem Ausgussröhre-Profil; h: 13½. — 5) Tasse wie Grab 16, Nr. 10—12; fragmentirt; Stempel unleserlich.

Grab 24.

Nr. 1) Topf wie Grab 8, Nr. 8, jedoch gelblich; h: 14; enth. verbr. Menschenknochen u. zwar die eines Kindes, die Gewandnadel Nr. 2, die Münzen Nr. 3 und 4. — 2) Mittelerz des Augustus; Kopf mit Umschrift: Caesar Aug. Pont. M.... Stempel auf dem Halse des Kopfes: Tib.; Rev: S. C. mit Umschrift ... M. MAECILIVS IVILV und Stempel MPNC. — 3) Desgl., Av: Kopf mit Umschrift: Caesar ... Pont. Max. Tribunic. Pot; Rev: S. C. mit Umschrift: ... PAAXFF. PLVRIVS AGRIPP AI ... — 4) Topf wie Grab 20, Nr. 8; h: c. 15½; gelblich, jedoch unten glänzend blauschwarz; an letzterer Stelle gedämpft (terra nigra!?!). — 5) Henkelkrug, weiss, wie V, 53; h: 16. — 6) Teller wie Grab 20, Nr. 13 und 14, jedoch aus t. sigillata; Stempel: Bucui.

Grab 25.

Nr. 1) Topf wie Grab 8, Nr. 8, schwarzgrau gekörnt; h: 13; enth. verbr. Menschenknochen u. die zwei Gewandnadeln Nr. 2 u. 3 u. Rassel Nr. 10. — 2) Gewandnadel, Erz, abgeb. IV, 20. — 3) Desgl. — 4) Topf wie Grab 23, Nr, 2; Linien des Ornamentes durch Glätten hergestellt; h: 18. — 5) Desgl. wie Einzelf. Kirchberg Nr. 1, jedoch Ornament: VI, 32; h: 19. — 6) Henkelkrug

Digitized by Google

wie Grab 20, Nr. 9 allein schlanker; h: 23. — 7) Desgl. ähnl. V, 43; stärkste Bauchweite oben; h: 18. — 8) Schale, irden, blau; ähnlich abgeb. VII, 42; Stempel runenartig, abgeb. VII, 52; Dm: 18. — 9) Teller, t. sigill., orangeroth, wie Grab 15, Nr. 9; Stempel: $\frac{\text{DVRV}}{\text{CVAVO}}$. — 10) Rassel wie Grab 9, Nr. 6; h: 7; abgeb. V, 20.

Grab 26.

Nr. 1) Flasche, irden, glänzend blauschwarz; h: $8^1/_2$; Dm: $5^1/_2$; abgeb. VI 8a. — 2) Töpfchen, irden, gelblichweiss; h: $6^1/_2$; Dm: 4; abgeb. VI, 25.

Grab 27.

Nr. 1) Topf, irden, glänzend blauschwarz, nach unten blau; h: $15^1/_2$; abgeb. VII, 22. — 2) Desgl., irden, glänzend schwarz überzogen; oben ornamentirt mit VI, 32; h: 13; abgeb. VI, 18.

Grab 28.

Nr. 1) Topf wie Grab 20, Nr. 7, jedoch Gurtband mit einzelnen Keilgrübchen nach VI, 33 ausgefüllt, Inhalt: Gewandnadel Nr. 2. — 2) Gewandnadel, Erz; l: 11; abgeb. V, 3. — 3) Topf wie Grab 20, Nr. 8; h: 24; verziert: VI, 31. — 4) Desgl., h: 16; verziert: VI, 32.

Grab 29.

Nr. 1) Topf wie Grab 9, Nr. 12; h: $18^1/_2$; enth. verbrannte Menschenknochen und die Gewandnadeln Nr. 2 u. Nr. 3. — 2) Gewandnadel wie V, 3. — 3) Desgl. — 4) Topf wie Grab 1, Nr. 1; h: $28^1/_2$; enth. verbr. Kinder-(?)Knochen. — 5) Desgl. mit Horizontallinien; h: $18^1/_2$. — 6) Desgl. wie Nr. 4; h: 7. — 7) Desgl., irden, braungrau, gekörnt; ähnl. VII, 17; enth. Gefässchen Nr. 8. — 8) Henkelkrügelchen, irden, weiss; wie VII, 7. — 9) Napf wie Grab 10, Nr. 2 (mit Deckel); Dm: $26^1/_2$; enth. unverbrannte Thierknochen (Speisereste?), darunter solche vom Wildschwein. — 10) Henkelkrug wie Grab 14, Nr. 7; h: $27^1/_2$. — 11) Desgl.; h: 14. — 12) Desgl., zweihenkelig; abgeb. VII, 29; h: 23. — 13) Krug, irden, rauh; abgeb. VII, 30; h: 13. — 14) Tasse, irden, glänzendschwarz; unleserlicher Stempel; h: $4^1/_2$; ähnl. V, 44. — 15) Teller, wie Grab 15, Nr. 9; Dm. 16; Stempel unleserlich. — 16) Lampe, irden, eindochtig, weiss, röthl. überzogen; Dm: $11^1/_4$; abgeb. VI, 26; mit Relief: Rückenansicht des im Angriff befindlichen Gladiators.

Digitized by Google

Grab 30.

Nr. 1) Topf, irden, glänzend braun; h: 22; ähnl. V, 1; (enth. verbr. Menschenknochen?) abgeschlossen durch Schildbuckel Nr. 2. — 2) Schildbuckel, abgeb. VIII, 35. — 3) Topf, ähnl. V, 15, allein röthlich gelb u. braun überzogen glänzend, Technik wie bei V, 21; VI, 9; h: 20. — 4) Teller, t. sigill., orangeroth; wie V, 35. — 5) Desgl. mit deutlichem Stempel $\frac{\text{DVRO}}{\text{CVAVO}}$. — 6) Gewandnadel mit einer Art imitirtem Filigran-Schmuck; abgeb. IV, 25; gr: 1,25.

Grab 31.

Nr. 1) Topf, irden, blauschwarz mit eingeglättetem Rautenmuster; abgeb. VII, 14; h: c. 27½; enth. verbr. Menschenknochen, Nägel, das Fläschchen Nr. 2 u. Münze Nr. 12. — 2) Fläschchen, sehr dünnes dunkelgrünes Glas, vierseitig; auf jeder Seite einen Reliefkopf zeigend: Meduse, Bacchus; h: c. 8. VII, 10. — 3) Topf, irden, blauschwarz, stellenweis graublau, durch eingeglättete Striche verziert; h: c. 22; abgeb. VII, 16; enth. verbr. Menschenknochen, Eisennägel, Nr. 4 u. Ringplatte Nr. 5. — 4) Büchse, Metallblech, aus zwei Stücken bestehend, die ineinander geschoben worden zu sein scheinen; l: c. 6; abgeb. VIII, 27 (vielleicht Tintenfass). — 5) Ringplatte mit Carneol-Gemme, Kopf der Roma zeigend; an Platte haften Reste des Ringes; alle Theile sind durch Brand bis zur Unkenntlichkeit der Materie angelaufen, Schnitt der Gemme trefflich IV, 27. — 6) Topf, irden, schwarzblau, glänzend; h: c. 11½; verziert mit Gurtband ähnl. VI, 32, jedoch späteren Typus dieser Ornamentik zeigend: VII, 44; abgeb. VII, 13. — 7) Henkelkrug, ähnl. V, 43, jedoch schlanker; h: 20. — 8) Schale, blauschwarz; wie VII, 42; c. 9 Dm. — 9) Desgl. blau, gedämpft; abgeb. VII, 2; l: c. 9. — 10) Tasse, t. sigill., glänzend tiefroth; abgeb. VI, 17 mit Stempel: OIVIA (oficina Ivia?). — 11) Lampe, eindochtig, ähnl. VI, 26, ohne Reliefbild; l: c. 10. — 12) Mittelerz des Claudius: Av: Imp. Claudius Caesar Aug. F. M. Fr. p. Rev: Krieger mit Schild und Lanze, im Angriff zur Seite S. C.; lag in dem Topfe Nr. 1.

d) Inhalt von Brandstätten frührömischer Leichenbrandgräber des Martinsbergs.

1) Inhalt einer Leichenbrandstätte.

1) Lanzenspitze, Eisen, in der Mitte Grat zeigend; abgeb. VIII, 3. — 2) Schildbuckel mit zwei an demselben fest gerosteten

Digitized by Google

oder durch Brand mit ihm verbundenen kleiner Wurfspeere; abgeb. VIII, 9. — 3) Scheere, Eisen; abgeb. VIII, 17. — 4) Bohreisen; abgeb. VIII, 7. — 5) Gabel, dreizinkig, Eisen, oben mit Spitze versehen zum Einlass in einen Holzstiel; abgeb. VIII, 23. — 6) Kästchen, starkes Metallblech; abgeb. VIII, 36. — 7) Töpfchen, irden, weiss, ähnl. VI, 25. — 8) Topf, irden, ähnl. V, 56, jedoch roher. — 9) Schlossblech (Erz); abgeb. VIII, 32. — 10) Scherben von Thongefässen und Glassachen, Brandreste, Eisenstücke von Nägeln und zahlreiche Holzkohlen.

2) Brandstätte.

Nr. 1) Reste eines Henkelkruges wie V, 43. — 2) Zerbrochenes Thongefäss, ähnl. VII, 4, jedoch an Stelle der Blätter sieht man Sand- oder Thonkrümchenbewurf. — 3) Henkeltopf, irden, wie VII, 31, schwarz angebrannt. — 4) Deckel eines Napfes, ähnl. V, 11. — 5) Stücke von glänzend schwarzen Gefässen. — 6) Bruchstücke von Gefässen aus t. sigill., wie VI, 16. — 7) Grössere Stücke zusammengeschmolzenen Glases. — 8) Töpfchen aus Metall, halb geschmolzen. — 9) Flacher Schildbuckel, Eisen, ähnl. VIII, 9. — 10) Lanzenspitze, Eisen, ähnl. VIII, 8. — 11) Zwei zusammengeschmolzene Wurfspeere, wie VIII, 9. — 12) Scheere (Eisen), ähnl. VIII, 17. — 13) Eisenstift, vielleicht Bohrer, ähnl. VIII, 7, — 14) Nägel, Eisen, theilweis mit runden, theilweis flachen Köpfen versehen. — 15) Reste eines Rostes, wie V, 12. — 16) Verbrannte Thierknochen.

3) Brandstätte.

Nr. 1) Schüssel, irden, weiss, etwas rauh; abgeb. VII, 35; im weit überragenden Rande Ausguss zeigend. — 2) Topf, der Art wie V, 36, ohne Verzierung. — 3) Napf, ähnlich V, 11. — 4) Gefässscherben mit Goldglimmer versehen. — 5) Reste einer glänzendschwarzen Schale der Form wie V, 18. — 6) Stücke von kleineren und grösseren Gefässen aus t. sigill, darunter solche ähnl. VI, 17 mit Lotus; abgeb. VII, 46. — 7) Reste von einh. Krug, wie V, 53. — 8) Brand- und Eisennägelreste, geschmolzene Glasgefässe, halbverkohlte Thierknochen.

4) Brandstätte.

Nr. 1) Henkelflasche, irden, flach; br: 5; h: 13; bläulichweiss, mit grünlich-gelber Glasur überzogen, die auch im Innern sicht-

Digitized by Google

bar; eigenthümlich ornamentirt: durch Haselnussstaude-Blätter, einer Art Aestchen oder Geweihetheile; Zwischenräume durch kleine wellenförmige Bogenlinien ausgefüllt; Alles in Relief vermittelst Form hergestellt; Brand fest, jedoch nicht bis zum zusammengefritteten Thone des frühmittelalterlichen Steingutes; abgeb. VI, 19. — 2) Schaale, schmutzigweiss, mit grünlicher Glasur überzogen, letztere stellenweis dick zusammengelaufen, Tiefen der Ornamente deckend; Technik wie Nr. 1; Ornamentik: Palmetten, die von Rauten ausgehen und Rauten zwischen sich haben; oben durch Perl- oder Zackenstab abgeschlossen, unten durch Reihe Striche; Sch. ist unterer Theil eines Henkelkännchens wie V, 55, das dieselbe Technik wie Nr. 1 und 2 zeigt; Dm: $8^1/_2$; h: 3. — 3) Scherben von Thon- und Glasgefässen, Nägel, Brandreste der Art wie in Brandstätte 3.

e) Einzelgegenstände aus Brandstätten und Brandgräbern des Martinsberges.

Nr. 1) Henkelkrüglein der Technik wie Nr. 1 u. 2 der vorigen Brandstätte; abgeb. VI, 20; h: $14^3/_4$; Dm: c. $10^3/_4$ aus Brandstätte. — 2) Desgl., oben eine Reihe der Troddeln wie solche bei Nr. 1 in der Mitte zu je 3 Stück vertheilt sind, darunter kleine Häschen, dann Perlenreihe und Stäbchen, unten glatt; h: 14. — 3) Topf, irden, gelblich, dünnwandig, gekörnt; zwei Henkel zeigend; vor diesen ist Bauchung eingedrückt; zwischen den Henkeln: Gesicht, Ohren; zwischen Augenbraunenbogen Halbmond (?); unterhalb des Mundes Tropfen; genannte Theile in Relief aufgetragen; h: 27; abgeb. VI, 12. — 4) Desgl. Gesichstopf ähnl.; es fehlen Henkel und Eindrücke, dann zeigt Profil des oberen Randes unwesentliche Abweichungen; h: c. 26. — 5) Topf, irden; abgeb. VI, 13; weiss, röthlichbraun überzogen, Schuppen und Lotus in Thonschlamm-Auftrag zeigend; h: 24; Inh. verbr. Menschenknochen, Gusserz von Nero. — 6) Topf, irden, blauschwarz, eingeglättete Verzierungen zeigend; Dm: c. 25; abgeb. VI, 6. — 7) Topf, irden, sauber, roth, rautenförmig schraffirte, mit vorspringenden Warzen versehene Gurtbänder; h: 28; abgeb. VI, 4. — 8) Desgl., irden, weiss, mit 2 kleinen Henkelchen versehen; unter einem eingeritzt: IPIIIS. abgeb. VII, 23. — 9) Desgl. roth; höher. — 10) Schale, t. sigill., hochroth, jedoch etwas dickwandiger, als VI, 16, mit Eierstab versehen, loser gebrannt; Stempel: Of. Ardaci; Dm: 19. VI, 15. — 11) Löwchen, irden, gehöhlt, oben Röhrchen und Henkel gelblichbraun glasirt; Technik wie Nr. 1 u. 2; abgeb. VI, 23; l: $8^1/_2$; h: $6^1/_2$;

Digitized by Google

aus Brandtätte. — 12) Desgl., Röhrchen im Munde, Oeffnung im Hintertheil der Standfläche; h: 7; l: 7; lag in Brandstätte. — 13) Becher, irden, mit Eindrücken; sehr dünn, Thonkrümchenbewurf zeigend; metallisch braun überzogener weisser Thon; ähnl. VII, 6; h: 12. — 14) Flasche, irden, gelblich; h: c. 20; abgeb. V, 22. — 15) Lampe od. Tintenfass, mit geschwungenem Griffansatz, oben geöffnet, braungrau; l: c. 8; h: c. 2½. VI, 28. — 16) Dreifuss, irden, braunroth in das Graue und Braunschwarze übergehend, Thon stark mit Quarzsand vermischt; h: 18; abgeb. VI, 2. — 17) Schälchen, irden, bräunlich, eigenthümliche Art durcheinandergeworfener Blätter vorführende Verzierung, in Relief, theilweis recht scharfgerandet aufliegend; abgeb. VI, 22. — 18) Topf, irden; gelblich; dünn; gekörnt; mit Ringen, Blättern und Tüpfchen versehen, in Relief mit brauner Masse aufgetragen; abgeb. VII, 15; verbr. Knochen und Münze des Claudius enthaltend. — 19) Desgl.; verziert: je 3 Ringe und Lotus abwechselnd, die in Weiss aufgetragen sind. — 20) Becher, irden, blaugrau, etwas roher; verziert: VI, 31; abgeb. VII, 11. — 21) Desgl., Bruchstück, weiss, Innenseite roth überzogen, eigenthümliche Henkelvorrichtung zeigend. — 22) Schälchen, Bruchstück, weiss mit braunen Streifen, unter Standfläche braun aufgetragener Stern; abgeb. VI, 11a. — 23) Schale mit halbmondförmig umgebogenem Kragenrand, auf welchem Ausgussrinne, die an jeder Seite Stempel Oviorix zeigt, weiss; abgeb. VI, 37; Dm: 15. — 24) Töpfchen, Bruchstück, papierdünn, glänzend schwarz, scharfkantig ausladende Bauchung; abgeb. VI, 24. — 25) Schälchen, aufgetragene Schuppen-Verzierung, bräunl. überzogen; abgeb. VI, 29. — 26) Becher, t. sigill., dünnwandig, tiefroth, scharf gehaltene Ornamentik, oben mit Eierstab abschliessend; abgeb. VII, 18; h: 7. — 27) Bruchstück, ähnl. Arbeit aus t. sigill., in Brandstätte zusammen gefunden mit den Sigillata-Scherben VII, 49 bis incl. 51, welche dieselbe festgebrannte glänzend tiefrothe sigillata vorführen. In derselben Brandstätte auch das gelbliche mit Goldglimmer bedeckte Bruchsück einer Schale, das VII, 50 wiedergegeben; Stempel lauten: Of. Sabi; Of. Crestio; Of Moii; Bassi; . . Ascuii. — 28) Dreizehn Töpfe der Art wie: V, 1, 9, 15, 19, 36, 42; von 10 bis 29 Höhe, theilweis mit verbrannten Knochenreste angefüllt. — 29) Zwölf weitbauchige Töpfe von schwarzer, grauer, gelblicher u. blauer Farbe mehr oder weniger sich V, 32 u. VI, 6 nähernd; h: 6 bis 19. — 30) Vierzehn Henkelkrüge, gelblich; wie Typen V, 53 u. 43. — 31) Dreizehn Näpfe von grauer Farbe wie: V, 11, 34. — 32) Vier Schalen, irden, von glänzend

Digitized by Google

schwarzer Farbe wie V, 18. — 33) Krügelchen mit Ausgussröhre weiss, oben bräunlich — 34) Sieben verschiedenartige Gefässe der vorbezeicheten Typen. — 35) Rassel in Vogelgestalt, grau, roh geformt, oben keine Oeffnung h: c. 8; aus Brandstätte. — 36) Kreisel, irden, braungrau, roh; h: 5; aus Brandstätte. — 37) Göttin, irden, weiss, sitzend auf geflochtenem Stuhl; in Talar u. Stohla gekleidet, rechte Hand abgebrochen, linke Füllhorn mit Reben und Trauben gefüllt; auf Seitenlehne des Stuhls Stempel: Victor; h: c. 15; in d. Brandstätte gefunden, VI, 36. — 38) Zwei sich Umarmende, irden, weiss; scheint Darstellung „vale" zu sein; in d. Brandstätte gefunden, VI, 35. — 38a) Lampe, ähnl. VI, 26; Dm: 8; Relief eines Bacchanten mit Thyrsusstab. — 38b) Desgl., einfacher; Dm: 8; mit Stempel: Artimers. — 38c) Teller t. sigill. glänzend tiefroth; Dm: $20^1/_2$; Stempel: Amabilis f.

Vereinzelte Gewandnadeln, ebendaher.

Nr. 39) Gewandnadel, reich profilirt, oben amphoraartig gestaltet; Erz; abgeb. IV, 21. — 40) Desgl., oben schildförmig abgerundete Platte; abgeb. IV, 22. — 41) Desgl., flach mit zwei feinen Wellenlien (eingeritzt); abgeb. IV, 23. — 42) Desgl., mit keilförmigem Rückenschild; abgeb. IV, 24. — 43) Desgl., ähnl. IV, 11; auf Scheibe ein kl. Hündchen. od. ein Wolf plastisch angefügt. — 44) ähnlich. — 45) Desgl., glatt; abgeb. IV, 26. — 46) Gewandnadel IV, 29; mit Grubenemail; gelbe, grüne und rothe Farbe wechseln; nicht in Andernach, sondern in Cobern am Berge gefunden und zwar zusammen mit Nr. 47 und einem Topfe wie V, 52 u. VI, 7; daher mit diesem gleichzeitig; zur Charakteristik der Andernacher Sachen hier genannt. — 47) Gewandnadel mit Grubenemail, roth und bläulich weiss, IV, 30 ebendaher; auf demselben Grabfeld gefunden: gewundener Armring eines Kindes, dann glatter, zusammen mit Rassel in Vogelgestalt wie V, 20, die jedoch weiss u. braun gestreift ist, u. mit kl. met. Kinderlöffelchen gefunden.

Vereinzelte Handwerks- u. Hausgeräthe aus Metall, ebendaher.

Nr. 48) Messer, Eisen, vielleicht Küchenmesser; abgeb. VIII, 13. — 49) Klinge, Eisen, mehr dolchartig; abgeb. VIII, 14. — 50) Desgl., VIII, 15. — 51) Krummmesser, Eisen; an unterem Theile Eisenring zur Verstärkung des Holzgriffes; abgeb. VIII, 16. — 52) Scheere,

Digitized by Google

Eisen, geschickte Technik zeigend; abgeb. VIII, 17. — 53) Geräth, Eisen, keilförmig an die Form der einfachen Flachcelte erinnernd; vielleicht als Falzbein verwendet, VIII, 18. — 54) Blatt einer Handsäge, Eisen; abgeb. VIII, 19; ausserdem auf Martinsberger frührömischem Gräberfelde Blatt einer grossen, breiten Handsäge mit langen Zähnen gefunden, wie solche noch heute von unseren Holzschneidern benutzt werden. — 55) Steinmeissel, Eisen; abgeb. VIII, 20. — 56) Doppelmeissel, Eisen; gezahnt, liess sich auch zum Herstellen von Schnittornamenten verwenden; abgeb. VIII, 21. — 57) Eisen, schmal an seinen Enden zur Oese umgebogen; abgeb. VIII, 22. — 58) Gabel, Eisen, hakenförmig gebogen, drei lange Zacken zeigend, hinten eine zum Einlassen in Holzstiel; vielleicht: „Furca sepulcralis"; abgeb. VIII, 23. — 59) Scharniere, Erz, bei einem Deckel od. einer Thüre verwendet. — 60) Schlüssel, Eisen, unten ankerförmig gebogen; abgeb. VIII, 25. — 61) Desgl., Eisen, kurz gedrungen, kräftig; abgeb. VIII, 26. — 62) Büchse, Metallblech, vielleicht Tintenfass; abgeb. VIII, 27. — 63) Filirnadel, Erz; abgeb. VIII, 28. — 64) Metallspiegel, Silbermischung; abgeb. VIII, 29. — 65) Seihe, Metallblech; abgeb. VIII, 30. — 66) Löffel, langgestielt, Metall; vielleicht Trua od. Trulla, der griech. Kyathos; abgeb. VIII, 31. — 67) Schlossblech, abgeb. VIII, 32. — 68) Griff, Erz, von Messer (secespita) od. Schlüssel od. anderem Instrumente; abgeb. VIII, 33. — 68a) Metallgriff, abgeb. VIII, 37.

Waffen (theilweise schon bei Besprechung der Brandgräber genannt).

Nr. 69) Klinge nebst Griefftheil des Gladius major, zusammengebogen aus Urne; abgeb. VIII, 1. — 70) Desgl., Pugio, gewölbte Rippe, einmal gegliederter Griff VIII, 2. — 71) Hasta, Eisen, kurz, geschickt gezogene Mittelrippe, nach der Tülle zu herzförmig abgerundetes breites Blatt; abgeb. VIII, 3. — 72) Hastae, Eisen, zwei zusammengerostete oder durch Flamme des Scheiterhaufens zusammengefügte, wie solche gewöhnlich auch paarweise auf rheinischen Grabsteinen der Cohortalen auftreten; abgeb. VIII, 4. — 73) Lanzenspitze mit schmalem, zu einem hohen, sehr geschickt gezogenen, abgerundeten Mittelgrad verlaufender Schafttülle u. schlankem Blatte; abgeb. VIII, 5. — 74) Desgl., soweit die starke Verrostung erkennen lässt, ohne Mittelgrad. — 75) Lanzenspitze, Eisen, rund; abgeb.

Digitized by Google

VIII, 6. — 76) Pfeilspitze, blattförmig; abgeb. VIII, 8. — 77) Wurflanze oder Wurfpfeil (plumbati, martiobarbuli) an unterem Theile des Schildbuckels, wo sie aufbewahrt wurden, angerostet oder durch Feuer des Leichenbrandes angeheftet; abgeb. VIII, 9. — 78) Schildbuckel, nicht, wie der vorgenannte, kreisförmig abgerundet, geht von rundem, horizontal gestalteten Rande cylindrisch aus, engt sich nach oben pyramidial zur Spitze; mehrfach bildeten solche Deckel der Leichenbrandurnen, so dass sie sich fest an dem Rande derselben angerostet fanden; abgeb. VIII, 10. — 79) Ehrenschmuckplatte eines Soldaten (phalera), einen Kopf darstellend, Metallblech, VIII, 11. — 80) Sporn, Eisen, mit kurzem, durch einen pyramidal gestalteten Knopf abgeschlossenen Stachel; abgeb. VIII, 12. — 81) Pilum, Eisen; wurde (von Schmitz) ebenfalls in den Martinsberggräbern resp. Brandstätten gefunden. — 82) Beschlag einer Schwertscheide, abgeb. VIII, 33a.

Vorgefundene Waffen gaben durch ihr Aeusseres zu erkennen, dass sie dem Leichenbrand ausgesetzt waren, sei es, weil sie zur Ausstattung des Verstorbenen benutzt wurden, sei es, weil sie als „munera od. dona" während des Brandes von den Leidtragenden hineingeworfen, oder aber endlich zum Schmuck des Scheiterhaufens verwendet worden sind.

In der Holzasche des Leichenbrandes fanden die Eisensachen eine solch' treffliche Erhaltung, als hätten sie eben das Schmiedefeuer verlassen.

B. Die spätrömischen Brand- und Skeletgräber vor dem Burgthor.

In dem Gräberfelde vor dem Burgthor in Andernach, in welchem man die Todten verbrannt und unverbrannt der Erde übergeben hat, erschienen die einzelnen Gräber in unregelmässigen, dem Lauf der Coblenzer Strasse folgenden Reihen und zwar — worin man sich bei den wenigen der hier zu Tage geförderten Grabstätten freilich irren kann — schien zuerst eine Reihe von Leichenbrand- und dann eine Anzahl Skelettengräber angelegt worden zu sein und es sah so aus, als hätten drei Skelettengräber mit drei Leichenbrandgräbern gewechselt. Aber es lagen die Gräber im Allgemeinen in ungleichmässiger Tiefe. Die Leichenbrandgräber fanden sich durchschnittlich 1 Meter, die Skelettengräber 1,50 bis 2,90 m tief. Der Abstand der vom Provinzialmuseum aufgedeckten Skelettengräber betrug 1,50 m.

Die Leichenbrandreste und die Urne mit den Beigefässen zeigten

Digitized by Google

sich an ein und derselben Stelle. Die Knochenreste lagen in Töpfen, welche bald die oben weit geöffnete Urnenform, bald die der Henkelkanne zeigten, welch' letztere Beisetzungsart auf dem früheren Gräberfeld Andernachs nicht angetroffen worden ist. Auch sind die Beigaben einfacherer Art und geringer an Zahl. Ausser einem schwarzen Trinkbecher zeigte sich selten noch das eine oder andere weitbauchige Gefäss. Von Schmuckstücken wurde nur der angebrannte Rest einer Bügelschnalle vorgefunden.

Gefässe desselben Typus, Töpfe welche zu demselben Gebrauche bestimmt waren, fanden sich auch in den neben diesen Leichenbrandgräbern vorgefundenen Skelettengräbern. Da nun auch die in den Leichenbrandgräbern beobachteten Münzen denselben Kaisern angehören, wie die in den Skeletgräbern angetroffenen, so haben wir es hier mit einem Gräberfelde zu thun, auf welchem in ein und derselben Zeit die Verstorbenen verbrannt und unverbrannt beigesetzt worden sind. Von Münzen, welche sich im Leichenbrande fanden, gehört die eine dem Tetricus pater an, die andere Constantin d. Grossen; letztere ist im Leichenbrand auf einer Seite geschmolzen und beckenförmig ausgebaucht[8]).

Die Skeletgräber bestanden aus Gruben von 1,40 bis 2 Meter Länge und 0,40 bis 0,65, im Allgemeinen 0,55 m Breite; deren Tiefe betrug 1,50 bis 2,90 Meter. Eine der Todtengruben zeigte eine dünne Brand- — nicht Moderlage! —, welche es unzweifelhaft machte, dass man das Grab ausgebrannt hatte.

Auf dem Boden der Grube zeigte sich, in Verbindung mit geringen Moderresten, das in den meisten Fällen wohl erhaltene Skelet und zwar in langgestreckter Lage mit den Füssen nach Osten. Die Arme waren entweder gestreckt oder aber es zeigten sich die Handgelenke überkreuzt, als habe man absichtlich das uralte Symbol des Schrägkreuzes hervorrufen wollen. Der Kopf lag gewöhnlich geradeaus gerichtet oder aber wenig nach der einen oder anderen Seite geneigt.

Eigenthümlicherweise zeigte sich einmal, und zwar in der vorgenannten ausgebrannten Grube, am Fussende des Menschenskelettes ein Thiergerippe in unbestimmbaren Ueberresten.

Gewöhnlich lagen am Fussende, oder aber zu beiden Seiten des Todten, stark verrostete, grosse eiserne Nägel, an welchen in den meisten Fällen noch vom Rost stark durchzogene Theile des Holzsarges hafteten, der aus schweren Dielen zusammengesetzt war.

Dieselbe Spärlichkeit in Bezug auf Beigefässe gaben auch diese

Digitized by Google

unverbrannten Todten zu erkennen, allein mit dem Unterschiede, dass bei den nichtverbrannten Todten sich kleinere, mitunter kostbare Glasgefässe beigesetzt fanden. Solche sind offenbar mit den durch Feuer zerstörten Leichen verbrannt worden, wie die Brandstätten der ersten Kaiserzeit erkennen lassen.

Einer der Todten hatte eine kleine Kupfermünze des Probus in der Hand, bei einem zweiten fand sich eine kleine Erzmünze von Constantin dem Grossen auf dem Fussgelenk des linken Unterschenkels.

Unter den Gräbern waren die meisten von Erwachsenen, eines war ein Kindergrab, das auch, wie erstere, den Holzsarg zeigte; am Kopfende stand ein kleiner einhenkeliger Krug.

In einem der Gräber, das einen im Holzsarg bestatteten Todten barg, stand am Fussende ein grosser weitbauchiger Topf von der Art wie ein solcher in dem benachbarten Brandgrabe mit Knochenresten des Verstorbenen angefüllt sich vorfand.

Fundbericht.

a) Brandgräber.

Grundstück der Hospital-Verwaltung, westlich neben Herfeld.

Grab 1.

Nr. 1) Henkeltopf von festgebranntem rauhgekörntem Thon von graugelber Farbe; abgeb. X, 49; h: 33; enth. verbrannte Menschenknochen, war durch einen umgekehrten Becher Nr. 2 verschlossen. — 2) Becher, dünnwandig von rothem Thon und schwarzem, jedoch nicht glänzendem Ueberzuge; ähnl. X, 3; h: 14⅝; Strichelreihen sind durch ein Rädchen hergestellt. — N. B. Die Gefässe lagen in oder unter einer Brandstätte, neben einem 77 cm breiten Mauerfundament; die Brandstätte schien stellenweis die Mauer zu bedecken.

Grab 2.

Nr. 1) Topf, fragmentirt, von festgebranntem, rauhen, gelbblauen, etwas dunkel gesprenkeltem Thon; ähnl. X, 2; enth. verbr. Menschenknochen und die Münze Nr. 2. — 2) Münze des Tetricus pater. — 3) Platte einer Bügelschnalle in Brandresten. Zu bemerken ist, dass 1 m 50 entfernt von dem Grabe 1 die genannten Sachen lagen und von Brandresten, vielleicht von der ustrina umgeben waren, so dass hier wie in Grab 1 ein bustum zu denken wäre.

Grab 3.

Nr. 1) Topf, rauhwandig, graugelb, ziemlich roh; abgeb. X, 2;

Digitized by Google

h: 22¾; enth. verbrannte Menschenknochen. — 2) Becher, roth, glänzend, schwarz überzogen in der Gestalt mit X, 3 übereinstimmend. N. B. Auch diese Sachen standen im Leichenbrand und zwar, wie die vorgenannten, 1 m tief.

Grab 4.

Nr. 1) Topf, ähnl. Grab 3, Nr. 1; zerbrochen. — 2) Henkelkrug, schwarz, ähnl. X, 7; zerbrochen. — 3) Glasgefäss; zerbrochen.

(Dasselbe Grundstück.)

b) Skeletgräber.

Grab 5.

Nr. 1) Sargnägel, Eisen, in der Umgebung eines mit überkreuzten Händen beigesetzten, mit dem Gesichte nach Osten gerichteten Skeletes, das zu den Füssen das Gerippe eines Thieres liegen hatte; Sohle der Grube, in 2,40 m Tiefe, war ausgebrannt.

Grab 6 (l: 1,75; t: 1½ m).

Nr. 1) Becher wie Grab 3, Nr. 2; stand am Kopfende eines Skeletes. — 2) Perle in Fassform, Glas schwarz, durchbohrt, oben eine aufgesetzte Oese zeigend, mit blauem Glasfaden umsponnen; lag am Halse des Skeletes; abgeb. XI, 10. — 3) Desgl., glasartige Masse, grün, gerippt; abgeb. XI, 11; lag neben Nr. 2. N. B. der Schädel zeigt einen schön abgerundeten Scheitel; Stirn wenig gewölbt; fast senkrecht; weibl. Typus; der Brachycephalie sich nähernd.

Grab 7 (l: 2; br: 55; t: 2,30 m).

Nr. 1) Topf ähnl. Grab 3, Nr. 1; h: 12. — 2) Desgl.; beide, Nr. 1 u. Nr. 2, standen neben dem rechten Fuss des Skeletes. — 3) Henkelkrug, röthlich weisser Thon, röthlich überzogen, ziemlich roh, blättert sich leicht ab; h: 26½; abgeb. X, 7a; stand zwischen den Füssen des Skeletes. — 4) Schale, zerbrochen, sehr dünn, weisses Glas, lag an der rechten Seite des Schädels.

Grab 8 (l; 2; br: 55; t: 1½ m).

Nr. 1) Topf, wie Grab 3, Nr. 1; lag zu den Füssen eines Skeletes; h: 21. — 2) Sargnägel.

Grab 9 (abgeb. IX, 11).

Nr. 1) Glasschale, zerbrochen, dünn, weiss mit flammenartig aufgetragenen tiefblauen Tupfen; stand neben der linken Seite des

Digitized by Google

Kopfes eines mit überkreuzten Händen nach Osten blickenden Skeletes, mit schön abgerundeter Schädeldecke; abgeb. X, 58. — 2) Desgl. wie Grab 7, Nr. 4; lag zerbrochen neben der linken Lendenseite. — 3) Münze Constantin d. Grossen: Vorderseite Kopf; Rückseite Victoria, lag neben dem linken Fuss des Skeletes.

Grab 10.

1 Eisenschuh, lag zu den Füssen eines Skeletes, das von Steinen umstellt möglicherweise fränkischer Zeit angehört haben kann.

Grab 11 (l: 1,40; br: 40; t: 1,60 m).

Nr. 1) Henkeltopf von sehr rohem, rothgrauem, stark gekörnten und etwas holperig gedrehtem Thon festen Brandes; abgeb. X, 7, lag an der rechten Seite des Schädels eines Kinderskeletes. — 2) Sargnägel, Eisen; das Skeletgrab lag zwischen den Brandgräbern Nr. 1 u. Nr. 2.

Grab 12 (2 m tief, abgeb. IX, 4).

1 Becher wie Grab 1, Nr. 2; lag an der linken Seite des Gesichtes eines Skeletes, welches die rechte Hand an der linken Lendenseite, die linke an der rechten Seite des Unterkiefers liegen hatte.

Grab 13—15.

Skelette ohne Beigaben; nur eines hatte einen zerbrochenen Krug zu den Füssen.

Skelet-Gräber vom Martins- und Kirchberg in Andernach.

Nach Abdeckung des Humus zeigten sich sowohl auf dem Martins- als auch auf dem Kirchberge, rechtwinkelige Gruben, welche mit durch Humus vermischtem Bimsstein ausgefüllt waren. Die spätrömischen Gräber auf dem Martinsberg wurden von Privaten aufgedeckt. Die jüngste Münze derselben war von Constantius, am Bnrgthor von Constantin dem Grossen, am Kirchberg war die älteste von Valentinian.

Die einzelnen Gruben waren 1,50 bis 2,27 m lang, 43 cm bis 1,70 m breit und 14 cm bis 2,27 m tief. Durchschnittlich betrug die Länge 2, die Breite 1, die Tiefe 2 m. Bei Anlage der Gruben mussten zumeist die den Bimsstein durchziehenden Tuffsteinlagen (Britz) durchhauen werden.

Die Gruben lagen in unregelmässiger Weise, seltener in Reihen; ihre Langseite war von Osten nach Westen gerichtet; es zeigten auch Gruben eine etwas andere, doch niemals entgegengesetzte Richtung.

Digitized by Google

Auf der Sohle der Gruben lag das Skelet des Menschen so, dass sich auch hier wieder das Streben, dieses mit dem Antlitze nach Osten zu richten, nicht verkennen liess. Männer, Frauen und Kinder ruhten hier, zumeist auf dem Rücken in langgestreckter Lage, die Hände seitwärts gestreckt oder auf der Brust oder in der Bauchgegend gekreuzt. Vgl. Taf. IX, 1—12. Die Skelette der Erwachsenen ergaben in ihrer Grabeslage eine Länge von 1,45 bis 1,82 Meter.

Grundstück von J. M. Schumacher (am nördlichen Abhang des Kirchberges, östlich des Kirchweges).

Grab 1.

Nr. 1) Armring, Metall, mit eingravirten Verzierungen versehen; Dm: $7^1/_2$; abgeb. XI, 12; lag zwischen dem unteren Theile der Unterschenkel eines Skeletes. — 2) Sargnägel; l: 12; br: c. 7 mm; unter dem Kopfe derselben von Rost durchzogene Holzreste die $5^1/_2$ br. waren, also die Dicke der Sargdielen bezeichneten; 7 solcher Nägel wurden gefunden, die mit einer gewissen Regelmässigkeit zu den Seiten des Todten und zwar mit dem Kopfe nach den Grabwänden hin gerichtet waren, während die Spitzen nach dem Skelete hinzielten; die Nagelköpfe, welche sich gegenüber befanden, lagen 38 cm auseinander, abgeb. XI, 24.

Grab 2, abgeb. IX, 3.

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2, 9 Stück, lagen in der Ellenbogengegend 34 cm auseinander, in der Kniegegend 32 cm; das Skelet zeigte die Hände überkreuzt; Länge des Skeletes: 1,54 Meter.

Grab 3 bis incl. 12.

Nr. 1) Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2, aus den Gräbern 3 bis incl. 12, welche Skelette ohne Beigaben enthielten. Die Länge der Skelette betrug; 1,45; 1,47; 1,60; 1,60; 1,61; 1,67; 1,67; 1,72; 1,78. — Die Grubenlänge schwankte zwischen 2 u. 2,62 m; die Breite zwischen 25 u. 88; die Tiefe 1 u. 2,62; mehrfach waren die Gruben 2× zur Beisetzung von Verstorbenen benutzt worden; in diesem Falle fanden sich vielfach die Knochenreste des zuerst Bestatteten im oberen Theile der Grube.

(Grundstück der Kirchenverwaltung von Andernach südlich des vorigen.)

Hier wurden bereits vor den vom Provinzialmuseum vorgenommenen Gräberaufdeckungen, beim Abgraben des Bimssteins, welches Herr

Digitized by Google

J. M. Schumacher vornehmen liess, eine Anzahl Gräber aufgedeckt, die zum Theil Holz-, zum Theil Steinsärge zeigten. Unter den Fundstücken, welche mit denjenigen des folgenden, südlich anschliessenden Grundstückes übereinstimmten, befanden sich ausser verschiedenartigen Glasgefässen Krüge wie X, 40 u. 42. Das Provinzialmuseum öffnete hier noch 7 Gräber, von denen 2 vom Kirchweg halb durchschnitten waren.

Grab 13 (l: 2,25; br: 1,6; t: 69 m, abgeb. IX, 9).

Nr. 1) Henkelkrug, rauhwandig, fast wie frühmittelalterliches Steingut, hart gebrannt, gelbgrau, stark gekörnt; abgeb. X, 12; h: 22, er lag im oberen Theil der Grube. — 2) Gewandnadel, Metall mit Niello, theilweise vergoldet, unterhalb des oberen Knopfes mit Bindfaden umwickelt; sie lag auf Brust mit der Querbügelseite nach dem linken Oberarmkopfe hin gerichtet; abgeb. XI, 18; l: 8½. — 3) Gürtelschnalle nebst Endstück des Riemens, Silber, doppelte Platte, sehr dünn; abgeb. XI, 21; l: c. 4½ u. c. 3; sie lag in der Lendengegend des Verstorbenen. — 4) Desgl., Metall, doppelte durch Nietstifte am Gurtband befestigte Platte, auf der Spuren von Leinwand haften; dieselbe ist gezackt; gr: 4; sie lag zwischen den Oberschenkeln in der Mitte der letzteren; abgeb. XI, 15. — 5) Münze, Metall, von Valentinian, lag nebst der Münze Nr. 6 am Fussende des Gerippes. — 6) Desgl. des Valentinian. — 7) Münze des Valens, sie lag in der linken Augenhöhle des Schädels. — 8) Desgl., unbestimmbar; sie lag in der rechten Augenhöhle des Schädels; auf derselben haften Theile des rechten Augenlides nebst dessen Wimpern; sie sind von dem Kupferoxyd des Metalls durchzogen und so conservirt worden; der Schädel ist, wo die Münzen gelegen haben, grün angelaufen; abgeb. XI, 19.

Grab 14 und 15.

Zwei Skeletgräber; eines von Dachschieferplatten umstellt, Kopf schien zu fehlen; das andere hat keinerlei Beigaben.

Grab 16 (l: 2; br: 85; t: 48 m).

Nr. 1) Zwei Nägel vom Holzsarg herrührend, wie spätröm. Kirchberg-Grab 1, Nr. 2. — Becher, dünnes weisses Glas, wie X, 6; lag am rechten Unterschenkel des Gerippes.

Grab 17 (l: 2,48; br: 91; t: 1,89 m).

Nr. 1) Glasflasche, dünn, weiss; abgeb. X, 14; l: 18½; br: 3; lag am linken Fuss des Skeletes. — 2) Desgl., ähnl. X, 53; h: 7; am rechten Fuss gelegen; das Skelet war m 1,18 l. Sargnägel

Digitized by Google

fehlten nicht. — 3) Desgl.; abgeb. X, 47; sehr dünn mit Glasfäden umsponnen, zerbrochen.

Grab 18.

Skelet ohne Beigaben quer über Grab 17 gelegen.

Grab 19 (l: 1,53; br: 1,21; t: 35 m); abgeb. IX, 1.

Nr. 1) Teller, irden, grau röthlicher Ueberzug, der leicht abblättert, rohe Form; Dm: 25; h: 4½; ähnl. X, 15; auf demselben lag die Schale Nr. 2, die Glasfläschchen Nr. 3 und in natürl. Ordnung nebeneinander liegende, also ehemals durch ihre Gelenkbänder mit einander verbunden gewesene unverbrannte Thierknochen, theilweis reichten die Knochenreste über den Teller hinaus bis in die Schale Nr. 4, neben welcher ebenfalls in regelmässiger Lage Fischgeräthe angetroffen wurden, sie lag rechts vom Schädel des Skeletes. — 2) Schale, t. sigill., ziemlich dünn, doch leichter gebr. u. matt orangeroth, Dm: c. 8; h: c. 4; abgeb. X, 24. — 3) Glasflasche, weiss, dickeres Glas, als an ähnlichen der frühröm. Gräber vom Martinsberg, und von diesen durch wulstige Verdickung des oberen Randes zu unterscheiden; h: c. 6¼; abgeb. X, 53. — 4) Schale aus t. sigill., hellroth, schlechte Waare; Dm: 9½; h: 4; X, 8. — 5) Becher wie spätröm. Burgthor-Grab 3, Nr. 2; lag neben der linken Kopfseite des Skeletes. — 6) Henkelglas, weiss; h: 10; abgeb. X, 17 stand neben Nr. 5. — 7) Henkelkrug, Technik wie Kb.-Grab 13, Nr. 1; h: 16; abgeb. X, 16, stand rechts zu den Füssen des Skeletes. — 8) Becher, Glas, weiss mit Eindrücken versehen u. feinem Glasfaden umsponnen, sehr dünn; h: 11½; abgeb. X, 29, stand neben Nr. 7. — 9) Schale, Glas, weiss, sehr dünn; ähnl. X, 18; stand an der Seite des linken Fusses. — 10) Sargnägel; an einzelnen hafteten Bretterreste von 4 cm Dicke.

20. Einzelfunde.

Nr. 1) Schale, gelblich, rauh, sehr fest; ähnl. X, 15; Dm: 18; h: 4½. — 2) Becher, h: 12; mit in weisser Farbe blass u. dünn aufgetragener Inschrift Felix; ähnl. X, 48; lag mit Nr. 1 zusammen oberhalb eines Skeletgrabes.

Grundstück v. Düsseldorfs, (südlich des vorigen).

Grab 21 (l: 2½; br: 1; t: 2 m).

Nr. 1) Schnalle, ähnl. Gr. 13, Nr. 4; abgeb. XI, 17; gr: 5; lag zu den Füssen, zeigt herausgedrückte Tupfen. — 2) Schale, t.

Digitized by Google

sigill., dickwandig, tiefroth, abgerundete Ränder: alle Einzelheiten sind stumpfer als bei den Schalen der älteren Leichenbrandgräber; auch ist die Form eine andere; ähnl. X, 21; Dm: 19; h: 5½. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. — 4) Reste eines Steinsarges mit halbmondförmiger Deckelplatte, von älterer Beisetzung herrührend.

Grab 22.

Nr. 1) Reste von Eisenscheiben, vielleicht Beschlagstücke des Sarges; lagen zu den Füssen. — 2) Doppelhenkelflasche, grünl.; h: 19; unten Stempel „Nero"; abgeb. VII, 19; lag am Kopfende des Skeletes. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2; abgeb. XI, 24.

Grab 23 bis incl. 24.

Ohne Inhalt — ausser Skeleteresten.

Grab 25.

Nr. 1) Schale aus t. sigill.; Technik wie Gr. 21, Nr. 2; abgeb. X, 22. — 2) Desgl. mit flüchtig eingeschnittenen Grübchen; abgeb. X, 23. — 3) Desgl., Technik wie Grab 1, Nr. 1; sehr roh; abgeb. X, 15; enthält unverbrannte Thierknochen; die Gefässe Nr. 1, 2 u. 3 standen aufeinander, so dass Nr. 3 zu unterst, Nr. 2 zu oberst sich befand.

Grab 26—29.

Grab 26 war ein Kindergrab; l: 1; br: 64; t: 1 m. Grab 27 und 28 hatten nur Skelette ohne Beigaben; im letzteren Grabe fanden sich jedoch Sargnägel wie Gr. 22, Nr. 3.

Grab 30 (l: 2; br: 85; t: 47 m).

Nr. 1) Henkelkrug, gelbroth mit weisser Aufschrift „Reple me", glatte Arbeit; h: 24; abgeb. X, 25; lag auf der Brust des Todten, Schulterblätter gegenüber. — Sargnägel wie Grab 22, Nr. 3. — 3) Scherben aus zerstörtem Leichenbrandgrabe der ersten Kaiserzeit.

Grab 31 (l: 2; br: 82; t: 1 m).

Nr. 1) Krug, braungrau, hart gebrannt, rauhwandig, rohe Erscheinung; h: 21; abgeb. X, 26; stand zu Füssen. — 2) Henkelbecher, Technik wie Nr. 1, sehr roh und rauh; h: 12; abgeb. X, 7. — 3) Napf, gelbgrau, mit nach Innen gebogenem Rande; h: 7½; ähnl. X, 27; neben Nr. 1. — 4) Becher wie Grab 19, Nr. 5; h: 15. — 5) Schale; abgeb. X, 28; roth mit schwarzbraunem Ueberzug, in Weiss aufgetragener Inschrift Sitio; h: 6; Dm: 8. — 6) Teller aus t. sigill.; Dm: c. 29; Technik wie Gr. 21, Nr. 2; Gestalt ähnl. X, 21;

Digitized by Google

lag auf den Unterschenkeln des Todten. — 7) Sargnägel wie Gr. 22, Nr. 3 (vgl. Gr. 32). — 8) Scherben von Töpfen der Leichenbrandgräber erster Kaiserzeit.

Grab 32.

Skelet ohne Beigaben, welches auf vorigem Grabe lag.

Grab 33 (l: 2,83; br: 1; t: 2 m).

Skelet ohne Beigaben auf dem Liegenden des Bimssteins; darüber lag quer das Grab 34.

Grab 34.

Nr. 1) Amphora, schmutzig röthlich, h: 29; Umf: 37, sehr roh, abgeb. X, 9; lag neben dem linken Unterschenkel des Todten. — 2) Becher wie Grab 1, Nr. 2; lag neben Nr. 1. — 3) Teller, t. sigill., Technik wie Grab 21, Nr. 2; ähnl. X, 21; h: 5; Dm: 20; enth. unverbrannte Thierknochen; lag zwischen den Unterschenkeln. — 4) Glasschale, sehr dünn, weiss, mit kleinen Eindrücken bedeckt; abgeb. X, 18; lag neben dem linkem Fuss. — 5) Bruchstücke eines Glasgefässes neben Nr. 4. — 5) Sargnägel wie Gr. 22, Nr. 3. — 6) Das Skelet ruhte auf der obersten Bimssteinschicht bis zu den Köpfen der Oberschenkel; die letzteren und übrigen Theile des Skeletes, welche im Bimsstein oberhalb der Grube 33 lagen, waren gut erhalten, nicht so die auf der die Nässe schwer durchlassenden Britzbank liegenden.

Grab 35—37.

In den Gruben Skeletreste, ein besser erhaltenes Gerippe von 1,63 m Länge; ausserdem wurden Scherben von zerstörten Gefässen der ersten Kaiserzeit angetroffen, die von den bei Anlage der Gruben durchschnittenen frühröm. Leichenbrandgräbern herrührten, von welchen hin und wieder auch noch Aschenreste vorgefunden wurden.

Grab 38.

Nr. 1) Henkelbecher wie Grab 31, Nr. 2; h: 13; Dm: 11. — 2) Becher wie Gr. 34, Nr. 2 mit weissem Ornament; h: 11. — 3) Glasfläschchen wie Grab 19, Nr. 3. — 4) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Die Gegenstände schienen nach Kleinheit der Grube einem Kindergrabe anzugehören.

Grab 39—46.

Skeletgräber ohne Beigaben.

Digitized by Google

Grab 47.

Nr. 1) Glas wie X, 44; h: 13. — 2) Becher, schwarz, wie X, 48, ohne Inschrift.

Grab 48.

Schildbuckel, ähnl. Taf. VIII, 38.

Grab 49 (l: 2 br: 83; t: 2 m).

Doppelkamm, Knochen, mit Leistchen beschlagen; l: 13; br: $6^1/_2$; abgeb. XI, 13.

Grab 50 (l: 3 m; br: 1 m; t: 1 m).

Nr. 1) Teller wie Grab 25, 3; er lag beim Skelet über der Britzbank unter Humus. — 2) Glasschale, zerbrochen. — Das Grab war in späterer Zeit durchgraben worden.

Grab 51 bis incl. 52.

Durchgrabene Gräber.

Grab 53 (l: $2^1/_2$; br: 1; t: 2 m).

Nr. 1) Schnalle, ähnl. Grab 13, Nr. 4 ohne Platte, lag zu Füssen. — 2) Messerreste, Eisen; das Grab schien in späterer Zeit nochmals zur Beisetzung benutzt worden zu sein.

Grab 54 (l: 1,20; br: 1,20; t: 1 m).

Nr. 1) Hals einer Glasflasche. — 2) Boden eines Glasgefässes — 3) Sargnägel wie Grab 1, 2. — Augenscheinlich hatten wir es mit einem Kindergrab zu thun.

Grab 55 (l: 3; br: 85; t: 1 m).

Auf der Sohle der Grube lag ein Skelet von 1,69 m Länge; zerstreut in der Grube Gefässscherben, die zum Theil von zerstörten Brandgräbern der ersten Kaiserzeit, zum Theil auch von Geschirren herzurühren schienen, die dem frühen Mittelalter (Karolinger-Zeit) angehörten, vielleicht hat man damals die Grube noch einmal zur Beisetzung benutzt.

Grab 56.

Nr. 1) Henkeltopf, grau, glatt, doch roh; h: c. $9^1/_2$; abgeb. X, 30. — 2) Flasche, Glas, wie X, 32; h: $7^1/_2$. — 3) Desgl. wie X, 53, mit sich nach oben trichterförmig erweiterndem Halse; h: c. $15^1/_2$. — 4) Desgl.; abgeb. X, 54; h: 15. Die Gefässe Nr. 1—3 standen am Kopfende der Grube; Skeletreste fehlten; dahingegen

Digitized by Google

fanden sich Scherben von spätröm. Gefässen, anscheinlich von ehemaligem Grabinhalte herrührend.

Grab 57 (l: 2; br: 88; t: 2 m).

Nr. 1) Nägel wie Grab 1, Nr. 2, bei einem Skelet von 1,65 m Länge. — 2) Scherben aus frühröm. zerstörten Leichenbrandgräbern.

Grab 58 (l: 2,72; br: 78: t: 73 m).

Skelet ohne Beigaben.

Grab 59.

Nr. 1) Fläschchen wie X, 32, bei Skelet von 1,10 L. von der Schulterhöhe bis zur Fusssohle. — 2) Münze, unkenntlich.

Grab 60 (l: 2; br: 1; t: 33 m).

Spangennadel, die zu älterem Leichenbrandgrabe gehört haben kann, obgleich sie neben dem Skelet lag; Scherben fanden sich freilich auch vor; abgeb. Taf. IV, Fig. 26.

Grab 61—66.

Grab 61: Skelet und Scherben; Grab 62: l: 2; br: 1; t: 73; Skelet und Gefässscherben; Grab 63: Skelet und Scherben; Grab 64 in $^1/_2$ m Tiefe: Skelet mit gefaltenen Händen u. Scherben; Grab 65: l: 1,85; br: 54; t: 49; Scherben; Knochen schien man weggeräumt zu haben; Grab 66 durchschnitt ein Leichenbrandgrab der ersten röm. Kaiserzeit.

Grab 67.

Nr. 1) Topf; ähnl. X, 30; h: 11. — 2) Teller, roh, wie Grab 25, Nr. 3; Dm: c. $20^1/_2$. — 3) Becher; ähnl. X, 3, ohne Strichelreihen; h: 12. — 4) Tasse, t. sigill.; auf dem Rand eingeschnittene Wellenlinie h: $5^1/_2$; abgeb. X, 33. Die Gegenstände standen in geringer Tiefe unter der Oberfläche zusammen, gehörten anscheinlich einem spätröm. Leichenbrandgrabe an, können jedoch auch zu Skelettengrab gerechnet werden.

Grab 68 (l: 92; br: 63; t: 25 m).

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2 neben Resten eines Kinderskeletes.

Grab 69 (l: 2; br: 1; t: 1 m).

Nr. 1) Becher, roth, schwarz überzogen und weiss getupft, in der Mitte Bauchung, mit Ausguss- oder Saugröhre; h: 10; abgeb. X, 34;

Digitized by Google

er lag hoch, auf der Grenze der Grube, im innern Raum derselben, tiefer lag das Skelet, bei dessen Bestattung man eine ältere Grube durchschnitten, deren Knochenreste pietätvoll in den noch erhaltenen Theil des Grabes geschoben worden sind. — 2) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 70 (l: 2; br: 50 m).

Scherben aus frühröm. Leichenbrandgrube nebst Skeletreste; die Grube durchschnitt vorige.

Grab 71 (l: 2; br: 1; t: 1 m).

Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2, neben geringen Skeletresten.

Grab 72 (l: 2; br: 1: t: 14 m).

In der Grube: Skeletreste, zu den Füssen ein Pferdezahn.

Grab 73.

Skelet, das dem Anscheine nach ohne Kopf beigesetzt worden ist, zu den Füssen ein Pferdezahn; da diese Grube mit ihrem Fussende in die vorige reichte, so darf auf das wiederholte Vorkommen von Pferdezahn kein Gewicht gelegt werden.

(Grundstück von Cornely südöstlich neben vorigem.)

Grab 74 (l: 2,25; br: 1,70; t: 2,25 m).

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2, neben Skelet von 1,60 m Länge.

Grab 75 (l: 2,27; br: 75; t: 2 m; abgeb. IX, 10).

Nr. 1) Amphora, röthlich, roh; h: 18½; abgeb. X, 35. — 2) Becher, röthlich, glänzend schwarz überzogen, wie spätröm. Burgthorgrab 3, Nr. 2; h: 5¾. — 3) Napf, Technik wie Gr. 13, Nr. 1, Dm: 16½; abgeb. X, 27. — 4) Teller, eigenthümliche graublaue, in das Braune, stellenweis Violette übergehende Farbe; Dm: 18½; ähnl. X, 15. — 5) Desgl., Dm: 16; h: 4½. — 6) Glasflasche, weiss; ähnl. X, 31. — 7) Glasbecher, weiss; ähnl. X, 44; h: 12. — 8) Messer mit rundem Griff, Eisen, Heft l: 21; Griff l: 10; abgeb. VIII, 24. — 9) Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2, welche das 1,70 m lange Skelet umgaben, während die vorbezeichneten Beigaben an der linken Seite des Todten unter die Britzbank geschoben worden waren.

Grab 76 (l: 2,10; br: 90; t: 2 m).

Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2, neben Skelet von 1,82 m Länge.

Grab 77 bis incl. 79.

Grab 77, l: 1,90; br: 75; t: 2 m; Grab 78, l: 2,25; br: 80;

Digitized by Google

t: 1,60 m, barg Nägel von Holzsarg; Grab 79, l: 1,75; br: 1; t: 1 m, war ohne Inhalt.

Grab 80 (l: 1,25; br: 40; t: 1 m).

Nr. 1) Henkeltöpfchen, roth überzogen, weiss getupft, h: 21; abgeb. XI, 1. — 2) Glasbecher, dünn, weiss, ähnl. X, 18, ohne Eindrücke. — Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. Die Gefässe Nr. 1 u. 2 standen oberhalb der linken Kopfseite des Skeletes, das einem Kinde angehörte.

Grab 81 (l: 1,75; b: 0,75; t: 1 m).

Nr. 1) Teller, Technik wie Grab 75, Nr. 4, mehr bräunl. schwarz; Form ähnl. X, 15; Dm: 22. — 2) Becher, röthlich, schwarz überzogen mit Strichelreihen versehen; h: 4½; abgeb. X, 37. — 3) Krug, feinere Arbeit, wie alle Sachen dieses Grabes, braunschwarz überzogen, abgeb. X, 38. Die Beigaben standen an der rechten Seite oberhalb des Kopfes vom Skelete, Nr. 3 stand auf Nr. 1.

Grab 82 (l: 2,40; br: 1; t: 2,27 m).

Nr. 1) Flasche, dickes weissl. Glas; h. 8½; abgeb. X, 39; sie stand zwischen den Unterschenkeln eines 1,58 grossen Skeletes. — 2) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 83 (l: 2; br: 75; t: 3 m).

Nr. 1) Becher wie Grab 67, Nr. 3, jedoch roh. — 2) Glasschale, ähnl. X, 18, jedoch ohne Eindrücke und unten abgerundet. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. Die Beigaben standen neben der rechten Kopfseite des Todten u. zwar der Becher oben, die Schalen nach unten; das Skelet war 1,72 m lang.

Grab 84 (l: 1,70; br: 90; t: 85 m).

Grube ohne Inhalt.

Grab 85 (l: 1,50; br: 1; t: 80 m).

Nr. 1) Glasschale, verbrochen, stand zwischen den Unterschenkeln des Skeletes von 1,60 m Länge. — 2) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 86 bis incl. 90.

Grab 86, ohne Inhalt des Theiles, der aufgedeckt werden konnte; Weitergraben war durch einen Baum verhindert. — Grab 87, Grube, auf der Sohle von Steinstücken umstellt. — Grab 88, ohne Inhalt. — Grab 89 zeigte geringe Reste von Kupfer und Eisen, hatte überhaupt

Digitized by Google

eine schwärzliche Moderlage aufzuweisen, die sehr stark an die fränk. Gräber erinnerte. — Grab 90 enthielt nur Brandspuren, hingegen keine Knochen, als habe man es hier nur mit einer symbolischen Bestattung zu thun.

Grab 91.

Nr. 1) Henkelbecher, wie Grab 31, Nr. 2; stand an der linken Seite der Füsse. — 2) Teller, wie Grab 75, Nr. 5; stand neben vorigem. — 3) Sargnägel, wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 92.

Skelet ohne Beigaben.

(Grundstück Frank süd. des vorigen dem Mayener Hohlweg entlang.)

Grab 93 (l: 2; br: 80; t: 1,70 m).

Skeletreste ohne Beigaben.

Grab 94 (l: 2,30; br: 80; t: 1,70m); abgeb. IX, 12.

Im oberen Theile der Grube durcheinander liegende Menschenreste u. Scherbe eines spätröm. Bechers wie Grab 75, Nr. 2. Auf der Sohle unterer Theil eines Skeletes; neben demselben unbestimmbare Eisenreste; in spätröm. Zeit angelegter, später, vielleicht in fränkischer Zeit, neubelegte Grube.

Grab 95 (l: 1,70: br: 53 m).

Oberer Theil der Grube Ueberreste von Sargnägeln und Gefässscherben, auf Sohle:

Nr. 1) Glasbecher, zerbrochen. — 2) Becher, schwarz mit Aufschrift „Nisce“ (anstatt misce); abgeb. X, 48. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2. Der Becher stand an der linken Kopfseite des Todten; rechts von dem Unterschenkel lag Glasbecher.

Grab 96.

Tuffsteinsarg (l: 1,60; br: 35; innere Höhe: 28, Wandstärke 15, enthielt nur einige spätröm. Scherben; Menschenknochen und Stücke des Deckels lagen neben dem Sarge.

Grab 97 bis incl. 99.

Grab 97, l: 2,10; br: 85; t: 1,85, enth. Skelet mit überkreuz gelegten Händen, neben denselben: Sargnägel. — Grab 98, Sohle der

Digitized by Google

Grube war angebrannt; der Theil des Skeletes vom Oberschenkel aufwärts fehlte. — Grab 99, nur Schädel, Sargnägel, Gefässscherben und geringe Knochenreste waren noch erhalten.

Grab 100 (l: 2; br: 72; t: 2,90 m).

Im oberen Theile der Grube Reste eines Skeletes ohne Beigaben, auf Sohle regelmässiges Skelet, links dessen Kopf stand: Nr. 1) Glasflasche mit Henkel; h: 15½; abgeb. X, 52. — 2) Desgl., abgeb. X, 41, lag oberhalb des linken Oberarmkopfes. — 3) Metallscheibe mit bräunlichem Glasfluss überzogen; lag neben dem rechten Unterarm.

Grab 101 (l: 2,10; br: 85; t: 1,87 m), abgeb. IX, 2.

Die Grube barg Skeletreste; zur linken Seite des Kopfes war die Grube erbreitert und hier standen die Gefässe Nr. 1 bis Nr. 3, während Nr. 4 oberhalb des Kopfes sich befand. Die ganze Grube war an den Wänden mit Stücken der durchbrochenen Britzbank eingefasst.

Nr. 1) Teller, grau, rother Ueberzug; enthielt unverbrannte Thierknochen; Dm: 25. — 2) Henkelkrug, gelblich weiss, mit rothen Gurtstreifen versehen; h: 20; abgeb. X, 42. — 3) Teller, rauh, gelblich wie X, 15. — 4) Becher, schwarz mit weissen Tupfen, ähnl. X, 48; h: 10.

Grab 102.

1 Steinsarg wie Grab 96, Nr. 1, war ohne Inhalt, theilweis abgehauen; beim Bau des Kirchweges aus dem er hervorragte, war er gefunden und geöffnet worden.

Grab 103 u. 104.

Grab 103 nur Skeletreste und Sargnägel. — Grab 104, l: 2,10, br: 70; t: 2 m. Skeletreste und Sargnägel; Knochen waren fast gänzlich vermodert.

Grab 105, abgeb. IX, 8.

Steinsarg, Tuff, aus zwei Stücken zusammengesetzt, durch schweren Deckel verschlossen, welcher kräftiges Profil zeigt; l: 2,24; am Kopf- und Fussende gleich und zwar 63 breit; h: 50; Dicke der Wände 12. Innen durcheinanderliegende Menschenknochen, Kurzschwert- und Gürtelreste von Eisen. Man scheint einen spätrömischen Sarg zur Beisetzung eines Franken benutzt zu haben. Unter dem Sarge lag Grab 106; die römischen Gräber neben dem Sarge sind auch zur Beisetzung von Franken benutzt worden.

Digitized by Google

Grab 106.

Skelet ohne Beigaben, unter dem Steinsarge des vorgenannten Grabes gelegen.

Grab 107 (röm. Urspr. fraglich).

Steinkiste aus 10 Tuffplatten zusammengestellt; war augenscheinlich zur Beisetzung einer Kinderleiche bestimmt; Deckel fehlte; sie schien beraubt zu sein; l: 1; h: 35; br. 50 m; abgeb. IX, 5.

Grab 108.

Zwei Gruben, welche ineinander angelegt waren; von der älteren waren geringe Menschenknochen zurückgeblieben; die zweite barg einen fränkischen Mann in voller Rüstung.

Grab 109 (l: 2,50; br: 60; t: 2 m).

Oberhalb dieses Grabes ein Skelet; Grab selbst zeigte ein zweites; in der Ecke der Grube, am linken Kopfende, standen die Glasgefässe Nr. 1 u. 2; rechts, zu den Füssen, die Glasflasche Nr. 3.

Nr. 1) Becher, Glas; h: 14; abgeb. X, 6. — 2) Fläschchen, Glas; h: 7½; abgeb. X, 32. — 3) Glasflasche mit 2 kleinen Henkeln; zerbrochen; abgeb. X, 43.

Grab 110 (l: 2,60; br: 1,15; t: 1,60 m).

Nr. 1) Amphora, braunroth, abgeb. X, 1; h: 24; rohe Arbeit, stand an der linken Kopfseite des Skeletes und war oben verschlossen durch einen umgestülpten Napf, ähnl. Nr. 2. — 2) Napf, doppelhenkelig; h: c. 8½; Dm. c. 16½; röthlich überzogen; abgeb. X, 4a. — 3) Näpfchen, braunschwarz mit weisser Bemalung; ähnl. X, 28; h: 6; Dm. 7¼ lag neben dem rechten Kniegelenk; daneben, Nr. 4. — 4) Desgl., schwarzbraun, Dm. 9½. — 5) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 111 (l: 2,55; br: 70; t: 2 m).

Nr. 1) Amphora, gelblich, rauhwandig, sehr roh; h: 33; abgeb. X, 1; oben durch ein Näpfchen, welches genau in die Mündung des Halses eingeklemmt war, luftdicht verschlossen. Auf dem Boden sass eine dicke, rothbraune Masse, die wie ein Weinabsatz aussah. — 2) Näpfchen, ähnl. X, 28, welches Verschluss der Amphora Nr. 1 bildete. — 3) Henkelkrug mit Zutte, gelbl., sehr roh gekörnt, ähnl. X, 12. — 4) Glasflasche, cylindrisch; h: 24½, wie X, 43, — 5) Glasfläschchen; h: 17½; abgeb. X, 53. — 6) Glasschale in

Digitized by Google

Stücken. — 7) Schuhsohlen mit Beschlag von Eisenblech mit Nägeln besetzt; abgeb. XI, 22. — 3) Sargnägel wie Grab 1, Nr. 2.

Grab 112 (l: 2; br: 86; t: 1,50 m).

Nr. 1) Teller, schlechte t. sigill., blass, fasst braunroth, ähnl. G. 101, Nr. 1. — 2) Desgl., gelblich wie Gr. 101, Nr. 3.

Grab 113.

Nr. 1) Tuffsteinsarg, durch Deckel in ursprünglicher Weise verschlossen; l: 1,75; br: 75; h: 35; der Deckel ist dachförmig zugehauen, die Kanten sind abgeflacht; abgeb. IX, 6 u. 7. — 2) Im Innern des Sarges lag das Skelet ohne Erde und zwar in regelmässiger Lage, so dass sich seine Länge auf 1,70 messen liess; allein die Knochen zerfielen bei Berührung. Zu den Füssen des Skeletes lagen eiserne Schuh- oder Sandalensohlen, die mit Eisennägeln beschlagen sind, wie solche Grab 111 Nr. 7 bereits besprochen wurden. — 3) Glasbecher, grünlich weiss; abgeb. X, 44; h: 13. Ausserhalb des Fussendes vom Sarge zwei Schalen.

Grab 114.

Tuffsteinsarg, wie Grab 113, Nr. 1, war jedoch geöffnet und geleert; Deckel fehlte; am Fussende lagen Sandalensohlen in Resten aus Eisen wie Grab 113, Nr. 2.

Grab 115.

Zwei übereinander liegende Gruben mit Skeletten, das obere hatte zwischen den Unterschenkeln liegen den Teller Nr. 1.

Nr. 1) Teller aus schl. terra sigill. ähnl. X, 21. — 2) Amphora ähnl. X, 45. — 3) Bruchstücke eines weiteren Topfes. — 4) Bruchstücke und Glasgefässe; diese drei letzten Sachen lagen in einer Nische auf der Britzbank, etwas oberhalb des Todten. Das tieferliegende Skelet zeigte Sargnägel in seiner Umgebung.

Grab 116 (l: 1,85; br. 75; t: 1, 25 m).

Kleines Töpfchen, weiss, ähnl. Taf. VII, 7, jedoch weit roher; abgeb. X, 59. Die Grube war ausgebrannt und lag Geringes unter dem Humus; Schädel schien zu fehlen.

Grab 117—120.

Grab 117; l: 2; br. 1; t: 2 m, enthielt nur Sargnägel; Skelet c. 1,74 l. — Grab 118; l: 2,60; br: 1,44; t: 2. — Grab 119; durcheinander liegende Knochen. — Grab 120; ohne Inhalt.

Digitized by Google

Grab 121.

Nr. 1) Henkelkrüglein, röthl. gelb; h: 10½, roh; ähnl. X, 59. — 2) Krüglein, ohne Henkel; h: 11½. — 3) Glas, grünl., nicht dünn; abgeb. X, 44a; h: 10¾. — 4) Metallring; Dm. 2¼ cm.

Grab 122.

Topf, wie Grab 31, Nr. 2, ohne Henkel, sehr roh. Wir haben hier ein Kindergrab, welches in die Grube des vorigen Grabes hineinreichte.

Grab 123 (l: 2; br: 80; t: 1,25 m).

Nr. 1) Kreuzförmige Gewandnadel; auf dem Bügel mit eingravirter Zickzacklinie verziert; gr: c. 8; lag rechts neben dem Kopf des rechten Oberarmes; abgeb. XI, 16. — 2) Gürtelschnalle, mit doppelter Platte, br: 6; l: 5½ (incl. Platte); abgeb. XI, Nr. 14. — 3) Desgl., c. 4 br., ähnl. XI, 21. Die Schnallen lagen neben einander in der Mitte der Oberarme, unter der Brust des Skeletes. — 4) Münze, Kleinerz; Magnentius oder Decentius (J. 305—363), mit Monogr. Christi. — 5) Münze, Kleinerz, Magnus Maximus (J. 383—388).

Grab 124—137.

Grab 124; l: 2; br: 85; t: 1 m; ohne Inhalt. — Grab 125; l: 1,70; br: 80; t: 1; Inhalt ein kleines Töpfchen wie X, 7. — Grab 126; l: 2; br. 1; t: 1 m; ohne Inhalt. — Grab 127; l: 1,60; br: 75; t: 1 m. — Grab 128 barg den Boden eines zerstörten Steinsarges. — Grab 129; t: 1 m ohne Inhalt. — Grab 130; t: 1 m, barg Scherben. — Grab 131; l: 2; br: 90; t: 1 m. — Grab 132; t: 1 m. Bruchstücke eines gelblichen Töpfchens, das eher fränkisch als römisch zu sein scheint. — Grab 133; l: 2; br: 1; t: 1 m; mit durcheinander liegenden Knochen. — Grab 134; l: 2; br: 1; t: 1 m; Ueberreste eines Skeletes. — Grab 135; mit durcheinander liegenden Knochen und Scherben der Zeit vom 9. bis 17. Jahrh. — Grab 136; t: 1 m; Skeletreste. — Grab 137; l: 180; br: 75; t: 1 m; ohne Inhalt.

Weitere Gräber vom Kirchberg.

Grab 138 (Grundstück Düsseldorfs) l: 1,60; br: 85; t: 90 m).

Nr. 1) Glas, grünl.-weiss, mit weissem Glasfaden umsponnen; h: 7½; abgeb. X, 36; es lag zu den Füssen des Skeletes, neben demselben Nr. 2. — 2) Flasche, grünl.-weisses Glas; h: 7½; abgeb. X, 53.

Digitized by Google

Grab 139.

Nr. 1) Kanne, irden, gelbroth marmorirt; abgeb. X, 5; h: c. 18. — 2) Desgl. mit Gurtfurchen versehen; h: c. 9; X, 4. — 3) Topf; wie X, 30, oben doppelter Randstab; h: c. 11.

Diese Sachen lagen in einer Skeletgrube, welche ein Brandgrab durchschnitten hatte und waren durch Zufall neben die Gefässe des frührömischen Leichenbrandgrabes gerathen, und zwar so, dass man glauben sollte, dieselben gehörten zu dem Leichenbrandgrabe.

Grab 140 (Ankauf Schmitz).

Nr. 1) Becher, röthlich, schwarz überzogen; h: 17; abgeb. X, 55. — 2) Becher mit Einbauchungen; schwarz, metallisch glänzender Ueberzug, h: c. 11½; abgeb. X, 46. — 3) Schnalle, deren Dorn mit schildförmiger Platte versehen ist; der Rand des Bügels ist ausgezackt; er zeigt eine gute Arbeit (sogen. corinth. Erz), silberhaltig. Es ist von hohem Interesse, diese auch den ältesten Merovingergräbern nicht fremd erscheinende Arbeit, hier neben zweifellos spätrömischen Gefässen zu sehen; abgeb. in nat. Gr. XI, 20.

Grab 141.

Nr. 1) Becher, röthlich, braunroth überzogen; h: c. 10; abgeb. XI, 2. — 2) Henkelkännchen; röthlich, braunroth überzogen, weiss getupft; h: c. 12; abgeb. XI, 1. — 3) Schüssel; röthlich, braun überzogen; h: c. 4; Dm: c. 13; abgeb. XI, 3. — 4) Fläschchen; grünlich; h: c. 13; abgeb. XI, 5. — 5) Schale; Glas, grünlich, roh; unten abgerundet und mit Einbauchungen versehen; h: 7; Dm: c. 17½ m, abgeb. XI, 4. — 6) Gewundener Armring aus Metalldraht; innerer Dm. 6; abgeb. XI, 8. — 7) Fingerring; Silber, flach mit 2 Furchen versehen; Dm: c. 2; abgeb. XI, 9. — 8) Dicke, flache Perle od. Wirtel, schwarzer Glasfluss mit gelber Glaseinlage; Dm: 3¾; abgeb. XI, 7. — 9) Halskette aus 15 Perlen, die kleineren von grünem und blauem Glase, die grösseren, wie insbesondere auch die fassförmigen (a u. b) von 3 cm Länge und c. 1,2 cm Breite sind aus schwarzem Glasfluss mit gelber Einlage; abgeb. XI, 6.

Das Grab ist zweifellos das interessanteste der vorgenannten spätrömischen, weil es uns die Uebergänge von der spätrömischen in die fränkische Zeit so hübsch veranschaulicht. Die Perlen, insbesondere die grossen, haben dieselbe Eigenthümlichkeit, deren wir bereits bei den Perlen der spätrömischen Burgthorgräber (Taf. XI, 10) begegneten, nur dass diese letzteren Perlen durch ihre Umspinnung den klassischen Arbeiten, wie ja auch der Zeit nach, näher stehen.

Digitized by Google

Einzelfunde.

Nr. 142) Henkelkanne, irden, röthlich, schwarz, metallisch glänzend überzogen, zwischen weiss und gelb aufgelegten Verzierungen die Umschrift „Uti frui"; abgeb. X, 13; h: 23. — 143) Becher; röthl. schwarz überzogen, abgeb. X, 57; allein ohne Malerei, aber mit 4 kreisförmigen Abplattungen (nicht Eindrücken) versehen; h: 14. — 144) Henkelkanne, hellroth, fast t. sigillata mit weiss aufgemalter Umschrift „Bibamus"; abgeb. X, 20. — 145) Desgl., mit weiss aufgemalten rohen Ornamenten; h: 21. — 146) Napf, zweihenkelig, gelblich mit rothem Ueberzug und weissen Tupfen; h: 10; ähnl. X, 64. — 147) Henkelflasche; von hellgrünem Glase abgeb. X, 50; mit umsponnenen Ringen, unten mit Fuss versehen; h: 17 cm[4]).

III. Die fränkischen Gräber von Andernach.

Wie die spätrömischen, so fanden sich auch die Gräber fränkischer Zeit nicht an einer Stelle vereinigt. Sie lagen zunächst auf dem Kirchberge, an beiden Seiten des Kirchweges; hier theilweise zwischen den südlicher angetroffenen Todten des spätrömischen Gräberfeldes. Vielfach hatte man sogar röm. Todtengruben durchschnitten oder aber wieder benutzt. Auch fanden sich die fränkischen Gräber in dem oberen Theile der spätrömischen Todtengruben. Je weiter wir nach Süden hin gruben, um so dichter fanden sich die fränkischen Skelette, während sie mehr sporadisch auf dem nördlichsten und südlichsten Theil des Kirchbergs auftraten.

Ein zweites fränkisches Gräberfeld öffneten wir vor dem Burgthor, vorzüglich auf der Nordseite der Coblenzer Strasse. Es schienen hier die fränkischen Gräber da zu beginnen, wo die spätrömischen endeten. Ein drittes fränkisches Gräberfeld ist in der Ecke blosgelegt worden zwischen der Südseite der Coblenzer Strasse und der Ostseite des Landsegnungsweges, der von Plaidt kommend, über St. Thomas führt und an der chemischen Fabrik von Nuppenei die Coblenzer Strasse durchschneidet. Herr Esser machte mir noch Mittheilung über fränkische Gräberfunde aus der Gegend des Steinweges innerhalb Andernach. Ein viertes fränkisches Gräberfeld wurde auf dem Martinsberg bei Anlage des Schumacherschen Eiskellers angetroffen. Von hier stammt die im Jahre 1867 gefundene schöne Goldnadel des Bonner Provinzial-Museums und ein Goldring mit Inschrift, der sich in der Sammlung von Franks in London befindet.

Die Gräber der fränkischen Zeit waren im Allgemeinen in regel-

Digitized by Google

mässigere Reihen gelegt als die römischen; allein die einzelnen Todtengruben liessen eine weniger sorgfältige Anlage erkennen, wenigstens die fränkischen des Kirchberges. Dahingegen war die Richtung der Gruben an und für sich vor dem Burgthore eine weit regelmässigere. Auch waren die fränkischen Todten nicht so tief beigesetzt worden als die römischen, indem die Grubensohle nur bis zu 1,20 m reichte.

Mehrere der auf dem Kirchberge vorgefundenen Gruben waren, wie die spätrömischen, ausgebrannt. Dahingegen habe ich keine Spur aufzufinden vermocht, welche darauf schliessen liess, dass die fränkischen Verstorbenen ebenfalls in Holzsärgen geruht haben. Kleine Eckbeschläge aus Eisen schienen eher von einer Art von Holzkasten herzurühren, die man über die Todten gedeckt haben mochte. Häufiger lagen die Verstorbenen in Steinsärgen, von denen einer, der, wie auch die übrigen, aus Tuff hergestellt war, eine Länge von 2 m, eine Breite von 65 und eine Höhe von 60 cm hatte. Eine dritte Beisetzungsweise zeigte die Todten zwischen grösseren oder kleineren Steinplatten. Endlich fanden sich die Verstorbenen von den Steinstücken umgeben, welche bei dem Durchbruche der Britzbänke gewonnen worden waren. In einigen Fällen lagen die Todten in einer Weise in den Tuffsteinsärgen spätrömischer Form, dass es den Anschein hatte, als habe man das Todtenhaus, nachdem man die morschen Römerknochen hinausgeworfen hatte, zum Begraben eines Franken benutzt.

Vor dem Burgthore fanden sich die Todten in ähnlicher Weise beigesetzt. Auch hier fehlte die Spur der Holzsärge. Die Steinsärge schienen schwerer zu sein. Mehrere wurden angetroffen, welche aus zwei Tuffblöcken gehauen waren; man hatte diese zusammengeschoben. Diese Särge ergaben bei 1,95 m Länge, 0,75 m oberer und 0,70 m unterer Breite, eine Höhe von 0,51 cm. Die Deckplatte lag zerbrochen im Innern des Sarges. Wiederholt wurden auch Steinkisten gefunden, die aus ca. 23 cm starken, anscheinlich römischen Monumenten entnommenen Tuffsteinen ohne Mörtel aufgebaut waren. Auch diese fränkischen Steinkisten unterschieden sich schon durch ihre Grössenverhältnisse von den spätrömischen. Sie ergaben eine Länge von 2,25 m, hatten am Kopfende 0,90 m, am Fusstheile 0,83 m Breite.

Am rohesten waren die am Landsegnungswege angetroffenen Steinkisten; sie waren aus Bruchsteinen ohne Mörtel gewölbartig verschlossen.

Das fränkische Gräberfeld vom Kirchberg liess eine grössere und mehr an die spätrömischen Gebräuche anknüpfende Beisetzungsweise

Digitized by Google

erkennen, als das Gräberfeld vom Burgthor und dieses gab eine grössere Sorgfalt zu erkennen, wie das am Landsegnungswege vorgefundene.

Aber darin waren alle fränkischen Gräber gleich, dass nämlich die Todten in west-östlicher Richtung und zwar mit dem Blicke nach Osten lagen, wenn auch das Gesicht bald nach oben, bald nach der Seite gewendet war. Unter der überaus grossen Anzahl von Frankengräbern fand sich kein einziges, welches den Leichenbrand zu erkennen gab.

Wie alle fränkischen Stammeshäuptlinge und wie selbst noch der christliche Karl der Grosse in Waffen und Schmuck und von Schätzen umgeben der Erde übergeben wurde, so waren auch die der fränkischen Freien und Hörigen und aller zur Nation Gehörigen dem Schoosse der Erde anvertraut und zwar unzweifelhaft ihrem Rang oder Vermögen, ihrem Besitzthum oder Ansehen entsprechend. Denn von den Todten, welche in ein und derselben Reihe lagen, waren einige mit vielen, andere mit wenigen Waffen, waren einige mit reichem Schmuck, andere mit gar keinem oder höchst spärlichem in die Erde gesenkt worden. Es war hier also dasselbe Verhältniss zu erkennen, welches schon durch die frührömischen Leichenbrandgräber zum Ausdrucke gekommen ist. In den spätrömischen Gräbern schien durch die rein christliche Vorstellung, dass mit dem Tode das Leben des Fleisches beendet, jeder Rangunterschied aufgehoben zu sein, so dass oft gerade in den mit grösster Sorgfalt angelegten und bis zu bedeutender Tiefe reichenden Gruben sich die ohne alle Beigaben der Erde übergebenen Todten zeigten.

Aber ein wesentlicher Unterschied bestand auch wieder darin, dass man in den römischen Leichenbrandgräbern und Leichenbrandstätten die Geräthe, welche sich auf die Beschäftigungsweise des Verstorbenen bezogen, der Art waren, dass man durch Auffindung derselben sagen konnte, welchen Standes der Verstorbene war. Nicht so in den fränkischen Gräbern. Bei diesen kommt mehr ein nationaler Zug zum Ausdrucke, der in sehr nahem Zusammenhange mit den religiösen Vorstellungen stehen muss, welche unsere Vorfahren von dem Leben im Jenseits hatten.

Leider zeigte sich in den fränkischen Gräbern des grossen Gräberfeldes vom Kirchberg, dass der Grabraub in grösstem Umfange geübt worden war und zwar anscheinlich schon zu einer Zeit, in der man noch wusste, wo der eine oder andere vornehme Todte dem Schoosse

Digitized by Google

der Erde anvertraut war; denn gerade diejenigen Gräber, welche gemäss der hin und wieder in denselben noch vorhandenen vereinzelten, gewissermassen beim Rauben verloren gegangenen oder von den Grabräubern nicht vorgefundenen Sachen zu den am meisten reich ausgestatteten gehörten, waren beraubt. Etwa von dreissig durch das Provinzial-Museum und von Privaten geöffneten Gräbern war eines nicht beraubt und dieses eine hatte in der Regel nur geringe Beigaben.

Mehrfach habe ich in dem Füllgrunde der ihres Inhaltes beraubten Grabräume Gefässscherben angetroffen, welche dem frühen Mittelalter angehörten und anzudeuten schienen, dass man damals den Leichenraub vornahm, so war es bei vielen Andernacher Gräbern. Bekanntlich finden sich in allen Gesetzen der deutschen Stämme schwere Strafen gegen denselben und es sind andererseits historische Zeugnisse vorhanden, nach welchen der Grabraub schon in der Merovingerzeit und zwar von sehr Hochgestellten in einer Weise geübt wurde, dass nicht einmal die Familienangehörigen verschont blieben. Bekanntlich lässt Herzog Gunthram Boso durch seinen Diener einer reichen Verwandten, welche in einer Metzer Kirche begraben war, die vielen Goldgeschmeide entwenden (Gregor v. T. VII. 21). Ueber Beraubung der Gräber der Könige Rothari und Albuin berichtet Paul Diacon. Hier war es Herzog Gisilbert von Verona, welcher des Helden Schwert und Schmuck für sich in Anspruch nehmen zu müssen glaubte!

So lässt sich die ursprüngliche Beschaffenheit des Kirchberger Frankengräberfeldes nur durch die verhältnissmässig wenigen isolirt angetroffenen, durch die nicht beraubten und die spärlichen hin und wieder in den Gruben vornehmerer Todten zurückgebliebenen Sachen bestimmen. Ein weiterer Umstand, welcher dieser archäologischen Gräberaufdeckung weniger Vortheile brachte, war der, dass die Skelette, weil sie nur in so geringer Tiefe zwischen den lockeren, die Luft ungehindert durchlassenden Bodenschichten lagen, fast ausnahmslos bis zu ganz unbestimmbaren Resten vermodert waren. Wenn trotzdem noch eine grosse Anzahl interessanter und zum Theil sehr kostbarer merovingischer Sachen zu Tage gefördert worden ist, so haben wir dies der so überaus grossen Anzahl von geöffneten Todtengruben zuzuschreiben. Dazu kommt noch, dass die vor dem Burgthor geöffneten Gräber ausnahmslos nicht beraubt waren, sondern dass diesem Geschicke nur die merovingischen Gräber des Kirchberges anheimgefallen sind.

Jedenfalls schlossen sich die Merovinger-Gräber vom Kirchberge

Digitized by Google

in Andernach unmittelbar an die jüngsten der spätrömischen an und ebenso darf es als unzweifelhaft betrachtet werden, dass diese frühmerovingischen Gräber vom Kirchberge am meisten reich ausgestattet waren und in den Formen ihrer Waffen und der Geräthe des Hauses sowie der Kleidung den Gräbern der spätrömischen Zeit am meisten nahe standen, dass endlich auch diese Gegenstände an und für sich im Allgemeinen einen grösseren Werth repräsentiren, als die vor dem Burgthore gefundenen. Das sind natürlich durch die Gräberfunde gegebene Weisungen, welche auch in der Geschichte der Franken ein deutliches Abbild gefunden haben; denn nicht nur die grossen Siege über römisches Land und Leute brachten eine Menge von werthvollen Schmuckgeräthen, nicht nur die allmählich erlöschenden Nachklänge der spätrömischen Kunst übten noch einen Einfluss auf die Kunstbildung der Merovinger, sondern der Verfall der Merovinger und das Versiegen jener für die fränkische Kunstgestaltung so bedeutungsvollen oströmischen Quelle mussten nothgedrungen bald den Grabalterthümern den Ausdruck des Starren und Aermlichen verleihen, den sie auch nicht verlieren konnten, weil bei Beginn des Besseren, unter Karl dem Grossen, die Sitte, dem Verstorbenen Gegenstände mit in das Grab zu geben, ihr Ende erreicht hatte.

A. Die fränkischen Gräber vom Kirchberg.

Fundbericht.

Grab 1 (l: 2; br: 1; t: 1 m).

Nr. 1) Becher, irden, blauschwarz gedämpft, zeigt vermittelst Holzstäbchen eingedrückte Zickzackverzierung, die aus kl. quadratischen Grübchen zusammengestellt ist. Wände nicht sehr dünn, Brand des Thons mittelmässig. Es ist den Fundumständen nach das älteste fr. Gefäss, welches in Andernacher Gräbern gefunden wurde; h: 7¾; Dm: 8¾; abgeb. XII, 17; lag zwischen dem oberen Theile der Unterschenkel. — 2) Kurzschwert, Eisen, halbirt: 16 cm Grifflänge; 25 cm Länge; 5 cm Breite; lag neben der rechten Hand. — 3) Dolchrest, Eisen, welcher auf dem Kurzschwert Nr. 2 lag. — 4) Unbestimmbare Eisentheile.

Grab 2 (l: 2,25; br: 1,5; t: 1,70 m; abgeb. XII, 4).

1) Kurzschwert, Eisen; Schneide l: 30; br: 3½; ruhte im linken Arm; ähnl. XIII, 6. — 2) Dolchrest, Eisen; l: 18; neben Nr. 1 gelegen. — 3) Feuerschlagstahl; l: 15; br: 2½; neben rechtem

Digitized by Google

Armgelenk gelegen; ähnl. XIII, 7. — 4) Feuerstein; l: 4½; neben Nr. 3 gelegen. — 5) Beil, Eisen; Rest; neben dem untern Theil des rechten Oberschenkels; ähnl. XII, 8. — 6) Gürtelschnalle, Erz, übersilbert; l: 4; lag in der Lendengegend; ähnl. XII, 35. — 7) Beschlagplättchen, Erz, übersilbert, lag in der Lendengegend.

Grab 3 (l: 2,38; br: 1; t: 1, 39 m).

Nr. 1) Gürtelschnalle, Erz; l: 8½; ähnl. XII, 39. — 2) Schieferstein, blauschwarz, glatt, wie ihn die Goldarbeiter zum Probieren gebrauchen. — 3) Dolchklinge, Eisen; l: 11; br: 2; ähnl. XII, 7. — 4) Scherben aus zerstörten Leichenbrandgräbern erster röm. Kaiserzeit.

Grab 4.

Nr. 1) Zängelchen, Erz; l: 8; oben drahtdünner Ring. — 2) Gürtelschnalle, Erz; br: 4; ähnl. XI, 20, ohne Auszackung.

Grab 5.

Armring, glatt, sich nach der Oeffnung hin erbreiternd; Silber.

Grab 6.

Nr. 1) Halsperlenkette, kl. Thon, Bernstein- u. Fritte-Perlen, oft zu vieren zusammenhängend, 91 Stück. — 2) Perlenkette, 13 Stück dickere Perlen, theilweis gerippt wie römische, theilweis den frühfränk. Typus zeigend; abgeb. XII, 50. Die dickeren Perlen sind zumeist rothbraun, siegellackartig, weiss marmorirt; das Marmorirte wird bei einigen durch gelbe Gurtbänder unterbrochen; andere Perlen sind gypsartig; viele stimmen noch mit späträm. Perlen XI, 6, c—p überein, jedoch fehlen a und b letztgenannter Perlen; Lendengegend. — 3) Ohrringe, Silber, mit rothen Steintäfelchen und kl. weissen Perlchen besetzt; abgeb. XII, 27; lag in der Schultergegend neben Schädel. — 4) Zierscheibe, Silber, mit Zellenmosaik aus rothen Steinen mit untergelegter gewaffelter Silberfolie; in der Nähe von Nr. 3 gelegen; abgeb. XII, 26. — 5) Desgl.; ebendaselbst angetroffen. — 6) Gewandnadel, Silber mit Niello-Schmuck; l: c. 5½; abgeb. XII, 38. — 7) Zahnstocherartiger Gegenstand, Messing, oben gewunden und an einen Drahtring befestigt. — 8) Haken, Silber, wie 8 gewunden; gr: c. 3.

Grab 7 (abgeb. XII, 2).

Nr. 1) Henkelkrug, irden, gelblichweiss, die Bauchung geht allmählich in den gedrungenen Hals über, spätrömisches Fabrikat; h: 21¾; abgeb. X, 51. — 2) Glasschale, grünlich; abgeb. XII, 19; Dm: c. 14; h: c. 4; lag mit Nr. 1 zu Füssen des Skeletes. — 3)

Digitized by Google

Kurzschwert, Eisen, oben Quereisen zeigend; frühfr. Typus; Klinge l: c. 26; br: c. 3½; Griff c. 7¼ l.; ähnl. XII, 6; lag neben dem rechten Unterschenkel. — 4) Dolchrest, Eisen; neben Nr. 3 gelegen. — 5) Wurflanze; l: c. 13; lag neben dem linken Unterschenkel; abgeb. XII, 12.

Grab 8.

Nr. 1) Lanzenspitze, Eisen; in der Mitte kräftigen Grat zeigend; l: c. 22; abgeb. XII, 11. — 2) Silberbeschlag des Schaftes der Lanze Nr. 1; l: 5 cm; abgeb. XII, 11.

Grab 9.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Eisen mit Messingbuckeln; l: 12 cm; br: 6½; Gestalt wie XIII, 13. — 2) Endbeschlag eines Lederstreifens mit eingeritzten Ornamenten versehen; l: c. 4¼. — 3) Fingerring mit rechtwinkeliger Platte, Silber. — 4) Gewandnadel mit Niello, Silber; l: 4; abgeb. XII, 38. — 5) Desgl. emaillirt, späträm.

Grab. 10 (abgeb. XII, 1).

Nr. 1) Langschwert; Klinge; l: c. 65; br: c. 4¾; lag an der rechten Seite des rechten Unterschenkels mit Griff nach oben. — 2) Kurzschwert; Klinge l: c. 34½; br: c. 4; Griff c. 11; oben mit Quereisen versehen; frühfr. Typus; abgeb. XII, 6; lag neben linkem Kniegelenk. — 3) Dolch, Eisen; Klinge l: c. 11; br: c. 2; ähnl. XII, 7; Gestalt wie XII, 24; schmäler, lag quer über der Mitte des rechten Oberschenkels. — 4) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, Eisen; l: c. 5½; lag neben Nr. 2 mit dem Bügel nach dem Schenkel gerichtet. — 5) Eisenscheere wie Schafscheere. — 6) Feuerschlagstahl; l: c. 12; br: c. 3; ähnl. XIII, 7; lag neben dem Kniegelenk des rechten Beines auf Nr. 5.

Grab 11.

Henkelkrug; roh, gelblich, mit Zutte versehen; h: c. 10; ähnl. XIII, 38; neben dem linken Unterschenkel eines Kindes.

Grab 12.

Nr. 1) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte; erstere schlangenartig gestaltet; letztere mit von Kreisen umgebenen Punkten versehen; gr: 5; abgeb. XII, 36. — 2) Perlenkette; 11 Perlen des Typus Grab 6 Nr. 2. — 3) Ring aus dünnem Draht.

Grab 13.

Nr. 1) Kurzschwert, ähnl. Grab 10, 2; l: Schneide 24; Griff 9; br: c. 4. — 2) Dolch; abgeb. XII, 7; l: Schneide 13; Griff 7;

Digitized by Google

br: 4. — 3) Eisenstift mit Oese; l: c. 16. — 4) Gürtelschnalle, Erz, abgeb. XII, 35; Dornplatte mit Emailgrube; gr: $3^1/_2$.

Grab 14.

Nr. 1) Gürtelschnalle mit herzförmiger Beschlagplatte; Silber mit Eisenunterlage, mit 20 rothen Steinplättchen, nach Art des Zellenmosaik besetzt; gr: $5^3/_4$; abgeb. XII, 25. — 2) Halter, Erz, massiv; gr: c. $4^1/_2$; abgeb. XII, 37. — 3) Dolchrest, Eisen; am Griff Holzreste zeigend. — 4) Feuerschlagstahl; Rest. — 5) Feuerschlagstein; gr: 5.

Grab 15.

Nr. 1) Krug, henkellos, mit Wellenornament, gelblich, rauh; h: c. 22; abgeb. XII, 15; lag unterhalb des rechten Fusses. — 2) Glas, grünlich; mit abgerundetem Boden; neben dem rechten Fuss, ähnl. XIII, 41, jedoch feiner.

Grab 16.

Krug, blauschwarz mit Wellenornament und Gurtlinienbändern; abgeb. XII, 15; h: c. 21.

Grab 17, abgeb. XII, 3.

Nr. 1) Perlenkette; 5 Perlen des Typ. wie Grab 6 Nr. 2; in der Halsgegend gefunden. — 2) Fläschchen, henkellos, Glas grünlich; ähnl. X, 41; h: 7; neben der linken Hand. — 3) Krüglein, irden, gelbl., h: $6^1/_2$; ähnl. X, 59; hat spätrömischen Typus, nicht fränkischen; neben Nr. 2 gefunden.

Grab 18.

Nr. 1) Grabstein, Jurakalkstein-Platte, h: 37; br: $22^1/_2$; eingemeisselt: in der Mitte ein Kreuz, umgeben von Sonnenrädern, eingefriedigt von einer Wellenlinie; abgeschlossen durch zwei parallel laufende Gradlinien; abgeb. XII, 49; lag gleich neben der Grabooberfläche, im oberen Theil der hier befindlichen Grube. — 2) Perlenkette; 73 Perlen des Typ. wie Grab 6 Nr. 2; zerstreut in der Grube. — 3) Münze, barbarischen Gepräges, goldplattirt; Nachahmung einer spätrömischen. — 4) Napf, irden; blaugrau mit Horizontalgurtfurchen (Schnurlinien!) versehen, ziemlich roh, mittelmässig hart gebrannt; h: c. $7^1/_2$; Dm: c. 10; abgeb. XII, 16; lag zu den Füssen. — 5) Scherben aus zerstörten frührömischen Leichenbrandgräbern.

Digitized by Google

Grab 19.

Nr. 1) Langschwert; Schneide, 85 l.; mit Eisen beschlagener Griff, c. 13 l.; br: c. 3½; Klingenbreite 4½; abgeb. XII, 5. — 2) Beschlagstück; Erz, übersilbert, mit 3 Buckelknöpfen, durch Eingravirtes verziert; l: c. 6½; ähnl. XII, 39; lag unter Nr. 1. — 3) Gürtelschnalle nebst Beschlag, versilbert; l: c. 5½; ähnl. XII, 39, lag unter Mitte Nr. 1. — 4) Endbeschlag eines Lederriemens; Erz, versilbert; abgeb. XII, 47; l: 4½, lag unter dem Langschwert Nr. 1. — 5) Feuerschlagstein; neben Nr. 1 gelegen. — 6) Kleine Wage, Metall; Schalen aus Erzblech, an welchem Reste des Bindfadens, der zum Anhängen an den Wagebalken diente, von der Oxydation durchdrungen, hafteten; haben Dm: 4½; lag neben dem Langschwert. — 7) Steinchen aus Bein, oben vertieft, 1¼ Dm.; lagen auf der Wageschale Nr. 6; könnten Gewichte sein. — 8) Dolchreste; Eisen; lagen neben dem Langschwert.

Grab 20.

Nr. 1) Gürtelschnalle nebst Beschlag, Silber, durch 2, ursprünglich durch 3 Knöpfe und Zickzack-Niello-Gruben verziert; l: 8; abgeb. XII, 39. — 2) Beschlagstück; Silber; abgeb. XII, 44. gr: 4¼. — 3) Desgl. — 4) 2 Beschlagtheile; Silber, verziert wie Nr. 1; gr: 3; abgeb. XII, 40. — 5) Desgl.; Silber, verziert wie Nr. 1; abgeb. XII, 41; gr: 4 cm. — 6) Desgl.; abgeb. XII, 48; gr: 4¾. — 7) Desgl.; Platte, verziert wie Nr. 2 und 3; gr: 3½; abgeb. XII, 45. — 8) Beschlagstreifen; kachelförmig zusammengebogenes Silber; verziert wie Nr. 1; gr. 3¼; abgeb. XII, 46. — 9) Beschlagstück; ähnl. Nr. 2 und 3; abgeb. XII, 43; gr: c. 4. — 10) Altgallische Erzmünze; abgeb. IV, 9. — 11) Desgl.; abgeb. IV, 10.

Grab 21.

Nr. 1) Kurzschwert, Eisen, an der Spitze messingene Beschlagreste der Scheide; l: Klinge c. 25; Griff c. 6; br: c. 3; ähnl. XII, 6. — 2) Dolchrest; Eisen. — 3) Lanze; lange Tülle, Eisen; l: Spitze 19, Schaft c. 30; br: Spitze c. 3; Schaft c. 2; abgeb. XII, 10. — 4) Beil; Eisen; gr: Blatt 11½; Dm: 10½; abgeb. XII, 8. — 5) Schnalle; Metall; gr: c. 7; ähnl. XIII, 24, ohne Beschlagplatte. — 6) Feuerstein.

Grab 22.

Nr. 1) Kamm, Bein; 2 Zahnreihen, durch eine Knochenleiste auf

Digitized by Google

beiden Seiten verstärkt, die durch Eisenstifte gehalten wird; gr: c. 10; br: c. 4. — 2) Messingbeschlagstreifen; wie unten am Kurzschwert 21,1. — 3) Perle; Glas, im Durchschnitt vier zusammengefügte Halbkreise bildend; weiss gestreift; gr: c. $2^1/_2$; ähnl. Grab 6 Nr. 2. — 4) Spinnwirtel; Bein; flach, auf einer Seite abgerundet; Dm: c. $3^1/_2$; Dicke: c. $1^1/_4$; ähnl. XIII, 20.

Grab 23.

Nr. 1) Perlenkette, 47 Perlen des Typus Grab 6, Nr. 2; zwei Reihen Perlen, eine von 6, die andere von 7, jede nur 3 mm dick, sind zusammenhängend und bestehen aus hellem Glas. — 2) Schmuckstücke; scheibenförmig, sternartig ausgezackt, mit oriental. Granaten besetzt; Dm: c. 2; ähnl. XII, 26. — 3) Einschlagkamm aus Bein; Theile des Kammes selbst, der eine Reihe Zähne hat, dann Rest der Scheide, welche mit Messingknöpfchen (Nietstiften) beschlagen ist, und deren Endstück, das Messingbeschlag zeigt (vgl. L. Lindenschmit, Handb. d. Deutsch. Alterthumsk., Braunschweig 1880 u. 1886, S. 311 Fig. 246).

Grab 24.

Nr. 1) Viereckiger Bügel einer Schnalle mit oriental. Granaten besetzt; ähnl. XIII 25. — 2) Kurzschwert mit Quereisen; ähnl. IX, 10; wurde von Antiquar Schmitz gefunden und verkauft.

Grab 25.

Nr. 1) Halsperlenkette des Typus Grab 6 Nr. 2; kleine Perlen an derselben waren befestigt, Nr. 3, 4 und 5. — 2) Getriebenes, goldenes, scheibenförmiges Medaillon mit barbarischen menschlichen Figuren, von denen eine ein Kreuz hält; dasselbe ist von gekörntem Filigran eingefasst und mit gerippter Oese versehen; Dm: $2^1/_2$ ohne Oese; abgeb. XII, 31. — 3) Desgl.; ähnlich. — 4) Medaillon; golden, scheibenförmig mit aufgelegten gewundenen und gekörnten Filigranverzierungen; Dm: $2^1/_4$; abgeb. XII, 30. — 5) Perlenkette des Typus wie Grab 6, 2; grössere Perlen; lag in der Lendengegend. — 6) Gewandnadel; vergoldet mit flechtwerkartigen Verzierungen; abgeb. XII, 32; gr: $10^3/_4$; vor dem Beginn der mittleren Wölbung durchgebrochen und durch aufgelegte und vernietete Stiftchen zusammengeheftet. — 7) Desgl.; ähnlich mit verschlungenen Verzierungen und Niellogrübchen; abgeb. XII, 33; gr: c. $9^1/_4$.

Grab 26.

Nr. 1) Schildbuckel, Eisen mit Goldscheibchen beschlagen, oben knopfartig abschliessend, abgeb. XII, 21. — 2) Gürtelschnalle

Digitized by Google

mit Schildplatte, übersilbert; auf der Platte kreuzförmig, mit Granatplättchen und grünem Email besetzt; abgeb. XII, 24; gr: $5^3/_4$. — 3) Langschwert, Eisen; ähnl. XII, 5, ohne Griff. — 4) Kupfermünze aus der Zeit der Constantine.

Grab 27.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Erz; $5^1/_2$ l. — 2) Krug; irden; blau, glänzend, schwarz gedämpft mit kleinen Sternchen als Verzierung; ähnl. XII, 13. — 3) Glasbecher; unten abgerundet; ähnl. XII, 18.

Grab 28.

Nr. 1) Grosse Gürtelschnalle mit Beschlagplatte; Erz, durchbrochen, Bild der schreitenden Löwin zeigend. — 2) Fünf Messingstreifen, Endstücke von Lederriemen. — 3) Zwei Beschlagknöpfe mit 3 Durchbrechungen. — 4) Drei Beschlagstücke. — 5) Becken, irden, gelblich, im oberen Gesimse eine Reihe von von kleinen Kreisen umgebener Punkte zeigend; Dm: $20^1/_2$. — 6) Topf; schwarz, eckige Grundform; oben mit Zickzackreihen versehen. — 7) Kurzschwert von 53 cm Länge.

Grab 29.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Erz, aus einer grossen viereckigen Mittelplatte, aus zwei Beschlagplatten und einem Bügel mit schildförmig endender Zunge bestehend. Die Beschlagplatten und das Mittelstück zeigen fünf Messingknöpfe; die Zwischenräume sind mit flechtwerkartigen Gravuren geschmückt. — 2) Fünf Zierstücke. — 3) Zwei kreisförmige, unten mit Stift versehene Lederbeschlagknöpfe, oben mit eingravirtem Kreuz versehen.

Grab 30.

Nr. 1) Gewandnadel in Gestalt einer Taube, Silber, reich mit oriental. Granaten besetzt; ähnl. XII, 28. — 2) Perlenkette von älterem Typus. — 3) Eisenmesser-Reste. — 4) Münze von Constantin d. Grossen.

Einzelfunde vom Kirchberg.

Nr. 31. Haarschmucknadel aus Gold, oben einen kapselförmigen Knopf zeigend, der durch einen blauen Stein gefüllt ist; abgeb. XII, 29.

32. Eisenschnalle mit rundem Beschlagstück, das durch 3 grosse Messingknöpfe verziert ist; abgeb. XII, 23; gr. incl. Bügelbeschl.: 11.

Digitized by Google

33. Goldene Agraffe, in der Mitte buckelförmige Erhöhung, mit 9 Steinen besetzt von rother und grüner Farbe, reich mit Filigran-Arbeit geschmückt; Dm: $4^1/_2$.

34. Grosse Gürtelschnalle aus durchsichtigem Stein, quarzartig.

B. Die fränkischen Gräberfunde vor dem Burgthor.

Grab 1; abgeb. XIII, 1.

Nr. 1) Halsperlenkette, 43 Perlen, buntfarbig aus Thon, Glas, Fritte; anderen Charakters als die Kirchberg-Perlen, mehr heutigen orientalischen ähnlich (abgeb. XIII, 19), als Anhängsel diente eine spätröm. Kupfermünze; ähnliche vgl. Jahrbuch H. XLIV u. XLV; Aufsatz v. Schaaffhausen „Ueber germanische Grabstätten am Rhein", Taf. VI u. VII. — 2) Gewandnadel, scheibenförmig, getriebenes Metallblech auf einer Erzscheibe ruhend; Dm: c. $4^1/_2$; abgeb. XIII, 17. — 3) Gürtelschnalle, Erz; drei Knöpfe, orientalische Gravuren zeigend, die frühromanischen Ornamentationscharakter haben; abgeb. XIII, 13; gr: $9^1/_2$[5]). — 4) Schmuckplatte, Eisen, mit Gold- und Silbertauschierung, Rückseite metallene Oese; l: $4^1/_2$; br: 2; abgeb. XIII, 16. — 5) Desgl., nebst voriger anscheinend durch kurzes Metall-Kettchen verbunden. — 6) Kapsel, Metallblech, durch zwei Nietstifte verbunden; gr: $2^1/_2$; br: c. $1^1/_2$; abgeb. XIII, 21. — 7) Riemen-Endbeschlag, Eisen, Silber- u. Goldtauschirung zeigend; l: $5^1/_2$; br: $1^1/_4$; abgeb. XIII, 15. — 8) Desgl. — 9) Endbeschlag, Metall, reich gravirt wie Nr. 3; l: $8^1/_2$; br: c. 2; abgeb. XIII, 14. — 10) Wirtel, Bein, eine Seite flach, andere abgerundet; Dm: $3^3/_4$; abgeb. XIII, 20. — 11) Metallblechscheibchen, vielleicht altkölnische Münze, getriebenes Schild, in dessen Feld drei Kronen zeigend; Dm: c. $1^1/_2$; kann zufällig an seine Fundstelle gelangt und jünger sein als die übrigen Nummern des Grabinhaltes; abgeb. XIII, 42. — 12) Ohrring, Silber, glatt, kl. Würfel mit abgeschrägten Ecken als Schmuck; abgeb. XIII, 18. — 13) Fingerring, Metall, glatt.

Grab 2.

Nr. 1) Kurzschwert, Eisen, einschneidig mit breitem Rückem; Klinge 34 l. 7 br., Griff im Grabe gemessen $17^1/_4$; war mit Resten der Lederscheide bedeckt, an der Schneideseite ragten diese bis c. 2 cm seitwärts der Schneide; Raum zwischen Schneide und äusserer Scheidegrenze mit 4 Stück 2 cm grossen Metallscheiben besetzt, die unten in

Digitized by Google

einen Stift enden, welcher nach Art des Nietnagels am Leder der Scheide befestigt wurde; die einzelnen Metallscheiben sind mit Gravuren versehen (vgl. XIII, 6). Die äusserste Grenze der Scheide vor den Metallscheiben ist mit kleinen metallenen Nietnägeln besetzt, von hier aus auch der untere Theil der Schneide bis zur Spitze; lag mit der verzierten Seite neben dem rechten Bein; abgeb. XIII, 5. — 2) Gürtelschnalle, Metall, Beschlagstück mit drei Buckeln besetzt; gr: 10¼; ähnl. XIII, 10 u. 11; lag unter der Schwertscheide, ragte mit dem Bügel vorn heraus. — 3) Endbeschlagstück, vielleicht des Gürtels, durch 3 Buckel verziert; gr: 3; abgeb. XIII, 9 u. 26; lag im rechten Winkel mit dem Schwert unten an der Schneide. — 4) Schuh (einer Standarte ?); l: 18. — 5) Feuerschlagstahl; lag mit Nr. 6 neben Nr. 3; l: c. 10; abgeb. XIII, 7. — 6) Feuerschlagsteine; lagen bei Nr. 5; abgeb. XIII, 8.

Grab 3.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2 Nr. 1; Schneide l: 58; br: 4½; Griff l: 20; neben dem rechten Unterschenkel, Schneide nach dem Bein hin gerichtet, Griff nach oben. — 2) Dolch, Eisen; l: 15; lag auf Nr. 1 an der Schneide. — 3) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, wie Grab 2, Nr. 2; lag neben dem Kurzschwert-Griff, mit dem Bügel nach den Füssen gerichtet; reich verziert mit zweigartig vertheilten Gravuren und Punktkreischen; die Zungenplatte zeigt ein Kreuz, das von Punktkreischen umgeben ist; l: 10; abgeb. XIII, 11. — 4) Endbeschlagstück wie Grab 2, Nr. 3; verziert wie vorige Nr.; l: 4; lag oberhalb dem Schwertgriff mit der breiteren Seite nach Aussen; abgeb. XIII, 12. — Das Skelet, abgeb. XIII, 2, 1,9 m lang, in einem Sarg von flüchtig behauenen 23 cm grossen Tuffsteinstücken, durch Lehm mit einander verbunden, Sohle vermittels Rheinkieses gepflastert, lag 1,20 untere Oberfläche; Sarglänge: 2,20; br: 1,10.

Grab 4 (vgl. Taf. XIII, 3).

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1, Schneidel.: 57; Griffl.: 15; Scheide wie bei Grab 2, Nr. 1, mit Metallstiftchen umrandet, jedoch fehlen Metallscheiben; allein unterhalb des Griffes Abschlussquerband aus Metall von 1½ m Breite; verziert mit Gravuren; abgeb. XIII, 27; Querband abgeb. XIII, 29. — 2) Lanzenspitze, Eisen; Spitzenl.: 23½; Tullenl.: 12; abgeb. XIII, 28; lag neben dem Kurzschwert Nr. 1 mit der Spitze nach unten. — 3) Krug, henkellos, braunschwarz gedämpfter Thon mit zwei schmalen Gurtbändern

Digitized by Google

eingedrückter quadratischer Verzierungen; h: 16½; abgeb. XIII, 30; stand zu Füssen des Todten.

Grab 5.

Nr. 1) Halsperlenkette, 110 Perlen, buntfarbig, wie Grab 1, Nr. 1; keine zeigt den Typus der fränk. Perlen vom Kirchberg, alle sind späteren Charakters. — 2) Topf, blau; h: 8½; ähnl. XIII, 34.

Grab 6.

Nr. 1) Halsperlenkette, 43 Perlen, wie in Grab 5, Nr. 1. — 2) Becher, dickes grünliches Glas (Tummler), oben mit kräftigem Rand versehen; h: 10½; abgeb. XIII, 41; lag neben dem rechten Fuss des Skeletes. — 3) Grabstein, Tuff, mit in Relief gemeisseltem Bilde des Kreuzes; h: 27; br: 19½, XIII, 36 — lag oberhalb des Grabes unter einer Humuslage.

Grab 7.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 4, Nr. 1; ohne Scheidenreste; Schneidenl: 41; br: 4½; Griffl.: 23, lag neben dem rechten Unterschenkel des Skeletes, dessen Schädeldecke auffallend niedergedrückt war; breite Augenbrauenhöcker erinnern lebhaft an die gleichartige Erscheinung beim Homo Neanderthalensis. — Ist das Atavismus merovingischer Zeit? — 2) Dolch, Eisen, lag auf Nr. 1.

Grab 8.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 7, Nr. 1; Schneidenl.: 55; Griffl.: 18; lag neben dem rechten Unterschenkel, Schneide nach unten gerichtet. — 2) Gürtelschnalle, Erz; ähnl. XIII, 24, ohne Schmuckplatte, die Zunge hat unten ein Schild; gr: c. 3½; lag in der Lendengegend. — 3) Henkelkrug mit Zutte, gelblich; ähnl. XIII, 38; h: 12; stand zu Füssen des Skeletes. — 4) Topf, gelblich schwarz gedämpft; dünne ziemlich feste Wand, Grundform ähnl. XIII, 34; stand neben Nr. 3.

Grab 9.

Halsperlenkette wie in Grab 1, Nr. 1.

Grab 10.

Nr. 1) Schüssel, roth; rohe Arbeit. — 2) Henkelkrug mit Zutte; ähnl. Grab 8, Nr. 3. — 3) Glas (Tummler); ähnl. Grab 6, Nr. 2.

Grab 11.

Nr. 1) Einschneidiges Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1; Schneidenl.: 35; br: c. 5½; Lederreste der Scheide zeigten an der

Digitized by Google

Schneide Metallstiftchen; allein nur an der Spitze und am untern Grifftheil; an letzterer Stelle reichten die Scheidenreste bis zu 7½ cm an den Griff hinauf, in einem Abstande von 3 cm bis zum Griff; dieser Theil war von Metallstiftchen eingefasst und oben und an der Seite durch umgebogenes Metallblech begrenzt; lag etwa das Schwert aus der Scheide, auf letzterer? — 2) Gürtelschnalle, Eisen; ähnl. XIII, 24, ohne Metallbuckeln, lag in der Mitte der Schwertscheide mit Bügel nach Aussen; gr: c. 7. — 3) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3; h: 13; stand am Fussende. — Skelet lag in Steinkiste wie Grab 3, Nr. 4; obere Breite derselben: 90, untere: 83; Länge: 2,25 m.

Grab 12 (vgl. Taf. XIII, 4).

Nr. 1) Henkelkrug mit Zutte wie Grab 8, Nr. 3, lag in der Ecke einer Tuffsteinkiste neben dem rechten Fuss des Skeletes, dessen meiste Knochen zerstreut angetroffen wurden, neben Stücken des zertrümmerten Sargdeckels. Sarg aus zwei Theilen zusammengefügt; l: 1,95; Kopfbreite: 75; Fussbreite: 70.

Grab 13.

Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3, stand am linken Fuss des Todten, der von Tuffsteinplatten umstellt war.

Grab 14.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1, ohne Scheideschmuck. — Gürtelbeschlagrest, Eisen mit Metallbuckeln besetzt. — 2) Schüssel, irden, gelblich roth überzogen, hat Aehnlichkeit mit spätrömischer t. sigillata, als bezeichne sie den äussersten Grad deren Verfalls; h: 6½; Dm: c. 14¾; oben mehrfach durchlöchert, abgeb. XIII, 39; neben dem linken Fuss des Skeletes.

Grab 15.

Nr. 1) Perlenkette wie Grab 1, Nr. 1 u. Grab 5, Nr. 1. — 2) Gewandnadel, scheibenförmige Goldplatte auf einer Metallplatte ruhend, mit Filigran und Steinen besetzt; bekannter Typus; lag in der Halsgegend des Skeletes. — 3) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3.

Grab 16.

Nr. 1) Krug, blau, glänzend schwarz überzogen, die Bauchung zwei Gurtbänder mit kl. quadratischen Grübchen zeigend; h: c. 21; Dm: c. 14½; lag vor dem rechten Fuss; ähnl. XII, 13. — 2) Endbeschlagstücke, Eisen mit Tauschierung; ähnl. Grab 1, Nr. 7 u. 8.

Digitized by Google

Grab 17.

Nr. 1) Krug, wie Grab 16, Nr. 1, besondere Standplatte fehlt, unterer Theil mehr wie Henkelkrug Grab 8, Nr. 5; h: c. 15; Dm: $9^1/_4$; stand zu den Füssen des Skeletes. — 2) Topf, blau, schwarz überzogen, dünnwandig, ziemlich hart gebrannt, mit Reihen-Verzierungen wie Grab 16, Nr. 1; h: c. $7^1/_2$; Dm: $8^1/_2$; abgeb. XIII, 34.

Grab 18.

Nr. 1) Gewandnadel, scheibenförmig, ähnlich XIII, 17; vgl. Grab 1, Nr. 2; lag in der Halsgegend des Skeletes. — 2) Henkelkrug mit Zutte, wie Grab 8, Nr. 3.

Grab 19.

Nr. 1) Halsperlenkette, 26 Perlen der Art wie Grab 1, Nr. 1, mehrere gerippte. — 2) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, Erz, Bügel nicht oval, sondern viereckig, abgeb. XIII, 25; lag in der Brustgegend des Skeletes. — 3) Thongefäss, gelblichweiss; ähnl. X, 59; h: 6; Dm: c. 6; hat durchaus römischen Typus, wurde vielleicht in einem röm. Grabe gefunden od. damals imitirt; in Kirchberger Frankengräbern würde dasselbe nicht auffallend erscheinen, hier wohl; lag zwischen den Oberschenkeln.

Grab 20.

Nr. 1) Vereinzelte Perlen der Art wie Grab 1, Nr. 1, neben zerstreut im Füllgrund der Grube liegenden Knochenresten, dem Inhalt des älteren Grabes, der einer neuen Beisetzung ohne Beigaben hat weichen müssen.

Grab 21.

Nr. 1) Kurzschwert, wie Grab 2, Nr. 1; Schneidel.: 37; Griffl.: 22; br: c. 5; an der Schneide zeigten Scheidereste Beschlagknöpfe, die als Verzierung drei Löcher aufweisen, begrenzt ist die Scheide durch kl. Metallnägel; lag an linker Seite des linken Beines. — 2) Dolch, Eisen, lag auf einem Schwert in geringen Resten. — 3) Gürtelschnalle nebst Beschlagplatte, Eisen; Lindenschmit a. a. O. S. 365, Fig, 339, ohne Buckeln; lag neben dem Griff von Nr. 1, Bügel nach der Spitze des Griffes gerichtet; c. $9^1/_2$ gr. — 4) Beschlagplatte, Eisen; gr: 9; lag oberhalb Nr. 3, a. a. O. Fig. 337. — 5) Desgl., kleiner, viereckig; gr: 6; lag seitlich Nr. 3, theilweise auf Nr. 6, a. a. O. S. 371, Fig. 379. — 6) Feuerschlagstahl; abgeb. XIII, 32; gr: 10; lag unter Nr. 4 u. Nr. 5. — 7)

Digitized by Google

Feuerstein, lag zwischen Nr. 3, 5 u. 6. — 8) Steinmeissel; br: 15; abgeb. XIII, 33; lag zwischen den Knieen des Skeletes, Schärfe nach dem linken Oberschenkel gerichtet. Länge des Skeletes 1,70. — 9) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3, Topf; ähnl. XIII, 34.

Grab 22.

Nr. 1) Henkelkrug ohne Zutte; ähnl. Grab 8, Nr. 3; lag neben Nr. 2. — 2) Kamm mit doppelter Zahnreihe wie Kirchberger Frankengrab 22, Nr. 1; lag dicht neben Nr. 1 vor dem linken Fuss eines Kinderskeletes; ähnl. abgeb. von Schaaffhausen; vgl. Grab 1 Nr. 1.

Grab 23.

Schale, ähnl. XIII, 40, lag zu Füssen des Skeletes.

Grab 24.

Nr. 1) Perlenkette wie Grab 1, Nr. 1; 58 Perlen, darunter 11 Stück Bernstein von etwa 2 cm Grösse; lag in der Halsgegend. — 2) Gürtelschnalle, Eisen mit Messingbuckeln wie bei Lindenschmit a. a. O. Fig. 339, fragmentirt; lag in der Lendengegend. — 3) Spinnwirtel, Bein, wie Grab 1, Nr. 10; Dm: c. 4; h: 2; lag neben dem linken Unterarm des Skeletes. — Die Unterschenkel des Skeletes sind vom Graben der mittelalterlichen Coblenzer-Strasse durchschnitten worden, daher letztere, wenigstens der Graben, dort später angelegt sein muss.

Grab 25.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1; ohne Scheideschmuck; lag neben dem rechten Unterschenkel des Skeletes; Griff nach oben. 2) Beschlagstück, Eisen; fragmentirt; lag neben der Mitte, Nr. 1 nach dem rechten Bein hin gerichtet. — 3) Feuerschlagstahl wie XIII, 32; neben der Schwertspitze.

Grab 26.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1; ohne Scheideschmuck; l: 32½ Schneide; 15½ Griff; lag neben dem linken Unterschenkel, Griff nach oben. — 2) Beschlagplatte, Eisen; quadratisch mit 4 Messingbuckeln: c. 6 Dm, tauschirt, ähnl. Grab 21, Nr. 5; lag neben dem linken Unterschenkel. — 3) Desgl. wie bei Lindenschmit a. a. O. Fig. 337, mit 3 Messingbuckeln reich tauschirt; l: c. 10; br: c. 6. — 4) Zierstück, Erz, l: 5; br: 2½; abgeb. XIII, 22. — 5) Desgl., lag mit Nr. 4 neben der Spitze des Kurzschwert-Griffes Nr. 1. — 6) Zierstück, Erz; l: c. 5½; wie Nr. 4 und 5 unten

Digitized by Google

mit zwei durchbohrten Oesen versehen; lag in der Lendengegend; abgeb. XIII, 23. — 7) Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3, ohne Zutte; h: c. 13.

Grab 27.

Nr. 1) Kurzschwert wie Grab 2, Nr. 1, mit glatten Metallknöpfen und Stiftchen besetzt; oberhalb des letzten Knopfes, vor dem Griffe begrenzen die Stiftchen eine quadratische Fläche; l. der Schneide: c. 36; Griffl: c. 19½; die Breite des mit Erzschmuck beschlagenen, vor der Schneide befindlichen Theiles der Scheide beträgt 1½ cm; lag neben dem rechten Oberschenkel, Griff nach oben. — 2) Gürtelschnalle, Eisen, wie Grab 21, Nr. 3; ohne Messingbuckeln, fragmentirt; neben dem oberen Theil der Schneide, Bügel nach aussen.

Grab 28.

Glasbecher, Tummler, wie Grab 6, Nr. 2; lag zu Füssen des Skeletes.

Grab 29.

Nr. 1) Schüssel, irden, blau, schwarz gedämpft; oberer Theil mit kleinen quadratisch eingedrückten Verzierungen versehen; h: c. 6½; Dm: c. 3½; abgeb. XIII, 35; lag neben dem rechten Unterschenkel. — 2) Henkelkrug mit Zutte; h: 12½; wie Grab 8, Nr. 3; lag neben dem linken Unterschenkel. — Das Skelet war von Tuffsteinstücken umstellt.

Grab 30.

Nr. 1) Kurzschwert, wie Grab 2, Nr. 1, mit geringen Scheideresten, ein Beschlagknopf, mit drei Löchern versehen, erhalten; lag zur Rechten der Beine. — 2) Dolch, Eisen; lag unter dem Schwerte. — 3) Gürtelschnalle, Eisen; lag auf dem oberen Theil der Schneide. — 4) Glas, Tummler, wie Grab 6, Nr. 2; neben dem rechten Fuss. — 5) Steinsarg, Tuff; l: 2 m; obere Breite: 77; untere Breite: 60; h: 65; besteht aus zwei Stücken, welche in der Mitte des Sarges zusammen gefügt sind.

Grab 31.

Henkelkrug wie Grab 8, Nr. 3; ohne Zutte; lag neben der linken Hand des Skeletes.

Grab 32.

Nr. 1) Bügel einer Schnalle, durch eingravirte Grübchen verziert, Erz, lag oberhalb Nr. 2. — 2) Steinsarg wie Grab 30, Nr. 5.

Digitized by Google

Grab 33.

Nr. 1) Armring, dünner, etwas ausgezackter Metallreif, $2^1/_2$ mm breit, die Enden zum Einhaken umgebogen. — 2) Fingerring, dünn, gerippt; kleine ovale Platte mit unverständlichen Zeichen. — 3) Halsschmuck, bestehend aus einer kalkartigen c. 2 cm grossen Perle und umgebogener concentrischer Metallscheibe; Dm: c. $3^1/_2$. — 4) Thongefäss, blauschwarz; in der Form ähnl. XIII, 34.

Grab 34.

Nr. 1) Gürtelschnalle, Metall, durch 3 Buckel geschmückt; l: $6^1/_2$; abgeb. XIII, 24. — 2) Glatter, geöffneter Armring; Dm: $7^1/_2$. — 3) Perlenkette, wie Grab 1, Nr. 1. — 4) Reste eines Ohrrings. — 5) Reste eines silbernen Fingerrings.

Grab 35—42.

Oestlich des Landsegnungsweges wurden Gräber angetroffen, zum Theil Tuffsteinsärge, die beraubt oder zumeist zerschlagen waren, zum Theil Kisten, deren Herstellung durch mit Lehm verbundene Steinstücke bewirkt war, einige Eisentheile bergend, deren Deutung wegen starker Zerstörung unmöglich ist.

Einzelfunde vom Burgthor.

43) Grabstein (Jurakalk) mit eigenthümlichen, augenscheinlich symbolischen Zeichen; die verschiedenen Linien sind eingeschnitten; gr: 19 im □; Dicke 8; lag auf der fränkischen Culturschicht oberhalb der Grabstätten, unter der heutigen Humusdecke; abgeb. XIII, 37. — 43a) Anhängsel, Erz; borstigen Eber zeigend in ornamentaler Auffassung, reich mit Gravuren orientalischen Charakters verziert; l: $5^1/_4$; h: $2^1/_4$; abgeb. XIII, 43.

44) Eisenschnalle mit Silbertauschirung. Lindenschmit a. a. O. Fig. 339; XIII, 43.

45) Erzmünze, mittelalterlich, unverständlich.

46) Schüsselmünze, vorausgusteischer Zeit angehörig; ähnl. Taf. IV, Fig. 6; lag auf der Oberfläche der Frankengräber, Grundstück Zervas.

Ausser den bezeichneten Gegenständen vorrömischer, römischer und merovingischer Zeit sind eine grössere Anzahl karolingischer Gefässe gefunden worden, theilweise unter höchst interessanten Umständen. Diese Funde bedürfen besonderer Bearbeitung.

Ueber frühere fränkische Gräberfunde von Andernach vgl. die

Digitized by Google

Abhandlung von Schaaffhausen, Jahrbuch XLIV u. XLV J. 1868, Ueber germanische Grabstätten am Rhein, S. 120—128. Unter Zugrundelegung der lehrreichen und anregenden Arbeiten von Weinhold, Hassler, Wilhelmi, Lindenschmit u. A., sowie persönlicher Weisungen der Herren Professoren Schaaffhausen und aus'm Weerth habe ich die Andernacher Gräberaufdeckungen begonnen und durchgeführt. Besonderes Augenmerk legte ich dabei auf das Studium der Uebergänge von der spätrömischen in die fränkische Zeit und auf die Erforschung der ältesten linksrheinischen Hinterlassenschaften der Merovinger.

Leider wurden der vom Provinzialmuseum gestellten Aufgabe, ein abgerundetes Bild der Andernacher Gräber zu gewinnen, grosse Nachtheile bereitet durch einige Unternehmer, welche in systemloser Weise Theile der Grabfelder aufgruben und die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren zur Handelswaare machten, ja sogar, die Heiligkeit des Grabes verachtend, die Gebeine selbst dem Gespötte und dem Unfuge der neugierigen Menge preisgaben. Alle Versuche einem solchen, die Blätter der Geschichte unserer heimathlichen Vergangenheit in unverantwortlichster Weise dauernd schädigenden und das sittliche Gefühl verhöhnenden Beginnen Einhalt zu thun, erwiesen sich sogar trotz der Hülfe der Behörde als vergeblich.

Die Schatzgräber gestatteten dem Provinzialmuseum nicht einmal, die für die rheinische Forschung wichtigsten Sachen abzuzeichnen; denn sie glaubten, dadurch könne eine pecuniäre Entwerthung erfolgen! So bin ich denn auch nur in der Lage, hervorheben zu können, dass auf dem Kirchberge von Privaten mancher hochinteressante Gegenstand gefunden wurde. Ich sah Fingerringe, angeblich dorther, welche im Allgemeinen mit den von Lindenschmit a. a. O. Taf. XIV, Fig. 7, 12 u. 13 abgebildeten übereinstimmten; auch Fig. 1 (a. a. O.) beobachtete ich. Einer der Ringe zeigte auf viereckiger Platte augenscheinlich hebräische Lettern und darüber eine Wage — soweit in meiner Erinnerung ist — auch zwei Sterne. Eine weitere Ringplatte zeigte Opfergeräthe, wieder eine andere das barbarische Bild eines Menschen. Andere Geschmeidestücke fielen durch den Reichthum ihrer Granaten auf. Darunter befanden sich jene Bienen- und Tauben-Nadeln wie sie Lindenschmit (a. a. O. Taf. XXIII, Fig. 5, 6 u. Fig. 16) abgebildet hat. Es sind mehrere höchst kostbare goldene, reich mit Filigran und Steinen, augenscheinlich in symbolisch bedeutsamer Weise durch die Stern- und Kreuzesform gehobene scheibenförmige Gewand-

Digitized by Google

spangen zu Tage gefördert worden, ähnlich der bei Lindenschmit (a. a. O. Taf. XXI, Fig. 1) dargestellten.

Es fehlen nicht die mit Kreuz- und Schlangengebilden versehenen getriebenen Schmuckscheiben, deren Lindenschmit (a. a. O. Fig. 8) gedachte. Es erschienen mannigfaltige Arten der grossen Gewandspangen, von welchen wir (Taf. VII, Fig. 32 u. 33) bereits zwei Typen brachten. In verschiedenen Formen und Grössen wurden auch die oben strahlenförmig ausladenden Zierscheiben in den Handel gebracht, deren Bild uns Lindenschmit (Taf. XIX, Fig. 2) veranschaulicht hat. Theilweise waren diese, wie überhaupt verhältnissmässig viele der Schmuckgeräthe aus den Kirchberg-Frankengräbern, mit orientalischen Granatscheibchen besetzt. Grosses Aufsehen machte eine freilich auffallend grosse Kristall-Schnalle, welche im Ganzen die Form der Taf. XI, Fig. 20 dargestellten Bronze-Schnalle wiedergiebt. — Manche dieser Sachen sind in ausländische, viele jedoch in deutsche öffentliche und Privatsammlungen übergegangen; eine nicht minder grosse Menge dieser Fundstücke wandert noch heute durch die Hände und Schaukasten der Antiquare. Vielleicht regt diese Arbeit dazu an, über den einen oder anderen zerstreuten Gegenstand der Andernacher Gräber den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden Mittheilung zu machen, damit das hier gegebene Bild des reichen Inhalts derselben noch vervollständigt werde.

Anmerkungen.

1) Die Leichenbrandgräber lagen zumeist zwar in freier Erde, manchmal jedoch geschützt durch Holzkisten, von welchen sich, wie Taf. V, Fig. 51 zeigt, die eisernen Eckbeschläge erhalten hatten; sie mögen die Gestalt der Steinkisten Taf. V, Fig. 39 gehabt haben. Viele der Gräber waren auch durch Bruchstücke von römischen Riesenamphoren zugedeckt.

2) Herr van Vleuten, welcher mir mehrfach bei Bestimmung von Münzen in liebenswürdigster Weise sein reiches Wissen zur Verfügung stellte, verweist auf Cohen, Medailles consulaires, pl. XII: Claudia Nr. 2, mit welcher diese Münze im Ganzen übereinstimme; bei Cohen fehle jedoch die Legende Rom.

3) Ich habe bereits im 77. Jahrbuche S. 209 auf Sidonius Apollinaris (Ep. 3. 12) verwiesen, nach welchem man noch nach Constantin dem Grossen auf ein und demselben Gräberfelde Todte verbrannt und unverbrannt beisetzte.

4) Die Gefässscherben gestatten die Datirung und Deutung der meisten

Digitized by Google

Römerbauten und Schanzen beider Rheinseiten; wo Menschen wohnten, fehlen selten Scherben. Unter den römischen Gefässen von Andernach ist kein einziges, das in die erste Zeit des Augustus gesetzt werden kann; sie beginnen kurz vor Tiberius. Es wird sich herausstellen, dass Andernach ein Drususcastell gehabt hat, welches in den Jahren 12 bis 9 u. Zeitr. angelegt wurde. Die Gefässbruchstücke des Römerlagers der Legio XVI bei Grimmlinghausen beginnen mit solchen der Zeit um Nero; die aus der Zeit des Augustus fehlen. Bergk muss Recht haben, wenn er die Verlegung der 2 röm. Legionen von Köln nach Bonn und Xanten in die Zeit der Erhebung Kölns zur Colonie setzt und damit die Entstehung des Lagers mit der Legio XVI in Verbindung bringt. Nur durch die unscheinbaren Scherben war es möglich, die Erdschanze bei Hilden als sächsische Anlage zu bestimmen und mit ihr die sämmtlichen gleichartigen der rechten Seite des Niederrheins.

5) Die Schmuckstücke dieses Grabes, insbesondere die Gürtelschnalle und der Endbeschlag stimmen in ihrem Stil und ihrer Form sehr überein mit gleichartigen Sachen des Wiesenthals, welche L. Lindenschmit, Handb. a. a. O. S. 88, Fig. 9 bis 14 abgebildet hat. L. betrachtet sie als „älteste Zeugnisse eines später weit verbreiteten Ornamentstils, welcher, ausser allen Beziehungen zu der classischen Verzierungsweise, seinen Hauptmotiven und seiner ganzen Darstellungsweise nach auf heimischen Ursprung zurückgeführt werden müsse." Aus dem Grunde, weil im Herzen Deutschlands, wie z. B. in der ganzen Lausitz, derartige Schmucksachen völlig fehlen, während sie in den vom orientalischen Handel durch Vermittelung der Römer begünstigten Landschaften und zwar wie am Rhein, so auch in der Krimgegend häufig vorkommen, vor dem 5. Jahrhundert auch schon im Orient in ungemein bezeichnender Weise erscheinen, möchte ich mehr daran erinnern, dass, als in Italien die Kunst sich aufzulösen begann, in Byzanz jene letzten Versuche klassischer Kunstweise unter dem Geheimnissvollen traumhafter und phantastischer orientalischer Vorstellungen neues Leben erhielten, welches bereits unter Justinian seine Blüthe erreichte. Ich kann daher nur an einen Import des Byzantinischen und an den überaus mächtigen byzantinischen Einfluss denken, der sich seit Verlegung der Kaiserresidenz Roms auch über den Westen des römischen Reiches und dessen germanische Grenzländer ausdehnen musste.

Erklärung der Tafeln

und Zeitbestimmung der Grabfunde.

Die meisten der abgebildeten Fundstücke befinden sich im rheinischen Provinzialmuseum zu Bonn, nur einige gingen in andere öffentliche oder Privatsammlungen des In- und Auslandes über.

Digitized by Google

Tafel IV.

Fig. 1 bis 5 aus vorrömischen Gräbern.

Fig. 1 Topf, Fig. 2 Erzring, S. 150, Gr. 2, a—c. — Fig. 3 Halsring mit emaillirtem Knopf, Fig. 4 Armring, Fig. 5 desgl., S. 150—151, Gr. 3. — Fig. 6 Schüsselmünze, S. 151, Gr. 4; S. 206, Gr. 20, Nr. 10 u. 11. — Fig. 11 Gewandnadel, S. 160, Gr. 1, Nr. 2; S. 161, Gr. 4, Nr. 2; S. 163, Gr. 8, Nr. 2; nach den Gefässen aus d. letzten Zeit des Augustus u. Tiberius. — Fig. 12 Gewandnadel, S. 162, Gr. 6, Nr. 2; Zeitstellung wie vorige. — Fig. 13 Scheibenförmige Email-Fibel, Einzelfund, S. 162, Nr. 4. — Fig. 14 Gewandnadel, S. 163, Gr. 8, Nr. 3; mit Gefässen d. Z. d. Tiberius. — Fig. 15 Gewandnadel, S. 163, Gr. 8, Nr. 4; gef. mit Gefässen d. Z. d. Tiberius. — Fig 16 Schnällchen, S. 163, Gr. 8, Nr. 5; gef. mit Gefässen d. Z. d. Tiberius. — Fig. 17 Theil eines Armringes, S. 169, Gr. 21, Nr. 2, gef. m. Münze d. Tiberius, die gestempelt ist, daher vielleicht in die Zeit des Caligula gesetzt werden muss, mit welcher Zeit auch beigefundene Gefässe übereinstimmen. — Fig. 18 Scheibenförmige Gewandnadel, S. 169, Gr. 20, Nr. 4; wahrsch. aus der letzten Zeit d. Augustus. — Fig. 20 Gewandnadel, S. 170, Gr. 25, Nr. 2; wahrsch. aus d. Z. d. Tiberius. — Fig. 21 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 39; Zeitalter des Augustus. — Fig. 22 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 40; Zeitalter des Augustus. — Fig. 23 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 41. — Fig. 24 Gewandnadel, S. 176, Einzelfund Nr. 42. — Fig. 25 Gewandnadel, S. 172, Gr. 30, Nr. 6; Zeit d. Tiberius. — Fig. 26 Gewandnadel, S. 160, Gr. 1, Nr. 3; S. 164, Gr. 9, Nr. 10; wahrsch. aus d. Z. d. Tiberius. — Fig. 27 Gemme nebst Ringplatte, S. 172, Gr. 31, Nr. 5; gef. m. Münze des Claudius u. Gefässen dieser Zeit. — Fig. 29, Emailfibel, S. 176, Einzelfund Nr. 46; wahrsch. aus d. Z. d. Nero. — Fig. 30 Emailfibel mit keilförmigen Einlagen, S. 176, Einzelfund Nr. 47; aus derselben Zeit.

Tafel V.

Fig. 1 Topf g. mit Münze des Augustus, die 1 v. Chr. geprägt ist: S. 155, Gr. c, ältestes Fabricat dieser Art, welches in Andernach gefunden wurde; S. 169, Gr. 20, Nr. 1, 3; S. 162, Gr. 6, Nr. 1; ähnl. aus der Zeit um Tiberius: S. 160, Gr. 1, Nr. 1; S. 163, Gr. 8, Nr. 7; S. 166, Gr. 14, Nr. 1; S. 171, Gr. 29, Nr. 4—6; mit gestempelter Münze d. Tiberius, also wohl aus d. Z. d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 1; mit Gefässen derselb. Z.: S. 166, Gr. 14, Nr. 5; 13 gleichartige: S. 175, Nr. 28; spätester Typus dieser Art von Töpfen mit Münze d. Nero gefunden: S. 168, Gr. 19, Nr. 6. — Fig. 2 u. Fig. 3 Gewandnadeln g. mit Münze des Augustus, die nicht vor 2 vor Chr. geprägt ist: S. 155c; S. 160 Nr. 2 u. 3; mit Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 29, Nr. 2 u. Nr. 3. — Fig. 4 Gewandnadel g. mit Münze d. Augustus, die nicht vor 2 vor Chr. geprägt ist: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 4. — Fig. 5 Eisenschlüssel g. mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr 5. — Fig. 9 Topf g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155,

Digitized by Google

Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 9. — Fig. 10 Topf g. mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 12. — Fig. 11 Napf g. mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 10; mit Gefässen dieser Zeit gef.: S. 170, Gr. 22, Nr. 3; S. 171, Gr. 29, Nr. 9; mit Gefässen d. Z. d. Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 14; mit gestempelter Münze d. Tiberius daher wohl aus Zeit d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 11; mit Gefässen dieser Zeit: S. 164, Gr. 10, Nr. 2; S. 166, Gr. 14, Nr. 11; 13 Stück aus gestörten Gräbern augusteischer Zeit: S. 175, Nr. 31; Deckel eines Napfes: S. 173, 2, Nr. 4; Napf: S. 173, 3, Nr. 3. — Fig. 12 Eisenrost mit Münze des Augustus nicht vor 2 vor Chr. geprägt: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 13; Reste eines solchen: S. 173, 2, Nr. 15. — Fig. 13 Eisencasserole g. mit Münze d. Augustus aus derselben Zeit: S. 155, Gr. c; S. 161, Gr. 2, Nr. 14. — Fig. 14 Teller aus terra sigillata g. mit Münze d. Augustus aus derselben Zeit: S. 155, Gr. c; S. 160, Gr. 2, Nr. 11; desgl. aus terra nigra: S. 160, Gr. 1, Nr. 6; ähnl. aus terra sigillata g. mit Münzen d. Antonia Augusta: S. 165, Nr. 8. — Fig. 15 Topf wahrsch. aus d. Zeit um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 1; S. 170, Gr. 23, Nr. 1; S. 172, Gr. 31, Nr. 3; mit Münze d. Augustus nicht vor 2 v. Chr. geschlagen: S. 161, Gr. 3, Nr. 1; S. 167, Gr. 16, Nr. 3; S. 167, Gr. 15, Nr. 1; g. m. Münze d. Tiberius: S. 161, Gr. 4, Nr. 3. — Fig. 16 Schildbuckel wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 2; g. b. Münze d. Claudia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 2; S. 178, Nr. 77 u. 78. — Fig. 17 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 3. — Fig. 18 Teller aus terra nigra g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 164, G. 9, Nr. 4 u. Nr. 15; S. 169, Gr. 20, Nr. 13 u. Nr. 14; Reste von solchen: S. 173, 3, Nr. 5; vier gleichartige: S. 175, Nr. 32, — Fig. 19 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 5; g. mit Gefässen d. letzten Zeit d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 4; b. Münzen d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geprägt: S. 167, Gr. 15, Nr. 7. — Fig. 20 Rassel wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 3, Nr. 6; in Vogelgestalt aus Brandstätte: S. 176, Nr. 35 u. Nr. 47. — Fig. 21 Topf wahrsch. aus d. Zeit um Tiberius, Technik ist wie bei Taf. VI, Fig. 9: S. 163, Gr. 9, Nr. 7. — Fig. 22 Fläschchen aus Thon, ähnlich dem Glasfläschchen Taf. VII, 1, wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 3, Nr. 8. — Fig. 23 Gewandnadel wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 3, Nr. 8. — Fig. 23 Gewandnadel g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 10; S. 160, Gr. 1, Nr. 3; grösser dargestellt: Taf. IV, Fig. 26. — Fig. 30 Eisenklinge eines Messers oder einer Scheere wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 3, Nr. 9. — Fig. 31 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 11; S. 169, Gr. 20, Nr. 7. — Fig. 32 Topf wahrsch. aus d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 12; S. 171, Gr. 29, Nr. 1; mit gestempelter M. d. Augustus daher wohl aus der Z. d. Tiberius: S. 161, Gr. 4, Nr. 1; mit Gefässen d. Z. um Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 2. — Fig. 33 Gewandnadel g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 13; zwölf gleichartige: S. 175, Nr. 29. — Fig. 34 Napf bei Fig. 11 besprochen. — Fig. 35 Teller aus terra nigra, bei Fig. 18 besprochen. — Fig. 36 Topf g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geschlagen: S. 167, Gr. 15, Nr. 1; wei-

Digitized by Google

tere Töpfe dieser Art vgl. Taf. V, Fig. 15. — Fig. 37 Filirnadel g. mit Münze d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geschlagen: S. 167, Gr. 15, Nr. 4. — Fig. 38 Eisenschuh g. m. M. d. Augustus aus derselben Zeit: S. 167, Gr. 15, Nr. 3. — Fig. 39 Gewandnadel mit M. d. Augustus aus derselben Zeit: S. 167, Gr. 15, Nr. 2. — Fig. 40 Fingerringplatte mit Gemme g. mit Münze d. Augustus aus derselben Zeit; S. 167, Gr. 15, Nr. 5; desgl. mit Münze des Claudius: Taf. IV, Fig. 27. — Fig. 41 u. 41a Münze d. Augustus: S. 167, Gr. 15, Nr. 6. — Fig. 42 Topf m. M. d. Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geschlagen: S. 167, Gr. 15, Nr. 7; Weiteres vgl. Fig. 19. — Fig. 43 Henkelkrug g. m. Münze d. Augustus aus derselben Zeit: S. 167, Gr. 15, Nr. 8; mit Münzen d. Augustus aus derselben Zeit. Derselbe Krug kommt vor: S. 161, Gr. 3, Nr. 8; grösser: S. 161, Nr. 9; g. m. gestempelter Münze d. Augustus, daher wohl aus d. Z. d. Tiberius: S. 161 u. 162, Gr. 4, Nr. 4 u. Nr. 5; g. b. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 29, Nr. 10 u. 11; mit gest. M. d. Augustus: S. 170, Gr. 24, Nr. 5; mit Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 170 u. S. 171, Gr. 25, Nr. 6 u. Nr. 7; mit Münze d. Tiberius: S. 166, Gr. 13, Nr. 7 u. Nr. 8; mit gestempelter Münze d. Tiberius daher aus d. Z. d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 7; S. 166, Gr. 14, Nr. 7 u. Nr. 8; mit Münze der Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 6 u. Nr. 7; etwas roher mit Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 7; mit Gefässen d. Zeit des Nero: S. 168, Gr. 18, Nr. 2; aus Brandstätten: S. 173, Nr. 1; S. 173, 3, 7; vierzehn gleichartige: S. 175, Nr. 30; Charakteristisch für den Stil dieser Frühzeit ist der cylindrische Hals, welcher von der Bauchung plötzlich ausgeht, während bei den späteren Krügen dieser Art — soweit ich habe ermitteln können von Trajan ab — sich der Ausgussrand allmählich zur Bauchung erweitert wie Taf. X, Fig. 51 zeigt. — Fig. 44 Tasse aus terra sigillata, gef. m. Münze d. Augustus die nicht vor 12 v. Chr. geschlagen ist: S. 167, Gr. 15, Nr. 10; mit Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschlagen: S. 168, Nr. 10, 11 u. 12; S. 170, Gr. 22, Nr. 6; aus terra nigra: S. 170, Gr. 23, Nr. 5; S. 171, Gr. 29, Nr. 14; aus terra sigillata: S. 163, Gr. 8, Nr. 13; aus terra nigra g. m. Münze d. Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 14; S. 166, Gr. 14, Nr. 16. — Fig. 51 Inhalt eines reich ausgestatteten Leichenbrandgrabes, welches durch Holzkiste geschützt war, wie die eisernen Eckbeschläge erkennen lassen. — Fig. 52 Topf mit Schlickerschmuck S. 168, Gr. 18, Nr. 1; mit Münze d. Nero gef.: S. 168, Gr. 19, Nr. 1; g. b. Emailnadeln: S. 176, Nr. 46. — Fig. 53 Henkelkrug m. Gefässen u. Münze d. Nero. Näheres Taf. V, Fig. 43. — Fig. 54 Becher m. kl. Eindrücken wahrsch. aus d. Z. um Claudius: S. 167, Nr. 1. — Fig. 55 gelbglasirtes Krüglein mit Reliefschmuck wahrsch. aus d. Z. d. Claudius: S. 168, Gr. 17, Nr. 2; der untere Theil eines solchen: Taf. VI, Fig. 21, zusammen gefunden mit dem glasirten Pilgerkrug Taf. VI, Fig. 19; ähnl. Taf. VI, Fig. 20. — Fig. 56 Topf wahrsch. aus d. Z. um Claudius: S. 168, Gr. 17, Nr. 3. — Fig. 57 Steinkiste, welche mit einem Deckel verschlossen war und die Gefässe Fig. 36 bis 50 barg. Dabei sind Münzen des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschlagen.

Digitized by Google

Tafel VI.

Fig. 1 Topf m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 5 u. 6. — Fig. 2 Topf (Dreibein), einer ustrina augusteischer Zeit: S. 175, Nr. 16. — Fig. 3 Topf aus d. späteren Zeit d. Augustus: S. 162, Gr. 5, Nr. 1. — Fig. 4 Topf augusteischer Zeit: S. 174, e, Nr. 7. — Fig. 5 Topf mit Münze des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 171, Gr. 28, Nr. 3 u. 4; daselbst mit Münzen d. Tiberius: S. 166, Gr. 13, Nr. 4 u. 5; Gefässe ders. Zeit vgl.: S. 163, Gr. 8, Nr. 11; S. 169, Gr. 20, Nr. 8. Diese Art von Töpfen, welche bereits in vorröm. Zeit vorkommt, erhielt sich bis in die Zeit der Flavier; die späteren haben einen niedrigeren, in der Regel auch engeren Hals, wie Taf. VI, Fig. 18 zeigt. — Fig. 6 Topf augusteischer Zeit: S. 174, Nr. 6. — Fig. 7 Topf mit Schlickerschmuck m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 1; vgl. Taf. V, Fig. 52. — Fig. 8 Schüssel b. Gefässen d. späteren Zeit d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 5. — Fig. 8 a Flasche aus Thon aus der ersten Kaiserzeit: S. 171, Gr. 26, Nr. 1. — Fig. 9 Becher, wahrsch. Zeit des Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 17; mit Münze der Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 4. — Fig. 10 Kelch m. Münze d. Tiberius: S. 166, Gr. 13, Nr. 9 u. 10. — Fig. 11 Topf wahrsch. Zeit d. Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 1; S. 166, Gr. 14, Nr. 6; ähnl. m. gestempelter Münze d. Tiberius: S. 170, Gr. 21, Nr. 9. — Fig. 11 a Schale m. Gef. d. Z. um Claudius: S. 175, Nr. 22. — Fig. 12: Gesichtstopf m. Gefässen d. Z. um Nero: S. 174, e, Nr. 3; desgl. Nr. 4. — Fig. 13 Topf mit Münze d. Nero: S. 174, e, Nr. 5. — Fig. 14 Schälchen, dünne, weisse, grau überzogene Wandung zeigend, mit keulenförmigen Ansätzen; solche Schmuckweise auch bei Glasschalen d. Z. um Nero: S. 173, 1, Nr. 10. — Fig. 16 Schüssel mit reichem Reliefschmuck; die Ornamentik ist schwungvoll u. sehr scharf geformt, gleichartige spätere vgl. Taf. VI, Fig. 15, m. Münze d. Augustus: S. 162, Gr. 7, Nr. 3. — Fig. 17 Tasse, die in Gräbern der letzten Zeit d. Flavier fehlt, m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 10. — Fig. 18 Topf aus d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 27, Nr. 2. — Fig. 19 Tragflasche aus d. Z. um Claudius: S. 173, 4, Nr. 1. — Fig. 20 Henkelkrüglein, gelb glasirt, aus d. Z. um Claudius: S. 174, e, Nr. 1. — Fig. 21 Schälchen aus derselben Zeit: S. 174, 4, Nr. 2. — Fig. 22 Schälchen mit Blätterschmuck aus d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 17. — Fig. 23 Gefässchen in Löwengestalt g. m. Scherben d. Z. um Claudius: S. 174, e, Nr. 11. — Fig. 24 Topf d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 24. — Fig. 25 Becher derselben Zeit: S. 171, Gr. 26, Nr. 2. — Fig. 26 Lampe mit Bild eines Gladiator aus d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 29, Nr. 16. — Fig. 27 Schale aus d. letzten Zeit d. Augustus: S. 162, Gr. 5, Nr. 4. — Fig. 28 Lampe od. Tintenfass d. ersten Kaiserzeit: S. 175, Nr. 15. — Fig. 29 Schälchen mit Schuppen d. Z. um Caligula: S. 175, Nr. 25, ähnlich m. Münze d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 10. — Fig. 30 Rassel in Vogelgestalt aus der ersten Kaiserzeit: S. 176, Nr. 35. — Fig. 31 Ornamentband auf Andernacher Gefässen d. Zeit v. Augustus bis Claudius; die spätere Ornamentation dieser Art ist unregelmässiger und stumpfer, wie Taf. VII, Fig. 48 zeigt. — Fig. 32 Ornamentstreifen auf Andernacher Gefässen d. Z. von Augustus bis (incl.) Nero; die gleichartigen Ornamente

Digitized by Google

späterer Zeit vgl. Taf. VII, Nr. 44. — Fig. 33 Ornamentstreifen, bereits auf Andernacher Gefässen d. Zeit um Tiberius; er erhielt sich lange. — Fig. 34 Ornamentstreifen auf Andernacher Gefässen d. Z. v. Augustus bis Caligula. — Fig. 35 Thonfigur aus erster r. Kaiserzeit: S. 176, Nr. 38. — Fig. 36 Thonfigur derselben Zeit: S. 176, Nr. 37. — Fig. 37 Schale aus der Zeit um Nero: S. 175, Nr. 23. — Fig. 36a Aschentopf aus d. Z. um Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 9.

Tafel VII.

Fig. 1 Glasfläschchen m. Münze des Augustus, nicht vor 12 v. Chr. geprägt: S. 161, Gr. 3, Nr. 14 u. 15; m. Gefässen d. Z. um Tiberius: S. 169, Gr. 20, Nr. 4; ähnl. aus Thon: S. 164, Gr. 9, Nr. 8. — Fig. 2 Schale aus blauem Thon m. Münze des Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 9. — Fig. 3 Töpfchen vorantoninisch: S. 176, N. 33. — Fig. 4 Becher m. Münze d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 10; ähnl.: Taf. VI, Nr. 29. — Fig. 5 Amphore m. Münze d. Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 5; ähnl. wahrsch. aus d. späteren Zeit d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 8. — Fig. 6 Becher aus d. Z. d. Flavier: S. 175, Nr. 13. — Fig. 7 Henkelkännchen m. M. d. Augustus, nicht vor 2 v Chr. geschl.: S. 167, Gr. 16, Nr. 2; mit Gefässen dieser Zeit: S. 171, Gr. 29, Nr. 8; mit gestempelter Münze d. Tiberius: S. 169, Gr. 21, Nr. 6. — Fig. 8 Schälchen wahrsch. aus d. Z. d. Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 15. — Fig. 9 Glasschälchen m. Münze d. Tiberius vgl. Taf. VII, Nr. 1. — Fig. 10 Glasfläschchen m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 2. — Fig. 11 Becher aus letzter Z. der Augusteen: S. 175, Nr. 20. — Fig. 12 Becher, röthlichgrau, weiss überzogen, mit Zickzackverzierung wie VII, 44, Z. um Nero. — Fig. 13 Topf Z. um Caligula: S. 166, Gr. 14, Nr. 5; ähnl. m. Münze d. Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 3; ähnl. m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 6. — Fig. 14 Topf m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 1. — Fig. 15 Topf m. Münze d. Claudius: S. 175, Nr. 18; ähnl. ebend. Nr. 19. — Fig. 16 Topf m. Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 3; ähnl. m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 7. — Fig. 17 Topf m. gestemp. M. d. Tiberius: S. 170, Gr. 24, Nr. 1; mit Gefässen derselben Zeit: S. 170, Gr. 25, Nr. 1; desgl. S. 163, Gr. 8, Nr. 8 u. 9; ähnlich m. Gefässen d. letzt. Zeit d. Augustus: S. 162, Gr. 6, Nr. 2. — Fig. 18 Becher d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 26; ebendas. Nr. 27. — Fig. 19 Becher mit Henkel, fast so hart gebrannt wie Siegburger Steingut, verziert wie Taf. VI, Fig. 31. — Fig. 20 Scherbe eines Bechers d. Z. um Claudius: S. 175, Nr. 21. — Fig. 21 Topf mit Münze des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 3. — Fig. 22 Topf d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 27, Nr. 1. — Fig. 23 Topf d. vorantoninischen Zeit: S. 174, e, Nr. 8. — Fig. 24 Topf, charakteristisch für die Kenntnis der Umgestaltung der einheimischen Formen bei den Gefässen Taf. V, Fig. 1, 9, 15, 19, 21, 36 u. 42, gef. m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 6. — Fig. 25 Topf g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 167, Gr. 16, Nr. 6. — Fig. 26 Thongriff m. Münze d. Nero: S. 168, Gr. 19, Nr. 2. — Fig. 27 Schale m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 168, Gr. 16, Nr. 14; mit Gefässen dieser Zeit: S. 169, Gr. 20, Nr. 2; mit Gefässen d. Z. um Tiberius:

Digitized by Google

S. 170, Gr. 22, Nr. 2. — Fig. 28 Schüssel m. Scherben d. Z. um Nero: S. 173, Brandst. 3, Nr. 1. — Fig. 29 Amphore m. Gefässen d. Z. um Augustus: S. 171, Gr. 29, Nr. 12. — Fig. 30 Krug d. augusteischen Zeit: S. 171, Gr. 29, Nr. 13. — Fig. 31 Becher g. m. gestempelter Münze d. Tiberius: S. 169, Gr. 21, Nr. 5. — Fig. 32 Henkelkrug m. Münze d. Zeit d. Caligula: S. 169, Gr. 21, Nr. 8; desgl. d. Z. d. Tiberius: S. 170, Gr. 22, Nr. 4 u. 5; desgl. S. 170, Gr. 23, Nr. 3 u. 4; m. Gefässen d. Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 4. — Fig. 33 Schale d. Z. d. Augustus: S. 162, Gr. 5, N. 5. — Fig. 34 Topf d. Z. d. Augustus: S. 162, Gr. 5, Nr. 2. — Fig. 35 Napf d. Zeit um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 12. — Fig. 36 Scherbe zusammen gefunden mit Fig. 18, 40, 46, 49, 50, 51 und mit Taf. VI, 17 in ustrina d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27. — Fig. 37 Teller aus t. sigill. g. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 10 u. 11; m. Gefässen d. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 7. — Fig. 38 Teller d. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 5; ähnlich aus t. sigill.: S. 166, Gr. 14, Nr. 11; desgl. m. Münze d. Antonia Augusta: S. 164, Gr. 11, Nr. 10. — Fig. 39 Teller aus t. sigill. m. Münze d. Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geschl.: S. 161, Gr. 3, Nr. 13; ähnl.: ebendas. Nr. 12. — Fig. 40 Scherbe, siehe Fig. 36. — Fig. 41 Teller wahrsch. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 6. — Fig. 42 Teller aus t. sigill. m. Münze d. Tiberius: S. 165, Gr. 13, Nr. 11 u. 12; ähnl. mit Münze der Zeit d. Caligula, gleicht dem unteren Theil d. Gefässes Taf. VI, Fig. 8: S. 170, Gr. 21, N. 12; desgl. S. 172, Gr. 31, Nr. 8. — Fig. 43 Teller m. Münze d. Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 11. — Fig. 44 Zickzack-Ornamentmuster des späteren Typus, siehe Taf. VI, Fig. 32. — Fig. 45 Keil-Ornamentmuster auf Gefässen d. Z. d. Augustus: S. 160, Gr. 1, Nr. 4; desgl. S. 171, Gr. 28, Nr. 1. — Fig. 46 Schüssel mit Lotus-Schmuck und durchbrochenen Griffansätzen m. Scherben d. Z. um Nero: S. 173, Brandstätte 3, Nr. 6; ähnl. S. 175, Nr. 27. — Fig. 47 Becher, blauschwarz, mit Stacheln, welche von der Innenseite des Gefässes herausgedrückt sind, mit Gef. vorantoninischer Zeit. — Fig. 48 Strichel-Ornamentmuster des späteren Typus g. mit gestempelter Münze d. Tiberius: S. 169, Gr. 21, Nr. 1. — Fig. 49 Scherbe eines Tellers d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27. — Fig. 50 Scherbe einer Schüssel d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27; gleichartige Technik früherer Zeit Taf. VI, Fig. 27. — Fig. 51 Scherbe eines Tellers d. Z. um Nero: S. 175, Nr. 27. — Fig. 52 Runenartiger Stempel einer Schale aus blauem Thon d. Z. um Tiberius: S. 171, Gr. 25, Nr. 8.

Tafel VIII.

Fig. 1 Langschwert, Zeit des Augustus: S. 177, Nr. 69. — Fig. 2 Dolch, frühröm.: S. 177, Nr. 70. — Fig. 3 Lanzenspitze, frühröm.: S. 172, Brandst. 1, Nr. 1; S. 177, Nr. 71. — Fig. 4 Zwei zusammengefügte Lanzen, frühröm.: S. 177, Nr. 72. — Fig. 5 Lanzenspitze, frühröm.: S. 177, Nr. 72. — Fig. 6 Lanzenspitze, frühröm.: S. 177, Nr. 75. — Fig. 7 Bohreisen, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 4; ebend. Brandst. 2, Nr. 13. — Fig. 8 Pfeilspitze, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 2; ebendas. Brandst. 2, Nr. 10; S. 178, Nr. 76. — Fig. 9 Schildbuckel, an dessen unterem Theile zwei Wurfpfeile haften: S. 178, Nr. 77;

Digitized by Google

S. 173, Brandst. 2, Nr. 11. — Fig. 10 Schildbuckel, frühröm., wahrsch. Z. d. Tiberius: S. 163, Gr. 9, Nr. 2; desgl. mit Münze der Antonia Augusta: S. 165, Gr. 11, Nr. 2; desgl. frühröm. Z.: S. 172, d, Nr. 2; S. 173, Brandst. 2; S. 172, Nr. 78. — Fig. 11 Ehrenschnuckplatte, frühröm.: S. 178, Nr. 79. — Fig. 12 Sporn, an den angelsächsischen Sporn d. 10. oder 11. Jahrhunderts erinnernd, nach Versicherung des Herrn W. Fusbahn, jedoch aus einer Leichenbrandurne frühröm. Zeit stammend: S. 178, Nr. 80. — Fig. 13 Messerklinge frühröm. Zeit: S. 176, Nr. 48. — Fig. 14 u. 14a Messerklingen d. Z. um Tiberius: S. 164, Gr. 9, Nr. 9; S. 176, Nr. 49. — Fig. 15 Messerklinge, frühröm.: S. 176, Nr. 50. — Fig. 16 Krummesser, frühröm.: S. 176, Nr. 51. — Fig. 17 Scheere, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 3; S. 173, Brandst. 2, Nr. 12; S. 176, Nr. 52. — Fig. 18 Eiseninstrument, frühröm.: S. 177, Nr. 53. — Fig. 19 Sägeblatt, frühröm.: S. 177, Nr. 54. — Fig. 20 Meissel, frühröm.: S. 177, Nr. 55. — Fig. 21 Doppelzahneisen, frühröm.: S. 177, Nr. 56. — Fig. 22 Eisengeräth, frühröm.: S. 177, Nr. 57. — Fig. 23 Gabel, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 5. — Fig. 24 Eisenmesser, späträm.: S. 190, Gr. 75, Nr. 8. — Fig. 25 Schlüssel m. Münze d. Augustus: S. 155, c; S. 160, Gr. 2, Nr. 5; S. 177, Nr. 60. — Fig. 26 Schlüssel d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 6. — Fig. 27 Büchse mit Münze d. Claudius: S. 172, Gr. 31, Nr. 4, deren Boden ist technisch behandelt wie Taf. VIII, 39; S. 177, Nr. 62. — Fig. 28 Filiernadel m. Münze d. Augustus: S. 167, Gr. 15, Nr. 4; S. 177, Nr. 62. — Fig. 29 Metallspiegel m. Münze des Augustus, nicht vor 2 v. Chr. geprägt: S. 161, Gr. 3, Nr. 16; S. 177, Nr. 64. — Fig. 30 Seihe aus d. Z. um Caligula: S. 164, Gr. 10, Nr. 8; S. 177, Nr. 65. — Fig. 31 Löffel, frühröm.: S. 177, Nr. 66. — Fig. 32 Schlossblech, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 9; S. 177, Nr. 67. — Fig. 33 Griff, frühröm.: S. 177, Nr. 68. — Fig. 34 Täfelchen d. Z. um Tiberius: S. 163, Gr. 8, Nr. 15. — Fig. 35 Schildbuckel d. Zeit des Augustus: S. 172, Gr. 30, Nr. 2. — Fig. 36 Kästchen, frühröm.: S. 173, Brandst. 1, Nr. 6. — Fig. 37 Metallgriff, oben in Schwäneköpfe endend, durch eingravirte Linien verziert, gef. in augusteischem Leichenbrandgrab v. Martinsberg. — Fig. 38 Schildbuckel, späträm.: S. 188, Gr. 48. — Fig. 39 Gedrehter Metallboden wie bei Taf. VIII, 27. — Fig. 33a Schwertscheide-Beschlagstreifen aus Metall, sauber und sehr geschickt profilirt, in der Mitte durch reliefartig modellirte Wellenlinie verziert: S. 178, Nr. 82; vgl. gleichartigen aus meroving. Zeit: Taf. XIII, Fig. 29.

Tafel IX.

Fig. 1 Skeletgrab vom Kirchberg: S. 185, Gr. 1. — Fig. 2 Skeletgrab vom Kirchberg: S. 193, Gr. 101. — Fig. 3 Skeletgrab ebendaher: S. 183, Gr 2. — Fig. 4 Skeletgrab vor dem Burgthor: S. 182, Gr. 12. — Fig. 5 Steinkiste vom Kirchberg, römisch?: S. 194, Gr. 107. — Fig. 6 u. 7 Steinsarg ebendaher: S. 195, Gr. 113. — Fig. 8 Steinsarg ebendaher: S. 193, Gr. 105. — Fig. 9 Skeletgrab vom Martinsberg: S. 184, Gr. 13. — Fig. 10 Skeletgrab vom Kirchberg: S. 190, Gr. 75. — Fig. 11 Skeletgrab vom Burgthor: S. 181, Gr. 9. — Fig. 12 Spätrömisches Skeletgrab vom Kirchberg: S. 192, Gr. 94. Vgl. S. 183,

Digitized by Google

Gr. 3 bis 12. — Diese Gräber stammen aus der Zeit der Valentiniane bis zum Ende der Römerherrschaft, nur Fig. 11 aus der Zeit der Constantine.

Tafel X.

Fig. 1 Topf, als Verschluss umgestülpter Näpfchen: S. 194, Nr. 1. — Fig. 2 Topf: S. 182, Gr. 12, Nr. 1. — Fig. 3 Becher: S. 180, Gr. 1, Nr. 2; S. 181, Gr. 6, Nr. 1; S. 185, Gr. 19, Nr. 5; S. 186, Gr. 31, Nr. 4; S. 187, Gr. 34, Nr. 2; S. 189, Gr. 67, Nr. 3; S. 190, Gr. 75, Nr. 2. — Fig. 4 Kanne: S. 197, Gr. 139, Nr. 4. — Fig. 5 Kanne: S. 197, Gr. 139, Nr. 1. — Fig. 6 Glasbecher: S. 194, Gr. 9, Nr. 1. — Fig. 7 Einhenkeliger Topf: S. 186, Gr. 31, Nr. 2; S. 187, Gr. 38, Nr. 1. — Fig. 8 Näpfchen: S. 185, Gr. 19, Nr. 4. — Fig. 9 Amphore: S. 187, Gr. 34, Nr. 1. — Fig. 10 Kännchen, weiss, braunroth gestreift, Einzelfund v. Martinsberg. — Fig. 11 Topf, orangerothe t. sigillata, Einzelfund v. Martinsberg. — Fig. 12 Henkelkrug: S. 184, Gr. 13, Nr. 1; ähnl.: S. 194, Gr. 111, Nr. 3. — Fig. 13 Henkelkrug: S. 198, Einzelfund Nr. 142. — Fig. 14 Glasflasche: S. 184, Gr. 17, Nr. 1. — Fig. 15 Teller: S. 186, Gr. 25, Nr. 3; S. 190, Gr. 75, Nr. 4 u. 5; S. 193, Gr. 101; S. 190, Gr. 75, Nr. 4; S. 191, Gr. 81, Nr. 1. — Fig. 16 Henkelkrug: S. 185, Gr. 19, Nr. 7. — Fig. 17 Henkelflasche: S. 185, Gr. 19, Nr. 6. — Fig. 18 Schale: S. 187, Gr. 34, Nr. 4. — Fig. 19 Glasflasche: S. 186, Nr. 2. — Fig. 20 Krug: S. 198, Nr. 144. — Fig. 21 Teller: S. 185, Gr. 21, Nr. 2; S. 186, Gr. 31, Nr. 6; S. 187, Gr. 34, Nr. 3. — Fig. 22 Teller: S. 186, Gr. 25, Nr. 1. — Fig. 23 Schüssel: S. 186, Gr. 25, Nr. 2. — Fig. 24 Näpfchen: S. 185, Gr. 19, Nr. 2. — Fig. 25 Henkelkrug: S. 186, Gr. 30, Nr. 1. — Fig. 26 Krug: S. 186, Gr. 31, Nr. 1. — Fig. 27 Napf: S. 190, Gr. 75, Nr. 3; ähnl.: S. 186, Gr. 31, Nr. 3. — Fig. 28 Näpfchen: S. 186, Gr. 31, Nr. 5; ähnl.: S. 194, Gr. 110, Nr. 3. — Fig. 29 Glasbecher: S. 185, Gr. 19, Nr. 8; ähnl. ohne Eindrücke: S. 150, Gr. 75, Nr. 7. — Fig. 30 Topf: S. 189, Gr. 67, Nr. 1; ohne Henkel: S. 197, Gr. 139, Nr. 3. — Fig. 31 Glasflasche: S. 190, Gr. 75, Nr. 6. — Fig. 32 Glasflasche: S. 194, Gr. 109, Nr. 2. — Fig. 33 Tasse: S. 189, Gr. 67, Nr. 4. — Fig. 34 Becher: S. 189, Gr. 69, Nr. 1. — Fig. 35 Amphore: S. 190, Gr. 75, Nr. 1. — Fig. 36 Glasbecher: S. 196, Gr. 138, Nr. 1. — Fig. 37 Becher: S. 191, Gr. 81, Nr. 2. — Fig. 38 Krug: S. 191, Gr. 81, Nr. 3. — Fig. 39 Glasflasche: S. 191, Gr. 82, Nr. 1. — Fig. 40 Henkelkrug: S. 184, Zeile 5 v. oben; ähnl.: S. 193, Gr. 101, Nr. 2. — Fig. 41 Glasflasche: S. 193, Gr. 110, Nr. 2; ähnl.: S. 187, Gr. 38, Nr. 3 und S. 205, Gr. 17, Nr. 2. — Fig. 42 Henkelkanne: S. 193, Gr. 101, Nr. 2. — Fig. 43 Cylinderflasche: S. 194, Gr. 111, Nr. 4. — Fig. 44 Glas: S. 195, Gr. 113, Nr. 3. — Fig. 45 Amphore: S. 194, Gr. 110, Nr. 1. — Fig. 46 Becher: S. 197, Gr. 140, Nr. 2. — Fig. 47 Glasgefäss: S. 185, Gr. 17, Nr. 3. — Fig. 48 Becher: S. 192, Gr. 45, Nr. 2. — Fig. 49 Henkelkanne: S. 180, Gr. 1, Nr. 1. — Fig. 50 Glasflasche: S. 198, Einzelfund Nr. 147. — Fig. 51 Henkelkrug: S. 203, Gr. 7, Nr. 1, eine Form, welche seit Trajan auftritt; ältere vergl.: Taf. V, Fig. 43, 53; Taf. VII, Fig. 5, 32. — Fig. 52 Henkelflasche: S. 193, Gr. 100, Nr. 1. — Fig. 53 Flasche: S. 185, Gr. 19, Nr. 3; S. 196, Gr. 138, Nr. 2; S. 194, Gr. 111, Nr. 5;

Digitized by Google

S. 197, Gr. 141, Nr. 4. — Fig. 54 Glasflasche: S. 188, Gr. 56, Nr. 4. — Fig. 55 Becher: S. 197, Gr. 140, Nr. 1. — Fig. 56 Becher: rothschwarz überzogen, mit weisser Aufschrift, Einzelfund. — Fig. 57 Becher: S. 198, Einzelf. Nr. 143. — Fig. 58 Schale: S. 181, Gr. 9, Nr. 1. — Fig. 59 Krüglein: S. 196, Gr. 121, Nr. 2; mit Henkelchen: ebendas. Nr. 1; S. 205, Gr. 17, Nr. 3; S. 213, Gr. 19, Nr. 3. — Fig. 60—63 Ornamentstreifen, spätröm. Andernacher t. sigillata, Näpfe von orangerother Farbe sind aufgedrückt. — Fig. 4a Napf: S. 194, Gr. 110, Nr. 2. — Fig. 7a Henkelkrug: S. 181, Gr. 7, Nr. 3. — Fig. 44a Glasbecher: S. 196, Gr. 121, Nr. 3. — Die in Fig. 1, 2, 4, 5, 10, 11, 40, 49 bis 51, 56, 58, 60 bis 63 und 66 dargestellten Gegenstände gehören dem Zeitalter der Constantine an, die übrigen der Zeit des Valentinian bis zum Ende der Römerherrschaft.

Tafel XI.

Fig. 1—9 Inhalt eines spätröm. Grabes: S. 197, Gr. 141; Fig. 1 Henkelkännchen, Fig. 2 Becher, Fig. 3 Schale, Fig. 4 Glasschale mit Einbauchungen, Fig. 5 Glasflasche, Fig. 6 Perlenkette, S. 203, Gr. 6, Nr. 2, Fig. 7 Wirtel, Fig. 8 gewundener Armring, Fig. 9 Fingerring. — Fig. 10 Perle: S. 181, Gr. 6, Nr. 2. — Fig. 11 Perle: S. 181, Gr. 6, Nr. 3. — Fig. 12 Armring: S. 183, Gr. 1, Nr. 1. — Fig. 13 Kamm: S. 188, Gr. 49. — Fig. 14 Schnalle: S. 196, Gr. 123, Nr. 2. — Fig. 15 Schnalle mit daran haftender Leinwand: S. 184, Gr. 13, Nr. 4. — Fig. 16 Gewandnadel: S. 196, Gr. 123, Nr. 1. — Fig. 17 Schnalle: S. 185, Gr. 21, Nr. 1. — Fig. 18 Gewandnadel: S. 184, Gr. 13, Nr. 2. — Fig. 19 Münze mit menschl. Augenliede: S. 184, Gr. 13, Nr. 8. — Fig. 20 Schnalle: S. 197, Gr. 140, Nr. 3. — Fig. 21 Schnalle mit Endbeschlag: S. 189, Gr. 13, Nr. 3. — Fig. 22 Sandalensohle: S. 195, Gr. 111, Nr. 7; S. 195, Gr. 113, Nr. 2. — Fig. 23 Erzring: S. 196, Gr. 121, Nr. 4. — Die Perlen Fig. 10 und 11 gehören der Zeit der Constantine an, die übrigen Gegenstände der Zeit des Valentinian bis zum Ende der Römerherrschaft.

Tafel XII.

Fig. 1 Männergrab: S. 204, Gr. 10. — Fig. 2 Männergrab: S. 203, Gr. 7. — Fig. 3 Frauengrab: S. 205, Gr. 17. — Fig. 4 Männergrab: S. 202, Gr. 2. — Fig. 5 Langschwert: S. 206, Gr. 19, Nr. 1; S. 208, Gr. 26, Nr. 3. — Fig. 6 Kurzschwert: S. 204, Gr. 10, Nr. 2; S. 202, Gr. 1, Nr. 2 und Gr. 8, Nr. 1; S. 204, Gr. 7, Nr. 3 und Gr. 13, Nr. 1; S. 206, Gr. 21, Nr. 1; S. 207, Gr. 22, Nr. 2 und Gr. 24, Nr. 2; S. 208, Gr. 28, Nr. 7. — Fig. 7 Dolch: S. 204, Gr. 13, Nr. 2; S. 202, Gr. 1, Nr. 3 und Gr. 2, Nr. 2; S. 203, Gr. 3, Nr. 3; S. 204, Gr. 7, Nr. 4, Gr. 10, Nr. 3 und Gr. 13, Nr. 2; S. 205, Gr. 19, Nr. 3; S. 206, Gr. 19, Nr. 8 und Gr. 21, Nr. 2; desgl. vom Burgthor: S. 210, Gr. 3, Nr. 2; S. 211, Gr. 7, Nr. 2; S. 213, Gr. 21, Nr. 2; S. 215, Gr. 30, Nr. 2. — Fig. 8 Beil: S. 206, Gr. 21, Nr. 4; S. 202, Gr. 2, Nr. 5; S. 203, Gr. 2, Nr. 5. — Fig. 9 Beil, Francisca, Einzelfund. — Fig. 10 Lanze: S. 206, Gr. 21, Nr. 3. — Fig. 11 Lanze nebst Schaftbeschlag: S. 204, Gr. 8, Nr. 1 und 2. — Fig. 12

Digitized by Google

Wurflanze: S. 204, Gr. 7, Nr. 5. — Fig. 13 Krug: S. 205, Gr. 16; S. 208, Gr. 27, Nr. 2; ähnl. v. Burgthor: S. 212, Gr. 16, Nr. 1. — Fig. 14 Becher, Einzelfund. — Fig. 15 Krug: S. 205, Gr. 15, Nr. 1 und Gr. 16, Nr. 15. — Fig. 16 Napf: S. 205, Gr. 18, Nr. 4. — Fig. 17 Becher: S. 202, Gr. 1, Nr. 1. — Fig. 18 Glasbecher: S. 208, Gr. 27, Nr. 3. — Fig. 19 Glasschale: S. 203, Gr. 7, Nr. 2. — Fig. 20 Glasbecher mit aufgelegten Verzierungen, Einzelfund. — Fig. 21 Schildbuckel: S. 207, Gr. 26, Nr. 1. — Fig. 22 Pfeilspitze aus Feuerstein in merov. Grabe v. Kirchberg angetroffen. — Fig. 23 Eisenschnalle: S. 208, Einzelfund Nr. 32. — Fig. 24 Gürtelschnalle: S. 207, Gr. 26, Nr. 2. — Fig. 25 Gürtelschnalle: S. 205, Gr. 14, Nr. 1. — Fig. 26 Schmuckscheibe: S. 203, Gr. 6, Nr. 4 u. 5; S. 207, Gr. 23, Nr. 2. — Fig. 27 Ohrring mit Würfel: S. 203, Gr. 6, Nr. 3. — Fig. 28 Schmuckstück in Vogelgestalt: S. 208, Gr. 30, Nr. 1. — Fig. 29 Schmucknadel: S. 208, Einzelfund Nr. 31. — Fig. 30 u. 31 Zierscheiben: S. 207, Gr. 25, Nr. 2, 3 u. 4. — Fig. 32 u. 33 Gewandnadeln: S. 207, Gr. 25, Nr. 6 u. 7. — Fig. 34 Emailnadel: S. 204, Gr. 9, Nr. 5. — Fig. 35 Gürtelschnalle: S. 205, Gr. 13, Nr. 4; S. 203, Gr. 2, Nr. 6. — Fig. 36 Gürtelschnalle: S. 204, Gr. 12, Nr. 1. — Fig. 37 Halter: S. 205, Gr. 14, Nr. 2. — Fig. 38 Gewandnadel: S. 203, Gr. 6, Nr. 6; S. 204, Gr. 9, Nr. 4. — Fig. 39 Gürtelschnalle: S. 203, Gr. 3, Nr. 1; S. 206, Gr. 19, Nr. 2 und Gr. 20, Nr. 1. — Fig. 40—46 Beschlagstücke: S. 206, Gr. 20, Nr. 2—9. — Fig. 47 Endbeschlag: S. 206, Gr. 19, Nr. 4. — Fig. 48 Beschlagstück: S. 206, Gr. 20, Nr. 6. — Fig. 49 Grabstein: S. 205, Gr. 18, Nr. 1. — Fig. 50 Perlenkette: S. 203, Gr. 6, Nr. 2; S. 204, Gr. 12, Nr. 2; S. 205, Gr. 17, Nr. 1 und Gr. 18, Nr. 2; S. 207, Gr. 23, Nr. 1, Gr. 25, Nr. 1 und Gr. 25, Nr. 5; S. 208, Gr. 30, Nr. 2; S. 214, Gr. 24, Nr. 1. — Die Fundstücke dieser Tafel, aus merovingischen Gräbern vom Kirchberg, schliessen sich zum Theil unmittelbar an die römischen Formen an. Diesen begegnen wir auf dem merovingischen Grabfelde vom Burgthore nicht mehr; man kann sie im Gegensatz zu diesen als frühmerovingische bezeichnen.

Tafel XIII.

Fig. 1 Frauengrab: S. 209, Gr. 1. — Fig. 2 Männergrab: S. 210, Gr. 2. — Fig. 3 Männergrab: S. 210, Gr. 4. — Fig. 4 Steinsarg-Grab: S. 212, Gr. 12. — Fig. 5 Kurzschwert: S. 209, Gr. 2, Nr. 1; S. 210, Gr. 3, Nr. 1; S. 211, Gr. 7, Nr. 1, Gr. 8, Nr. 1 und Gr. 11, Nr. 1; S. 212, Gr. 14, Nr. 1; S. 213, Gr. 21, Nr. 1; S. 214, Gr. 25, Nr. 1 und Gr. 26, Nr. 1; S. 215, Gr. 27, Nr. 1 und Gr. 30, Nr. 1. — Fig. 6: S. 209, Gr. 2, Nr. 1. — Fig. 7 Feuerschlagstahl: S. 210, Gr. 2, Nr. 5; S. 202, Gr. 2, Nr. 3; S. 204, Gr. 10, Nr. 6; S. 205, Gr. 14, Nr. 4. — Fig. 8 Feuersteine: S. 210, Gr. 2, Nr. 6; S. 205, Gr. 14, Nr. 4; S. 206, Gr. 19, Nr. 5 und Gr. 21, Nr. 6; S. 213, Gr. 21, Nr. 7. — Fig. 9 Beschlagstück: S. 210, Gr. 2, Nr. 3. — Fig. 10 u. 11 Gürtelschnalle: ebend. Nr. 2; S. 210, Gr. 2, Nr. 2 und Gr. 3, Nr. 3. — Fig. 12 Beschlagstück: S. 210, Gr. 3, Nr. 4. — Fig. 13 Gürtelschnalle: S. 209, Gr 1, Nr. 13; S. 210, Gr. 3, Nr. 3; S. 204, Gr. 9, Nr. 1. — Fig. 14 Endbeschlag: S. 209, Gr. 1, Nr. 9; S. 212, Gr. 15, Nr. 2. — Fig. 15 Endbeschlag: ebendas. Nr. 7. — Fig. 16 Schmuck-

Digitized by Google

stück: ebendas. Nr. 4. — Fig. 17 Gewandnadel: ebendas. Nr. 2; ähnl.: S. 213, Gr. 18, Nr. 1. — Fig. 18 Ohrring: ebendas. Nr. 12. — Fig. 19 Verschiedenartige Perlen der Merovingergräber vom Burgthor: S. 209, Gr. 1, Nr. 1; S. 211, Gr. 6, Nr. 1 und Gr. 9, Nr. 1; S. 212, Gr. 15, Nr. 1; S. 213, Gr. 19, Nr. 1 und Gr. 20, Nr. 1. — Fig. 20 Wirtel: S. 209, Gr. 1, Nr. 10; S. 207, Gr. 22, Nr 4; S. 214, Gr. 24, Nr. 3. — Fig. 21 Kapsel: S. 209, Gr. 1, Nr. 6. — Fig. 22 Zierstück: S. 214, Gr. 26, Nr. 4 u. 5. — Fig. 23 Beschlagstück: S. 214, Gr. 26, Nr. 6. — Fig. 24 Gürtelschnalle: S. 216, Gr. 34, Nr. 1; S. 206, Gr. 21, Nr. 5; S. 211, Gr. 8, Nr. 2; S. 212, Gr. 11, Nr. 2. — Fig. 25 Gürtelschnalle: S. 207, Gr. 24, Nr. 1. S. 213, Gr 19, Nr. 2. — Fig. 26 Beschlagstück: S. 209, Gr. 2, Nr. 3. — Fig. 27 Kurzschwert: S. 210, Gr. 4, Nr. 1. — Fig. 28 Lanzenspitze: ebendas. Nr. 2. — Fig. 29 Abschlussquerband der Schwertscheide Fig. 27: S. 210, Gr. 4, Nr. 1. — Fig. 30 Krug: S. 210, Gr. 4, Nr. 3. — Fig. 31 Kurzschwert: S. 215, Gr. 27, Nr. 1. — Fig. 32 Feuerschlagstahl: S. 213, Gr 21, Nr. 6; S. 214, Gr. 25, Nr. 3. — Fig. 33 Eisenmeissel: S. 214, Nr. 8. — Fig. 34 Thongefäss: S. 213, Gr. 17, Nr. 2; S. 211, Gr. 8, Nr. 4; S. 216, Gr. 33, Nr. 4. — Fig. 35 Napf: S. 215, Gr. 29, Nr. 1. — Fig. 36 Grabstein: S. 211, Gr. 6, Nr. 3. — Fig. 37 Grabstein: S. 216, Einzelfund Nr. 43. — Fig. 38 Henkelkrug: S. 211, Gr. 8, Nr. 3 und Gr. 10, Nr. 2; S. 204, Gr. 11, Nr. 1; S. 212, Gr. 11, Nr. 3, Gr. 12, Nr. 1, Gr. 13, Nr. 1 und Gr. 16, Nr. 1; S. 213, Gr. 18, Nr. 2; S. 214. Gr. 21, Nr. 9; S. 215, Gr. 26, Nr. 7, Gr. 29, Nr. 2 und Gr. 31, Nr. 1. — Fig. 39 Napf: S. 212. Gr. 14, Nr. 2. — Fig. 40 Schüssel: S. 214, Gr. 23, Nr. 1. — Fig. 41 Becher: S. 211, Gr. 6, Nr. 2 u. Gr. 10, Nr 3; S. 205, Gr. 15, Nr. 2, Gr. 28, Nr. 1 u. Gr. 30, Nr. 4. — Fig. 42 Metallblechscheibchen: S. 209, Gr. 1, Nr. 11. — Fig. 43 Schmuckstück S. 216, Einzelfund 43a. — In Bezug auf die Zeitbestimmung gilt das zu Taf. XII Mitgetheilte.

Bemerkung.

Die Andernacher Grabfunde sind im Inventar des Bonner Provinzial-Museums unter folgenden Nummern aufgeführt:

1) die vom Kirchberg unter No. 1310—1386, 2131—2245d, 2383—2389;
2) Die vom Martinsberg unter No. 1951, 2165, 2390—2394, 2397—2416;
3) die vom Burgthor unter No. 2166– 2180, 2246—2339.

Digitized by Google

VIII.

Die griechischen Ostraka

des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Die Wichtigkeit, die die griechischen Ostraka, soweit sie Steuerquittungen enthalten, für die Erkenntniss der Steuerverhältnisse des alten Aegyptens haben, sowie die offenbare Unzuverlässigkeit der meisten bisherigen Publicationen derselben bewogen mich, als ich Dank der Liberalität der Königl. preuss. Akademie der Wissenschaften Gelegenheit hatte, in mehreren der auswärtigen Museen zu arbeiten, auch diesen unscheinbaren Scherbeninschriften ein eingehendes Studium zuzuwenden. - Indem meine Copien bald zu einer stattlichen Sammlung von mehreren Hunderten anwuchsen, fasste ich den Entschluss, sie alle zusammen — mochten sie schon bekannt oder noch unbekannt sein — in einer corpusartigen Publication herauszugeben. Diese „Sammlung griechischer Ostraka aus Aegypten" wird — hoffentlich noch in diesem Jahre — bei „Giesecke und Devrient" in Leipzig erscheinen. Schon glaubte ich an die Ausarbeitung gehen zu können, da strömte mir aus Bonn eine unerwartete Fülle des schönsten neuen Materiales zu: Herr Dr. A. Wiedemann hatte die grosse Güte, mir die in seinem Privatbesitz befindliche Sammlung von circa 250 griechischen Ostraka zwecks der Aufnahme in jene Sammlung zum Studium nach Berlin zu schicken. Bald darauf empfing ich eine neue Serie von 47 Ostraka aus Bonn, diesmal von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande, der mir auf die gütige Vermittelung des Herrn Dr. Wiedemann hin seine Sammlung zu dem gedachten Zwecke gleichfalls zur Verfügung stellte. Es ist mir ein Bedürfniss, dem Verein der Alterthumsfreunde und speziell Herrn Prof. Joseph Klein, der die mit der Uebersendung verbundenen Mühen freundlichst auf sich nahm, sowie Herrn Dr. Wiedemann auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich erfülle eine vom Verein an die Erlaubniss der Benutzung geknüpfte Bedingung, wenn ich diese 47 Ostraka vor der Edirung in meiner „Sammlung" hier im Jahrbuche bespreche.

Da ich wegen allerlei äusserer Umstände nur wenig Zeit bisher auf die Entzifferung dieser Texte verwenden konnte und ich anderer-

Digitized by Google

seits mit der auch für das Einzelne sehr förderlichen zusammenfassenden Durcharbeitung des gesammten Materials erst nach Ablieferung dieses Artikels beginnen kann, so möchte ich diese Publication hier nicht als eine definitive betrachtet wissen. Ich hoffe vielmehr mit Sicherheit, dass ich später bei Herausgabe der „Sammlung" manche Lücken, die ich heute noch unerklärt lassen muss, werde ausfüllen können. Die unten folgenden Transscriptionen zeigen stellenweise vielleicht mehr Lacunen, als manche frühere Publication ähnlicher Texte. Doch glaube ich es gerade als einen Vorzug dieser Bearbeitung bezeichnen zu dürfen, dass ich zwischen sicheren und nur möglichen Lesungen scharf geschieden und nur das mir als ganz sicher erscheinende in den Text aufgenommen habe. Die früheren Publicationen würden z. Th. brauchbarer sein, wenn sie weniger mit Fragezeichen gespart hätten. Ich werde mich im Folgenden darauf beschränken, die Transscriptionen der Texte zu geben, so weit sie mir bisher geglückt sind, und werde von sachlichem Commentar nur so viel hinzufügen als nöthig ist, um dieser Publication eine gewisse Selbstständigkeit zu geben. Die volle Beleuchtung werden diese Urkunden erst erhalten, wenn sie in der „Sammlung" zwischen den vielen ähnlichen Texten wiederholt sein werden.

Die 47 Ostraka, die ich im Folgenden bespreche, sind von Herrn Dr. Wiedemann im Winter 1881/82 in Karnak, auf dem Boden des alten oberägyptischen Theben, erworben und darauf dem Verein der Alterthumsfreunde überwiesen worden. Sie tragen die Inventarnummer A. V. 1237. Bis vor kurzem waren solche Scherben immer nur von der Südgrenze Aegyptens, aus Syene und Elephantine, nach Europa gekommen; mit thebanischen Ostraka haben sich erst in den letzten Jahren die Museen gefüllt, so namentlich das von Berlin und London, sowie der Louvre. Prof. Sayce's reiche Sammlung thebanischer Ostraka — theilweise von ihm selbst schon publicirt in den letzten Jahrgängen der Proceedings of the Society of Biblical Archaeology — hatte ich, Dank der freundlichen Erlaubniss des Besitzers, im Sommer 1886 Gelegenheit in Oxford zu studiren. Wiewohl die elephantiner und die thebanischen Ostraka derselben Zeit angehören und auch inhaltlich vielfach sich decken, so sind doch diese nach einem anderen Formular als jene abgefasst worden, und so entstanden, selbst nachdem die Schwierigkeit der Entzifferung der elephantiner — namentlich durch die Arbeit W. Fröhner's, die beste bisher auf diesem Gebiete (Revue Archéolog. 1865) — im allgemeinen gehoben war, für die Deutung der

Digitized by Google

thebanischen Ostraka ganz neue Schwierigkeiten, die z. Th. im Folgenden zum ersten Mal richtig, wie ich hoffe, gelöst worden sind. Ich darf wohl die Leser des Jahrbuches daran erinnern, dass die Ostraka meist in einer ungemein flüchtigen Cursive, reich an Ligaturen und Abkürzungen, geschrieben sind, wie man sie selbst kaum auf den Papyri findet. Man sieht diesen flüchtig hingeworfenen Zügen noch deutlich die Hast des vom Publicum bedrängten Beamten an.

Bei der Ordnung der 47 Ostraka des Vereins habe ich dasselbe Princip befolgt, das ich voraussichtlich auch meiner „Sammlung" zu Grunde legen werde: Ich sondere zunächst die Steuerquittungen von den Privaturkunden, Rechnungen, Listen u. s. w., und stelle erstere als die wichtigeren voran. Von den 47 Bonner Ostraka sind die ersten 35 Nummern Steuerquittungen. Hiervon gehören Nr. 1—8 in die Zeit der ptolemäischen Herrschaft, die übrigen in die der römischen. Ich sondere weiter nach der Art des Materials, in dem die Steuern gezahlt werden, und stelle die Quittungen über Geldsteuern denen über Naturalsteuern voran. Innerhalb dieser Oberabtheilungen ordne ich weiter nach den verschiedenen in Anwendung gekommenen Formularen. — Ueber die letzten 12 Nummern, 36—47, die nicht Steuerquittungen enthalten, gebe ich heute z. Th. nur kurze Notizen, da ich die knapp bemessene Zeit, die mir für diese Ostraka zu Gebote stand, lieber auf die wichtigeren Nummern 1—35 verwenden wollte.

In der Transscription der Texte folge ich der auch sonst von mir befolgten Methode, indem ich Worttrennung, Accente, Spiritus, die in der Cursive fehlen, einführe und damit den Texten die uns geläufige Form gebe. Die Auflösungen der Abbreviaturen — so weit sie mir gelungen sind — schliesse ich in runde Klammern ein, die Ergänzung von Lücken in eckige. Nicht mehr lesbare Stellen sind durch Schraffirungen gekennzeichnet, erhaltene aber nicht verstandene Buchstaben sind durch Puncte auf den Linien ersetzt. Puncte unter den Buchstaben bezeichnen diese als unsicher gelesene. — Bei der Accentuirung aegyptischer Eigennamen folge ich einer von mir in den „Actenstücken aus der Kgl. Bank zu Theben in den Museen von Berlin, London, Paris" (in den Abhandlungen der Kgl. preuss. Akad. d. Wiss. 1886) S. 35 ff. begründeten Methode, die abweichend von der bisher üblichen auf die ägyptischen Betonungsgesetze Rücksicht nimmt. Im allgemeinen trifft danach der Accent den langen Stammvokal des Wortes.

Digitized by Google

I.

Steuerquittungen aus ptolemäischer Zeit.

A. Quittungen über Geldsteuern.

1.

1. Ἔτους νγ Παχὼν(ν) ιγ̄ [τέ]τα(κται) ἐπὶ τὴν
ἐν Ἑ(ρμώνθει)[1] τρά(πεζαν), ἐφ' ἧς Ἀμμώνιος, στεφάνου
κατοίκ(ων) Περὶ Θήβας Πετεαρπῆς
Κολφ.ος χα(λκοῦ) δισχιλίας ἑκατὸν
5. ἑξήκ(οντα) /ʟ[2] β̄ ϱ ξ.

Dass dieses und die verwandten Ostraka aus ptolemäischer Zeit stammen, geht aus folgenden Eigenthümlichkeiten hervor:

1) ist für den Palaeographen die Cursive der ptolemäischen Zeit genau unterscheidbar von der der späteren römischen.

2) ist die τράπεζα nur während des ptolemäischen Regiments sowie noch unter Augustus, später nicht mehr, das Bureau, an welches die Geldsteuern zu entrichten waren.

3) ist das ganze Schema mit seinem Anfang ἔτους x μηνὸς y, das eben nur in ptolemäischer Zeit und unter Augustus üblich ist, ein sicheres Indicium für die Zeitbestimmung.

Endlich ist auch die Kupferdrachme charakteristisch für die spätere ptolemäische Zeit. Der Name des Ptolemäers, auf den das Datum zu beziehen ist, wird leider niemals genannt. Aus dem Gesagten ergiebt sich, dass man im Allgemeinen eben so gut an Augustus wie an einen Ptolemäer denken kann. Die Datirung des obigen Ostrakons ist nicht zweifelhaft, da das 53. Jahr nur auf Ptolemäos Euergetes II., also auf das Jahr 118/117 v. Chr. bezogen werden kann.

Aus denselben Gründen habe ich auch einige der von Sayce und sonst bereits publicirten Ostraka als Urkunden der ptolemäischen Zeit erkannt. Sayce hat über ihre Zeitbestimmung theils nichts bemerkt, theils sie direct einer viel späteren Zeit zugewiesen. So setzte er ein Ostrakon, das ich später bei nochmaliger Publication dem 35. Jahre Ptolemäos' Euergetes' II. zuwies, in das III. Jahrhundert nach Chr.[3]).

1) Ἑ(ρμώνθει) ist die Auflösung einer sonst ungewöhnlichen Sigle.

2) ʟ ist die bekannte Sigle für δραχμή. An dem langen Strich davor — dem bekannten Strich der Gleichsetzung resp. Addition — sind Correcturen zu sehen.

3) Vgl. Proceedings of the Society of Bibl. Arch. VII 1884. S. 22, n. 28 = „Actenstücke aus der Kgl. Bank" etc. p. 59.

Digitized by Google

Das von Dr. Wessely in Wien. Stud. VIII. S. 119. Nr. 5 publicirte Ostrakon (L η// Ἐπὶφ κε κτλ.), über dessen Datirung der Herausgeber nichts bemerkt, setze ich wegen der Form des Schemas gleichfalls in die ptolemäische Zeit. Mehrere bilingue Ostraka aus ptolemäischer Zeit wurden kürzlich in der Revue Egyptologique IV. S. 183 ff. zusammen von E. Revillout und mir publicirt.

Es ist ein für die Steuerverwaltung Aegyptens wichtiges neues Resultat, das sich mir aus den Ostraka, zusammengehalten mit den Papyri, ergeben hat, dass in ptolemäischer Zeit die Geldsteuern an die Trapeza, die Naturalsteuern aber an den θησαυρός abgeliefert wurden. In Betreff der Verwaltung der Trapeza und ihres Geschäftsganges verweise ich einstweilen auf die schon oben citirten „Actenstücke aus der Kgl. Bank zu Theben" (Abhandl. d. Kgl. Akad. 1886). Ueber die Verwaltung des Thesaurus werden uns die späteren Nummern Aufschluss geben.

Das Schema der obigen sowie der analogen Steuerquittungen, das wie gesagt charakteristisch für die ptolemäische und die augusteische Zeit ist, ist genau dasselbe wie das der sogenannten „trapezitischen Register", die ja auch nichts weiter sind als Quittungen über gezahlte Kaufsteuer. Zur Vergleichung führe ich, unter Weglassung des hier Nebensächlichen, die Quittung des Berliner demotischen Papyrus Nr. 101 an, die von demselben Ammonios, der obiges Ostrakon geschrieben hat, nur ein Jahr früher abgefasst ist. Ich lese dort[1]): Ἔτους νβ Παχὼν ιε τέ(τακται) ἐπὶ τὴν ἐν Ἑρμ(ώνθει) τρά(πεζαν), ἐφ' ἧς Ἀμμώ(νιος), ι ἐγκυ(κλίου) . . . Ἐσοῆρις (sic) Ὥρου . . . τέλ(ος) άσ." Damit fast identisch ist nach meiner am Original genommenen Abschrift die Quittung des Turiner Papyrus 243[2]).

Das Ostrakon besagt also, dass der Peteharprēs, der Sohn Κολ̣.φ̣.ος für den στέφανος κατοίκων des Perithebischen Gaues 2160 Kupferdrachmen an den Kgl. Trapeziten Ammonios gezahlt hat. Dass wirklich so zu erklären, und nicht etwa Στεφάνου als Name des Vaters des Ammonios zu deuten ist, wird sich aus den Zusammenstellungen der „Sammlung" ergeben, in der sich mehrere Beispiele sol-

1) Vgl. auch Droysen, Rhein. Mus. 1829, (No. 37). Eine neue, revidirte Ausgabe dieser trapezitischen Register, die bisher meist in fehlerhafter Publication vorliegen, wird in meiner bereits in Angriff genommenen „Sammlung der griechischen Papyri aus ptolemäischer Zeit" erfolgen.

2) Vgl. G. Lumbroso in „Atti della R. Acad. di Torino" 1868/69 S. 697 ff.

Digitized by Google

cher Beiträge für *στέφανοι* finden. Beweisend ist vor allem das Berliner Ostrakon 513, auf dem als Abgabe erwähnt wird *τὸ στεφα(νικὸν) κατοίκων*. Eine zusammenfassende Besprechung der in den Ostraka erscheinenden Steuern wird erst in der „Sammlung" erfolgen.

Auf die Bedeutung des Namens *Πετεαπαρῆς* und der sonstigen in diesen Ostraka erscheinenden ägyptischen Eigennamen besonders einzugehen unterlasse ich, da ich beabsichtige, nächstens in einer bereits über tausend Nummern zählenden Sammlung griechisch transcribirter ägyptischer Eigennamen ausführlicher dieses Thema zu behandeln.

Es ist in dem obigen Ostrakon auffällig, dass die Unterschrift des Trapeziten fehlt. Ich bemerke dazu, dass der oben citirte Turiner Papyrus 243, der von demselben Ammonios geschrieben ist, gleichfalls keine Unterschrift trägt.

B. Quittungen über Naturalsteuern.

Bevor ich an die Mittheilung dieser Texte gehe, möchte ich einige Bemerkungen über die darin vorkommenden Siglen für die Maasse und die Theile der Maasse machen. Die auch in den Papyri so häufige Sigle $\overline{\text{o}}$ oder $\overline{}$ ist bereits seit A. Peyron's Zeit als das Zeichen für die Artabe, das ägyptische Hohlmaass, bekannt[1]). Aus besonders alterthümlichen Formen der Sigle in ptolemäischen Texten lässt sich noch erkennen, dass sie aus einer Ligatur von *α* und *ϱ* entstanden ist. Indem der hakenförmige Ansatz des ptolemäischen *α*

1) Papyri Graeci R. Taur. Mus. Aeg. II p. 73 (1827). Diese Sigle ist kürzlich öfter verwechselt worden mit der identischen Sigle für 1 Obolos, $\overline{}$ (häufiger —); so von Dr. K. Wessely in Wien. Stud. VII S. 72, wo die in einer Liste aufgeführten Posten $\overline{}$ *ξβ*, $\overline{}$ *κϑ* etc. als Summirung von Artaben, nicht, wie er will, von Obolen aufzufassen sind. Denn — oder $\overline{}$ ist eben die Sigle speziell für einen Obolos und kann nicht als Exponent „Obolos" verwendet werden. Aus diesem selben Grunde entscheide ich mich jetzt dafür, in den „Arsinoïtischen Tempelrechnungen" p. VIII. Z. 5 u. 7 (Hermes XX, S. 437) die Posten $\overline{}$ *ιη* und $\overline{}$ *ι* als 18 und 10 Artaben, nicht Obolen aufzufassen. Dadurch wird die von mir hervorgehobene Schwierigkeit der Rechnung (l. c. S. 471) beseitigt, nicht durch die von Wessely in den „Mittheilungen aus der Sammlung der Papyri E. R." 1 S. 37 vorgeschlagene willkürliche Textänderung, die falsch ist, und, auch wenn sie richtig wäre, absolut nichts helfen würde. Meine Lesungen waren völlig richtig. Es fragt sich jetzt nur, welches Material so billig war, dass 18 Artaben davon dem Tempel nur 7 Drachmen und 4 Obolen kosteten.

Digitized by Google

verschwand, und der Vertikalstrich des ϱ abgesetzt und zum Punct wurde, entstand die Form ⸗, die sich von der ptolemäischen bis in die byzantinische Zeit — hier meist in der Variante σ — als alleinige Sigle für die Artabe gehalten hat. Bei dem häufigen Vorkommen dieser Sigle auch in den Papyri ist ihre Erkenntniss unerlässlich für das Verständniss der Urkunden. Noch kürzlich wurde sie von Dr. K. Wessely nicht erkannt in seiner Neuedition der Leipziger Papyrusfragmente, die ebenso wie die editio princeps von G. Parthey durch die zahlreichen falschen Lesungen — nicht nur der Siglen, sondern auch des gewöhnlichen Textes — wissenschaftlich durchaus unbrauchbar ist[1]). So las er z. B. Fragm. 26 Verso (nach ihm fälschlich „Recto")[2]) Z. 2 und 6: κριθας″ statt κριθ(ῆς) ⸗ ⸗, d. h. ⅙ Artabe Gerste. Es ist ferner zu beachten, wie ich in den „Actenstücken aus der Kgl. Bank" etc. S. 50 A. 1 nachgewiesen habe, dass + ⸗ speziell die Artabe Weizen bezeichnet, indem + Sigle für πυροῦ ist. Wenn ich dort meinte, das Zeichen + allein drücke schon die Artabe Weizen aus, so war das zwar sachlich insofern richtig, als häufig + geschrieben wird, wo + ⸗ zu erwarten wäre. Das erklärt sich aber richtiger dadurch, dass eben der Exponent als selbstverständlich auch weggelassen werden konnte. Vgl. z. B. unten in Nr. 3: πυροῦ δύο / + β. Ich habe mich daher dahin zu rectificiren, dass + nur für πυροῦ, nicht für πυροῦ ἀρτάβη steht.

Diese Sigle + = πυροῦ ist ja nicht zu verwechseln mit der in römischer und byzantinischer Zeit üblichen Sigle l–, die vielmehr die Arure, das ägyptische Flächenmaass, bezeichnet, wie ich gleichfalls in den „Actenstücken" a. a. O. bereits nachgewiesen habe. Schon deshalb ist die oben erwähnte Wessely'sche Neuedition der Leipziger Fragmente nicht zu gebrauchen, weil fortwährend darin diese beiden Siglen durcheinander geworfen sind. Seine Behauptung auf S. 283 dieser Publication, dass eine und dieselbe Sigle die Artabe und die Arure bezeichne, richtet sich selbst. Seine Berufung auf's Demotische ist hinfällig, da er sich auf ein Versehen Revillout's bezieht, welches dieser schon längst corrigirt hat. Vgl. das „Erratum" in der Chrestomathie démotique S. 426[3]).

1) Berichte d. phil. hist. Classe d. Kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1885, S. 237 ff.

2) Vgl. meinen Aufsatz „Recto oder Verso?" im Hermes XXII, S. 487 ff.

3) Auch jetzt noch ist K. Wessely die ausschliessliche Bedeutung von l– als Arure nicht bekannt. Noch in der letzten Nummer der Revue Egypto-

Digitized by Google

Neben dem Weizen ist die am häufigsten in diesen Texten vorkommende Getreideart die Gerste, für die denn auch die Schreiber gleichfalls eine besondere Sigle erfunden haben. Sie erscheint z. B. unten auf Nr. 5 in der Gestalt ⍺. Das ist nichts anderes als ein cursives κ mit dem die Abbreviatur bezeichnenden Querstrich darüber. Sonst begnügen sie sich auch, es in κρι abzukürzen.

Wichtig für das Verständniss dieser Texte ist auch die Kenntniss der Zeichen für die Bruchtheile dieser Maasse. Abgesehen von den Brüchen $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$, für die es besondere Siglen gab, hatte man bekanntlich nur Brüche mit dem Zähler 1, durch deren Addition auch die complicirtesten Brüche ausgedrückt werden konnten. Es ist bekannt, dass man — abgesehen von ⌊ oder ⸗ für $\frac{1}{2}$ — diese Brüche dadurch darstellte, dass man über die bei uns den Nenner bildende Zahl einen Strich setzte. In der Cursive sind diese Brüche oft schwer zu erkennen, da sich die Schreiber hier conventionelle Veränderungen der natürlichen Schreibung erlaubt haben. Auch in den Leipziger Fragmenten, die gerade von solchen Brüchen wimmeln, sind sie meist von den Herausgebern verkannt worden. Ueber die Art, wie die Bruchtheile der Artabe und der Arure ausgedrückt werden, hat sich mir aus den Ostraka und Papyri Folgendes ergeben:

Die Artabe[1]) wird nach dem Duodecimalsystem in $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$, $\frac{1}{24}$ etc. getheilt, daneben begegnen auch $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ als Unterabtheilungen. Bei der Arure dagegen finden wir die Zweitheilung, also die Brüche $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, $\frac{1}{64}$, $\frac{1}{128}$ etc. Die Beobachtung dieses Thatbestandes ist bei der Bearbeitung dieser Urkunden von grossem Werthe, da sie oft ermöglicht, in lückenhaften Texten schon aus den Brüchen zu ersehen, von welchem Maasse die Rede ist.

logique (V. 1887. p. 69) verkündet er, ⌊– sei die Sigle für die Artabe, und zwar in römischer Zeit, sowie ⸗ für das VI. und VII. Jahrh. n. Chr. Für die ptolemäische Zeit führt er jene alterthümlichere Form des ⸗ an. Es ist zu verwundern, dass die reiche Wiener Papyrussammlung doch nicht genügt hat, ihm zu zeigen, dass ⸗ zu allen Zeiten die Artabe bezeichnet, dass ⌊– dagegen das Flächenmaass, die Arure darstellt. Aber auch ohne die Wiener Sammlung hätte er es aus der Litteratur wissen können, jenes z. B. aus Peyron l. c., dieses aus den „Actenstücken der Kgl. Bank“ l. c. Im Interesse der bevorstehenden Edition des Corpus papyrorum Raineri archiducis wäre es dringend wünschenswerth, wenn Wessely sich nunmehr diese Resultate aneignete, ohne die ein Verständniss auch der Wiener Papyri ganz unmöglich ist.

1) Ueber die Theilungen der Artabe vgl. auch E. Revillout in Revue Egyptolog. II. S. 190.

Digitized by Google

Stehen mehrere Zahlen zur Bezeichnung von Brüchen neben einander, so erhält entweder jede einzelne Zahl einen besonderen, schräg aufgesetzten Strich, oder es wird quer über die ganze Reihe derselben ein Horizontalstrich gesetzt.

Zur Form der Bruchzahlen, die wie gesagt paläographisch manche Eigentümlichkeiten zeigen, bemerke ich Folgendes:

$\frac{1}{2}$ ist wie bekannt ∟ oder ʃ. Steht ʃ am Schluss, so tritt meist noch der Abkürzungsstrich dazu (ebenso auch zu den folgenden Brüchen), in dieser Weise: ʃ/. Vgl. unten Nr. 43.

$\frac{1}{4}$ ist gleichfalls bekannt als d, das entstanden ist aus einem kleinen δ mit einem aufgesetzten Strich. Natürlich findet sich statt dessen auch die gewöhnliche Form des δ. Dasselbe gilt in den folgenden Fällen.

$\frac{1}{8}$ hat schon Schwierigkeiten gemacht, da hierfür meist nicht die gewöhnliche, der uncialen ähnliche Form des η, sondern meist diese ч verwendet wird. Steht $\frac{1}{8}$ allein, so wird über ч nicht ein gerader Strich, sondern ein Bogen in dieser Weise ч̣ʾ gesetzt. Im Leipziger Fragm. 6, Z. 5 (Schluss) lese ich z. B. $\overline{\text{ч}\mu}[\overline{\eta} = \frac{1}{8}\,\frac{1}{48}$, wo K. Wessely liest: $\overline{o\mu} = \acute{o}\mu(o\tilde{\upsilon})$.

$\frac{1}{12}$ ist dadurch eigenthümlich, dass auch hier meist nicht die gewöhnliche Form des β verwendet wird, sondern die dem Omikron gleiche, die z. B. auch bei der Sigle des δίχαλκος (χ̊) verwendet wird[1]). $\frac{1}{12}$ sieht daher so aus: $\overset{//}{\iota o}$ oder $\overline{\iota o}$. So ist z. B. im Leipz. Fragm. 6, Z. 6 zu lesen:

$\overline{\cdot}\ \gamma\ \overline{\iota o\mu\eta} =$ Artaben $3\frac{1}{12}\,\frac{1}{48}$, wofür K. Wessely liest:

$\overline{\cdot}\ \chi\iota\ o\mu o\overline{\iota}$ (= ὁμοίως).

$\frac{1}{24}$ wird nur selten exact $\overline{\kappa\delta}$ geschrieben. Meist hat das mit dem κ verschlungene δ die Form eines Omikron oder eines nach oben geöffneten kleinen Bogens angenommen. So ist im Leipz. Fragm. 13 Recto Z. 6 zu lesen:

$[+]\,.\,\vartheta\ \overline{\kappa\delta\ \mu\eta} =$ [Weizen] (Artaben). $9\frac{1}{24}\,\frac{1}{48}$,

wofür K. Wessely liest: $\lambda\vartheta\ \kappa o\mu\overline{\eta}$ (= κομητικόν).

$\frac{1}{48}$ und $\frac{1}{96}$ sind meist nicht zu verkennen.

Gehen wir zu den Bruchtheilen der Arure über, so ist bei $\overline{\iota\varsigma} = \frac{1}{16}$ nichts zu bemerken.

$\frac{1}{32}$ ist wieder mit dem omikronartigen β geschrieben wie oben

1) Vgl. Hermes XXII. S. 633. „Die Chalkussiglen in der griechischen Cursive."

Digitized by Google

$\frac{1}{12}$, also $\overline{\lambda o}$. Auch in $\frac{1}{64}$ ist meist das δ zu einem o geworden, sodass dann geschrieben ist: $\overline{\xi o}$.

Der kleinste Bruchtheil der Arure, der mir vorgekommen ist, ist $\frac{1}{2\,5\,6}$, der z. B. auf dem Londoner Papyrus CIX ganz regulär $\overline{\sigma\nu\varsigma}$ geschrieben wird.

Von den Brüchen, die nicht den Zähler 1 haben, können $\frac{2}{3}$ und $\frac{3}{4}$ durch besondere Siglen ausgedrückt werden. Ersterer, das $\delta\acute{\iota}\mu o\iota\rho o\nu$ (= dem römischen bes), wird sowohl in der handschriftlichen Ueberlieferung als auch in der Cursive der Papyri und Ostraka durch ein β mit einem aufgesetzten Querstrich bezeichnet, also in dieser Weise: $\overline{\beta}$. Es begegnet dafür auch das omikronartige β mit einem Bogen, etwa so: o). Auch die von Hultsch (Metrol. Script. Rel. I S. 174) aus Handschriften belegte Form ω, die er aus $\varsigma^{\prime\prime}$ entstanden sein lässt, ist wohl nichts weiter als ein cursives β, verbunden mit dem den Bruch bezeichnenden Bogen. — Die älteste Form der Sigle bietet wohl der ptolemäische Papyrus Paris. 9, wo sie schon von E. Revillout (Revue Egyptolog. III. 67[4]) richtig erkannt worden ist. Für $\frac{3}{4}$ endlich habe ich durch Berechnung aus den Ostraka die Sigle ϡ gefunden. Sie steht z. B. auch in dem Leipz. Fragm. 6. Z. 2, ist jedoch von den Herausgebern nicht verstanden worden.

Diese Bemerkungen mögen für das Verständniss der hier zu behandelnden Urkunden genügen. Natürlich sind, dem Wesen der Cursive entsprechend, die Formen dieser Siglen etc. sehr veränderlich; je nach dem Ductus des Schreibers erscheinen sie hier in dieser, dort in jener Gestalt. Kehren wir nach diesem Excurs zu den Bonner Ostraka zurück.

2.

1. *Ἔτους κβ Παῦ(νι)* $\overline{\varepsilon}$ *με(μέτρηκεν)*[1] *εἰς τὴν ἐπιγρ(αφὴν) τοῦ αὐ(τοῦ)* L[2] *Ψενμώνθης*

1) Hier wie gewöhnlich in den ptolemäischen Texten ist *μεμέτρηκεν* durch die Sigle ⋿ wiedergegeben, die aus der Verbindung des cursiven μ und des daran angeschlossenen ε entstanden ist. Auf die Vieldeutigkeit dieser Sigle wies ich schon „Actenstücke aus der Kgl. Bank“ etc. S. 59 A. 2 hin; man schreibt damit auch *μεγάλη, μέρος, μετρητής, μέτοχος*. Die Sigle, mit der *τέταρτα* gewöhnlich geschrieben wird, ist dieser in der Form gleich, ist aber entstanden aus der Verbindung des ptolemäischen τ und ε.

2) L ist wie bekannt die Sigle für *ἔτος*.

Digitized by Google

Πικῶτος πυροῦ — ξξ ἥμισυ .
κϑ ὁ αὐ(τὸς) πυροῦ — ὀκτὼ ἥμισυ
/ + — ιε, *Κρ°αιτολ(όγος).*

Es wird hier dem Psenmonthes, dem Sohn des Pikōs, vom *σιτολόγος* Kro... bezeugt, dass er am 5. Payni des 22. Jahres $6\frac{1}{2}$ und am 29. desselben Monats weitere $8\frac{1}{4}$, im Ganzen also 15 Artaben Weizen „vermessen" hat. Wohin er sie abgeliefert hat, wird an dieser Stelle zufällig nicht gesagt. Die folgenden Nummern aber zeigen uns, dass der Weizen des Psenmonthes beim *ϑησαυρός* abgeladen und vermessen wurde. Es ist das mit die wichtigste Neuerung, die ich in die Lesung dieser Steuerquittungen einzuführen weiss, dieser *ϑησαυρός*, der bisher auf den Ostraka immer verkannt worden ist. Er begegnet schon auf dem aus ptolemäischer Zeit stammenden Leydener Ostrakon 453[a], das bereits in das C. I. Gr. 4862[b] aufgenommen ist. Es heisst dort ganz analog diesem und besonders den nächsten Bonner Ostraka nach meiner Lesung folgendermaassen[1]):

1. *Ἔτους κε Παχὼν*
εἰσμι(μέτρηκεν) εἰς τὸν ἐν Σε(ήνῃ) ϑη(σαυρὸν)
εἰς τὴν ἐπιγρα(φὴν) τοῦ αὐ(τοῦ)
ὑπὲρ τοῦ τόπου Βαῆγχις
5. *Πετενεφώτου πυροῦ ἀρ(τάβας)*
τρεῖς ἥμισυ /+ γ.
Ἀρτεμὶς σιτολόγο[ς].
— *δ.*

Das entscheidende Wort am Schluss von Z. 2 war bisher *ϑυ* ..... gelesen worden. Die richtige Lesung *ϑη(σαυρὸν)* ergiebt sich zunächst aus dem rein paläographischen Grunde, dass das über dem *ϑ* befindliche Zeichen eben ein *η* und kein *υ* ist, ferner aus sachlichen Gründen, die sich weiter unten bei Besprechung des *ϑησαυρός* der römischen Periode von selbst ergeben werden. Des *ϑησαυρός*[2]) geschieht in ptolemäischen Urkunden auch sonst noch Erwähnung, z. B. im Papyr. Paris. 66,

1) Ein Facsimile davon ist publicirt in den von C. Leemans herausgegebenen „Aegypt. Monument. van het Nederl. Museum van Oudheiden" II. S. CCXXXIX.

2) Das Wort *ϑησαυρός*, das sonst meist die Schatzkammer als den Aufbewahrungsort für Geld, Metalle und Aehnliches bezeichnet, wird von einem Schriftsteller der Diadochenzeit speziell in dem Sinne von „Getreidespeicher" gebraucht, ganz wie hier in diesen Urkunden, nämlich von dem Verfasser der *Οἰκονομικά* (II. 38).

Digitized by Google

Z. 26 ff. (Col. II): *Πρὸς τοῖς ὀγκικοῖς μέτροις τῶν Θησαυρῶν.* Der Plural erklärt sich hier daraus, dass dieser Papyrus von der Verwaltung eines Gaues, des Perithebischen, handelt. Innerhalb dieses hatte aber jede Stadt, jedes Dorf wohl seinen eigenen *Θησαυρός*.

Ueber das Wesen der Steuer, die hier bezahlt wird, der *ἐπιγραφή*, zu der häufig noch das *ὑπὲρ τόπου* hinzutritt, werde ich in der „Sammlung" ausführlicher sprechen.

Von demselben *σιτολόγος*, der dieses Ostrakon geschrieben hat, sind übrigens auch zwei Ostraka der Sammlung Wiedemann geschrieben worden.

3.

1. *Ἔτους κδ Ἐπεὶφ ϛ̄ με(μέτρηκεν) εἰς τὸν*
ἐν Διὸς πό(λει) τῆι με(γάληι) Θη(σαυρὸν) ὑπὲρ τοῦ
τόπου κδ L Ἰάσων Ἰάσονος πυροῦ δύο
/ + β. *Ἀμβρύων.*
5. *Πτολεμαῖος. Με(μέτρηκεν) + δύο / + β.*
Ἀπολλώνιος. Με(μέτρηκεν) + δύο / + β.

Hier begegnet uns zuerst ein Collegium von *σιτολόγοι*, Ambryon, Ptolemäos und Apollonios. Jeder quittirt für sich mit eigener Hand. Eben dieses Collegium hat auch das Berliner Ostrakon 587 ausgestellt.

4.

1. *Ἔτους ἑνὸς καὶ τριακοστοῦ Μεσορὴ β̄ με(μέτρηκεν) εἰς τὸν*
ἐν Διὸς πό(λει) τῆι με(γάληι) Θη(σαυρὸν) εἰς τὴν ἐπιγρα(φὴν) τοῦ
λα L ὑπὲρ τ(ό)π(ου)
Ἡρακλείδης . . . . Ἑρμοκλέους + ϛ d //
Πτο(λεμαῖος) σιτολ(όγος).
5. *Ὁ αὐτὸς ἄλλας + εἴκοσι ἓξ ἥμισυ* d / + κϛ L d.
Ἡρακλ(είδης). Με(μέτρηκεν) + [δ]έκα τέσσ(αρας) d / + ιδ d.
Ὁ αὐτὸς ἄλλας + εἴκοσι ἓξ
*/ + κ[ϛ/////]..

Die Sigle für *μεμέτρηκεν* in Z. 6 ist über die Linie gesetzt.

Dieses im 31. Jahre Ptolemäos' Euergetes' II. verfasste Ostrakon giebt uns ein Beispiel davon, wie die Regierung durch Gewährung von Ratenzahlungen die Härte des Steuerdruckes zu mildern wusste[1]). Der Heraclides hat zuerst 6½ . . Artaben Weizen abgeliefert, wie ihm der

1) Ueber Ratenzahlungen in römischer Zeit vgl. meine Bemerkungen im Hermes XX. S. 452.

Digitized by Google

σιτολόγος Πτολεμαῖος quittirt, darauf an einem anderen Tage 26½ ¼ Artaben Weizen, an einem dritten Termine noch 14¼ Artaben, wie ihm vom *Ἡρακλ(είδης)*, offenbar einem Collegen des Ptolemäos bezeugt wird, und endlich nochmals über 26 Artaben.

Es ist übrigens bemerkenswerth, dass das Ostr. Louvre 8168, das von denselben Sitologen ausgefertigt ist, dieselbe Eigentümlichkeit in der Eingangsformel zeigt, dass nämlich die Jahreszahl voll in Buchstaben ausgeschrieben ist. — Der hier genannte Steuerzahler, Heraclides, des Hermocles Sohn, begegnet auch sonst sehr häufig in den thebanischen Ostraka. So ist auch das schon oben erwähnte Ostrakon aus dem 35. Jahre Euergetes' II., das ich in den „Actenstücken" S. 59 publicirte, auf seinen Namen ausgestellt. Herrn Prof. Revillout verdanke ich die Nachricht, dass derselbe Heraclides auch auf mehreren der demotischen Ostraka genannt wird.

5.

1. ⌊ *λη Παχὼν* $\overline{κϑ}$ *με(μέτρηκεν) εἰς τὸν*
ἐν Λ(ιὸς) πό(λει) τῇι με(γάλῃι) Θη(σαυρὸν) λη ⌊ *ὑπὲρ τόπ(ου)*
Ἡρακλείδης Ἑρμοκλέους
κριϑῆς πέντε τρίτον / ῶ. εγ́.
5. *Ἡρα(κλείδης).*
Πτο(λεμαῖως) ῶ. εγ́ . . ε . κ .

Der Heraclides und der Ptolemäos, die hier im 38. Jahre Euergetes' II. quittiren, sind wohl noch dieselben Beamten, die die vorige Nummer im 31. Jahre desselben Königs ausgefertigt haben.

6.

1. *ιε . ξ́.*
⌊ *λη Ἐπεὶφ κα με(μέτρηκεν) εἰς τὸν ἐν Λι(ὸς) πό(λει)*
τῇι με(γάλῃι) Θη(σαυρὸν) λη ⌊ *ὑπὲρ τοῦ τόπ(ου) Ἡρακλείδης*
Ἑρμοκλέους + δέκα πέντε ἥμισυ.
5. */ + ιε* ⌊. *Ἡρα(κλείδης).*
Ἡρακλ(είδης) [+ ι] ε ⌊ */ ιε* ⌊.

Ueber der eigentlichen Quittung, in der dem eben besprochenen *Ἡρακλείδης Ἑρμοκλέους* die Lieferung von 15½ Artaben Weizen bestätigt wird, findet sich der Vermerk: *ιε . ξ́.* Das Zeichen hinter *ε* ist nicht ganz klar, es scheint auch vom Schreiber corrigirt zu sein. Ich irre aber wohl nicht, wenn ich darin ein verunglücktes ⌊ sehe. Danach wäre die genannte Summe: 15½ ¼. Solche Randbemerkungen haben sich die Beamten öfter gemacht (vgl. auch das — *δ* in dem

Digitized by Google

oben citirten Leydener Ostrakon). Die am Rande bemerkte Summe ist immer grösser als die, über welche quittirt wird. Sie wird daher wohl meist die Summirung der bisher eingegangenen Raten angeben. Vgl. unten Nr. 8.

7.

1. Ἔτους δ Παχὼν κη με(μετρήκασιν) εἰς τὸν ἐν Διὸς πό(λει)
τῆι μ(εγάλη) θη(σαυρὸν) εἰς τὰς ἱερὰς . νή(σους?) . ανε . . ε . ς
Προῖτος καὶ Κόνων καὶ οἱ μέ(τοχοι) + ὀγδοήκοντα
μίαν ἥμισυ γ / + πα ϛ γ.
5. Οἱ αὐτοὶ . . . τ . . ς + τεσσαράκοντα / + μ.

Diese Quittung ist nicht einer einzelnen Person, sondern einer Genossenschaft — μέτοχοι — ausgestellt. Daraus erklären sich auch die hohen Summen: 81½ ⅓ und 40 Artaben Weizen. — Die Lesungen am Schluss von Z. 2 sind noch unsicher. Auf eine Erklärung dieser Angabe will ich daher noch nicht eingehen.

8.

Recto.	Verso.
1. Ἔ[τους ς (Monat)]	
κς με(μέτρηκεν) [εἰς τὸν ἐν]	/ + ζ β'/.
Διὸς πό(λει) θησ(αυρὸν) ε[ἰς τὴν]	
ἐπιγρ(αφὴν) τοῦ ς L Δῶρ[ος]	/ + ρ β γ ι β.
5. Δώρου πυροῦ ⟨τρια⟩	
ἑπτὰ δίμοιρον	
/ + ζ β/. Φιλώτας.	
Eine demotische Zeile.	
Ἀμμώνιος. Με(μέτρηκεν) πυροῦ	
10. ἑπτὰ β/ / + ζ β/.	

In Z. 3 ist bemerkenswerth, dass hier, was nur selten vorkommt, der stehende Zusatz ἡ μεγάλη zu Διὸς πόλις fehlt.

In Z. 5—6 hat der Sitologe Philotas, der in Z. 7 unterschreibt, anfangs eine falsche Summe, wohl τριάκοντα schreiben wollen, erkannte beim κ den Irrthum, strich τρια durch, was im Druck nicht wiederzugeben war, und veränderte κ zu dem ε von ἑπτά.

Dieses Ostrakon schliesst sich als ein bilingues den von E. Revillout und mir in der Revue Egyptologique IV. publicirten griechisch-demotischen Ostraka an: In Z. 8 hat ein College des Philotas und des in Z. 9 unterzeichnenden Ammonios in ägyptischer Sprache in der so-

Digitized by Google

genannten demotischen Schrift quittirt. Auf Grund der Grammaire démotique von H. Brugsch übersetze ich die Zeile folgendermaassen:

„Es schreibt Peteēse, der Sohn des . . . . . Artaben $7\frac{2}{3}$."

Eine vollständige Uebersetzung werde ich hoffentlich in der „Sammlung" mit Hilfe Prof. Revillout's geben können.

Auf der Rückseite des Ostrakon ist ausser dem nochmaligen Vermerk der gezahlten Summe von $7\frac{2}{3}$ Artaben noch eine Summe von $102\frac{1}{3}\,\frac{1}{12}$ Artaben Weizen erwähnt. Da davor der Strich / steht, der die Summirung andeutet, so ist sie als die gesammte vom Doros bis dahin gezahlte Rate aufzufassen.

II.

Steuerquittungen aus römischer Zeit.

A. Quittungen über Geldsteuern.

Wie oben schon bemerkt, ändert sich das unter den Ptolemäern und Augustus üblich gewesene Formular der Steuerquittungen in der Folgezeit. Für die Quittungen über Geldsteuern giebt es nunmehr in der Hauptsache folgende drei Schemata:

1) *Διαγεγράφηκεν* (später *διέγραψεν*) *ὁ δεῖνα ὑπὲρ . . . . δραχμὰς* x. Datum, Name des Beamten, meist mit dem Zusatz *σεσημείωμαι*. Hierhin gehören die No. 9—12.

2) Briefform (auch in ptolemäischer Zeit üblich). *Ὁ δεῖνα* (scil. der Beamte) *τῷ δεῖνι χαίρειν. Ἔσχον κτλ.* Datum, Name des Beamten, meist mit dem Zusatz *σεσημείωμαι*. In dieser oder ähnlicher Form sind die Nr. 14—20 abgefasst.

3) *Μηνὸς* x *τοῦ* y *ἔτους, ὀνόματι τοῦ δεῖνος ὑπὲρ . . . . δραχμαὶ* z. Name des Beamten mit folgendem *σεσημείωμαι*. Hierhin gehören die Nummern 21—23.

9.

1. *Διέ(γραψεν) Παναμε(ὺς) Φθουμί(νιος)*
Ψενχνούμ(ιος) ὑπ(ὲρ) χω(ματικοῦ) Χά(ρακος)
ιβ L *ϛ πέντε* ϝ, *ἄ[λ(λων)]* ϝ ϛ, / *ϛ ϛ* ϝ ϛ *καὶ προ(ϛδιαγραφόμενα).*
L *ιγ Δομιτιανοῦ τοῦ*
5. *κ(υρίου), Μεσορὴ* $\overline{\lambda\gamma}$. *Ἰσχυ(ρίων).*

Meine Auflösungen der Abbreviaturen χ^{ω} χ^{α} in *χω(ματικοῦ) Χά(ρακος)*, die ich hier zum ersten Mal gebe, bedürfen einer Begründung. Dass hinter dem Namen der Steuer der Name des Ortes, an dem sie erho-

Digitized by Google

ben wurde, zu postuliren sei, ergab sich mir durch Analogie. Die Auflösung des χ^{o} in *Χάραχος* aber gab mir eine Reihe von Ostraka an die Hand, in denen an ähnlichen Stellen sich mehr oder minder ausgeschrieben der Lokalname *Χάραξ*, *Χάρακος* zeigte. Die Belege werden sich in meiner „Sammlung" finden. *Χάραξ*, die Verschanzung, das Lager, ist ein namentlich im hellenisirten Osten häufiger Lokalname, der besonders an Orten haftet, die sich aus einem ursprünglichen Lager entwickelt haben. Vgl. die castra, castella im latinisirten Westen. Wir lernen also aus den Ostraka, dass sich auf dem Boden des alten Theben — denn dorther stammen ja diese Urkunden — ein Flecken befand, der wohl nach einer dort angelegten Verschanzung in römischer Zeit — für die frühere Zeit ist sie bisher nicht nachweisbar — den Namen *Χάραξ* führte[1]). Diese Ostraka, in denen *Χάραξ* erwähnt wird, und das ist ein sehr grosser Theil der erhaltenen, sind nun in und bei dem heutigen Dorfe Karnak, auf dem nördlicheren Theile des Ruinenfeldes von Theben zu Tage gekommen. An eine massenweise Verschleppung von Ostraka von andrem Orte hierher denken zu wollen, wäre durchaus unbegründet. Man darf daher wohl annehmen, dass die Gegend, in der heute das arabische Dorf Karnak liegt, in griechisch-römischer Zeit den Namen *Χάραξ* geführt hat. Wenn ich mir nun die Vermuthung erlaube, dass der meines Wissens etymologisch noch nicht erklärte arabische Dorfname Karnak durch Umbildung des von den eindringenden Arabern hier vorgefundenen Lokalnamens *Χάραξ*, *Χάρακος* entstanden ist, so soll das eben nur eine Vermutung sein, die ich den Orientalisten zur Discussion stelle. Ich denke, sie kann mehr Anspruch auf Billigung erheben, als die von Prof. Sayce kürzlich aus einem Ostrakon seiner Sammlung abgeleitete Etymologie des Namens Karnak, wonach derselbe aus dem dort erwähnten Ortsnamen *Πικεραῖον* entstanden sein soll[2]).

Wie dem auch sei, der Nachweis, dass sich in römischer Zeit auf dem Boden der grossen Diospolis eine besonders benannte und in administrativer Hinsicht in gewisser Weise selbstständige Ortschaft befand, ist für die Geschichte der alten oberägyptischen Metropole von grösstem Interesse. Ich füge noch hinzu, dass ähnlich wie hier *Χάραξ*,

1) In dem noch unpublicirten Londoner Papyrus CIX, der aus mehreren Gründen nach meiner Ansicht aus Theben stammt, wird als in der *Μητρόπολις* liegend eine *λαῦρα Χάρακος* genannt, die wohl nach eben diesem Orte *Χάραξ* benannt sein dürfte.

2) Proceedings of the Society of Bibl. Archaeol. VII. S. 16.

Digitized by Google

so auf anderen thebanischen Ostraka noch zwei andere Ortschaften, *N°* und *No²*, sich finden, die beide auf dem Boden von Disopolis gelegen, gleichfalls besondere Gemeinden für sich gebildet zu haben scheinen. Lange war mir die Auflösung dieser Abkürzungen unklar, bis sie mir kürzlich durch einige neu erworbene Ostraka des Berliner Museums an die Hand gegeben wurde. Es wird in diesen nämlich mehrfach an der Stelle, an der die Erwähnung der Ortschaft zu erwarten ist, *N° καὶ λιβ* oder ausführlicher *Νότου καὶ λιβ* genannt, was natürlich *Νότου καὶ Λιβ(ός)* zu lesen ist. Dieses ist ohne Frage die Auflösung von *No²*; *N°* dagegen ist *Νότου*. Das sind also die alten Stadtreviere von Diospolis „Süd" und „Südwest". Letzteres ist übrigens nicht auf dem westlichen Nilufer zu suchen, sondern auf dem östlichen, auf welches Diospolis als Stadt danach beschränkt war. Denn in ptolemäischen Texten werden Grundstücke als *ἐκ τοῦ ἀπὸ νότου καὶ λιβὸς τῆς Διὸς πόλεως* liegend erwähnt, die nachweislich auf dem östlichen Ufer lagen. *No²* dürfte demnach etwa dem heutigen Luxor entsprechen. Wollen wir diese verschiedenen Ortschaften in eine staatsrechtliche Kategorie bringen, so werden wir sie als *κῶμαι* zu bezeichnen haben; und dies erhält darin seine Bestätigung, dass, wie sich unten zeigen wird, neben dem *Θησαυρὸς μητροπόλεως* ein *Θησαυρὸς κώ(μης)* hier auf demselben Territorium erscheint. Also mindestens vier verschiedene Ortschaften lagen in römischer Zeit auf dem Boden des östlichen Thebens, dort, wo heute die Dörfer Karnak und Luxor liegen, nämlich 1) die *μητρόπολις* — der Name Diospolis wird auf den Ostraka in römischer Zeit niemals dafür gesetzt, 2) *Χάραξ*, 3) *Νότος*, 4) *Νότος καὶ λίψ*. So gewinnen wir eine anschauliche Illustration zu den Worten Strabo's, mit denen er das Theben seiner Zeit charakterisirt: „*νυνὶ δὲ κωμηδὸν συνοικεῖται*" (XVII. p. 816).

Dass dieser Zerbröckelungsprocess, durch den die alte Reichshauptstadt sich in eine Anzahl von Dörfern auflöste, schon im II. Jahrh. vor Chr. im Flusse war, habe ich bei der Behandlung der Actenstücke der Kgl. Bank aufgestellt (S. 41 ff.). Den letzten Stoss wird ihr dann die Zerstörung durch Philometor Soter II. gegeben haben.

Die Auflösung des *χ°* in *χωματικὸν* wird durch Varianten, die sich in der „Sammlung" finden werden, gestützt. Welche Bedeutung die Dämme für Aegypten, das Land der Ueberschwemmung haben, bedarf keiner Ausführung. Interessant ist es, aus den Ostraka zu ersehen, auf wie einfache Weise die römische Regierung die bedeutende, aus der Fürsorge für die Dämme entstehende Belastung des Etats zu

Digitized by Google

decken wusste: Sie legte den ägyptischen Unterthanen eine „Dammsteuer“ auf! Ich will hier nicht ausführlich von der Verwendung dieser Steuer reden. Es sei nur darauf hingewiesen, dass in dem Papyr. Paris. 66, der aus der älteren Ptolemäerzeit stammt[1]), mehrere der *χώματα* des Perithebischen Gaues, aus dem auch unsere Ostraka stammen, mit Namen genannt sind. Z. 50 ff. heisst es dort nach der von mir am Original revidirten Lesung:

50. *Εἰς τὰ χώματα·*[2])
εἰς τὸ ἐν Γοαοβαι[3]) *ἀρν.*[4])
εἰς τὸ ἐν Γοαοβ . ραι[5]) *ο.*[6])
εἰς τὸ ἐπὶ τῶν ὁρίων σπ.[7])
εἰς τὸ ἄγον εἰς Κόπτον[8]) *ψ.*
55. *εἰς τὸ τῶν κεραμέων τ.*
/ *εἰς τὰ χώματα ἀωμ.*[9])

Besonders interessant ist hier der nach dieser Lesung zu Tage kommende Damm, der nach dem nördlich gelegenen Koptos führte. Bekanntlich wird während der Ueberschwemmungszeit, in der die Dörfer wie Inseln aus dem Meere hervorragen, Verkehr und Handel zwischen den benachbarten Gemeinden namentlich durch die Dämme vermittelt. Eine Vorstellung von dem gewaltigen Arbeitsaufwand, den die Aufrechterhaltung der Dämme erforderte, giebt uns die von *χωματικὰ ἔργα* im Arsinoïtischen Gau handelnde Charta papyracea Borgiana[10]).

Kehren wir nach diesem Excurs zu dem Ostrakon n. 9 zurück: „Es hat gezahlt“, heisst es da, „*Παναμεὺς*, der Sohn des *Φθουμῖνις*, des Sohnes des *Ψενχνοῦμις* für die Dammsteuer von *Χάραξ* für das 12. Jahr 5 Drachmen 5 Obolen, für andere Steuern 4½ Obolen, in summa 6 Drachmen 3½ Obolen, und was dazugezahlt wird“. Die Auflösung des *πρ°* in *προσδιαγραφόμενα* stützt sich namentlich auf einige kürzlich vom Berliner Museum erworbene Ostraka. Auf einem derselben findet

1) Publicirt in „Notices et Extraits des Manuscrits grecs de la biblioth. Imp.“ Tome XVIII. 2. 2) Edit. *εἰς . . . . . .* 3) Ed. *δοβαι.* 4) Ed. *γων.* 5) Ed. *δαοβραι.* 6) Ed. *ω.* 7) Ed. *γπ.* 8) Ed. *εἰς τὸ . . . . ἐν εἰς Κάτον* (sic). 9) Ed. *ϑωβ.* Die von mir gelesene Schlusssumme ergiebt sich in der That durch Addition der von mir gelesenen Einzelposten: 1150+70+280+90+300 = 1890.

10) Edid. N. Schow. 1788. Dieser Papyrus ist übrigens nicht verschollen, wie kürzlich von Dr. K. Wessely behauptet wurde, sondern wird im Museum zu Neapel conservirt.

Digitized by Google

sich an der entsprechenden Stelle: *καὶ τὰ τούτων προςδια(γραφόμενα)*. Welcher Art dieser Zuschlag war, erfahren wir nicht. Man wird etwa an Schreibergebühren oder ähnliches zu denken haben. — Zu der Deutung der Siglen für Drachme, Obolen und Chalkus verweise ich auf meine Bemerkungen in den „Actenstücken der Kgl. Bank" S. 53 A. 1 (Abhandl. d. Kgl. preuss. Akad. 1886) und besonders auf meinen Artikel „Die Chalkussiglen in der griechischen Cursive" (Hermes XXII. S. 633). Zum Verständniss der Bonner Ostraka sei nur Folgendes herausgegriffen:

Drachme = ∟, ι, ϛ.

1 Obol = —.	1 Chalk. = χ, $\overset{\alpha}{\chi}$, χ^{α}.
2 Obol = =.	2 Chalk. = $\overset{\beta}{\chi}$, $\overset{\circ}{\chi}$, χ°.
3 Obol = ⌈.	3 Chalk. = $\overset{\gamma}{\chi}$, χ^{γ}.
4 Obol = .	4 Chalk. (= ½ Obol) = ϲ, ϲ[1]), $\overset{/}{\text{ϲ}}$, $\overset{/}{\text{ο}}$.
5 Obol = ⌈.	5 Chalk. = ϲ χ u. s. w.

In Bezug auf die hier und sonst zu Tage tretende Erscheinung, dass die Steuern des vergangenen Jahres gezahlt werden, verweise ich einstweilen auf Hermes XX. S. 451.

Sehr auffällig ist das Datum in Z. 5: *Μεσο(ρὴ)* $\overline{\lambda\gamma}$. Vgl. in der folgenden Nummer: *Ἀθὺρ* $\overline{\lambda\iota\zeta}$, in No. 11: *Μ(ε)σ(ορὴ)* $\lambda\overline{\varsigma}$ etc. In der „Sammlung" werde ich noch mehrere solcher Daten zusammenstellen und besprechen.

10.

Διέ(γραψεν) Σενμύθης Ὥρου ὑπ(ὲρ) φοῖ . .
δ ϛ ϛ α ⌈ . . ∟ ε Τραιανοῦ τοῦ
κυρίου Ἀθὺρ $\overline{\lambda\iota\zeta}$. *Α(. . . .)σ(εσημείωμαι).*

Hier erscheint eine Frau als steuerzahlend, *Σενμύθης* (oder *Σενμούθης*?). Dass der Name weiblich ist, zeigt wie bekannt der vordere Theil der Composition, *σεν* (= aeg. t. st. n. = die Tochter des). Den Namen der Steuer, die sie für das 4. Jahr (ϛ = ∟ = *ἔτος*) des Trajan mit 1 Drachme 3 Obolen bezahlt, habe ich noch nicht entziffern können. — Der Name des unterzeichnenden Beamten ist sehr sparsam, nur mit einem *α* geschrieben. Auf eine Ergänzung verzichte ich.

1) Diese Sigle müsste tiefer stehen als sie es im Druck thut.

Digitized by Google

11.

[Διέ(γραψεν)] Παμύθης νεώ(τερος) Πικα . . .
ὑπ(ὲρ) χω(ματικοῦ) Χά(ρακος) η ϛ σ . . α^λ ζ χ
L η Τραιανοῦ τοῦ κ(υρίο)υ
Μ(ε)σ(ορὴ) λ̅ϛ̅ . Α(. . . .)σ(εσημείωμαι).

Diese Quittung ist unglaublich flüchtig und unleserlich geschrieben. Sie bietet mir daher noch manche Räthsel. — In Z. 2 ist χ^{ω} corrigirt aus χ^{α}. — Zum Datum vgl. oben S. 238.

12.

Διέγρα(ψεν) Πανίσκο(ς) Πτολαίδ[ος]
ὑπ(ὲρ) χω(ματικοῦ) Χά(ρακος) ι ϛ ϛ ε =, β(α)λ(ανικοῦ) ϝ ϛ, / ϛ ϛ
καὶ προ(ϛδιαγραφόμενα) L ι Ἁδριανοῦ τοῦ κυρίου Θὼθ
δ̅ . . . σ(εσ)η(μείωμαι).

Dem Paniskos wird die Zahlung zweier verschiedener Steuern quittirt, des χωματικόν und des βαλανικόν. Für ersteres hatte er 5 Drachmen 2 Obolen gezahlt, für letzteres 4½ Obolen. Ueber die „Badsteuer", durch welche die Regierung die aus der Erhaltung der öffentlichen Bäder entstehenden Kosten deckte, werde ich Genaueres in der „Sammlung" geben.

13.

. . . . ϛ L Δομιτιανοῦ
Καίσαρος τοῦ κυρίου
Μεχ(ὶρ) κ̅ζ̅ φ Νεφερὼ(ς)
Πεχοίτου καὶ μ(έτοχοι) ῥυπ(αρὸν) — . . . . . .

Dieses Ostrakon bietet leider so viel noch Unverstandenes, dass ich nicht einmal das Schema genau zu erkennen vermag. Ein Ostrakon im Louvre zeigt dieselben Eigentümlichkeiten; vielleicht gelingt es mir noch, durch weitere Vergleichung der beiden zu besseren Resultaten zu kommen. Die Bedeutung des Zeichens φ in Z. 3, das sich oft in Verbindung mit Eigennamen findet (vgl. auch unten in No. 42) ist mir noch nicht klar. — Der Νεφερὼς Πεχοίτου ist übrigens derselbe, dem unten in No. 31 die Zahlung der Badsteuer für das 9. Jahr des Domitian quittirt wird.

Digitized by Google

14.

1. *Μίμνος καὶ μ(έτο)χ(οι) τελ(ῶναι) νή(σου?)*
Παμώ(νθῃ) χα(ίρειν). Ἔσχομ(εν) παρὰ σοῦ
ἀφ' ὧν ὀφείλ(εις) δραχμ(ῶν) ὀκτὼι (sic)
ἐπὶ λόγωι δραχ(μὰς) τέσσαρας.
5. ∟ε *Νέρωνος τοῦ κυρίου Φαμε(νὼθ) β̄.*

Mit dieser Nummer beginnen die in Briefform abgefassten Steuerquittungen. Es ist übrigens nicht ausgemacht, dass wir es in diesem Falle mit einer Steuerquittung zu thun haben. Möglicherweise ist die Schuld des Pamonthes, die er hier zur Hälfte abträgt, eine Privatschuld an die Genossenschaft.

15.

1. *Απ . . . . Πικώτι Πτολα[ίδος]*
Παμώ(νθου). Ἔσχ(ον) ὑπ(ὲρ) θ) φα . . χ . . [
. .) ϛ δ ⌈ ⸗ χ, καὶ . . . Παμ [
ἀδελ(φὸς) δ(μοίως) δ ⌈ ⸗ χ. ∟ *δ̣ω̣δ̣ε̣[κάτου?*
Τραιανοῦ τοῦ κυρίου
Μεχεὶρ λ̄ι.

Die Transcription dieses sehr schwer lesbaren Ostrakons zeigt noch viele Lücken. Es werden hier zwei verschiedenen Leuten Zahlungen quittirt, erstens dem *Πικὼς* die Zahlung von 4 Drachmen 3½ Obolen 1 Chalkus, ferner seinem Bruder die Zahlung derselben Summe.

Hier zeigt sich zuerst, was sich später in der „Sammlung" noch öfter zeigen wird, dass die gewöhnliche Eingangsformel der Briefe „*ὁ δεῖνα τῷ δεῖνι χαίρειν*" insofern verstümmelt ist, als das *χαίρειν* weggelassen ist. Man könnte dies als eine blosse Nachlässigkeit des eiligen Schreibers betrachten. Dass wir hierin vielmehr den Ausdruck einer gewissen Geringschätzung zu sehen haben, die der römische Steuerbeamte dem ägyptischen Provinzialen gegenüber empfindet, darauf führt uns die in Plutarch's Phocion 17 und sonst überlieferte Notiz, Alexander der Grosse habe nach dem Siege über Darius aus Stolz das *χαίρειν* aus seinen Briefen fortgelassen, und habe nur noch an Phocion und Antipater mit der vollen Adresse, mit *χαίρειν* geschrieben[1]). Diese

1) Plut. l. c.: *Ὁ γοῦν Δοῦρις εἴρηκεν, ὡς μέγας γενόμενος καὶ Δαρείου κρατήσας ἀφεῖλε τῶν ἐπιστολῶν τὰ χαίρειν, πλὴν ἐν ὅσαις ἔγραφε Φωκίωνι· τοῦτον δὲ*

Digitized by Google

unter anderem auf Chares von Mytilene, den εἰσαγγελεύς des Königs, einen in solchen Dingen jedenfalls sehr glaubwürdigen Gewährsmann zurückgeführte Notiz zeigt auf alle Fälle, dass man das Fortlassen des χαίρειν im Briefeingang als eine Unhöflichkeit auffasste.

16.

1. Χεσφμόις πράκ(τωρ) ἀργ(υρικῆς) μη(τροπόλεως)
. . . . ονηήτος Φαή(ριος). Ἔσχ(ον) ὑπ(ὲρ) μερι(σμοῦ)
ποταμοφυλ(ακίας) ϛ (= ἔτους) ὃ ἔνδεκα ϛ ια.
└ ε Ἁδριανοῦ Καίσαρος τοῦ κυρίου
5. Παῦνι λ̄. Πανίσκο(ς) σ(εσ)η(μείωμαι).

Hier und sehr oft in der Urkundensprache dieser Zeit zeigt sich ein sehr schwaches Gefühl für die richtige Rection der Worte. So steht hier und öfters (z. B. auch in der nächsten Nummer) der Name des Adressaten im Genitiv statt im Dativ. Auch der Nominativ steht dafür. — Es begegnet hier zum ersten Mal auch auf einem thebanischen Ostrakon die Abgabe für die ποταμοφυλακία, die uns auf elephantiner Ostraka und auch sonst so vielfach bezeugt wird. Weitere Beispiele in meiner „Sammlung".

17.

1. Σποτοὺς πράκ(τωρ) ἀργ(υρικῆς) Φθουμίνιος
Πικῶτος. Ἔσχ(ον) ὑπ(ὲρ) λαογρα(φίας) καὶ βαλ(ανίκοῦ) ἑνδεκάτου
ἔτους ὑπ(αρὰς) θραχ(μὰς) δώδεκα
/ ὑ) ϛ ιβ. └ ια Ἁδριανοῦ Καίσαρος τοῦ κυρίου
5. Φαμενὼθ γ̄. Κ(. . . .) σ(εσ)η(μεύωμαι).

Auf dem unteren Rande der Scherbe zeigen sich einige Kritzeleien in demotischer Schrift.

In Bezug auf das Wesen der λαογραφία verweise ich einstweilen auf meine Bemerkungen in Hermes XXI S. 284 ff. Auch das neue Material, das ich inzwischen kennen gelernt habe, bestätigt nur meine dort aufgestellten Ansichten.

18.

1. Ἀσκλᾶς καὶ (μέτοχοι) ἀπαιτ(ηταὶ) μερισμο(ῦ)
ἐνλμ . . ο τελω . . .

μόνον ὥσπερ Ἀντίπατρον μετὰ τοῦ χαίρειν προσηγόρευε. Τοῦτο δὲ καὶ Χάρης ἱστόρηκε. Vgl. dazu C. Müller's Bemerkungen in den „Scriptores rerum Alexandri Magni" (hinter Dübner's Arrian) S. 115 ff.

Digitized by Google

Ψενδοκι" Ἀ̣ῶ̣τος ὁ καὶ Πα . πε . .
Ἔσχ(ομεν) ὑπ(ὲρ) τέ(λους) δραχ(μὰς) δύο / ς β. L γ
5. Ἀντωνείνου Καίσαρος τοῦ κυρίου
μη(νὸς) Ἁδριανοῦ κζ̄. Πατεβῆς σεση(μείωμαι). Διόςκ(ορος σεση-(μείωμαι).
Ἄλ(λας) Τῦβι ῑ ὀνό(ματι) τοῦ (αὐτοῦ) δραχ(μὰς) δύο / ς β. Ἀσκ(λᾶς) σεση(μείωμαι).
Διόςκ(ορος) σεση(μείωμαι). Πατεβῆς.
Ἄλ(λα) Φαρμο(ῦθι) ς̄ ὀνό(ματι) τοῦ (αὐτοῦ) ὀβολ(οὺς) δύο. Ἀσκ(λᾶς) σεση(μείωμαι).
10. Διόςκ(ορος) σεση(μείωμαι).

Hinter Ἀσκλᾶς in Z. 1 findet sich eine auch sonst häufige, stark verkürzte Schreibung von καὶ μέτοχοι. Es ist mit der Sigle für καὶ geschrieben, die aus dem ersten Strich des κ und dem damit verbundenen, weit nach unten gezogenen Iota besteht. Darüber ist der die Abbreviatur bezeichnende Querstrich gesetzt[1]).

Z. 2 bietet leider noch manche Schwierigkeiten. Es liegt nahe, bei dem ἐνλιμ . . . an ἐνλιμένιον, „Hafenzoll" zu denken. Doch lasse ich Lesung und Deutung noch in suspenso.

Der Πατεβῆς und Διόςκορος sind zwei der in Z. 1 genannten μέτοχοι des Ἀσκλᾶς. Sie haben ihre Namen nachträglich in kleiner Schrift unter die einzelnen Ratenquittungen gesetzt. Wenigstens bei der ersten und zweiten Quittung scheinen die Namen zwischengeschoben zu sein.

19.

1. Τιθοὴς Πετεμίνιος κ(αὶ) μ(έτοχοι)
ἐπιτ(ηρηταὶ) τέλ(ους) ἠπητ(ῶν) Χε . . ν̣ε . .
Πετεμενώφιος. Ἔσχον παρ[ὰ σοῦ]
τὸ καθῆκ(ον) τέ(λος) ὑπ(ὲρ) Φαμ(ενὼ)θ

1) Ueber die Entstehung dieses Abkürzungsstriches, dessen Existenz übrigens längst bekannt ist, aus der Vereinfachung der übergesetzten Buchstaben habe ich ausführlich in meiner Dissertation S. 37 ff. gehandelt (Observationes ad historiam Aegypti provinciae Rom. etc. Berlin 1885 Mayer u. Müller). Wenn K. Wessely in seiner Recension derselben (Neue phil. Rundsch. 1887 n. 2. S. 26), trotzdem in Bezug auf diese Ausführungen sagt, mir sei die „Erkenntniss verloren gegangen, dass es einen Abkürzungsstrich giebt, der anzeigen soll, dass etwas ausgefallen ist," so ist das eine Beschuldigung, die nur verständlich ist innerhalb dieser Musterleistung tendenziöser Verdrehung. Eine ernsthafte Entgegnung hat er wohl selbst kaum erwartet.

Digitized by Google

5. *Φαρμοῦθι τοῦ κβ L*
Αὐρηλίου Κομ(μόδου) Ἀντω(νίνου)
Καίσαρος τοῦ κυρίου.

Dieses Ostrakon macht uns mit einer besonderen Art der in Aegypten üblichen Gewerbesteuer bekannt, nämlich der „Flickschneidersteuer". Es ist interessant, hier dem seltenen Worte *ῥαπτής* zu begegnen, sowie zu ersehen, dass auf diesem Gewerbe eine besondere Steuer lastete, wie wir es durch die Ostraka und sonst für die Färber, Walker, Leinweber u. s. w. kennen lernen. Es dürfte auffallen, dass hier nicht die von dem Flickschneider gezahlte Summe genannt, sondern statt dessen nur gesagt ist, er habe für die Monate Phamenoth und Pharmuthi die fällige Steuer entrichtet. Dieselbe Eigentümlichkeit zeigen die übrigen nach demselben Formular abgefassten Quittungen über Gewerbesteuer. Das hängt wohl mit der Art der Auflegung derselben zusammen: Für jedes einzelne Gewerbe war eine besondere — für alle Zunftgenossen gleiche — Summe normirt, die in gleichen Raten monatlich erhoben, oder wenigstens nach monatlichen Raten berechnet wurde. Sehr instructiv hierfür ist der noch unpublicirte Berliner Papyrus P. 1506, der etwa der Zeit der beiden Philippe angehört. Dieser enthält Listen von Gewerbetreibenden der Stadt Arsinoë, nach den Zünften geordnet. Hinter dem Namen und der Wohnung des Einzelnen steht die von ihnen gezahlte Summe, die bei den dasselbe Gewerbe treibenden die gleiche ist. Dass diese Summe aber die für einen Monat entrichtete Steuer ist, zeigt z. B. folgende Stelle des Papyrus:

Μωρίων ἐν τῷ Καπίτωνος ς κδ.
Κύριλος ἐν τῷ Ἁγίῳ ς κδ
Εὐπωρίων (sic) *ἐν τῷ Φρεμὶ* ς μη
ὑπὲρ μηνῶν β.

So wie hiernach die Färber, zu deren Zunft die genannten Leute nach der Ueberschrift gehören, monatlich 24 Drachmen zu zahlen haben, beträgt nach demselben Papyrus die monatliche Steuer für die Salbenverkäufer 60 Drachmen, für die *κρεπωπῶλε* (sic) 12, für andere, deren Namen leider weggebrochen ist, 8, 16, 40 Drachmen. Hieraus ergiebt sich, weshalb es bei dem obigen und den analogen Steuerquittungen genügte, wenn der Beamte sagte, dass die Steuer für die und die Monate gezahlt sei. Unklarheit konnte hier nicht entstehen, da durch die Nennung des Gewerbes auch schon die Höhe der monat-

Digitized by Google

lichen Steuer bezeichnet war. Viele Beispiele werden sich in meiner „Sammlung" finden.

20.

Πρεμαὼς καὶ μ(έτοχοι) ἐπιτ(ηρηταὶ) τέλ(ους) γερδ(ίων)
Βῆσις Ὥρου. Ἐαχήχ(αμεν) ὑπ(ὲρ)
μηνὸς Ἀθὺρ τὸ κ(αθῆκον) τέλ(ος).
L γ//. Ἀδριανοῦ ι.

Diese von den Erhebern der „Webersteuer" ausgestellte Quittung zeigt dieselben Eigenthümlichkeiten wie die vorige Nummer.

Da der *Πρεμαὼς* unserer Urkunde auf einem Ostrakon der Sammlung Sayce für das 31. Jahr des Commodus als Steuereinnehmer bezeugt wird, so ist das 3. Jahr, Z. 4, wohl auf den Kaiser Severus zu beziehen.

21.

Φαρμοῦθι κβ τοῦ ιβ ϛ ὀνό(ματι) Μέλανο(ς)
Τημογχώνσιο(ς) ὑπ(ὲρ) ἐπι(καρπίας) ιβ ϛ Νό(του) ϛ
τέσσαρες / ϛ δ. Παν. σ(εσημείωμαι).

Die Nummern 21 und 22 sind auf den Namen von Bewohnern des Fleckens *Νότος* (siehe oben S. 247) ausgestellt. Ueber die *ἐπικαρπία* Näheres in der „Sammlung".

22.

Θὼθ κα τοῦ ιϑ ϛ
ὀνό(ματι) Κῦσις Τημογχώ(νσιος)
τ(οῦ) Μέλας (sic) *ἀδε(λφοῦ) ὑπ(ὲρ) ἐπικ(αρπίας) ιη ϛ*
Νό(του) ϛ μίαν ϝ / ϛ α ϝ. Α . . σ(εσ)ημ(είωμαι).

Das *τοῦ* in Z. 3 ist mit einer merkwürdigen Sigle geschrieben, die mir auch auf Papyri, namentlich in den grossen Personenlisten der Berliner Sammlung begegnet.

23.

Die Schrift auf n. 23 ist derartig verblasst, dass bisher die Entzifferung nicht weit gediehen ist. Doch erkannte ich, dass es nach demselben Schema verfasst ist, wie n. 21 und 22. Der Anfang lautet:

Θὼθ — τοῦ ϛ ϛ ὑπ(ὲρ) α . .
ὀνό(ματι)

Digitized by Google

In Z. 4 lese ich: *δέκα τέσσαρας* = / ς *ιδ* =. In Z. 6 dagegen ist von + *κδ*, d. h. $\frac{1}{24}$ Artabe Weizen die Rede.

B. Quittungen über Naturalsteuern.

Die Nummern 24—30 gehören zu einer Kategorie von Ostraka, die bisher zu grossen Missverständnissen Anlass gegeben hat. Prof. Sayce, der Erste, der thebanische Ostraka zu lesen unternahm (vgl. die letzten Jahrgänge der Proceedings of the Society of Bibl. Archaeol.), las am Anfang derselben theils *Μετρ⁻ θησ̄* und übersetzte es mit „Metrês the treasurer", indem er *θησ̄* in *θησαυροφύλαξ* resp. *θησαυριστής* ergänzte (Proceedings VII. 1884. S. 21), theils *Μεθησ̄ μισ'* und übersetzte es „Methês the collector" (l. c. S. 23). Der Hauptirrthum dieser Deutungen beruht darin, dass Sayce in dem Anfang dieser Ostraka einen Eigennamen, Metrês oder Methês, zu erkennen glaubte. Die von mir im Folgenden aufgestellte Erklärung, die ich schon vor 2 Jahren Herrn Prof. Sayce als Vermuthung vortrug, hat sich mir inzwischen durch die zahlreichen Varianten in den Texten der Sammlungen von Berlin und Paris bestätigt: In dem von Sayce richtig gelesenen Anfang dieser Ostraka steckt nicht ein Eigenname, sondern eine substantivische oder verbale Ableitung von dem Verbum *μετρεῖν*. In dem nächsten Wort *θησ̄*, das von dem vorhergehenden zu trennen ist, erkennen wir den *θησαυρός* wieder, der uns schon aus den obigen Ostraka 2—8 aus ptolemäischer Zeit als das Ablieferungsbureau für die Naturalsteuern bekannt ist. Das *μετρεῖν* ist nun mit dem *θησαυρός* grammatisch auf verschiedene Weise verbunden: Im ersten Jahrhundert n. Chr., als sich nach Abschaffung der alten ptolemäischen Formel diese neue entwickelte, finden sich verhältnissmässig ausführliche Schreibungen, die über die Verbindung keinen Zweifel lassen, wie: *Μεμέτρη(κεν) ὁ δεῖνα εἰς θη(σαυρὸν)*, Berlin. Ostr. 518 (1. Jahr des Gaius); oder: *Μεμέ(τρηκεν) εἰς τὸν θησ(αυρὸν) . . . . ὁ δεῖνα*, Berl. Ostr. 53. Das ist noch ganz die Redewendung der ptolemäischen Quittungen. Später, z. B. unter Hadrian, schrieb man in passivischer Wendung: *Με εις θησ* d. h. *με(μέτρηται) εἰς θησ(αυρὸν) . . . ὀνό(ματι) τοῦ δεῖνος*, (z. B. Ostr. Louvre 8035). Daneben war aber schon seit der Mitte des I. Jahrh. n. Chr. in Gebrauch die kürzere Formel: *Μέτρη(μα) θησ(αυροῦ) . . . . ὀνό(ματι) τοῦ δεῖνος*, die dann allmählich aus Bequemlichkeit nur noch *Μετθησ̄*, dann *Μεθησ̄*, schliesslich nur noch *Μθης̄* geschrieben

Digitized by Google

wurde. Und diese Formel ist dann im II., III. Jahrhundert allmählich die herrschende geworden.

Aber auch die auf *ϑησ̄* folgenden Gruppen haben zu Missverständnissen geführt. Auf *ϑησ* folgt zunächst entweder eine Gruppe, die mit *μ* beginnt und von Sayce *μισ'* gelesen und mit *μισ(ϑωτὴς)* erklärt wurde, oder eine andere mit *κ* anfangende, die er *κᾱ* oder *καμ̄* las und *καλαμηγράφος* deutete. Die erstere ist aber vielmehr *μη(τροπόλεως)* zu lesen, die zweite *κώ(μης)*. Die beweisenden Varianten werden sich in der „Sammlung" finden. Die nächst folgende Gruppe endlich, auf die immer eine Jahreszahl folgt, wurde von Sayce anfangs *γεν̄* gelesen und mit *ὁ γενικός* (the treasurer) in Verbindung gebracht (Proceedings. VII. 1884. S. 21), später *πεν*^{η}, wobei er an *πένητες* dachte (l. c. VII. 1885. S. 195). Diese Gruppe ist vielmehr *γενή(ματος)* zu lesen, und bezeichnet die Ernte, den Jahrgang, aus dem das abgelieferte Getreide entnommen ist.

Danach ist die Formel dieser Kategorie von Ostraka folgendermassen aufzufassen: „Es sind vermessen worden" (resp. in activischer Wendung) „in den *ϑησαυρὸς* der Metropole oder des Dorfes aus der Ernte des und des Jahres . . . auf den Namen des und des Steuerzahlers . . so und so viele Artaben Getreide." Am Schluss der Name des Beamten mit dem Zusatz *σεσημείωμαι*. Zu dieser Kategorie scheint mir unter den schon publicirten Ostraka ausser denen der Sammlung Sayce auch ein von K. Wessely edirtes Ostrakon der Wiener Sammlung zu gehören. Vgl. Wien. Stud. VIII. S. 121, n. 8. Wessely liest dort den Anfang: . . . . . *η' τοῦ β* L *κτλ*, nachher: *ονομ κτλ*, am Schluss: *πυροῦ α . . . . ου* ⊢ *ιδ Αυρη*^{λ} *Φιλοξ σ̄*. Wessely schlägt für den Anfang, dessen Lesung ihm unsicher ist, die Lesung *μετειλή(φϑησαν)* vor. Wiewohl sich die Frage nur am Original entscheiden liesse, möchte ich doch hierin obiges Schema wiedererkennen und etwa folgende Lesung vorschlagen: *Μέτ(ρημα) ϑη(σαυροῦ) μη(τροπόλεως) γενή(ματος) τοῦ β* L. Am Schluss ist dann jedenfalls nicht von 14 Drachmen, wie Wessely meint, sondern von 14 Artaben die Rede. Eine nochmalige Revision dieser auch sonst unsicheren Publication wäre jedenfalls sehr wünschenswerth.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass die Formel *με ϑη μη* (oder *κω*) in der oben eruirten Bedeutung sich auch auf dem unpublicirten, gleichfalls aus Theben stammenden Berliner Papyrus n. 1522 findet.

Digitized by Google

24.

1. *Μεμ(έ)τρη(κεν) εἰς (τὸ)ν*[1]) *τῆς διοική(σεως) θη(σαυρὸν)*
γενή(ματος) α ∟ *Παναμεὺς Ἑρμίου*
+ ⁓ *δύο ἥμισυ τρίτο(ν) διωδέκ(ατον)* / + *β* ϛ *γ ιο.*
∟ *α Οὐησπυσιανοῦ* (sic) *Καίσαρος τοῦ κυρίου*
5. *Μεσορὴ γ. Ἄλ(λα) κβ* + *τέταρτο(ν)* / + d
/ + *γ ς . . κθ* + *ιο* / + *γ* d[2]).

Dieses Ostrakon, sowie die ähnliche Berliner No. 53, nimmt eine Sonderstellung ein, insofern hier nicht von der Metropole oder der Kome, sondern von der Diöcese die Rede ist.

Dem *Παναμεὺς* werden 3 Ratenzahlungen quittirt (die dritte von anderer Hand): Am 3. Mesore hat er 2 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{3}$ $\frac{1}{12}$ Artaben Weizen abgeliefert, am 22. desselben Monats $\frac{1}{4}$ Artabe, das macht zusammen $3\frac{1}{6}$; endlich am 29. noch $\frac{1}{12}$ Artabe, so dass die Gesammtsumme sich auf $3\frac{1}{4}$ beläuft.

Es ist bemerkenswerth, dass die sämmtlichen Steuern, die in Weizen oder Gerste zu zahlen sind, regelmässig[3]) in den letzten Monaten des ägyptischen Jahres, im Payni, Epiph und Mesore, seltener schon Ende Pachon, also in der Zeit von Ende Mai bis August abgeliefert werden. Das findet darin seine natürliche Erklärung, dass eben etwa im Juni die ägyptische Ernte abgeschlossen zu werden pflegte.

25.

Μέ(τρημα) θησ(αυροῦ) μητ(ρο)π(όλεως) γε(ν)ή(ματος) δ ϛ *Τραιανοῦ*
τοῦ κ(υρίου) ὀ(νόματι) Πεχω . . ο Παχ$^{\omega}$ ϙ
. . . ερμι$^{\alpha}$ *. . . ερ*$^{\mu}$ *ο . α .*$^{\omega}$
Ἐ(πὶ)φ ⸸ (sic) *κα* + *δύο* / + *β . Π(. . .)σ(εσημείωμαι).*

Ueber das Zeichen ϙ vgl. oben S. 250.

---

1) Die Worte *εἰς τὸν* sind so eng verschlungen, dass die einzelnen Buchstaben schwer zu erkennen sind.

2) Hinter ϛ fängt eine zweite Hand an.

3) Ich möchte daher auch an der Richtigkeit der Lesung *Τῦβι* (= Januar) in der Publication des oben erwähnten Wiener Ostrakons zweifeln. Es wäre wenigstens die einzige mir bekannte Ausnahme.

Digitized by Google

26.

Zwei demotische Zeilen. Darauf:

1. *Μέτρη(μα) θησ(αυροῦ) κώ(μης) γ(ενήματος) ι ϛ*
Ἁδριανοῦ Καίσαρος τοῦ
κυρίου Ἐπ[ὶ]φ λ̄ ὀνό(ματι)
Σ . . κμή(νεως) Νεχθανούφι(ος)
5. *ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ) + μίαν ἥμισυ*
τρίτον τετρακαιεικο(στὸν)
/ + α ϛ γκδ̄ . φ . . .
Καὶ ὀνό(ματι) Οὐσερίπιος
τοῦ καὶ . . . + τρίτο(ν)
10. *ἕκτον / + γ ϛ̣*
. φ . .

Die beiden demotischen Zeilen, die dieses Ostrakon eröffnen, sind leider so verwischt, dass man auf eine Herstellung wohl wird verzichten müssen.

Der Bruch *τετρακαιεικοστὸν* ($\frac{1}{24}$) ist offenbar auch in dem von Dr. K. Wessely in den Wien. Stud. VIII. S. 119. n. 4. (Z. 5) publicirten Ostrakon herzustellen, wo der Herausgeber ergänzt: *λι]τρα και εικοστον.*

27.

1. *Μ(έτρημα) θησ(αυροῦ) κώ(μης) γ(ενήματος) κ ϛ*
Αὐρηλίου Κομόδου (sic)
Καίσαρος τοῦ κυρίου
Παῦ(νι) κ̄θ̄ ὑπ(ὲρ) νή(σου?) ὀνό(ματι) Δέκμο(υ)
5. *πρ(εσβυτέρου) Ἡρακ(λείδου) καὶ Πανα(μέως) ἀδε(λφοῦ)*
τρίτο(ν) / + γ̄. Ἄλ(λας) Παῦ(νι) κ̄γ̄
+ τέσσερας (sic) *ϛ κδ̄,*
[/ + δϛ̄] κδ̄. Α(. . .)σ(εσ)η(μείωμαι).

Zu dem *ὑπ(ὲρ) νή(σου)* in Z. 4 vgl. No. 14. — Es ist zu bemerken, dass die am 23. Payni erfolgte Ablieferung von $4\frac{1}{6}\frac{1}{24}$ Artaben Weizen hinter der vom 29. notirt ist.

28.

1. *Μέ(τρημα) θησ(αυροῦ) μη(τροπόλεως) γενή(ματος) δ ϛ Λουκίου*
Σεπτιμίου Σεουήρου Εὐσεβοῦς

Digitized by Google

Περτίνακος Καίσαρος τοῦ κυρίου
Παῦ(νι) $\overline{\eta}$ *ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ) ὀνό(ματι) Τιμέρσιος Καλλίστου*
5. *τ(οῦ) Α.α.α. Ἀμμω(νίου)* + *Ἕκτον /* + *ς' . . σ(εσ)η(μείωμαι).*

29.

1. *Μ(έτρημα) Θησ(αυροῦ) μη(τροπόλεως) γενή(ματος) ζ ϛ*
Λουκίου Σεπτιμίου
Σευήρου Εὐσεβοῦς Περτίνακ(ος)
καὶ Μάρκου Αὐρηλίου Ἀντωνίνου
5. *Σεβαστῶν Παῦν(ι)* $\overline{\iota\alpha}$ *ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ)*[1] *ὀνό(ματι)*
ΦΘουμί(νιος) Τιθοήους τ(οῦ) Π α σ . . .
+ δύο / + *β.*
Ἀμώ(νιος) (sic) *σι(τολόγος)* + *β.*

Aus der Unterschrift ersehen wir, dass auch zur Zeit des Severus die Beamten des *Θησαυρός*, die die Naturalsteuern entgegennahmen, *σιτολόγοι* hiessen.

30.

1. *Μ(έτρημα) Θησ(αυροῦ) μη(τροπόλεως) γ(εν)ή(ματος) κδ ϛ Μάρκου*
Αὐρηλίου
Σευήρου Ἀντωνίνου Καίσαρος
τοῦ κυρίου ////////// ὑπ(ὲρ) γρ° υ[λ]
ὀνό(ματι) //////// τ° — . . +
5. *ἥμισυ τρίτο(ν) /* + *ϛ γ καὶ ὑπ(ὲρ) χ(ωματικοῦ) ὀνό(ματι)*
τοῦ αὐ(τοῦ) + *δίμοιρο(ν) / β' / . .* + *α ϛ*
Ἀλλ¯ σεσ(ημείωμαι) + *α ϛ.*

Die Schrift des Ostrakons ist sehr verwischt, so dass ich Obiges nur mit Mühe gelesen habe. Der Name der Steuer in Z. 3 ist mir noch nicht klar. Am Schluss sind die beiden Ratenzahlungen zusammenaddirt: $\frac{1}{2}\ \frac{1}{6} + \frac{2}{3} = 1\frac{1}{2}$.

31.

1. *. . ίων . . ιου τελ(ώνης) Θησ(αυροῦ)*
ἰε(ρῶν) Νεφερῶς Πεχοίτ(ου)
καὶ Πεκῦσ(ις) υἱὸ(ς) καὶ Παναμ(εὺς) ἅλ(λος) υἱὸ(ς)
χα(ίρειν). Ἀπέσχ(ον) τὸ βαλ(ανικὸν) τοῦ ϑ ϛ

1) Ist corrigirt.

Digitized by Google

5. *Δομιτ(ιαν)οῦ τοῦ κυρίου, Παῦνι κ̄.*
Σ. ε.

Dieses und die folgenden Ostraka sind Beispiele von Naturalsteuerquittungen, die ganz in der Weise wie oben die Geldsteuerquittungen n. 14—20 in Briefform verfasst sind. Die Adressaten stehen wieder incorrect im Nominativ.

Sehr interessant ist der hier und sonst in meiner Sammlung vorkommende Titel *τελ(ώνης) Θησ(αυροῦ) ἱε(ρῶν)*, sonst auch *ἐπιτ(ηρητὴς) Θησ(αυροῦ) ἱερῶ(ν)* und ähnlich. Dieser *Θησαυρὸς ἱερῶν* scheint mir ganz parallel zu stehen der *τράπεζα τῶν ἱερῶν* der ptolemäischen Zeit, deren Erwähnung ich in einem Papyrus Anastasi[1]) zu finden glaube, wie ich schon in den „Actenstücken aus der Kgl. Bank" S. 29 bemerkt habe. In diesem Papyrus weist nach meiner Ergänzung der Kgl. Schreiber Heliodoros den Kgl. Trapeziten an, den Priestern des Amonrasonther von Theben ihre jährliche *σύνταξις* auszuzahlen „*[ἀπὸ τῆς] τραπέζ(ης) τῶν ἱερῶν*". Mit solchen *συντάξεις* wurden die Tempel aber auch noch in römischer Zeit bedacht, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe[2]). Da nun die *συντάξεις* nicht nur in Geld-, sondern auch in Getreidespenden bestanden, so dürfte der *Θησαυρὸς τῶν ἱερῶν* — entsprechend jener *τράπεζα* — dasjenige Departement der grossen Schatzverwaltung sein, aus welchem speziell die in Getreide abzuliefernden *συντάξεις* und ähnliche Posten für die Tempel entnommen wurden. Dieser *Θησαυρὸς τῶν ἱερῶν* wurde, wie die Ostraka zeigen, dadurch gefüllt, dass ein Theil der gewöhnlichen Steuern — hier das *βαλανικὸν* — in denselben direct abgeführt wurde.

32.

Die n. 32 ist leider derartig verwischt, dass ich bisher nicht viel mehr als den Anfang lesen konnte:

Ηικὼς καὶ μ(έτοχοι) ἐπιτ[ηρη]
τα[ὶ] Θησ(αυροῦ) ἱερῶ(ν) . . . .

In Z. 5 erkenne ich den Namen *Φατρῆς*, in Z. 6 das *βαλ(ανικὸν) Χά(ρακος)*.

Noch schlechter steht es mit n. 33, auf dem ich in Z. 1—3 nur einige Eigennamen zu lesen vermag. In Z. 4 ff. steht das Datum:

L κ Τραιανοῦ τοῦ κυρίου
Παχὼ(ν) ῑξ̄ Κ(. . . .)σ(εσημείωμαι)

1) Vgl. Egger, Mémoires de l'hist. anc. S. 143 ff.
2) Hermes XXII, S. 142 ff.

Digitized by Google

34.

1. *Π . τ . . . . καὶ (μέτοχοι) ἀχυροπράκ(τορες) μη-*
τροπόλεως Πασήμιος Λούτου.
Παρεκόμισας εἰς τὴν ἐν Κόπτω
εἰλὴν ὑπ(ὲρ) γενήμ(ατος) κα ζ γόμον δι . ν-
5. *. ον / γοι δι. L κβ Ἀντωνίνου*
[Καίσα]ρος τοῦ κυρίου, Τῦβι γ̄. Παγ̄α σε(σημείωμαι).

No. 34 und 35 sind von einer bisher unbekannten Behörde ausgefertigt worden, nämlich den *ἀχυροπράκτορες*, den „Spreueinnehmern“ der Metropole. In beiden Fällen wird die Spreu zur Verwendung für das Heer eingefordert, in n. 34 für die in Koptos stationirte Ala, in n. 35 für die Ala Heraclíana. In welcher Weise die Spreu dort u. A. zur Verwendung kam, davon giebt z. B. das Ostrakon Wiedemann 250[1]) eine Vorstellung, dessen Text ich desshalb hierher setze:

1. *Κλαύδιος Ποσειδώνιος χ(ιλίαρχος) σπείρης*
β̄ Θρακῶν Ὡρίωνος Ερ . τος χαί-
ρειν. Ἔλαβον παρὰ σοῦ εἰς ὑπόκαυ-
σιν βαλανείου ἀχίρου δημοσίου
5. *γενήματος ζ L γό(μον) ἕνα. L ζ Ἀντω[νίνου]*
καὶ Οὐήρου τῶν κυρίων Αὐτο[κρα-]
τόρων Μεγίστων, Ἐπεὶφ η̄
Σεσημείωμαι.

Weitere Beispiele werden sich in der „Sammlung“ finden. — Die abgelieferte Spreu wird gemessen nach *γόμοι*, Lasten, sonst auch nach *ἀγωγαί*, Fuhren, in einzelnen Fällen auch nach Artaben.

---

1) Dieses von Dr. Wiedemann in der Revue Egyptologique II, S. 346 bereits publicirte Ostrakon hat zu einem Irrthum geführt. Dr. Wiedemann las damals den Anfang: *Κλαύδιος Ποσειδώνιος Χειτείρης Β̄θράκων* etc. und glaubte in dem X und dem *B* aethiopisch-meroïtische Praefixe zu erkennen. An dem Original, das mir Herr Dr. Wiedemann mit den übrigen Stücken seiner Sammlung gütigst übersandte, hat sich mir jedoch die obige Lesung als durchaus sicher ergeben, wonach hier vielmehr von dem Tribun der ala II. Thracum die Rede ist. Wie ich einem Privatbrief des Herrn Dr. Wiedemann entnehme, hat auch er schon längst die richtige Lesung gefunden.

Digitized by Google

35.

1. *Πανόδωρος Πεκ . ἐρ καὶ Πασῆ(μις) Πελ-*
ι . . τῶν β̄ ἀχυροπρακ(τόρων) μη(τροπόλεως) Ἀὐρηλ
Ἀμμωνίο(υ) . . φϑ . ς̄ χαίρειν.
Παρέσχες εἰς στρ(ατηγικὰς) χρείας εἰλῆς Ἥρα-
5. *κλειανῆς ἀχυ . . . . . /// εις / γ(όμον) α.*
L ϑ // Μεσ(ορὴ) λ̄α̅. Πανόδ(ωρος) σ(εσημείωμαι). Πασῆ(μις).

Das 9. Jahr dürfte, der Schrift nach zu urtheilen, auf Severus zu beziehen sein. Hiermit ist die Reihe der Steuerquittungen dieser Sammlung abgeschlossen.

Bei den folgenden, weniger werthvollen Nummern werde ich mich z. Th. auf kürzere beschreibende Notizen beschränken. No. 36 stammt aus ptolemäischer Zeit, die übrigen aus der römischen.

No 36. — Vorderseite 11 Zeilen, Rückseite 8 Zeilen — enthält Rechnungen. Der Text der Vorderseite beginnt:

Λό(γος) ἀχύρου.
εἰς τὰς καμείνους ἀγω(γὰς) κζ ἀν(ὰ) ρ ϡ α δ̄ ω.

Danach ist die Fuhre Spreu zu 400 (Kupfer)drachmen berechnet. 27 Fuhren kosten daher 10800 Drachmen oder 1 Talent 4800 Drachmen.

No. 37, Rechnung, 11 Zeilen, z. Th. sehr verblasst. Der Text fängt an:

Σενφϑουμῖ(νις) ἔσχον.

In Z. 8 und 9 werden *δουῦ(λοι)* erwähnt.

38.

Die Schrift ist z. Th. äusserst verblasst, namentlich nach dem rechten Rande zu, sodass die Entzifferung mit grossen Schwierigkeiten verknüpft ist. Bisher konnte ich Folgendes erkennen:

1. *Παχὼν κ̄γ̄ φν . λο . . . ///////// . δ*
. . ι Ἔσχ(ον) ἐν τῇ πρώτῃ ἡμερᾳ ///// . . . .
κ̄ε̄ γι(ναῖκες) δ̄ ∗ α ∫ ε, ἀνὴρ α ∫ α . . . .
β̄ ἡμερῶν ∗ . ∫ ε, λοιπ(ὸν) ∫ . . . . .
5. *ἀνὴρ ᾱ ∫ δ / ∗ α ∫ γ / τῶν β̄ ἡμερ[ῶν*
κ̄ϑ̄ ∗ γ / ∗ γ ∫ α ∫ ε . . . .
γι(ναῖκες) β̄ ∫ ς / ∗ β, λ̄ ∫ γ δ̄

Digitized by Google

* α ϝ γι(ναῖκες) δ̄ * α ϝ ε . . .

/// ἔσχ(ον) . . οἰκ ᾱ δι'ἀνδ .—
10. οἰκ ᾱ ϛ . ϝ . . ιβ.
. — . . κα ᾱ —

Im Einzelnen ist mir noch Vieles, wenn nicht Alles unklar. So viel glaube ich zu erkennen, dass es sich hier um Ablöhnung arbeitender Männer und Frauen handelt. Die Auflösung von γῡ in γυναῖκες wird wohl durch den Gegensatz ἀνῆρ in Z. 3 und 5 gerechtfertigt. Bemerkenswerth ist, dass hier, was sonst nur selten in ägyptischen Urkunden geschieht (z. B. auf den nubischen Ostraka) nicht nach Drachmen, sondern Denaren (die Sigle ist im Druck nicht genau wiedergegeben) gerechnet ist.

No. 39 — 7 Zeilen, sehr verblasst — scheint ähnlichen Inhaltes zu sein. Auch hier erscheinen ἄνδ(ρες) und γυ(ναῖκες), denen der Tagelohn zubemessen zu werden scheint (vgl. Z. 5: ῑ̄γ ἕως ῑ̄ε).

No. 40, Rechnung. Dies Ostrakon ist zweimal benutzt worden: Der zweite Schreiber hat den Text des ersten, wenn auch nur oberflächlich, abgewaschen und seinen neuen Text daraufgesetzt. So entsteht ein wirres Durcheinander, das schwer zu entziffern ist.

41.

Col. I 6 Zeilen, Col. II 5 und nach einem Absatz nochmals 6 Zeilen. Von Col. I ist nur der Schluss erhalten.

Die ersten Zeilen lauten:

	Col. I.	Col. II.	
1.	] ζεύγ(ῃ) α	1. ////////////////////////////// φ . ος	ὁμ(οίως) α.
	] ζεύγ(ῃ) α	Ἀρχίας καὶ Ἰοϊδωρο(ς) κα . .	ὁμ(οίως) α.
	] ζεύγ(ῃ) α	Πετεμ(. . .) Πεμαυτος καὶ Πικὼς Χαταβ°	ὁμ(οίως) α.
] εχ . .	Πανίσκ(ου) ζεύγ(ῃ) α	Παῆρις καὶ Ἀσκλᾶς Λολοῦτος ζεύγ(ῃ)	α.
5.	] μώνθ(ου) ζεύγ(ῃ) α	5. Μεῦσις καὶ Φάνης Κ . ῃ . ις	ὁμ(οίως) α.
	] ζεύγ(ῃ) α		

Es sind das Listen von Personen, hinter deren Namen Summen von ζεύγη genannt werden. Zu welchem Zweck dieselben aufgestellt sind, ob die Personen die ζεύγη zu zahlen oder zu empfangen hatten, ist nicht ersichtlich. Ganz ähnlich ist ein Ostrakon der Sammlung Sayce. Das ζεῦγος hat bereits J. G. Droysen aus dem Pap. Britan. XIV als $\frac{1}{10}$ Artabe berechnet[1]).

1) Berlin. Literar. Zeitg. 1840, n. 14. S. 270. Das scheint dem Heraus-

Digitized by Google

42.

Ἑριοφμόις Πετεβούχ(ιος) β° α . ϝ .
Ἀμμώ(νιος) Τ . . βίω(νος) β° β ϛ α —.
φ Ἑριεὺς Παπνουθ(ίου) α . . ϝ.

Die Bedeutung dieser Rechnung ist mir noch unklar, so lange ich nicht die Auflösung von β^{o} gefunden habe.

43.

1.	[*Ψεντφ*]*οὺς πρ(εσβύτερος)*	+ ⊤ α ϛ ϝ [
	[*Ψεν*]*τφοὺς ν(εώτερος)*	+ ⊤ ϛ′
	/ *Περμᾶμις*	+ ⊤ ϛ′
	/ *Σεκὴς Πικῶτο(ς)* .)	+ ⊤ $\overline{\gamma\iota o}$
5.	/ *Ὧρος Παταπῆτο(ς)*	+ ⊤ β′
	/ *Ψεναμοῦνις υἱὸς*	+ ⊤ $\overline{\gamma\iota o}$
	/ *ϛ̄ Ψεντφοὺς πρ(εσβύτερος)*	+ ⊤ $\overline{\alpha\iota o}$
	/ *Περμᾶμις*	+ ⊤ ϛ′
	/ *Σεκὴς Πικῶτο(ς)* .)	+ ⊤ $\overline{\alpha\iota o}$
10.	/ *Ὧρος Παταπῆτο(ς)*	+ ⊤ β′
	/ *Ψεναμοῦνις υἱὸς*	+ ⊤ $\overline{\gamma\iota o}$.

Es ist dies das Fragment einer nach den Kalendertagen geordneten Rechnung, von der andere Fragmente bereits von Prof. Sayce in den Proceedings etc. VII. 1884. S. 26 publicirt sind. Wie hier in Z. 7 der 6. Tag eines Monats genannt wird, erscheint dort z. B. in No. 38 der 13. und 14. Hier und dort werden dieselben Personen genannt. Die schrägen Striche, die links vor die Eigennamen gesetzt sind, zeigen durch die von der anderen Schrift abweichende Farbe der Tinte, dass sie von anderer Hand, wohl von dem die Rechnung controllirenden Beamten herrühren. — Die Lesung der Artabenbrüche wird nach den obigen Bemerkungen keine Schwierigkeiten machen.

44.

1. ////////// . $\overline{\beta}$
Ψενχῶ(νσις) Παμώνθ(ου).
Πετεχῶ(νσις) Ψενεν°
Πασήμιο(ς) Πικῶτο(ς) κα^λ

---

geber der Leipziger Fragmente unbekannt zu sein. (Sitzungsber. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. l. c. S. 250).

Digitized by Google

5. ////////////////////////////
Πε . . ῦχις Πασιλλᾶτο(ς).
Πικὼς Ἀριστίπ[που

Wieder eine Liste thebanischer Bürger, deren Zweck für uns einstweilen nicht zu erkennen ist. — Z. 5 ist vom Schreiber absichtlich ausgelöscht.

45.

1. //// . φι . . *Πεμσάιτο(ς) τοῦ κ(αὶ) Ἀμμω(νίου) Τι . . .*
Ἀμμῶνις ὁ καὶ Πε . . — υἱός.
Πετερμάιος ἄλλος υἱό(ς).
Ἰμούθης ἄλλο(ς) υἱός.
5. *Πεμσᾶις ō τοῦ Ἀμωνίου . . φι*
Ψανσνὼς υἱός.
/////ως Ψενεν . [

46.

1. ///// ι ///// . ο /////
Μέρσ[ι]ς νι[ός].
Φαμῖνις ἄλλο(ς) υἱός.
Ποριεύθης Ὥρο(υ) πρ(εσβύτερος)
5. *Ψενθαῆσιο(ς) νεω(τέρου) Παρα[*
Σαραπαμὼν νεώ(τερος) [
Ἀντίνος (sic) *Παρᾶ τοῦ [*
Ψεντφοὺς ὁ καὶ Ἀγα[

No. 47 endlich — 15 Zeilen sehr verblasst — ist wieder eine Personenliste; diesmal ist das Alter der Leute dazu geschrieben.

Zum Schluss drängt es mich, Herrn Hermann Giesecke in Leipzig auch an dieser Stelle meinen besten Dank dafür auszusprechen, dass er durch Anfertigung der Typen für die mancherlei Siglen, die in diesen Texten vorkamen, und durch die freundliche Ueberlassung derselben an die Universitätsbuchdruckerei zu Bonn die Drucklegung dieser Arbeit wesentlich gefördert hat.

Berlin. Dr. Ulrich Wilcken.

Digitized by Google

II. Litteratur.

1. Dr. C. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Zehnte Abtheilung. Herausgegeben vom Alterthumsverein für den Kanton Dürkheim. Leipzig, Dunker und Humblot 1888.

Es ist ein zweckmässiges Unternehmen des Herrn Verfassers, hier eine Folge von Aufsätzen, welche Verwandtes behandeln, und welche alle die Pfalz oder doch den Mittelrhein betreffen, dem Leser zusammengestellt darzubieten. Wenn auch alle einzelnen Abhandlungen, wie in der Einleitung betont wird, schon vorher gedruckt worden, so beschränkte sich bei einigen diese Publikation auf die Tagespresse, und war somit ein nochmaliger Abdruck doppelt geboten. Der Forscher aber, den vorzugsweise lokale Interessen leiten, wird auch für den nochmaligen Abdruck der anderen Arbeiten dem Schreiber Dank wissen, denn nichts ist heutzutage unerquicklicher, als das nöthige Material für Specialstudien aus den unzähligen Zeitschriften und Zeitschriftchen zusammen zu tragen; und doch wird vom Fachmanne verlangt, dass er keine irgendwie belangreiche Publikation ausser Acht lasse.

Die Mehrzahl der Aufsätze behandelt die Ringwälle, ein Gebiet, welchem Mehlis bei seinen Forschungen besondere Beachtung widmet; aber auch römische Reste finden Berücksichtigung und in dem X. Aufsatze: „Schlosseck" wird das Mittelalter mit in den Bereich des Gebotenen gezogen. An dieser Stelle giebt der Schreiber interessante Beiträge zur Streitfrage über die Entstehungszeit der aus Bossenquadern oder Buckelsteinen gebauten Thürme (S. 90). In dem letzten, XIV. Aufsatze behandelt der Verfasser die „prähistorischen Eisenbarren vom Mittelrhein." Diese seltsamen Gebilde, welche die Gestalt einer nach beiden Enden zugespitzten Doppelpyramide haben, gaben lange Zeit hindurch zu manchen Hypothesen bezüglich ihrer Verwendung im Alterthum Anlass. Dass wir in ihnen nichts weiter als Barren einer sehr frühzeitigen Eisenindustrie zu erblicken haben, ist heute wohl allgemein anerkannt; Mehlis zieht aus der von ihm gebrachten Zusammenstellung folgenden Schluss: „Diese Eisenbarren wurden sowohl in der la Tène-Zeit, wie in der römischen Periode in gleicher Weise von einheimischer Montanindustrie im Mittelrheingebiete hergestellt."

F. van Vleuten.

Digitized by Google

2. Grempler, Der Fund von Sackrau. Namens des Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben. Mit 5 Bildtafeln und 1 Karte. Brandenburg a. d. H. — Berlin S. W. P. Lunitz Verlag, 1887.

Am 1. April 1886 stiessen Fabrikarbeiter, welche mit dem Ausschachten von Sand für die Papierfabrik der Firma Korn und Bock bei dem Dorfe Sackrau, ungefähr 8 km nordöstlich von Breslau beschäftigt waren, unmittelbar unter der etwa $^1/_2$ m starken Ackerkrume auf grosse Steine. Nach Wegräumung derselben traf man auf Sand, in welchem sich Spielsteine, ein Hals- und Armring, eine goldene Fibel u. a. fanden. Sobald die Fabrikverwaltung hiervon Kunde erhielt, wurde die Arbeit unterbrochen und den Beamten des Breslauer Museums von der Entdeckung Nachricht gegeben. Einige Herren, unter ihnen besonders Dr. Grempler, begaben sich an die Fundstätte und nahmen eine systematische Untersuchung derselben und des ausgeschachteten Sandes, soweit derselbe noch auffindbar war, vor. Die Fundgegenstände wurden von dem Besitzer der Sandgrube, Herrn Stadtrath von Korn dem Breslauer Museum für schlesische Alterthümer als Geschenk überwiesen, hier sorgsam gereinigt und zusammengestellt. Eine ausführliche Beschreibung derselben, die durch vortreffliche Abbildungen unterstützt wird, enthält das vorliegende Heft.

Das Inventar der Gegenstände entspricht dem der Skelettgräber der sog. ältern Eisenzeit, welche sich in langer Reihe von Schweden und Dänemark in südöstlicher Richtung über Schonen, Seeland, Fünen, Mecklenburg, Pommern, Thüringen, Posen, Galizien und Ungarn, bis an die Grenze des römischen Reiches hin verfolgen lassen und welche man den ersten fünf nachchristlichen Jahrhunderten zuzuschreiben pflegt. Es fand sich zunächst eine längere Reihe mehr oder weniger gut erhaltener Thongefässe, alle von ziemlich roher Arbeit, von denen nur ein Theil auf der Drehscheibe entstanden war. Wenn auch der grösste Theil, wie Verfasser hervorhebt, von den landläufigen schlesischen Typen abweicht, so zeigen sie doch in ihrer rohen Ornamentirung und wenig sorgsamen Ausführung die Kennzeichen einer barbarischen Kunst. Weit kunstreicher waren die Metallgegenstände. Eine Reihe derselben wies direkt auf ausländischen, römischen Ursprung hin, so vor Allem ein prächtiger Bronze-Vierfuss, mit 1,075 m langen Hinter- und 1,01 m langen Vorderfüssen. Diese Füsse waren verbunden durch 8 dünne Stäbe, welche sich verschieben liessen. Jeder Fuss ruhte auf einer Pantherklaue und war von einer Bacchusbüste gekrönt. An den Vorderstäben war ausserdem als Verzierung je ein Pantherkopf und eine angenietete männliche Statuette angebracht. Das Geräth hat wohl dazu gedient um eine Platte zu tragen, der so gebildete Tisch konnte jedoch, da die Platte schräg zu liegen kam, nicht zum täglichen Gebrauch, sondern eher als Prunktisch an einer Zimmerwand verwendet werden, da die Neigung

Digitized by Google

nicht stark genug war, um das Aufstellen fester Gegenstände zu verhindern. An einem Hinterfuss befindet sich der Stempel des Fabrikanten AVITVS in viereckiger Umrahmung, während an den Vorderbeinen die Inschrift NVM. AVG steht. Die Deutung derselben ist noch nicht gelungen; die Lesung Numerianus Augustus und der Gedanke an den Kaiser Numerianus ist abzuweisen, die Erklärung als Weihinschrift numini Augusti sehr unwahrscheinlich.

Neben diesen römischen Arbeiten fanden sich andere, welche zwar gleichfalls auf klassische Formen zurückgehn, in ihrer Ausführung und Ornamentirung aber die Hand eines barbarischen Künstlers verrathen. Unter diesen ist die interessanteste der Rest eines Gefässbodens aus Bronzeblech (Taf. IV, 6), der ausser reichen geometrischen Verzierungen auch figuralen Schmuck trägt. Eingedrehte Kreise sollten dem Künstler hier als Richtlinien für seine Zeichnungen dienen, doch hat er dieselben nicht überall inne zu halten vermocht. Das halbkugelförmig vertiefte Mittelstück der Schale zeigt eine hübsch gearbeitete gewundene Rosette, aus deren Begrenzungslinie kleine Blattranken hervorspriessen. Dann folgt ein Gürtel mit den Bildern von paarweise einander gegenübergestellten Thieren; ein geflügelter Greif, dessen Kopfform an ein Nashorn erinnert, springt gegen einen Elch mit breitem Maule und breitem Schaufelgeweih an, ein Panther stürzt sich auf eine Elchkuh. Elche und Panther tragen um den Leib als Cirkusthiere (?) Gurte, was auch sonst bei barbarischen Randverzierungen vorkommt. Die äussern Verzierungen sind wieder ornamentaler Natur.

Von andern Gegenständen sind hervorzuheben zahlreiche, sehr schön und reich gearbeitete Fibeln aus Gold und Silber, darunter höchst eigenthümliche Dreirollen-Fibeln (vgl. Grempler, Verh. der Berl. Anthrop. Ges. 1887. p. 654 f.), der Silberbeschlag eines Kästchens und ähnliches und vor Allem zahlreiche Ueberreste von farbigen Glasgefässen, darunter Stücke aus schönem Millefiori-Glas. Fast vollständig erhalten ist eine durchscheinende napfartige Glasschale mit Fuss von amethystviolettem Grundtone und geflammter, dem Festungsachat ähnlicher Farbenzeichnung (Taf. VI, 1), die zu den schönsten erhaltenen Glasgefässen gehört und keinenfalls barbarischen, eher alexandrinischen Ursprunges ist. Vieles andere müssen wir hier übergehn und dafür auf die gewissenhaften, anschaulichen und klaren Schilderungen der dankenswerthen Monographie verweisen. Den Fund als solchen erklärte der Verfasser trotz des Fehlens jedes menschlichen Ueberrestes auf Grund analoger Entdeckungen für einen Grabfund und setzte denselben an das Ende des dritten oder den Anfang des vierten Jahrhunderts n. Chr.

Diese Aufstellung hat sich seither als richtig erwiesen. Ende Juli 1887 wurden an derselben Stelle etwas westlich von der Fundstätte von 1886 zwei weitere unzweifelhafte Gräber mit analogen Beigaben aufgedeckt (Bericht

Digitized by Google

von Grempler im Correspondenzbl. der deutsch. anthrop. Gesellsch. 1887 p. 106 ff.), auch fand sich diesmal ein Skelettüberrest, die Schmelzkappe eines Backenzahnes. Die Datirung ward gleichzeitig annähernd gesichert durch eine Goldmünze des Kaisers Claudius Gothicus, so dass das Grab nach 268 eingesenkt worden sein muss. Wie das erste Mal bestanden die Fundgegenstände zum grossen Theil aus edlern Stoffen, aus Gold, Silber, Glas, ein Beweis, dass es sich um die Grabstätte einer vornehmen und reichen Familie handelt. Dass ein reisender Kaufmann, dem man einen Theil seiner Waare mitgegeben hätte, hier sein Grab habe finden können, woran man nach dem ersten Funde denken konnte, wird durch das Auftreten dreier Gräber an derselben Stelle ausgeschlossen. Für die Geschichte des Handels ist es interessant, dass ein Kästchen, das in Bruchstücken im dritten Grabe entdeckt ward, in Seide eingewickelt war. Hoffentlich ist hiermit die Reihe der Funde von Sackrau noch nicht abgeschlossen und gelingt es H. Grempler hier noch mehr Gräber aufzudecken, durch deren Inhalt eine Reihe von Räthseln, die uns bei den bisherigen Funden noch entgegentreten, gelöst werden können, vor allem die Frage, woher die alten Schlesier diese römischen und halbrömischen Schmuck- und Prunkgegenstände bezogen.

A. Wiedemann.

3. Georg Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. Zweiter Theil: Die Perserkriege und das attische Reich. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1888 (auch unter dem Titel: Handbücher der alten Geschichte. II. Serie. 2. Abtheilung).

Nach etwa drei Jahren ist der 2. Band des in Jahrbuch 81. S. 174 ff. besprochenen Busolt'schen Werkes erschienen. Der Plan des Ganzen hat in der Zwischenzeit insofern eine Abänderung erfahren, als dieser Band die Geschichte nicht bis zur Schlacht bei Chaironeia, sondern nur bis kurz vor den Ausbruch des grossen peloponnesischen Krieges herabführt; dafür aber die für die Behandlung der Periode nothwendigen quellenkritischen Erörterungen, die ursprünglich dem dritten Bande vorbehalten bleiben sollten, vorweg nimmt. Dieselben sind, entschieden zum Vortheil der Uebersichtlichkeit, den einzelnen Paragraphen beigefügt worden. In kurzer, präciser Form wird jedesmal angegeben, was von dem Leben der einzelnen antiken Autoren bekannt ist, ihr Werk charakterisirt, seine Quellen, soweit als möglich, bestimmt und damit auch für seinen Werth der richtige Massstab gewonnen. Der Standpunkt des Verfassers ist dabei durchweg ein ruhiger, besonnener und scharf kritischer, die Behandlung einzelner Autoren, wie z. B. die Herodots geradezu ein Meisterwerk. Die moderne quellenkritische Litteratur ist mit grösster Vollständigkeit gegeben und, soweit mir die Nachprüfung möglich war, nichts irgendwie Wesentliches übergangen worden,

Digitized by Google

so schwierig es auch gerade auf diesem Gebiete, auf dem die Dissertationen- und Programmlitteratur eine so grosse Rolle spielt, ist, das Material zu beherrschen.

Denselben Vorzug zeigt die Darstellung der Geschichte selbst, auch hier ist die antike Litteratur, soweit sie uns in Inschriften, Münzen und Schriftstellern vorliegt, ebenso vollständig zu Rathe gezogen, wie die modernen Bearbeitungen dieser Texte und der in ihnen niedergelegten Thatsachen. Die genauen Litteraturnachweise in den Anmerkungen, die auch kritische Erörterungen enthalten, ermöglichen die Nachprüfung der einzelnen Aufstellungen des Textes und die Controllirung der Auffassung der verschiedenen Personen, Zustände und Ereignisse durch den Verfasser. Die Eintheilung des Stoffes erfolgt in zwei Kapitel, welche die Perserkriege und die Pentekontaetie behandeln. Das erste bespricht in vier Paragraphen den jonischen Aufstand, die Unternehmungen des Dareios gegen Hellas, den Kriegszug des Xerxes, die Westgriechen im Kampf mit den Karthagern und Etruskern. Die sechs Paragraphen des zweiten Kapitels handeln von der Zeit von der Stiftung des attischen Seebundes bis zur Schlacht am Eurymedon, der Umwandlung des delischen Bundes in das attische Reich, dem Sieg der Demokratie und dem Bruch zwischen Athen und Sparta, dem ersten peloponnesisch-attischen Krieg und der ägyptischen Expedition, dem Ende der Perserkriege und dem dreissigjährigen Vertrag, dem attischen Reich während des dreissigjährigen Friedens. Den Schluss der Darstellung bildet die Gründung von Amphipolis 437/6 durch athenische Colonisten.

Die Ausstattung des Werkes ist die gleiche wie im ersten Bande, der Druck ist übersichtlich und correkt. Die Gliederung der einzelnen Paragraphen in kleinere, mit Buchstaben bezeichnete Abschnitte erleichtert die Orientirung in dem reichen Thatsachenmateriale, wie in der systematischen Darstellung, bei welcher auch die kulturhistorischen Fragen, die Entwicklung der Philosophie, des Münzwesens, der Kunst eine entsprechende Behandlung erfahren haben. Einiges hier nur kurz besprochene, wie die Bauten auf der Akropolis zu Athen, soll im dritten Bande eingehender verwerthet werden. Das Erscheinen dieses dritten, des Schlussbandes, soll in zwei Jahren erfolgen. Wenn auch das Werk, wie der Verfasser in der Vorrede hervorhebt, als ein Handbuch mehr zum Lernen als zum Lesen bestimmt ist, so wird es doch für jeden ernstern Geschichtsfreund auch eine anregende Lectüre, für jeden Geschichtsforscher eine Grundlage seiner Studien bilden.

A. Wiedemann.

4. E. v. Cohausen, der römische Grenzwall (1882). E. Hübner, Neue Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland, Bonner Jahrbuch LXXX (1885). F. Ohlenschlager, Die römische Grenzmark

Digitized by Google

in Bayern (1887). Samwer, Die Grenzpolizei des römischen Reichs, Westdeutsche Zeitschrift V, S. 311 ff. H. Schiller, römische Kaisergeschichte I 2.

Die Erforschung der römischen Reichsgrenze in Deutschland, hat in dem letzten Jahrzehnt wesentliche Förderung erfahren. Das grosse Werk von Cohausen und „die neuen Studien" von Hübner sind geeignet, eine Vorstellung von dem unermüdlichen, auf die Grenzlinie verwendeten Fleisse zu geben. In Folge desselben ist der Wall in seiner ganzen Ausdehnung von der Donau bei Hienheim bis zum Rheine bei Hönningen dergestalt festgestellt, dass sich fortan nur unwesentliche Aenderungen ergeben werden.

Ueber den bayerischen Antheil am Limes hat neuerdings in einer sorgfältigen Publikation Fr. Ohlenschlager gehandelt. Die Mittheilungen desselben beruhen auf mehrfachen Besuchen der Grenzlinie und haben einen durchaus urkundlichen Charakter. Der Verfasser steht bei seinen Ausführungen an nicht wenigen Stellen in Gegensatz zu v. Cohausen (vgl. S. 80). Das Werkchen behandelt sein Thema in folgenden Abschnitten: Schriften über die Grenzlinie, Darstellung auf Karten, Zug der Grenzlinie, Begründung des Zuges, Länge des Limes Rhaeticus in Bayern, Bauart und jetziges Aussehen, der Graben, Eingänge, Zweck und Bestimmung der Grenzlinie, ihre Bewachung und Vertheidigung.

Eine andere inhaltlich hervorragende Arbeit ist der leider in fragmentarischer Form von Zangemeister mitgetheilte Aufsatz von Samwer, Die Grenzpolizei des römischen Reichs.

Im folgenden soll auf Grund dieser Litteratur ein Gesammtbild unserer Kenntniss von den Einrichtungen an der Grenze entworfen werden.

Die Heere, welche die Kämpfe der Parteihäupter der untergehenden Republik ausfochten, bestanden aus Söldnern, die auf unbestimmte Zeit verpflichtet waren und beim Friedensschluss wieder entlassen wurden. Die Armee der Kaiserzeit bleibt auch im Frieden zusammen und besteht aus Berufssoldaten, die dem Princeps als alleinigem Imperator Treue schwuren. In Italien garnisonirte nur ein kleiner Theil des Heeres, die drei cohortes urbanae, eine Art von Gendarmeriecorps, und die neun cohortes praetoriae, von denen drei ihre Quartiere in der Nähe von Rom hatten. Italiens Küste wurde durch die Flotte, die theils in Misenum, theils in Ravenna, theils in Forum Julii ankerte, vertheidigt. Die Legionen, 25 bis 30 an der Zahl, mit ihren Kohorten und Auxilien, in denen die Unterthanen meist in landesüblicher Bewaffnung dienten, standen in festen Lagern der kaiserlichen Provinzen. Im Geburtsjahre des Principats hatte sich nämlich Augustus mit dem Senate in die Provinzen getheilt. Die Binnenlandschaften, in denen stehende Heere entbehrlich waren, sollten durch Mitglieder des Senates, die Prätur oder Konsulat bekleidet hatten, verwaltet werden. Es waren die konsularischen Provinzen Asia und Afrika, die

Digitized by Google

prätorischen Achaia, Illyricum, Makedonien, Bithynien, Kreta mit Cyrene, Sizilien, Sardinien, Südspanien, Kypros, Gallia, Narbonensis. In Nordspanien, den drei Gallien, Britannien und den beiden Germanien, den Donaulandschaften, Pannonien, Moesien, Dalmatien, am Euphrat in Syrien und Palästina, in Numidien standen die Truppen unter dem Oberbefehl von kaiserlichen Legaten (legati Aug. pro praetore). Aus dieser Vertheilung folgt, dass die Organisation des Heeres in erster Linie auf die Vertheidigung der Grenze berechnet war.

Der Rhein wurde im 1. Jahrhundert durch eine Armee von mehr als 80 000 Mann bewacht. Die Legionen waren auf Xanten, Neuss, Köln, Bonn, Mainz und Vindonissa vertheilt. Kleinere Abtheilungen standen in den Kastellen, die in regelmässigen Abständen voneinander lagen, wie in Andernach, Koblenz, Boppard, Bingen. Schon Drusus hatte an fünfzig feste Plätze am Rhein erbaut und durch Strassen miteinander verbunden. Aehnlich war es an der Donau und am Euphrat. Zwar wurden durch die Erhebung des Civilis am Rhein, durch die Siege des Decebalus an der Donau die Brücken zerstört, die Standlager verbrannt. Aber stärker erhob sich die Schutzwehr aus Asche und Trümmern.

Für die Verbesserung des Grenzschutzes ist die Regierung der flavischen Kaiser epochemachend. Die Eroberung des nördlichen Britannien ist das Werk Vespasians und seiner Heerführer. Aber Hand in Hand mit der Ausdehnung des römischen Gebietes geht hier die Anlage von Kastellen und befestigten Linien. Der sogenannte Piuswall vom Firth of Clyde zum Firth of Forth wurde schon von Agricola, der 83 von Domitian abberufen ward, mit Postenreihe besetzt. Schon unter dieser Regierung ist das Bestreben unverkennbar, das Reich von den angrenzenden Völkern, Skoten, Germanen, Sarmaten, bei denen keine feste Staatsordnung für die Handlungen des einzelnen eintrat, abzuschliessen und durch diese Absperrung das eigene Grenzland zu sichern.

Bedeutungsvoller für die Zukunft war die von demselben Kaiser eingeleitete Verstärkung der Defensivstellung am Rhein. Schon im Jahre 74 war ein Theil des Dekumatenlandes militärisch besetzt worden. Die neue Erwerbung wurde erweitert und gesichert durch die Erfolge, welche die beiden Angriffskriege Domitians gegen die Chatten hatten. Wir kennen eine Münze aus dem Jahre 85, deren Revers die Aufschrift trägt: „Germania capta“. Zur Linken einer Trophäe sitzt eine Germania auf einem Schilde, zur Rechten steht aufrecht, die Hände auf dem Rücken gefesselt, ein Germane, zu seinen Füssen Schild und Helm. In diesem Jahre wurde die Grenzlinie fertig, die sich in einer Länge von 120 römischen Meilen von Lorch bis zur Hunnenburg bei Butzbach am Taunus hinzog. Nachdem ein neuer Krieg im Jahre 88 abermals die Gefährlichkeit der Chatten gezeigt hatte, wurde die befestigte Linie um den Taunus herum bis Hön-

Digitized by Google

ningen am Rhein geführt. Von Trajan, der 98/99 an der Grenze weilte, wurde die östliche Fortsetzung derselben bis zur Mündung der Altmühl gebaut. Von Interesse ist eine von Oblenschlager mitgetheilte Inschrift, die aus einem westlich von Gunzenhausen gelegenen Kastelle stammt, und Caracalla gewidmet ist, der an der deutschen Grenze Befestigungen angelegt oder hergestellt hat (Dio epit. 77, 13, 4).

Das gewaltige Werk, dessen Erbauung unsere Ahnen wohl übernatürlichen Kräften zuschrieben, verläuft also in drei Zügen. Die Donaugrenze, der limes raeticus, war nicht ein Damm oder Wall, wie man annahm, sondern eine durchweg meterbreite regelrechte durch Thürme gedeckte Mauer, die bei Kehlheim, wo die Altmühl sich in die Donau ergiesst, beginnt und in einem flachen Bogen, die Altmühl zweimal überschreitend, erst in westlicher, dann in mehreren Winkelschlägen nach SSW., endlich nach SW. bis Lorch in Württemberg läuft. Die Standlager liegen in einer Entfernung von 4 bis 13 km hinter dem Limes, weil sie der Grenze nicht näher gerückt werden konnten, ohne ihren Zusammenhang untereinander und mit den Grenzlagern an der Donau erheblich zu beschädigen.

Sehr lehrreich sind die auf S. 80 von Oblenschlager mitgetheilten Berichtigungen zu von Cohausen's Ausführungen, der noch S. 350 geäussert hatte: „Es fehlen die Castelle — aus Freundschaft für die Hermunduren, oder weshalb sonst bleibt zu untersuchen." Oblenschlager fasst zum Schlusse die Ergebnisse der Erforschung dieser Strecke des Limes dahin zusammen: „Die Grenzbewachung desselben war eine staffelförmige, an der Grenze selbst waren in den Wachthäusern die Mannschaften vertheilt, denen die Grenzhut, der Vorpostendienst oblag, zwischen diesen an gefährlichen Stellen und hinter ihnen standen in kleinen Lagern etwas stärkere Mannschaften den Feldwachen entsprechend, weiter rückwärts in etwas grösseren Lagerstellen die Unterstützungen und hinter diesen unter sich durch eine gute Strasse verbunden lag das Gesammtheer in Abtheilungen von 500—1000 Mann in grösseren Standquartieren."

Bei Lorch ist der Ausgangspunkt des rheinischen Limes, der aus einem Erdwall mit schmaler, in vielen Fällen kaum für einen einzelnen Fussgänger ausreichenden Wallkrone und vorliegendem Graben besteht. An felsigem Terrain ist er aus Steinen zusammengeworfen. Kastelle und Thürme liegen in regelmässigen Abständen hinter dem Walle. Von dem Hasghof (7 km von Lorch entfernt) bildet diese Grenze bis Walldürn eine gerade, quer durch Württemberg, dem Rhein ziemlich parallel verlaufende, zuletzt auf badischem Gebiet den Odenwald durchschneidende Linie. In vier Winkelschlägen gelangt sie von da nach Altstadt bei Miltenberg. Von hier tritt an Stelle des Pfahlgrabens der Main bis Hanau. Auf dem linken Mainufer liegen in regelmässigen Abständen von 8—10 km Kastelle, gerade wie die nasse

Digitized by Google

Donaugrenze von Passau bis zur Altmühlmündung von Kastellen und wahrscheinlich auch von Thürmen überwacht war. Rechts vom Main setzt sich der Pfahlgraben fort, im ganzen nördlich bis in die Nähe von Giessen (Friedberg), von da, die Wetterau einschliessend, nach SW. und S., von der Saalburg an nach Westen, am nördlichen Abhange des Taunus hinlaufend, bis in die Nähe von Langenschwalbach, dann in vielen Winkelschlägen nordwärts bis Rheinbrohl; er endete also gegenüber der Mündung des Vinxtbaches, der Grenze des linksrheinischen Obergermanien. Die Entfernung vom Anfang der Grenze bis Lorch beträgt 174 km, bis Miltenberg 107 km, von Grosskrotzenburg bis Rheinbrohl 218 km, die ganze Ausdehnung, einschliesslich der Mainlinie, rund 540 km, 720 000 Schritt. Die (42) Kastelle längs dem rheinischen Limes sind nach bestimmt erkennbaren Grundsätzen angelegt. In der Form von Rechtecken erbaut, liegen sie niemals sich anlehnend an Felsen, Bergabstürze oder Sümpfe, sondern an einem ringsum zugänglichen Orte, dessen Wahl vielfach durch die Nähe einer Quelle bestimmt ward, etwa 8 km von einander entfernt, so dass die Besatzung des einen bequem in einem halben Marschtag zum nächsten gelangen und zurückkehren konnte. Allemal führt eine Strasse ins Ausland an dem Kastell vorüber. Diese Nachweise v. Cohausen's scheinen uns unumstösslich. (Vgl. die Besprechung seines Buches im Jahrbuch LXXVIII.)

Die Untersuchungen v. Cohausen's und Ohlenschlager's haben es auch über jeden Zweifel erhoben, dass der Limes als Ganzes zur militärischen Vertheidigung ungeeignet ist. In dem nördlichen Theile war das Bedürfniss der Umschliessung des fruchtbaren Geländes der Wetterau und des Neuwieder Beckens, der warmen Quellen von Ems für die Zugrichtung massgebend. „Der Limes war keine Festungsmauer, an welcher die Angriffe der Feinde abprallen oder zerschellen konnten, wie an den Mauern von Babylon und Jericho, denn schon die Römer huldigten thatsächlich dem Grundsatze, dass ein Volk, das sein Heil hinter Wällen und Gräben suche, des Bewusstseins seiner Kraft entbehre.“ Sein eigentlicher Zweck ist, eine bestimmte, überall greifbare Marke zu bilden. Nur an officiellen Durchgängen, die durch Schlagbäume geöffnet und geschlossen werden konnten, war der Ein- und Ausgang unter gewissen Bedingungen gestattet und von den Wächtern der Thürme, die an jedem Durchgange lagen, kontrollirt. Mit anderen Worten, es bildete der Pfahl, die Grundlage des Verkehrs zwischen Römern und Germanen, diente also auch dem Zwecke der Zollerhebung. Denn man darf nicht vergessen, dass der Waarenverkehr durch Ausfuhrzölle und ausgedehnte Ausfuhrverbote gehemmt war. Letztere bezogen sich auf alles, was den Nachbarvölkern militärisch nützlich sein konnte, ferner auf Wein, Oel und Gold. Die Personen, die an der Grenze erschienen, wurden untersucht und mussten sich die Ueberwachung eines römischen Soldaten gefallen lassen. Nur bei den Hermun-

Digitized by Google

duren wurde eine Ausnahme gemacht. Sie durften ohne Begleitung die Grenze überschreiten und selbst Augsburg besuchen. Wenn er sich auch nirgends zur Vertheidigung im grossen Kriege verwenden liess, so bot er doch für den kleinen Krieg einen wirksamen Schutz, war ein kleine Raubschaaren abhaltendes Hinderniss, über welches der nächtlicherweile eingebrochene Feind mit seiner Beute nicht ohne weiteres hinwegkonnte. „Der Limes bildete," sagt Ohlenschlager, „eine feste, sichtbare und merkliche Grenz- und Zolllinie, ein Verkehrshinderniss ersten Ranges wie die österreichische Militärgrenze zu Zeiten der Pest, sie wirkte prohibitiv und nur infolgedessen defensiv, denn sie machte es den Römern möglich, mit einer verhältnissmässig geringen Truppenzahl eine langausgedehnte Grenzlinie zu überwachen; denn auch bei ausbrechenden Feindseligkeiten war ihre Wirkung nicht zu unterschätzen, denn im Falle eines Angriffes der Feinde machte die Grenzschutzwache eine zusammenhängende starke Vorpostenkette aus, welche den Befehlshaber der Nachbarlager von der feindseligen Bewegung in Kenntniss setzen konnte." Samwer hat den Grenzwall treffend mit der chinesischen Mauer, das römische Reich mit China verglichen.

Der Limes bildet die Ost- und Nordgrenze der Germania superior. In den Jahrzehnten, in denen die Römer das Imperium bis zur Elbe auszudehnen unternahmen, entstanden römische Befestigungslinien nördlich der Lippe, zwischen diesem Flusse, Sieg und Lahn. Nachdem aber das überrheinische Provinzialland aufgegeben war, bildete der Rhein mit seinen in Abständen von 18 km liegenden festen Plätzen den Hauptschutz der provincia inferior. Auf der ganzen rechten Rheinseite von Hönningen abwärts bis zur holländischen Grenze ist allerdings ausser dem Kastell von Deutz kein römisches Bauwerk mit Sicherheit nachweisbar. Was jetzt an der Lippe von römischen Befestigungen nachgewiesen ist, hat Tiberius angelegt. Aber den Fluss entlang zog sich eine Oedgrenze, die neuerdings auch jenseit des Limes nachgewiesen ist, sogar ein Präfect derselben ist bekannt geworden. Ueberhaupt bildet das Oedland an der Grenze einen Theil des Systems der Absperrung, damit die Annäherung des Feindes möglichst frühe erkannt werde. Die Markomannen mussten im Friedenschlusse des Jahres 180 n. Chr. versprechen, das nördliche Donauufer in einer Breite von einer Meile wüst liegen zu lassen. Die Jazygen werden verpflichtet, die doppelte Entfernung als Oedgrenze zu respektiren. Eine Meile gross war das unbewohnte Land zwischen den Buriern und der dakischen Grenze.

An der Donaugrenze hatten schon die Flavier Kastelle und Flottenstationen errichtet, deren Schiffe unausgesetzt im Strome Wache hielten. Schliesslich sicherte die Einverleibung der dakischen Provinz durch Trajan die Bevölkerung durchgreifend gegen die Einfälle der Sarmaten. An die

Digitized by Google

Thätigkeit der Flavier knüpft Hadrian an, der noch mehr als diese den Grundsatz befolgt, dass das Reich sich nicht mehr erweitern dürfe. Zur Sperrung der von der östlichen Karpatenkette abfallenden Thalwege, die Einfallswege der Feinde waren, wurden Lager und Kastelle errichtet, durch Vermehrung der Schiffe und der Grenzfestungen die offene Donaugrenze gesichert. Am Euphrat schien eine sorgfältige Ueberwachung der gewöhnlichen Stromübergänge ausreichend zu sein. In Afrika wird gegen die aufständischen Berberstämme das neue Lager in Lambäse errichtete, der rheinische Limes verstärkt, in Britannien die neue grossartige Grenzwehr des Pictenwalles geschaffen. Quer durch die Insel, von der Mündung des Tyneflusses, östlich von Newcastle, bis zum Solway-Firth, erstreckt sich ein zusammenhängendes System von Thürmen, Wällen und Gräben, kleinen und grossen Kastellen, welche durch eine Strasse untereinander in Verbindung standen. Thore und Strasse führten nordwärts über den Wall hinaus, um auf diesem Wege gelegentlich Offensivstösse ausführen zu können. Der ungarische Wall zwischen Donau und Theiss sowie zwischen Maros und Szamos und der bessarabische Wall, nördlich der Donaumündungen, geht in dieselbe Zeit zurück.

Hadrian hat auch die Wehrfähigkeit des Heeres an der Grenze durch tief eingreifende Organisationen erhöht, für deren Durchführung er selbst auf seinen Inspektionsreisen Sorge trug. Durch das sofortige Erscheinen der schlagfertigen Legionare an der bedrohten Stelle, sollte dem Einfalle begegnet werden. Hadrian führte eine verbesserte Schlachtordnung ein, die schweren Panzerreiter und orientalische Bewaffnung. Während im 1. Jahrhundert das militärische Imperium und die Municipaleigenschaft unverträglich erschienen, erhob Hadrian eine Reihe von Lagerstätten zu Kolonien, wie Carnuntum, Aquincum, Viminacium, Augusta Vindelicorum, ohne dass die Besatzung verlegt wurde. Bis Ende des 2. Jahrhunderts verschwanden die Canabenses als eigene Organisation an der Donau, und die Lagerortschaften erhielten municipalen Charakter.

Von Zeit zu Zeit entbrannte an der Grenze ein kleiner Krieg. Dann wurden die Posten erschlagen, das römische Gebiet besetzt, Bündnisse geschlossen. Aber immer wieder gelang es, die Eindringlinge in ihre Schranken zurückzuweisen. Die Römer erfreuten sich eines festen Besitzes, bis seit 165 in dem sogenannten Markomannenkrieg das ganze Grenzsystem gegen die Germanen ernstlich erschüttert wurde.

Bonn. J. Asbach.

Digitized by Google

III. Miscellen.

1. Die hockende Bestattung. In der Generalversammlung des naturhistorischen Vereins in Bonn am 22. Mai 1888 berichtete ich über den Fund eines halbsitzenden Skeletes in einem Grab bei Burgbrohl. Es fanden sich dabei schwarze dicke Thonscherben mit blattförmig zusammengestellten geraden Strichen verziert und Knochen vom Reh und Schwein. Der ziemlich geräumige Schädel hat gut entwickelte Nähte und vorspringendes Kinn, sein Längen-Breiten-Index ist 77. Doch ist er prognath und mit Dendriten bedeckt und hat abgeschliffene Zähne, die crista naso-facialis ist abgerundet, die Alveolarwand vor dem obern Eckzahn ist breit, die Achse der Tibia weicht, wenn man die obere Gelenkfläche horizontal stellt, um 10^0 zurück; die Gelenkfläche des Metatarsus der grossen Zehe gegen das 1. Keilbein ist stärker ausgehöhlt wie gewöhnlich, der Körper des Unterkiefers ist unten verdickt. Das Grab war in den Tuff eingeschnitten. Diese Art der Bestattung kommt am Rheine selten vor. Ein solches Grab fand sich neben Gräbern aus der Steinzeit bei Nieder-Ingelheim, vgl. Verh. d. naturhist. Vereins, Bonn, 1864 Sitzb. S. 113. Ein anderes bei Kirchheim in der Pfalz beschrieb Mehlis, vgl. Correspbl. d. deutschen Anthrop. Ges. August 1881. In den Händen desselben lag ein durchbohrtes Steinbeil, dabei Thonscherben, deren Ornament mit weissem Kitt ausgelegt war. Dieselben fanden sich in Nieder-Ingelheim, auch in Monsheim, wo nach Lindenschmit die Köpfe der Skelette meist auf dem Gesichte lagen, als seien diese in sitzender Stellung beerdigt. Alterth. unserer heidn. Vorzeit Taf. I, 7 u. 8. Schliemann fand die weiss eingelegten Thongeräthe auch in Hissarlik. Fr. Troyon hat in seiner Schrift: Habitations lacustres, Lausanne 1860, zahlreiche Beispiele dieser alten Bestattungsweise zusammengestellt. Schon Herodot berichtet, IV. 190, dass die Nasamonen, welche lybische Nomaden sind, ihre Todten sitzend bestatten. Auch Diodor Sicul. IV. c. 3 sagt es von den Troglodyten Aethiopiens. Bei den Hottentotten hat sich die Sitte erhalten. Auch unter den alten Fundamenten von Babylon hat man solche Bestattungen gefunden, Revue de deux mondes, 15. Oct. 1854. Nach Cicero (de legibus II, 25) befahl Cecrops, die Todten in den Schooss der Allmutter Erde zu legen. Cicero

Digitized by Google

sagt, dies scheine ihm die älteste Begräbnissart, deren sich nach Xenophon auch Cyrus bediente und fügt hinzu: „redditur enim terrae corpus et ita locatum ac situm quasi operimento matris obducitur. Nach diesem Ritus soll König Numa begraben worden sein und das Geschlecht der Cornelier behielt diese Art des Begräbnisses bei bis zu unserer Zeit.“ Troyon will diese Stelle auf das Begräbniss in hockender Stellung beziehen, weil diese die Lage des Kindes im Mutterleibe gleichsam darstellt. Es ist aber davon in derselben doch gar nicht die Rede, auch wir sprechen, wie Cicero, vom Schoosse der Erde, dem wir die Todten übergeben. Der Stellung des Kindes im Schoosse der Mutter gleichen allerdings die Mumien der Peruaner und Troyon meint, das Weissagen aus den Eingeweiden könne den rohen Völkern diese anatomische Kenntniss verschafft haben. Man findet peruanische Vogelmumien, deren Klauen an die Brust gelegt, deren Kopf gegen den linken Flügel gewendet ist, wie es im Ei der Fall ist. Wenn man die Stellung des neugebornen menschlichen Kindes hätte nachahmen wollen, dann müsste man die Todten auch mit dem Kopfe zu unterst bestattet haben. Wir können Troyon nicht zustimmen, dass dieses Begräbniss ein Symbol der Wiederauferstehung sein soll. Derselbe Gebrauch findet sich bei den Basutos in Africa und bei den Guanchen auf Teneriffa. Die Andamanen binden ebenfalls die Todten wie in einen Knäuel, damit er wenig Raum einnehme. Die Neucaledonier biegen die Beine derselben und binden die Arme an die Kniee, das Ganze wird dann mit Baumrinde umschnürt. Bei den Neuseeländern ruht der Kopf auf den Knieen. Aehnlich wie Troyon schildert schon André Thévot die Sitte bei den Brasilianern in seiner Cosmographie vom Jahre 1575. Er sagt, sie glaubten, der Todte könne nicht würdiger bestattet worden, als in den Eingeweiden der Erde, welche die Menschen trägt und Früchte und nützliche Dinge für Jeden hervorbringt. Sie biegen die Glieder der Todten zusammen und binden sie mit Seilen zu einem Ballen, der dem Kind im Schoosse der Mutter gleicht und legen ihn in eine grosse Thonvase. So geschieht es noch bei den Indianern am Tenesse, Missouri und Ohio. Bei Einigen giessen die Mütter Milch aus ihren Brüsten auf die Todten. Dies soll nach Troyon noch zu Anfang unseres Jahrhunderts im Alpenthal des Ormonts geschehen sein. Er fand hockende Bestattung noch nach der Einführung der Metalle in zahlreichen Gräbern zu Chardonne, Verschiez und zu Sion. Auch in den Steinkammern Skandinaviens sitzen die Todten. Im Grabe von Schwaan in Meklenburg lag der Vornehme wagerecht hingestreckt, neben ihm waren wahrscheinlich seine Diener in hockender Stellung beigesetzt. W. Kobelt fand in megalithischen Grabkammern Nordafrikas, wie es daselbst die Regel ist, die Todten in anscheinend hockender Stellung begraben; vgl. Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis. Frankfurt a. M. 1885, S. 137. Lubbock sagt für England, die sitzenden Skelette bezeichneten die Stein-

Digitized by Google

zeit, die Leichenverbrennung entspreche der Bronzezeit, die Bestattung der Eisenzeit.

Schaaffhausen.

2. Culturgeschichtliche Denkmäler in Ostafrika. Die Colonisations-Bestrebungen in Ostafrika haben zur Entdeckung zahlreicher Denkmäler aus allen Culturperioden der Menschheit geführt. Es sind urgeschichtliche Geräthe aus der Stein- und Bronzezeit, Speiseabfälle, Spuren von Höhlenbewohnern und von Pfahlbauten entdeckt worden, aber auch unwiderlegliche Zeugen für die Anwesenheit der Völker des klassischen Alterthums. Révoil fand an der Somaliküste, wo nach dem Zeugniss der alten Schriftsteller sich griechisch-römische Colonien befunden haben, dieselben Ueberbleibsel antiker Cultur, die sich überall finden, wohin griechische Handelsunternehmungen und römische Eroberungszüge sich erstreckt haben. Die von Révoil gefundenen Glaswaaren, sowie Stücke von Emsil, Alabaster und Terra sigillata und Münzen stammen theils aus der Ptolemäer- theils aus der römischen Kaiserzeit. An der Nordküste des Somalilandes finden sich zahlreiche Gräber griechisch-römischer Colonisten. In der Nähe des Cap Guardafui hält Révoil verschiedene Mauerreste für Ruinen griechischer Tempel, die wohl durch Colonisten von Alexandria aus errichtet waren. In der Nähe der südlich vom Zambesi gelegenen Goldminen des Sofalalandes entdeckte Carl Mauch alte Befestigungsmauern und in den Fels gehauene Gänge, deren Entstehung vielleicht in die Zeiten der Aegypter und Phönizier zurückverlegt werden muss. Als die Portugiesen (1498) von diesen Goldminen Besitz ergriffen, trafen sie diese Bauten bereits als Ruinen an. Die daselbst sesshaften Araber sagten, sie stammten aus den Zeiten der Ophirfahrten des Königs Salomo. Nach dem Niedergange der antiken Cultur scheint eine hoch entwickelte mohamedanische Cultur an diesen Gestaden des indischen Ozeans blühende Sitze des Handels und der Industrie geschaffen zu haben. Ein solcher war die Stadt Makdischu mit 100 Moscheen, von denen noch zwei erhalten sind, die mit ihren Hallen und Kuppeln, mit ihren Spitzbögen und in Alabaster ausgeführten Ornamenten an die Alhambra und die Cathedrale von Cordova erinnern. Nach dem Bericht des französischen Marine-Officiers Guillain ist die ganze Küste südlich dieser Stadt meilenweit mit Ruinen völlig besäet. Bei Kiloa haben die Trümmer einer prachtvollen arabischen Moschee die Bewunderung der Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft jüngst erregt. Wie sehr die Portugiesen die wirthschaftliche Bedeutung und den colonisatorischen Werth von Ostafrika erkannten, geht aus der grossen Zahl von Zwingburgen hervor, die sie an den meisten Hafenplätzen dieser Küste errichteten. Diese vor 2 oder 3 Jahrhunderten angelegten starken Werke haben sich bis zur Gegenwart in ziemlich unverändertem Zustande erhalten.

Digitized by Google

In Mozambique und Sofala sind dieselben noch heute in Händen der Portugiesen. An anderen Plätzen haben die Sultane von Maskat nach ihrem Siege über die Portugiesen 1698 das Zeichen des Halbmondes an Stelle des Kreuzes aufgepflanzt. Vielleicht bringt der in diesem Jahre von Seiten des Herrschers von Sansibar mit dem Deutschen Reich abgeschlossene Vertrag diese festen Plätze wieder unter christlich-europäische Verwaltung zurück.

Dr. K. Grimm. Morgenblatt der Bonner Zeitg. 28. Aug. 1888.

3. Die Erhaltung organischer Gewebe. Prof. Schaaffhausen theilte darüber in der Generalversammlung des naturhistorischen Vereins in Dortmund das Folgende mit: Nächst den Knochen sind von den übrigen Gewebetheilen des thierischen und menschlichen Körpers die Haare die dauerhaftesten, sie widerstehen auch in Gräbern lange der Zerstörung. In einem gallorömischen Grabe bei Wallerfangen waren die Haare des Todten und Reste der Kleidung, die aus Schaafwolle bestand, erhalten, von Skelettheilen zeigte sich keine Spur mehr. Der Redner zeigte diese Haare, die rothbraun sind, vor; vgl. Archiv f. Anthrop. V, 1871, S. 124. An Leichen, die nach 25 Jahren wieder ausgegraben wurden, sind die Haare meist erhalten. So war es bei R. Schumann, dessen Reste nach 23 Jahren, als sein Denkmal in Bonn errichtet wurde, wieder dem Grabe entnommen wurden. Aber auch in mehr als 1000jährigen Gräbern sind in unsern Gegenden die Haare nicht selten erhalten. Sie zeigen dann, worauf ich mehrmals aufmerksam machte, eine Farbenänderung, indem sie röthlich werden, was sowohl von den dunkeln, als den blonden Haaren gilt. In einem fränkischen Grabe zu Rondorf bei Sechtem zeigte der in einem Steinsarg Bestattete auf dem Kopfe noch einen Haufen röthlicher Haare; vgl. Verh. d. naturh. V. 1875, Stzb. S. 198. Eschricht fand sogar an einem der rundlichen Grabschädel der skandinavischen Steinzeit, die den Lappen gleichen, dunkelbraune Haare, woraus er auf eine dunkelhaarige Rasse schloss, vgl. Anthrop. Vers. in München 1875, S. 67. Bei der Winckelmannsfeier in Bonn am 10. Dez. 1875 zeigte der Redner rothe Haare aus einem kurz vorher in der Johannisstrasse zu Cöln gefundenen römischen Steinsarge. Nach der vorhandenen Inschrift war in demselben ein Hauptmann der Kaiserlichen Leibgarde bestattet. Wiewohl die Knochen sehr mürbe und dem Zerfallen nahe waren, so hatte sich doch eine ansehnliche Menge des Haupt- und Bart-Haares erhalten, welches lebhaft roth war. Für die seit dem 2. Jahrhundert u. Z. eingeführte Kaiserliche Leibwache wurden wegen ihrer Tapferkeit und Leibesgrösse gern Germanen ausgewählt. Die hellere Farbe des Hauptbaares und die Körpergrösse von 6',2 Rh. oder 193,8 cm, die sich aus der Länge des Oberarmbeines berechnen liess, sprechen dafür, dass auch dieser Centurio ein Germane war. Dies ist wohl

Digitized by Google

der einzige bekannte Fall, dass uns die rutila coma unserer Vorfahren erhalten worden ist. Als vor mehreren Jahren die Remigiuskirche in Bonn neu geplattet wurde, sah man in den vermoderten Särgen viele Todte mit röthlichen Haaren, die einige Jahrhunderte alt waren. Haare der h. Maria, die sich in dem Reliquiarium Karls des Grossen befinden, werden als gelblich bezeichnet, Jahrb. d. V. v. A. XXXIX S, 270. Leichen, die in warmen Gegenden, in sehr trockner Erde liegen und vielleicht auch künstlich vor dem Eindringen der Luft und der Feuchtigkeit geschützt sind, erhalten sich länger als unter entgegengesetzten Bedingungen. Aegyptische Mumien erweichen oft in unserm Klima, und wo sich, wie auf dem Kreuzberge bei Bonn, Leichen in einem Grabkeller gut erhalten, da ist die Trockenheit des Bodens und ein starker Luftzug die Ursache. Schon Czermak hat in den getrockneten Weichtheilen der ägyptischen Mumien nach zweckmässiger Behandlung mit dem Microscop alle Gewebselemente wieder erkannt. Auch die Haare sind an ägyptischen Mumien, wie an denen der Peruaner und Guanchen gut erhalten und schimmern röthlich. Auf welcher chemischen Umwandlung das Rothwerden der Haare beruht, wissen wir nicht, es zeigt sich an todten Germanen oft schon in kürzerer Zeit, wie man an alten Perücken beobachtet. Vielleicht beruht es auf einer Oxydation der Eisenbestandtheile des Haars. Auch an Moorleichen haben Handelmann und Pansch die Haare röthlich gefunden. In einem Baumsarge von Borum-Eschoi im Museum zu Copenhagen, der 1872 gefunden ist und über 2000 Jahre alt geschätzt wird, sind wollene Kleidungsstücke und das Haar vortrefflich erhalten. Die Gerbsäure des Eichenholzes wird hier die Zerstörung aufgehalten haben. Die im Moore von Lincolnshire 1747 gefundene Leiche, deren Sandalen auf hohes Alter deuteten, zeigte Haare und Nägel so frisch, wie bei einem Lebenden, Handb. der ges. Mineral. II, 1832, S. 290. Selbst Weichtheile und Haare quaternärer Thiere haben sich durch den Einfluss der Kälte bis heute erhalten, indem die im gefrorenen Boden Sibiriens eingeschlossenen Leiber des Mammuth und Rhinozeros der Fäulniss widerstanden haben. Auch die Haare des Mammuth, die in den Museen von Petersburg und Moskau aufbewahrt werden, sind zum Theil röthlich geworden. Das gab zu einem irrigen Bilde des Mammuth Veranlassung, welches Harting veröffentlicht hat, indem er dem Thiere eine rothbraune Mähne gab. In unserm Klima ist aus so ferner Zeit eine Erhaltung von Haaren nie beobachtet worden und jene Haare aus der Grürmannshöhle, die ganz schwarz sind, können von einem Höhlenthiere der Vorzeit nicht herrühren. Nach der microscopischen Untersuchung gehörten diese Haare dem Sus scrofa ferus an, das sich ja wohl einmal in eine Höhle verirrt haben kann. Während unser Wildschwein am Körper meist graue Haare hat, so besitzt es doch am Ohr und Kinn ganz schwarze.

Das Haar ist ein der Hornschicht der Oberhaut verwandtes Gebilde

Digitized by Google

und die Hörner mancher Thiere, denen ein Knochenkern fehlt, bestehen wie die des Rhinozeros nur aus Hornstoff und sind blosse Hautbildungen, während die Geweihe der Hirsche aus Knochen bestehen und bei den hörnertragenden Wiederkäuern das Horn nur die Scheide eines am Schädel festsitzenden Knochenzapfens ist. Die Thiere der Vorzeit haben uns wohl ihre Geweihe hinterlassen, aber ihre Hörner so wenig wie ihre Haare. So häufig bei uns die Funde von Rhinozerosknochen sind, von einem Horn hat man niemals gehört, wiewohl man zugeben muss, dass seine Grösse und Dichtigkeit unter günstigen Umständen zu seiner längeren Erhaltung beitragen wird. Auf der Anthropologen-Versammlung in München im Jahre 1875 (vgl. Bericht S. 69) theilte Virchow mit, dass die Gymnasial-Sammlung in Glogau ein mächtiges Horn vom Nashorn besitze, welches, wenn er nicht irre, beim Baggern aus der Tiefe der Oder zu Tage gefördert worden sei. Dieses fossile Horn, der einzige bekannte Fund der Art in Europa, legte der Redner vor, indem Herr Direktor Hasper ihm dasselbe zur Untersuchung übersendet hatte. Nach Mittheilung des jetzt in Plauen lebenden Gymnasial-Oberlehrers a. D. Alexander Scholtz ist das Horn von einem Glogauer Kaufmann erworben worden, nach dessen Angabe dasselbe unterhalb des Dorfes Nosswitz bei Glogau in der Nähe eines nicht weit davon in die Oder mündenden Nebenflüsschens, am Ufer einer Wasserlache im Schlamme liegend, aufgefunden wurde. Dieser Fundbericht ist nicht ganz sicher. Manche halten desshalb das Horn für modern oder glauben, dass es aus Sibirien herrührt. Das Horn ist nicht vollständig, sondern ist nur eine vom innern Hornkern abgelöste Schale. Vgl. Anthropologen-Vers. in Nürnberg 1887 S. 160. Das Horn ist hier in $^1/_4$ Grösse abgebildet. Das Poppelsdorfer Museum besitzt von einem jungen lebenden Rhinozeros einen solchen Horntrichter, der innen glatt wie ein umgestürzter Trinkbecher aussieht. Wenn man annimmt, dass in der Vorzeit sich solche Schalen vom Rhinozeroshorn leicht ablösen liessen, so wird man sie ebenso wohl zum Trinken benutzt haben, wie dies von den Ochsenhörnern bekannt ist. Noch heute fertigt man im Orient, wie Brehm mittheilt, Trinkgefässe aus Rhinozeroshorn, denen man eine zauberhafte Wirkung zuschreibt. Caesar sagt de bello Gallico VI, 28, dass die Germanen aus Ochsenhörnern

Digitized by Google

tränken, die an der Mündung verziert seien. Plinius berichtet hist. nat. II, 37 dasselbe von den nördlichen Barbaren. Auch andere Völker kannten diesen Gebrauch. Theopompus lässt den König der Paeonier aus mit Gold und Silber verzierten Ochsenhörnern trinken. Aeschylus führt mit Silber verzierte Hörner an, Pindar lässt dann die Centauren aus silbernen Hörnern trinken, vgl. Brandt Palaeontol. Beitr. 1867, S. 126.

Es giebt Gründe für die Annahme, dass Hörner des Rhinozeros in Nordasien häufig im gefrornen Boden gefunden worden sind, weil sie, falsch gedeutet, zu einer schon im Alterthum weit verbreiteten Sage Veranlassung gegeben haben. Pallas fand 1772 am Ufer des Wilui ein ganzes Rhinozeros mit Fleisch, Haut und Haaren. Er sagt Nov. comm. ac. imp. Petrop. vol. XVII, p. 576: loquor de rhinocerote integro cum coris, cumque tendinum et carnium insignibus reliquiis conservato. Die Hörner fehlten. Schon A. Erman, Reise um die Welt I, 1, S. 711 fand in der nordischen Sage von einem riesenhaften, früher mit dem Volke des Landes kämpfenden Vogel, dessen Kopf und Klauen noch gefunden würden, das Vorbild der griechischen Sage vom Vogel Greif, unter dem die Arimaspen das Gold hervorziehen, der in den arabischen Märchen von Tausend und eine Nacht als Vogel Rock erscheint. Nach von Humboldt ist die Sage indisch-persischen Ursprungs. Das fabelhafte Thier ist in China und Japan ein Drache. Es sind in Nordasien aber niemals die Reste eines grossen Vogels gefunden worden, wiewohl noch 1830 der aus Sibirien kommende Reisende Hedenström gegen von Baer die Ansicht äusserte, jene Hörner seien Vogelklauen. Nach von Olfers, Die Ueberreste vorweltlicher Riesenthiere in Beziehung zu ostasiatischen Sagen und chinesischen Schriften, Berlin 1840, S. 14, sind Hörner vom Rhinozeros und von andern Thieren unter dem Namen Greifenklauen in vielen Sammlungen auch unter den sogenannten Heiligthümern der Kirchen verzeichnet, wie z. B. die alten Reliquarien von Wien, Wittenberg und Halle nachweisen. Ob unter diesen angeblichen Greifenklauen sich wirklich ein Horn des Rhinozeros befindet, ist nicht bekannt geworden und sehr unwahrscheinlich, es scheint jene Beziehung den verschiedensten Thierhörnern beigelegt worden zu sein. Nach Floss, Gesch. der Aachener Heiligthümer S. 168, gleicht das Horn von Cornelimünster einem Stierhorn, aus'm Werth sagt, es sei das schwarze Horn von einem Büffel, in der Sage aber streifte sich ein Greif die Klaue ab. In einer Kapelle zu St. Denis war noch im 16. Jahrh. eine Kralle des Greifen zu sehen; eine ähnliche befand sich in der Blasiuskirche zu Braunschweig, im historischen Museum in Dresden, eine in Gold gefasste in der Burkardkirche zu Würzburg. In St. Severin zu Cöln befindet sich als Reliquarium ein Horn, dessen Fuss eine Vogelklaue darstellt. Im Poppelsdorfer Museum befinden sich zwei Zähne des Hippopotamus, die zu Behältnissen mit Deckel ausgehöhlt sind. Auch das germanische Nationalmuseum in Nürnberg besitzt eine

Digitized by Google

sogenannte Greifenklaue. Es ist ein Thierhorn. Aus'm Werth[1]) führt noch Hildesheim, Weimar, Gran und Olmütz an, wo sich solche Greifenklauen befanden. Das Trinkhorn des h. Anno in Siegburg ist verschollen, es war schwarz, mit Silber beschlagen. Ueber dem Grabe Heinrichs des Löwen in Braunschweig hing die von ihm aus dem Orient mitgebrachte Greifenklaue.

Verh. des naturhist. Ver. Bonn 1887 S. 70.

4. Die eiserne Statuette von Plittersdorf, eine Berichtigung. Im Hefte LXXXI unserer Jahrbücher habe ich eine kleine weibliche, eiserne Figur in ägyptischem Costüme beschrieben und als eine römische bezeichnet. Dieses Urtheil gründete sich auf die Umstände des Fundes, auf das häufige Vorkommen ägyptischer Alterthümer in römischen Gräbern am Rhein, das ich selbst zum Gegenstande einer Abhandlung im Jahrb. LXXVI gemacht hatte, ferner auf die vortreffliche Anatomie der weiblichen Gestalt, auf den verwitterten Zustand des Eisens und auf die Unmöglichkeit, trotz ausgedehnter Nachforschungen, den modernen Ursprung der Figur nachzuweisen. Am Schlusse der Abhandlung sagte ich, dass die Herkunft der Statuette aus einem römischen Grabe nicht beobachtet worden sei und nur aus den Umständen der Auffindung geschlossen werden könne und dass der antike Ursprung derselben die erheblichsten Gründe für sich habe. Ich setzte hinzu: „der volle Beweis der Richtigkeit dieser Annahme wird erst dann zu führen sein, wenn irgend ein ähnlicher und zweifellos antiker Fund auf diesen sein Licht werfen und unsere Schlussfolgerungen bestätigen wird. Das kleine Bildwerk hat durchaus den Charakter einer antiken Arbeit, doch habe ich vor meiner Untersuchung die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt, dass dasselbe nicht antik, sondern modernen Ursprungs sein könne." Meine Darstellung hat desshalb die Zweifel sachverständiger Forscher auch nicht beseitigen können. So schrieb mir Dr. L. Beck am 6. Juni 1886: „Meine Befriedigung über Ihre Arbeit wird keineswegs eingeschränkt durch meine Zweifel an der römischen Provenienz der Eisenfigur. Ihre Schrift wird gerade Veranlassung sein, durch kritische Vergleichung diese Frage zu entscheiden. Diese Entscheidung, möge sie für oder wider ausfallen, wird immer ein Fortschritt sein für die Geschichte des Eisens."

Ich bin jetzt in Folge zweier späteren Funde derselben Figur und meiner fortgesetzten Nachfragen im Stande, den sichersten Beweis für den modernen Ursprung derselben zu liefern. Es ist sogar die Gussform derselben aufgefunden. Im Sommer 1886 brachte mir Herr Bauinspector P.

1) Kunstdenkmäler des christl. Mittelalters in den Rheinl. I, 3 B. 1868, S. 15 u. 37.

Digitized by Google

Karsch, damals in Linz, dieselbe eiserne Figur, die er von der Familie des verstorbenen Brunnenverwalters Saal erworben hatte, welcher lange Jahre am Heilbrunnen bei Tönnisstein im Brohlthale angestellt war. Nach Aussage der Frau und Tochter des Verstorbenen, die sogar ein schriftliches Attest ausstellte, war dieselbe bei einer Neueinfassung der Quelle mit römischen Alterthümern im J. 1857 dort in der Erde gefunden. Dass die Römer schon diese Quelle benutzten und gefasst hatten, ist durch neue Funde, vgl. Jahrb. LXXXIV, S. 55 festgestellt. Der Fund jener Figur diente mir aber nicht zur Bestätigung des römischen Alters, sondern erregte ernste Bedenken. Das Eisen war wohl erhalten, und zeigte Spuren schwarzer Farbe, am Kopfende der Figur war eine Schraube, die in ein dabei gefundenes Capitäl aus Palmblättern passte, welches sehr modern aussah und den Gebrauch der Figur als Leuchter sicher stellte. Eine andere kleine Statuette aus gelber Bronze von demselben ehemaligen Besitzer, die einen nackten Gladiator mit entblösster Muskulatur darstellt, und die ebenfalls mit römischen Sachen bei jener Gelegenheit gefunden sein sollte, habe ich bei der Anthropologen-Versammlung in Nürnberg, vgl. Amtl. Bericht S. 118 vorgezeigt. Ihr römischer Ursprung ist sehr unwahrscheinlich. Während des Anthropologen-Congresses in Bonn im August dieses Jahres brachte mir Herr Dr. Köhl aus Worms ein drittes Exemplar jener Eisenfigur, über dessen Auffindung nichts Sicheres bekannt war. Dasselbe war sehr gut erhalten und zeigte unzweifelhafte Spuren schwarzen Lackes. Da diese, sonst nicht bekannten Figuren nun 3 mal, nicht sehr fern von einander, im Gebiete des Mittelrheines in Plittersdorf, im Brohlthal, bei Worms gefunden waren, lag der Gedanke nahe, dass sie in dieser Gegend auch gefertigt sein müssten. Schon früher hatte ich meine Nachforschung auch nach der Sayner Hütte gerichtet, wo vor etwa 40 Jahren eine kurze Zeit nur der Guss kleiner Kunstgegenstände stattfand, welche Industrie bald wieder aufgegeben wurde. Meine damalige Erkundigung blieb ohne Ergebniss. Ich wandte mich nun an Herrn Hüttendirector Rud. Herzog in Sayn mit der Frage, ob nicht auf der Sayner Hütte aus jener Zeit noch Gussformen vorhanden seien und legte eine Skizze der Eisenfigur bei. Derselbe schrieb am 4. Septemb. d. J., dass die Figur sicherlich auf der dortigen Hütte angefertigt sei und sandte mir ein Blatt mit Abbildungen von Saynerhütten Kunstgusswaaren, unter denen ein Tafelleuchter, unter No. 15 als Mumie bezeichnet, mit jener Figur dargestellt ist. Dem Briefe folgte ein Abguss aus der noch vorhandenen Form, welcher die vollkommenste Uebereinstimmung mit jenen Figuren zeigt. Dass die Sache so lange unaufgeklärt bleiben konnte, liegt in der geringen Verbreitung jener, während einer kurzen Zeit nur unter der Königlichen Verwaltung der Hütte angefertigten Kunstgegenstände aus Eisenguss.

Schaaffhausen.

Digitized by Google

5. Römische Inschriften aus Köln. Bei Ausschachtungsarbeiten, welche im Mai an der alten Römerstrasse, der jetzigen Luxemburgerstrasse, für die dort zu errichtenden Neubauten vorgenommen wurden, sind ausser zahlreichen Aschenurnen, Glasgefässen und kleineren Anticaglien auch Grabsteine bezw. Fragmente von solchen gefunden worden.

Der eine besteht aus einer kleinen dünnen Platte von Kalkstein, deren Maassverhältnisse ich nicht in der Lage bin anzugeben, da mir die Steine zu messen nicht möglich war. Er enthält folgende fünfzeilige Inschrift, deren sorgfältig eingemeisselte Buchstaben eine noch ziemlich gute Form aufweisen.

D · M
CANDIDINIO
SECVNDO
HERES·HEREDIS
F · C

D(is) m(anibus) Candidinio Secundo heres heredis f(aciendum) c(uravit).

Ob die einzelnen Buchstaben der Inschrift genau so unter einander stehen, wie im Drucke angegeben ist, sowie ob die gesetzten Interpunktionszeichen alle vorhanden sind, vermag ich nicht zu verbürgen, da ich die Inschrift aus dem Gedächtniss mitzutheilen genöthigt bin. Der Wortlaut ist indessen vollkommen sicher.

Auffallend ist, dass der Name desjenigen, welcher als Erbe des Erben das Denkmal dem Verstorbenen errichtet hat, nicht genannt ist.

Zugleich mit diesem Stein ist an derselben Stelle ein Bruchstück von Kalkstein gefunden worden. Erhalten ist der Sockel nebst einem kleinen Stück des eigentlichen Grabsteins, auf dem auch ein Theil der letzten Zeile vorhanden ist. Dieselbe lautet:

O·OBITO

Beide Inschriften sind im Privatbesitz eines Bauunternehmers, der mit denselben die Einfassungsmauern seines Gartens auszuschmücken gedenkt.

Besser erhalten ist ein kleiner oben leicht abgerundeter Grabcippus, welcher ebenfalls zu Köln an der Aachener Strasse zu Tage gefördert worden ist. Derselbe ist 66 cm hoch, 37 cm breit und 8 cm tief. Das Material des Steines ist weisser Kalkstein. Die Erhaltung ist im Ganzen gut. Auf dem oberen Theile des Steines befinden sich in einer 11 cm hohen und 29 cm breiten Nische die Brustbilder zweier Personen hart neben einander, links vom Beschauer das einer Frau, rechts das eines Mannes. Darunter ist die nachstehende Inschrift eingehauen:

Digitized by Google

D M
SEVERINIO
EVALI·FILIO
ET SECVN
DINIA·VRS
VLA·MATER
VIVA·POSVIT

Meines Wissens begegnen wir hier dem Cognomen Evalis zum ersten Mal. — Im Verfolg der Inschrift erfordert der Sinn SIBI vor VIVA, was wahrscheinlich durch ein Versehen des Steinmetzen ausgefallen ist.

Als graphische Eigenthümlichkeit der Inschrift hebe ich noch hervor, dass sämmtliche A ohne Querstrich sind.

Bonn. Josef Klein.

6. Nachtrag zur kölner Sepulcralinschrift in Jahrb. LXXXIV S. 237. Das im genannten Jahrbuch näher beschriebene Grabdenkmal ist mittlerweile in das hiesige Provinzialmuseum gelangt. Dasselbe ist, wie Nachforschungen dargethan haben, an der Aachener Strasse in der Neustadt von Köln gefunden worden. Jetzt, nachdem die einzelnen Theile desselben von dem Schmutze, welcher ihnen anhaftete, gehörig gereinigt und wieder zusammengesetzt sind, hat sich ergeben, dass auf den beiden die Nische einfassenden Randleisten in der Höhe der Brust der Figur die Anfangsbuchstaben der bekannten Eingangsformel D(is) M(anibus) eingemeisselt sind. Ferner ist zu bemerken, dass nach PACATIAE in der ersten Zeile ein Punkt steht. Ob auch nach ENTIAE in der zweiten Zeile ein Punkt einst gesetzt war, lässt sich nicht mit Gewissheit entscheiden, weil der Stein gerade an dieser Stelle eine leichte Beschädigung erfahren hat.

Bonn. Josef Klein.

Köln. Bei den Erdarbeiten am Justizgebäude ist man mehrfach auf Spuren aus der Römerzeit gestossen. Im nordwestlichen Theile des Gebäudes fand sich Mauerwerk und ein grosser Betonboden, vermuthlich einer Feuerungsanlage angehörig. Die kleinen quadratischen Ziegel haben fast alle in einem Rundstempel einen sechsstrahligen Stern und dazwischen die Buchstaben:

L | E | G | XXX | V | V

d. i. Legio tricesima Ulpia Victrix. Da diese Ziegel in grosser Anzahl vorkommen, darf vielleicht eine Beziehung der alten Bauanlage zu dieser Legion vermuthet und die Bauzeit ziemlich früh angesetzt werden, weil die Legion vom 3. Jahrhundert ab ihre Beinamen ändert. Dabei ist bemerkenswerth, dass das Mauerwerk einen regelmässigen Wechsel von Tuffstein- und Ziegelschichten zeigt. An anderer Stelle wurde der untere Theil eines Altars aus Kalkstein gefunden. Er war, wie es scheint, der Juno geweiht; die Inschrift ist nicht vollständig erhalten.

Digitized by Google

IV. General-Versammlung des Vereins am 27. Juni 1888.

Der Vorsitzende, Geh. Rath Schaaffhausen begrüsst die zur Versammlung erschienenen Mitglieder und erstattet den Jahresbericht für das Jahr 1887:

„Die Zahl der Mitglieder des Vereins betrug mit Einschluss der Ehrenmitglieder, der Schulanstalten und des Vorstandes nach dem letzten Jahresbericht am 1. Juli 1887: 641.

Unter den Gestorbenen seit der letzten General-Versammlung, die am 18. Juli 1887 stattfand, nenne ich zuerst

S. Majestät unsern theuersten Kaiser und König Friedrich, der seit dem Jahre 1878 Ehrenmitglied des Vereins war, und ferner folgende 20 Mitglieder, die Herren:

General von Kalinowski in Bonn,
L. Simon in Kirn,
Senator Kulemann in Hannover,
Frau Hammacher auf Gut Annaberg,
Geh. Reg.-Rath Hilgers in Aachen,
Frh. Bruno von Heister in Düsseldorf,
Geh. Rath von Leutsch in Göttingen,
von Florencourt in Berlin,
Prof. Dr. Scherer in Berlin,
Prof. Dr. Schlottmann in Halle,
Reg.-Präsident von Bernuth in Bonn,
Buchhändler Hochgürtel in Bonn,
Geh. Ober-Baurath Salzenberg in Berlin,
Oberst Graf Seyssel d'Aix in Berlin,
Domcapitular Frenken in Cöln,
Landgerichtsrath Stephani in Crocv,
Sanitätsrath Dr. Nels in Bittburg,
Clemens Dahmen in Cöln,
Oberbürgermeister Hoffmeister in Bonn,
Generaldirektor Kolb in Viersen.

Digitized by Google

Ich ersuche Sie, zum ehrenden Andenken an dieselben sich von den Sitzen zu erheben.

Neu eingetreten in den Verein sind 14 Mitglieder:

Der Herr Erzbischof Dr. Philippus Krementz in Cöln,
„ Banquier C. A. Niessen in Cöln,
„ Oberbürgermeister Hoffmeister in Bonn,
„ Gymnasiallehrer P. Schurig in Bonn,
„ Baumeister Fr. Langenberg in Bonn,
„ Geh. Sanitätsrath Mooren in Düsseldorf,
„ Professor Menzel in Bonn,
„ Notar Fröhlich in Cöln,
„ Justizrath Ed. Schenk in Cöln,
„ Bau-Inspektor J. Kosbach in Cöln,
Die Studienanstalt in Speier,
Die Stadtbibliothek in Stralsund,
Herr stud. theol. R. Ladegast in Bonn,
Das Staatsarchiv in Düsseldorf.

Abgemeldet haben sich für 1888: 16 Mitglieder, so dass mit den Gestorbenen der Verein einen Verlust von 37 Mitgliedern erfahren hat. Diesem Verluste steht ein Zuwachs von 14 Mitgliedern gegenüber, von denen schon eines gestorben ist, so dass die Mitgliederzahl heute um 24 sich vermindert hat und 617 beträgt. Der Vorstand hat 2 Ehrenmitglieder ernannt, den Herrn Erzbischof Krementz von Cöln und den Herrn Oberpräsidenten von Bardeleben in Coblenz.

Es sind seit der letzten Versammlung das Heft 83 mit 4 Tafeln und 19 Holzschnitten, Heft 84 mit 5 Tafeln und 14 Holzschnitten und in den letzten Tagen Heft 85 mit 6 Tafeln und 3 Holzschnitten ausgegeben worden.

Der Vorstand hat beschlossen, zur Begrüssung des vom 6. bis 9. August d. J. hier tagenden Anthropologen-Congresses eine Festschrift von etwa 8 Bogen herauszugeben, die zur Hälfte bereits gedruckt ist. Sie wird Beiträge der Herren Asbach, von Cohausen, Klein, Schaaffhausen und Wiedemann enthalten. Der Inhalt der Festschrift wird in den Jahrbüchern den Mitgliedern des Vereins später zugänglich gemacht werden.

Auch hat der Vorstand beschlossen, das Register seiner Jahrbücher fortzusetzen und hat die Vorbereitung eines solchen für die Jahrbücher LXI bis XC dem Herrn Dr. Bone in Düsseldorf in Auftrag gegeben. Zur chromolithographischen Herstellung eines romanischen Kelches aus dem Domschatze zu Mainz hat der Vorstand von der Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf einen Geldbeitrag erbeten und erhalten.

Die oft in Aussicht gestellte Beschreibung des Bonner Castrums soll

Digitized by Google

als Winckelmannsheft im Dezember dieses Jahres erscheinen, und wird von dem Vorstande herausgegeben werden.

Herr General von Veith hat vor seiner beklagenswerthen Erkrankung, nach der er sich aber, wie wir uns freuen mittheilen zu können, auf der Besserung befindet, den topographisch-militärischen Theil dieser Arbeit nebst einem ausführlichen, durch seine eigenen Aufnahmen vervollständigten Plane dem Vorstande bereits eingehändigt. Einen Plan, der nur die geometrischen Aufnahmen des Castrums zur Darstellung bringt, hat Herr Hauptmann Lüling nach zuvorkommender Bewilligung des K. Oberbergamtes dahier fertig gestellt.

Ich lege die Jahresrechnung für 1887 mit den Belegen zur Einsicht vor und theile, wie üblich, die Hauptposten derselben mit:

Die Gesammteinnahme betrug 1887: 6498,97 M. gegen 6465,51 M. im Vorjahre. Die Ausgaben beliefen sich auf 6160,22 M. gegen 5847,74 M. im Jahre 1886.

Es bleibt am 31. Dez. 1887 ein Baarbestand von 338,75 M. gegen 262 M. im Vorjahre.

Der Bestand unserer Kasse ist heute nach Bericht unseres Herrn Rendanten 3919,75 M. gegen 3258,81 M. im vorigen Jahre.

Es betrugen die Ausgaben:

	im Jahre 1887:		im Jahre 1886:
für Drucksachen	M. 2481,25	gegen	M. 2086,97
für Zeichnungen und Herstellung der Tafeln	„ 1033,38	„	„ 1056,50
an Honoraren	„ 970,20	„	„ 1115,75
an Buchbinderarbeit	„ 546,08	„	„ 587,24
für die Bibliothek	„ 557,60	„	„ 372,40
für Kassenführung, Porto und verschiedene Ausgaben . .	„ 543,02	„	„ 599,19

Als Revisoren der Rechnung wurden in der vorigen Generalversammlung die Herren Steuerrath und Hauptmann a. D. Wuerst und Dr. Hauptmann gewählt. Dieselben haben die Rechnung geprüft und richtig befunden. Der Vorstand beantragt dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke die Déchargo zu ertheilen." Dieselbe wird einstimmig ertheilt. „Ich spreche im Namen der Versammlung demselben sowie den Herren Revisoren den Dank für ihre Bemühungen aus."

„Es sind nun die Revisoren für die Rechnung des laufenden Jahres zu wählen und schlägt der Vorstand die Wiederwahl der genannten Herren vor." Dieselben werden wiedergewählt und nehmen die Wahl an.

„Wir haben nun den Vorstand neu zu wählen." Durch Akklamation wird der bisherige Vorstand wiedergewählt. Der Vorsitzende fährt fort:

„Leider hat Herr Dr. Spee, dem wir eine bessere Ordnung unserer

Digitized by Google

Bibliothek zu danken haben, wegen Versetzung von hier seinen Austritt aus dem Vorstande erklärt, und wir haben für ihn ein neues Vorstandsmitglied als Bibliothekar zu wählen. Wir schlagen dafür Herrn Gymnasiallehrer Dr. Sonnenburg vor." Derselbe wird gewählt und nimmt die Wahl an.

Ueber Vereins-Angelegenheiten aus dem abgelaufenen Jahre theilt der Vorsitzende das Folgende mit:

„Der Neubau unseres Provinzial-Museums wird nach Fertigstellung des Museums in Trier, nach dem Plane des Herrn Landes-Banrath Guinbert im nächsten Frühjahr in Angriff genommen werden. Dasselbe wird auf dem dazu bestimmten Platze an der Colmantstrasse errichtet werden.

Unsere Bibliothek hat sich um 47 Bände vermehrt. Es sind ihr Geschenke von den Herren Schaaffhausen, Wiedemann, A. B. Meyer, E. Baunscheidt, A. Roquet, M. Chevalier Grempler und H. Thomas zugewendet worden.

Der Verein ist mit folgenden Vereinen und Instituten in Tauschverkehr seiner Schriften getreten:

mit der Berliner Zeitschrift für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,
dem Bulletino di Archeologia e Storia Dalmata
und dem Westdeutschen Gewerbeblatt für Rheinland und Westfalen.

Von der K. Regierung in Köln ist uns im Auftrage des Ministeriums eine Aufforderung zugegangen, wonach dasselbe ein Verzeichniss der prähistorischen Alterthümer der Vereinssammlung und Angabe des jährlichen Zuwachses zu haben wünscht. Dem ersteren Wunsche ist, um dem Ministerium gefällig zu sein, durch den Herrn Vicepräsidenten und Museumsdirektor Klein entsprochen worden.

Noch habe ich der Versammlung zwei Schreiben mitzutheilen, die S. E. der Herr Cultusminister von Gossler an mich gerichtet hat. Aus denselben ist ersichtlich, mit welchem lebhaften Interesse der Herr Minister die Alterthumsforschung und zumal die urgeschichtliche Forschung zu fördern beflissen ist. Unter dem 10. April schreibt er: „Angesichts der Thatsache, dass viele kleinere Sammlungen früh- und vorgeschichtlicher Alterthümer nicht zu jeder Zeit sachverständige Custoden haben und daher Mangels gehöriger und entsprechender Conservirung der Zerstörung ausgesetzt sind, erschien es mir ein Bedürfniss, über das Conserviren der Alterthumsgegenstände kurzgefasste Regeln aufstellen zu lassen. Nachdem letztere zum Aushang in Plakatform gedruckt sind, übersende ich Ew. Hochwohlgeboren hierneben 30 Exemplare mit dem ergebensten Ersuchen, solche im Interesse der Sache möglichst und vornehmlich an Privatsammler und Liebhaber verbreiten zu helfen."

Ich habe hier eine Anzahl von Exemplaren ausgelegt, die den Herren, die davon Gebrauch machen können, zur Verfügung stehen.

Unter dem 18. Mai schreibt der Herr Minister: „Ew. Hochwohlge-

Digitized by Google

boren übersende ich hierneben 2 Exemplare des auf meine Veranlassung herausgegebenen „Merkbuches, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren“ sowie ein Exemplar eines diese Schrift betreffenden empfehlenden Beiwortes zur gefälligen Kenntnissnahme mit dem ergebenen Ersuchen, zur Verbreitung des Werkchens unter Privatsammlern und Liebhabern, sowie unter die Besitzer von Liegenschaften in Gegenden, welche von vor- oder frühhistorischer Bedeutung sind, gefälligst mitwirken zu helfen.“ Wir werden in unsern Jahrbüchern das Schriftchen, welches ich hier vorlege, besprechen und empfehlen.

Ich theile ferner die an alle Mitglieder unseres Vereins gerichtete Einladung zur Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine mit, die vom 9. bis 12. September dieses Jahres in Posen stattfinden wird. Zum Schlusse lade ich die Mitglieder unseres Vereins zu der vom 6. bis 9. August hierselbst tagenden Anthropologen-Versammlung ergebenst ein, zu welcher ein Programm demnächst versendet wird.“

Der Vorstand.

Digitized by Google

V. Verzeichniss der Mitglieder[1])

im Jahre 1888.

Vorstand des Vereins von Pfingsten 1888 bis 1889.

Geh. Rath Prof. H. Schaaffhausen, Präsident,
Professor J. Klein, Vicepräsident,
F. van Vleuten, Dr. A. Wiedemann, } Secretäre,
Dr. P. E. Sonnenburg, Bibliothekar.

Rendant: Rechnungsrath Fricke in Bonn.

Ehren-Mitglieder.

Bardeleben, Dr. von, Excellenz, Ober-Präsident in Coblenz.
Dechen, Dr. von, Excellenz, Wirkl. Geh. Rath, Oberberghauptmann a. D. in Bonn.
Düntzer, Dr., Professor und Bibliothekar in Cöln.
Falk, Dr., Excellenz, Staatsminister a. D. und Oberlandesgerichts-Präsident in Hamm.
Greiff, Excellenz, Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rath und Ministerial-Director in Berlin.
Helbig, Dr., Professor, 2. Secretär des Archäologischen Instituts in Rom.
Philipp Krementz, Dr., Erzbischof von Cöln.
Lindenschmit, L., Director des Röm.-Germ. Centralmuseums in Mainz.
Otte, Dr. theol. in Merseburg.
Schöne, Dr., Geh. Reg.-Rath und General-Director der Königl. Museen in Berlin.
Urlichs, Dr. von, Hofrath und Professor in Würzburg.

Ordentliche Mitglieder.

Die Namen der auswärtigen Secretäre sind mit fetter Schrift gedruckt.

Abel, Chr., Dr. iur., Präsident d. Ges. f. Archäol. u. Gesch. d. Mosel in Metz.
Achenbach, Dr. von, Exc., Staatsminister a. D. u. Oberpräsid. in Potsdam.
Achenbach, Berghauptm. in Clausthal.
Adler, Geh. Ober-Baurath u. Prf. in Berlin.
Aegidi, Dr., Geh. Rath u. Prof. in Berlin.
Aldenkirchen, Rector, ausw. Secr. in Viersen.
Alleker, Seminar-Director in Brühl.
Alterthums-Verein in Mannheim.
Alterthums-Verein in Worms.
Alterthums-Verein in Xanten.
Altmann, Bankdirector in Cöln.
Andreae, Otto, Fabrikbesitzer in Mülheim a. Rhein.
Andreae, Professor und Historienmaler in Sinzig.
Antiquarisch-historischer Verein in Kreuznach.
Archiv der Stadt Aachen.
Archiv, Kgl. Staats-, in Düsseldorf.
Arndts, Max in Cöln.
Arnoldi, Dr. pract. Arzt zu Winningen a. d. Mosel.
Asbach, Dr., Gymnasiallehrer in Bonn.
Badeverwaltung in Bertrich.
Baedeker, Carl, Buchh. in Leipzig.

1) Der Vorstand ersucht, Unrichtigkeiten in den nachstehenden Verzeichnissen, Veränderungen in den Standesbezeichnungen und den Wohnorten gefälligst dem Rendanten, Herrn Rechnungsrath Fricke, schriftlich mitzutheilen.

Digitized by Google

Baedeker, J., Buchhändler in Essen.
Bartels, ausw. Secr., Pfarrer in Altecküz.
Beck, Dr., Seminardirector in Linnich.
Becker, Dr., Archivrath u. Staatsarchivar in Coblenz.
Beissel von Gymnich, Graf auf Schloss Schmidtheim, Eifel.
Bemberg, von, Rittergutsbesitzer in Flammersheim.
Berlepsch, Frhr. von, Regierungs-Präsident in Düsseldorf.
Bernoulli, Dr., Prof. in Basel.
Bettingen, Justizrath in Trier.
Bibliothek der Stadt Barmen.
Bibliothek der Universität Basel.
Bibliothek, Ständ. Landes- in Cassel.
Bibliothek der Stadt Cleve.
Bibliothek der Stadt Coblenz.
Bibliothek der Stadt Cöln.
Bibliothek der Stadt Crefeld.
Bibliothek, Fürstl. in Donaueschingen.
Bibliothek der Stadt Düren.
Bibliothek der Stadt Emmerich.
Bibliothek der Stadt Frankfurt a. M.
Bibliothek d. Universit. Freiburg i. B.
Bibliothek, Stifts- in St. Gallen.
Bibliothek der Universität Göttingen.
Bibliothek der Universität Halle a. d. S.
Bibliothek der Stadt Hamburg.
Bibliothek d. Universität Heidelberg.
Bibliothek der Universität Königsberg in Pr.
Bibliothek der Universität Löwen.
Bibliothek der Universität Lüttich.
Bibliothek der Stadt Mainz.
Bibliothek, Gräfl. v. Mirbach'sche zu Harff.
Bibliothek der Akademie in Münster.
Bibliothek, Stifts- in Oehringen.
Bibliothek der Universität Parma.
Bibliothek der Universität Prag.
Bibliothek d. Stimmen aus Maria-Laach, Exacten b. Baexem, Holländ. Limburg.
Bibliothek der Stadt Stralsund.
Bibliothek der Stadt Trier.
Bibliothek der Univ. Tübingen.
Bibliothek, Königl. in Wiesbaden.
Binsfeld, Dr., Gymn.-Dir. in Coblenz.
Binz, Dr., Geh. Rath und Professor in Bonn.
Blanchart-Surlet, Baron de, Schloss Loxhy b. Texhe.
Blank, Emil, Kaufmann in Barmen.
Blümner, Dr., Professor in Zürich.
Boch, ausw. Secretär, Geh. Commerzienrath und Fabrikbesitzer in Mettlach.
Boek, Adam, Dr. jur. in Aachen.
Boecking, G. A., Hüttenbesitzer zu Abenteuerhütte b. Birkenfeld.
Boecking, K. Ed., Hüttenbesitzer zu Gräfenbacherhütte b. Kreuznach.
Boeddinghaus, Wm. sr., Fabrikbesitzer in Elberfeld.
Boetzkes, Dr. in Düsseldorf.
Bone, Dr., Gymn.-Oberl. in Düsseldorf.
Borggreve, Wegb.-Insp. in Kreuznach.
Borret, Dr. in Vogelensang.
Bossler, Dr., Carl, Gymnas.-Director in Worms.
Bracht, Eugen, Prof. der Kunstakad. in Berlin.
Brambach, Dr., Prof. und Oberbibliothekar in Carlsruhe.
Brunn, Dr., Prof. in München.
Bücheler, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Bücklers, Geh. Commerz.-R. in Dülken.
Bürgers, V., Kaufm. in Plittersdorf.
Bürgerschule, Höhere in Bonn.
Bürgerschule, Höhere in Hechingen.
Burkhardt, Dr., Pastor in Blösjen.
Caesar, Aug., Dr., Landger.-Präsident a. D. in Bonn.
Cahn, Carl, Bankier in Bonn.
Camphausen, Exc., Wirkl. Geh. Rath, Staatsminister a. D. in Cöln.
Cappell, Landger.-Dir. in Paderborn.
Carnap, von, Rentner in Elberfeld.
Carstanjen, Adolf von, in Godesberg.
Cetto, Carl, Gutsbesitzer in St. Wendel.
Christ, Carl, Gelehrter in Heidelberg.
Chrzescinski, Pastor in Cleve.
Civil-Casino in Coblenz.
Civil-Casino in Cöln.
Claer, Alex., von, Lieutenant a. D. und Rentmeister in Bonn.
Claer, Eberhard von, Referendar a. D. und Rentner in Bonn.
Conrady, Kreisricht. a. D. in Miltenberg.
Conservatorium der Alterthümer, Grossherzogl. Badisches in Carlsruhe.
Conze, Gottfried, Provinzial-Landtags-Abgeordneter in Langenberg (Rheinl.).
Cornelius, Dr., Professor in München.
Courth, Assessor a. D. in Düsseldorf.
Cüppers, Conr., Dr., Real.-Gymnasiallehrer in Cöln.
Cüppers, Wilh., Director der Taubstummenlehranstalt in Trier.
Cuny, Dr. von, Appellationsgerichtsrath a. D. und Professor in Berlin.
Curtius, Dr., Geh.-R., Prof. in Berlin.
Dahmen, Gold- u. Silberfabrik. in Cöln.
Deichmann-Schaaffhausen, Frau, Geh. Comm.-Räthin in Vaduz.
Deitors, Dr., Provinzial-Schulrath in Coblenz.
Dellus, Dr., Professor in Bonn.

Digitized by Google

Delius, Landrath in Mayen.
Bleckhoff, Baurath in Bonn.
Diergardt, Freih. von, Morsbruch.
Dilthey, Dr., Professor in Göttingen.
Dobbert, Dr., Prof. in Berlin.
Doetsch, Oberbürgermeister in Bonn.
Dognée, Dr. E. M. O. in Lüttich.
Dungern, Freih. von, Präsident d. herz. nass. Finanzkammer in Wiesbaden.
Dutreux, Toni, Rentn. in Luxemburg.
Eichhoff, Otto, in Sayn.
Eick, Carl Alfred, Rechnungsführer in Mechernich.
Elten, Gust., Generall. z. D. in Bonn.
Eltester, von, in Coblenz.
Eltz, Graf in Eltville.
Eltzbacher, Moritz, Rentner in Bonn.
Endert, Dr. van, Caplan in Bonn.
Engelskirchen, Architect in Bonn.
Eskens, Fräul. Jos., Rentnerin in Bonn.
Esser, M. in Cöln.
Esser, Dr., Kreisschulinsp. in Malmedy.
Evans, John zu Nash-Mills in England.
Eynern, Ernst von, Kaufm. in Barmen.
Felten, Dr., Gymnasiallehrer in Neuss.
Finkelnburg, Pref. Dr., Geh. Rath in Godesberg.
Flandern, Kgl. Hoheit Gräfin von, in Brüssel.
Fleckeisen, Dr., Prof. in Dresden.
Flinsch, Major a. D. in Immenburg b. Benn.
Follenius, Geh. Bergrath in Bonn.
Fonk, Landrath in Rüdesheim
Forst, W., Baumeister in Cöln
Franks, Aug., Conservator am British-Museum in London.
Fricke, Rechnungsrath u. Oberbergamtsrendant in Bonn.
Friederichs, Carl, Commerzienrath in Remscheid.
Friedländer, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath in Königsberg in Pr.
Frings, Frau, Commerzienrath Eduard, auf Marienfels b. Remagen.
Frowein, Landrath in Wesel.
Frühlich, Stephan, Notar in Cöln.
Fuchs, Pet., Professor und Domblidhauer in Cöln.
Fürth, Freiherr von, Landgerichtsrath a. D. in Bonn.
Fürstenberg, Graf von, Erbtruchsess auf Schloss Herdringen.
Fürstenberg-Stammheim, Graf v., Stammheim bei Müllheim a. Rh.
Fuss, Dr., Gymn.-Dir. zu Strassburg im Elsass.
Gaedechens, Hofrath, Dr., Professor in Jena.
Galhau, G. von, Gutsbesitzer in Wallerfangen.
Gatzen, Amtarichter in Tholey.
Georgi, W., Univ.-Buchdruckereibes. in Bonn.
Goebbels, Caplan an St. Maria im Capitol in Cöln.
Goebel, Dr., Gymn.-Director in Fulda.
Goldschmidt, Jos., Bankier in Bonn.
Goldschmidt, Rob., Bankier in Bonn.
Gottgetreu, G., Reg.- und Baurath in Cöln.
Greef, F. W., Commerzienr. in Viersen.
Groote, von, Landrath in Ahrweiler.
Grüneberg, Dr., Fabrikant in Cöln.
Guilleaume, Frz., Fabrikbes. in Bonn.
Gurlt, Dr. Adolf, in Bonn.
Gymnasium in Aachen.
Gymnasium in Arnsberg.
Gymnasium in Attendorn.
Gymnasium in Bochum.
Gymnasium in Bonn.
Gymnasium in Bruchsal.
Gymnasium in Carlsruhe in Baden.
Gymnasium in Cassel.
Gymnasium in Cleve.
Gymnasium in Coblenz.
Gymnasium an Aposteln in Cöln.
Gymnasium, Friedrich-Wilh.- in Cöln.
Gymnasium, Kaiser Wilhelm- in Cöln.
Gymnasium an Marzellen in Cöln.
Gymnasium in Crefeld.
Gymnasium in Dillenburg.
Gymnasium in Düren.
Gymnasium in Düsseldorf.
Gymnasium in Duisburg.
Gymnasium in Elberfeld.
Gymnasium in Emmerich.
Gymnasium in Essen.
Gymnasium in Freiburg in Baden.
Gymnasium in Gladbach.
Gymnasium in Hadamar.
Gymnasium in Hanau.
Gymnasium in Herafeld.
Gymnasium in Höxter.
Gymnasium in Mannheim.
Gymnasium in Marburg.
Gymnasium in Moers.
Gymnasium in Montabaur.
Gymnasium in Münstereifel.
Gymnasium in Neuss.
Gymnasium in Neuwied.
Gymnasium in Rheine.
Gymnasium in Rinteln.
Gymnasium in Saarbrücken.
Gymnasium in Siegburg.
Gymnasium in Soest.
Gymnasium in Trier.
Gymnasium in Warendorf.

Digitized by Google

Gymnasium in Weilburg.
Gymnasium in Wesel.
Gymnasium in Wetzlar.
Gymnasium, Gelehrten- in Wiesbaden.
Haass, Eberh., Apotheker in Viersen.
Habets, Jos., Reichsarchivar, Mitgl. d. Kgl. Akad. d. Wiss. in Maastricht.
Hagemeister, von, Oberpräsident in Münster i. W.
Hanstein, Peter, Buchhändl. in Bonn.
Hardt, A. W., Kaufmann und Fabrikbesitzer in Lennep.
Haskarl, Dr. in Cleve.
Haug, Ferd., Professor und Gymnasial-Director, ausw. Secr., in Mannheim.
Hauptmann, Rentner in Bonn.
Hauptmann, Carl, Maler in Bonn.
Hauptmann, Felix, Dr. in Bonn.
Heckmann, Fabrikant in Viersen.
Heereman, Freih. von, Regierungsrath a. D. in Münster, Westf.
Heimendahl, Alexand., Geh. Commerzienrath in Crefeld.
Helnsborg, von, Landrath in Neuss.
Henry, Buch- u. Kunsthändler in Bonn.
Herder, August, Kaufmann in Euskirchen.
Herdor, Ernst, in Euskirchen.
Horfeld, Frau Josephine, geb. Bourette in Andornach.
Hermann, Baumeister in Cleve.
Hermeling, Pfarrer in Nothberg, Reg.-Boz. Aachen.
Horstatt, Eduard, Rentner in Cöln.
Horstatt, Friedr. Joh. Dav. in Cöln.
Hettner, Dr., Director des Provinz.-Museums in Trier.
Heuser, Dr., Subregens u. Professor in Cöln.
Heuser, Robert, Stadtrath in Cöln.
Heydomann, Dr., Professor in Hallo.
Heydinger, Pfarrer in Schleidweiler bei Auw, Reg.-Bez. Trier.
Heyn, Oberstl. in Bonn.
Hilgers, Freih. von, Generallieutenant und Divisions-Commandeur in Cöln.
Hillegom, Six van, in Amsterdam.
Historischer Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark in Dortmund.
Historischer Verein für die Saargegend in Saarbrücken.
Höstermann, Dr., Arzt in Andernach.
Hoffmeister, Oberbürgermeister a. D. in Bonn.
Hohenzollern, Se. Hoheit Fürst von, in Sigmaringen.
Hoefner, M., J. Dr., Professor a. D., Bonn.
Hölscher, Dr., Gymnasial-Director in Recklinghausen.
Höpfner, Dr., Geheimer Regierungsrath im Cultusministerium in Berlin.
Hoiningen-Hüne, von, Dr. iur., Auditeurlehter in Saar-Union.
Homposch, Graf Alfr. von, zu Schloss Rurich.
Hoyor, Premier-Lieutn. im 2. westfäl. Husaren-Reg. Nr. 11 in Düsseldorf.
Hübner, Dr., Professor in Berlin.
Hüffer, Dr., Professor und Geh. Rath in Bonn.
Hüffer, Alexander in Bonn.
Hultsch, Dr., Professor in Dresden.
Humbroich, Justizrath und Rechtsanwalt in Bonn.
Hupertz, General-Dir. in Mochernich.
Huyssen, Militär-Oberpfarrer in Münster i. W.
Ihm, Max, stud. phil. in Bonn.
Jaehns, Max, Major im Gr. Generalstab in Berlin.
Jenny, Dr. Sam., in Hard b. Brogenz.
Jordan, Otto, Kaufmann in Coblenz.
Joerres, Dr., Rector, in Ahrweiler.
Jürlsson, Pastor in Alftor.
Joost, Frau August, in Cöln.
Joost, Eduard, Kaufmann in Cöln.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Karsch, Paul, Reg.-Baumeister, in Cöln.
Kaufmann, Oberbürgerm. a. D. in Bonn.
Kaulen, Dr., Professor in Bonn.
Kekulé, Dr., August, Geh.-Rath und Professor in Poppelsdorf.
Kekulé, Dr., Reinh., Prof. in Bonn.
Keller, Dr. Jakob, Reallehrer in Mainz.
Keller, Fabrikbesitzer in Bonn.
Klein, Dr. Jos., Professor in Bonn.
Klerings, Gastwirth in Bertrich.
Klingholz, Rentner in Bonn.
Knobel, Landrath in Beckingen a. d. Saar.
Koch, Hoinr. Hub., Divisionspfarrer in Frankfurt a. M.
Koenen, Constant., Archäologe in Neuss.
Koerte, Dr., Professor in Rostock.
Kohl, Dr., Gymnasial-Oberlehrer zu Krouznach.
Kosbab, Jos., Rgs.-Bauinspector in Cöln.
Krafft, Dr., Geh. Consistorialrath und Prof. in Bonn.
Kramer, Franz, Rentner in Cöln.
Kraus, Dr., Prof. und ausw. Secr. in Freiburg i. B.
Krupp, Geh. Commerzienrath in Essen.
Kühlen, B., Inhaber einer artistisch. Anstalt in M.-Gladbach.
Kur-Commission in Bad-Ems.
Ladogast, Richard, stud. theol. in Bonn.

Digitized by Google

Lamprecht, Dr., Professor in Bonn.
Landau, H., Commerzienr. in Coblenz.
Landrathsamt, Königl. in Aachen.
Landrathsamt, Königl. in Altenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Daun.
Landrathsamt, Königl. in Erkelenz.
Landrathsamt, Königl. in Euskirchen.
Landrathsamt, Kön. in Geilenkirchen.
Landrathsamt, Königl. in Heinsberg.
Landrathsamt, Königl. in Kempen.
Landrathsamt, Königl. in Rheinbach.
Landrathsamt, Königl. in Wesel.
Landsberg, Dr. Ernst, ausserordentl. Professor in Bonn.
Landsberg-Steinfurt, Freih. von, Engelbert, Gutsbes. in Drensteinfurt.
Langen, Eugen, Commerzienr. in Cöln.
Langenberg, Franz, Baumeister in Bonn.
Lasaulx, von, Bürgermeister in Remagen.
Lautz, Geheimer Justizrath in Bonn.
Leber, Gymnasiallehrer in Bonn.
Leemans, Dr., Dir. d. Reichsmuseums d. Alterthümer in Leiden.
Lehfeldt, Dr. Paul, Professor a. d. techn. Hochschule in Berlin.
Leiden, Franz, Kaufmann u. k. niederl. Consul in Cöln.
Lempertz, H. Söhne, Buchhdlg. in Cöln.
Lennep, van in Zeist.
Leverkus-Leverkusen, Rentner zu Bonn.
Lewis, S. S., Professor am Corpus Christi-Collegium in Cambridge.
Leydel, J., Rentner in Bonn.
Leyen, von der, Emil in Bonn.
Liebenow, Geh. Rech.-Rath in Berlin.
Lieber, Regier.-Baurath in Düsseldorf.
Linden, Anton in Düren.
Lintz, Jac., Verlagsbuchh. in Trier.
Loë, Frh. von, Generalt. Excellenz in Coblenz.
Loersch, Dr., Professor in Bonn.
Lohaus, Ober-Verwaltungerichts-Rath in Berlin.
Lübbert, Dr., Professor in Bonn.
Lübke, von, Dr., ausw. Secr., Professor in Carlsruhe.
Maassen, Pastor in Hommerich.
Märtens, Baurath in Bonn.
Mareus, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Marx, Aug., Civil-Ingenieur in Bonn.
Mayer, Heinr. Jos., Kaufmann in Cöln.
Mecator, de, de Ravestein, Ministre plenip. zu Schloss Ravestein b. Mecheln.
Mehlis, Dr. C., Prof., ausw. Secr., Studienlehrer in Dürkheim.
Menzel, Professor Dr. in Bonn.
Merkens, Franz, Kaufmann in Cöln.
Merlo, J. J., Rentner in Cöln.
Mevissen, von, Dr., Geh. Commerzienrath in Cöln.
Michaelis, Dr., Prof. in Strassburg.
Michels, G., Kaufmann in Cöln.
Mirbach, Frhr. von, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Mitscher, Landger.-Director in Cöln.
Müller, F., Oberlehrer am Lyceum in Metz.
Mörner v. Morlande, Graf in Roisdorf.
Mohr, Professor, Dombildhauer in Cöln.
Mommsen, Dr., Professor in Charlottenburg.
Mooren, Dr. Albert, Geheimer Medicinalrath in Düsseldorf.
Mosler, Dr., Prof. am Seminar in Trier.
Movius, Director des Schaaffh. Bankvereins in Cöln.
Müllenmeister, Kaufmann in Aachen.
Müller, Dr. med. in Niedermendig.
Müller, Dr. Albert, Gymnasial-Director zu Flensburg in Schleswig.
Müller, Pastor in Cöln.
Müller, Frau Wittwe Robert, Rentnerin in Bonn.
Münz- u. Antiken-Cabinet, Kais. Königl. in Wien.
Musée royal d'Antiquités, d'Armures et d'Artillerie in Brüssel.
Museen, die Königl. in Berlin.
Museum in Nymwegen.
Musiel, Laurent von, Gutsbesitzer zu Schloss Thorn b. Saarburg.
Nagelschmitt, Heinr., Oberpfarrer in Zülpich.
Nell, von, Joh. Pet., Gutsbes. in Trier.
Nellessen, Theodor in Aachen.
Neufville, W. von, Rentner in Bonn.
Neuhäusor, Dr., Professor in Bonn.
Niessen, C. A., Bankier in Cöln.
Nissen, Dr. H., Prof. u. Geh. R. in Bonn.
Nitzsch, Dr., Gymn.-Dir. in Bielefeld.
Oberschulrath, Grossherzoglich Badischer in Carlsruhe.
Oechelhäuser, von, Dr. phil. in Heidelberg.
Oppenheim, Albert, Freiherr von, k. Sächs. General-Consul in Cöln.
Oppenheim, Dagobert, Geh. Regierungs-Rath in Cöln.
Oppenheim, Eduard, Freiherr von, k. k. General-Consul in Cöln.
Ort, J. A., Rittmeister in Leiden.
Overbeck, Dr., ausw. Secr., Prof. in Leipzig.
Overbeck, Oberförster zu Ensdorf, Rgab. Trier.

Digitized by Google

Palm, F. N., Buchdruckereibesitzer in Aachen.
Papen, von, Prem.-Lieut. im 5. Ulanen-Regiment in Werl.
Pauls, E., Apotheker in Bedburg.
Paulus, Prof. Dr., Conservator d. k. Württ. Kunst- u. Alterthumsdenkmale, ausw. Secr. in Stuttgart.
Pauly, Dr., Oberpfarrer in Montjoie.
Pflaume, Baurath in Cöln.
Pick, Rich., Stadtarchivar in Aachen.
Piper, Dr., Professor in Berlin.
Plassmann, Director des Landarmen-Wesens zu Münster in Westfalen.
Pleyte, Dr., W., ausw. Secr., Conservator am Reichs-Museum der Alterth. in Leiden.
Polytechnicum in Aachen.
Prieger, Dr., Rentner in Bonn.
Proff-Irnich, Freiherr Dr. von, Landgerichts-Rath z. D. in Bonn.
Progymnasium in Andernach.
Progymnasium in Dorsten.
Progymnasium in Malmedy.
Progymnasium in Rietberg.
Progymnasium in Sobernheim.
Progymnasium in Tauberbischofsheim.
Progymnasium in Trarbach.
Progymnasium in St. Wendel.
Provinzial-Verwaltung in Düsseldorf.
Prüfer, Theod., Architect in Berlin.
Quack, Rechtsanwalt u. Bankdirector in M.-Gladbach.
Radziwill, Edmund, Durchl. Prinz, Kloster Beuron in Hohenzollern.
Randow, von, Kaufmann in Crefeld.
Rath, von, Rittergutsbesitzer in Lauersfort bei Crefeld.
Rath, Emil vom, Comm.-Rath in Cöln.
Rath, vom, Frau Eugen, in Cöln.
Rautenstrauch, Eugen, in Cöln.
Rauter, Oskar, Director der rheinischen Glashütte in Ehrenfeld.
Rautert, Oskar in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Düsseldorf.
Real-Gymnasium in Mülheim a. d. R.
Real-Gymnasium in Trier.
Real-Gymnasium in Witten.
Real-Progymnasium in Bocholt.
Real-Progymnasium in Eupen.
Real-Progymnasium in Saarlouis.
Real-Progymnasium in Schwelm.
Real-Progymnasium in Solingen.
Real-Progymnasium in Viersen.
Realschule in Aachen.
Realschule in Essen.
Recklinghausen von, With., in Cöln.
Reinkens, Dr., Pfarrer in Bonn.
Remy, Jul. in Neuwied.
Renesse, Graf Theod. von, Schloss Schoonbeeck b. Bilsen, Belg.-Limburg.
Rennen, Geh. Rath, Eisenbahn-Directions-Präsident in Cöln.
Reuleaux, Heinrich, Techniker in Remagen.
Reuleaux, F., Geh.-R. Prof., in Berlin.
Reusch, Kaufmann in Neuwied.
Ridder, Victor, Apothekenbes. in Goch.
Rieth, Dr., Rechts-Anwalt in Cöln.
Rieu, Dr. du, Secretär d. Soc. f. Niederl. Litteratur in Leiden.
Rigal-Grunland, Frhr. von, in Bonn.
Ritter-Akademie in Bedburg.
Robert, Membre de l'Institut de France in Paris.
Roettgen, Carl, Rentner in Bonn.
Rolffs, Commerzienrath in Bonn.
Rosen, Freiherr von, Generalmajor u. Insp. der 2. Landwehr-Inspektion in Bromberg.
Rosbach, Gymn.-Lehrer in Trier.
Roth, Fr., Borgrath in Burbach bei Siegen.
Salm-Salm, Durchlaucht Fürst zu, in Anholt.
Salm-Hoogstraeten, Hermann, Graf von, in Bonn.
Sandt, von, Geh. Rath, Landrath in Bonn.
Sauppe, Dr., Geh. Reg.-Rath u. Prof. in Göttingen.
Schaaffhausen, Dr. H., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Schady, Dr., Bibliothekar in Baden-Baden.
Schaffenberg, Pet. Jos., Bierbrauereibesitzer in Cöln.
Schambach, Prof. Dr., in Altenburg.
Schauenburg, Dr., Realschul-Director in Crefeld.
Schenk, Justizrath in Cöln.
Scheppe, Oberst a. D. in Boppard.
Schickler, Ferd. in Berlin.
Schlesenberg, G. A. B., Rentner in Frankfurt am M.
Schilling, Rechtsanwalt beim Oberlandesgericht in Cöln.
Schlumberger, Jean, Fabrikbesitz. u. Präsid. d. Landesausschusses f. Elsass-Lothringen in Gebweiler.
Schmidt, Oberbaur. u. Prof. in Wien.
Schmithals, Rentner in Bonn.
Schneider, Dr., ausw. Secr., Professor in Düsseldorf.
Schneider, Dr. R., Gymnas.-Director in Duisburg.
Schneider, Friedr. Dr, Dompräbendat in Mainz.
Schneider, Landger.-Director in Bonn.
Schnütgen, Domherr in Cöln.

Digitized by Google

Schorn, Kammerpräs. a. D. in Bonn.
Schoeller, Guido, Kaufmann in Düren.
Schoeller, Edgar in Düren.
Schoeller, Julius, Frau in Düren.
Schönalch-Carolath, Prinz, Berghauptmann in Dortmund.
Schönfeld, Frederick, Baumeister in Lippstadt.
Schoeningh, Verlagsbuchhändler in Münster in Westf.
Schultz, Caplan in Aachen.
Schultz, Franz, Director in Deutz.
Schurig, Paul, Maler und Gymnasiallehrer zu Bonn.
Schwan, städt. Bibliothekar in Aachen.
Schwann, Dr., Sanitätsrath in Godesberg.
Schwartz, Dr. Ed., Professor in Rostock.
Schwoerbel, Rector in Deutz.
Seligmann, Jacob, Bankier in Cöln.
Seis, Dr., Fabrikbesitzer in Neuss.
Seminar in Soest.
Seyffarth, Reg.-Baurath in Trier.
Simrock, Dr., Francis in Bonn.
Sloet van de Beele, Baron, Dr., L. A. J. W., Mitglied der k. Akad. der Wissensch. zu Amsterdam in Arnheim.
Solms, Durchlaucht, Prinz Albrecht zu, in Braunfels.
Sonnenburg, Dr., H., Gymnasiallehrer in Bonn.
Spee, Dr., Gymn.-Lehrer in Bonn.
Spies-Bülleshelm, Freih. Ed. von, k. Kammerherr und Bürgermeister auf Haus Hall.
Spitz, von, Oberst, Abtheilungs-Chef im Kriegs-Ministerium in Berlin.
Springer, Dr., Professor in Leipzig.
Startz, Aug., Kaufmann in Aachen.
Statz, Baurath u. Dióc.-Archit. in Cöln.
Stedtfeld, Carl, Kaufmann in Cöln.
Steinbach, Alph., Fabrikant in Lüttich.
Stier, Hauptmann a. D. in Zossen.
Stinshoff, Pfarrer in Sargenroth bei Gemünden, Reg.-Bez. Coblenz.
Straub, Dr., ausw. Secr., Canonikus in Strassburg.
Strauss, Verlagsbuchhändler in Bonn.
Strubberg, von, General d. Infanterie, Gen.-Inspect. des Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens in Berlin.
Studien-Anstalt in Speier.
Stumm, Carl von, Geh. Commerzienrath, zu Schloss Hallberg b. Saarbrücken.
Török, Dr. Aurel von, Prof. in Budapest.
Tornow, Bez.- und Dombaum. in Metz.
Townsend, Albert in Wiesbaden.
Trinkaus, Chr., Bankier in Düsseldorf.
Ueberfeldt, Dr., Rendant in Essen.
Ungermann, Dr., Gymnas.-Director in Düren.
Usener, Dr., Geh. Reg.-Rath, Professor in Bonn.
Vahlen, Dr., Professor in Berlin.
Valette, de la, St. George, Freiherr Dr., Professor in Bonn.
Veit, Dr., Geh. Medicinal-Rath u. Professor in Bonn.
Velth, von, General-Major z. D. in Bonn.
Verein für Erdkunde in Metz.
Verein für Urgeschichte in Siegen.
Viebahn, von, Rentner in Soest.
Vierock, Baurath in Bonn.
Vleuten, van, Rentner in Bonn.
Voigtel, Geheimer Regierungsrath und Dombaumeister in Cöln.
Voss, Theod., Bergrath in Düren.
Wagner, Geh. Commerz.-R. in Aachen.
Wal, Dr. de, Professor in Leiden.
Waldeyer, Carl, Realprogymnasiallehrer zu Bonn.
Wandesleben, Friedr. zu Stromberger-Neuhütte.
Weber, Pastor in Isenburg.
Weckbekker, Fräul., in Düsseldorf.
Wegehaupt, Gymn.-Dir. in Neuwied.
Weises, Professor, Geh. Regierungsrath, Director d. kgl. Zeughauses in Berlin.
Weissbrodt, Dr., Prof. in Braunsberg.
Wendelstadt, Frau, Commerzienräthin in Godesberg.
Werner, Premier-Lieut. und Adjutant der 50. Infant.-Brigade in Darmstadt.
Wiecker, Gymn.-Oberlehrer, Hildesheim.
Wied, Durchlaucht, Fürst in Neuwied.
Wiedemann, Dr. Alfred, in Bonn.
Wieseler, Dr., ausw. Secr., Professor in Göttingen.
Wiethase, k. Baumeister in Cöln.
Winckler, H. G., Kaufm. in Hamburg.
Wings, Dr., Rentner in Aachen.
Wirtz, Hauptmann a. D. in Harff.
Wiskott, Friedr., Bankier in Dortmund.
Witkop, Pet., Maler in Lippstadt.
Wittenhaus, Dr., Rector in Rheydt.
Wittgenstein, F. von, in Cöln.
Wolf, General-Major z. D. in Deutz.
Wolfers, Jos., Rentner in Bonn.
Wolff, F. H., Kaufmann in Cöln.
Wuerst, H., Hauptmann a. D. und Rechnungsrath in Bonn.
Wüsten, Frau, Gutsbesitzerin in Wüstenrode b. Stolberg.
Wulfert, Dr., Gymn.-Direct. a. D. in Bonn.
Wulff, Oberst a. D., Oberkassel b. Bonn.
Zangemeister, Hofrath, Prof. Dr., ausw. Secr., Oberbibliothekar in Heidelberg.
Zartmann, Dr., Sanitätsrath in Bonn.

Digitized by Google

Ausserordentliche Mitglieder.

Arendt, Dr. in Dielingen.
Fiorelli, G., Senator del Regno, Direttore generale del Musei e degli Scavi in Rom.
Gamurrini, Director des Etrusk. Museums in Florenz.
Heider, k. k. Sectionsrath in Wien.
Hermes, Dr. med. in Remich.
Lanciani, P. Architect in Ravenna.
Lucas, Charles, Architect, Sous-Insp. des travaux de la ville in Paris.
Michelant, Bibliothécaire au dept. des Manuscrits de la Bibl. Imper. in Paris.
Noüe, Dr. de, Arsène, Rentner in Malmedy.
Promis, Bibliothekar des Königs von Italien in Turin.
Rossi, J. B. de, Archäolog in Rom.
Schlad, Wilh., Buchbindermeister in Boppard.
L. Tosti, D., Abt in Monte-Casino.

Verzeichniss

sämmtlicher Ehren-, ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder nach den Wohnorten.

Aachen: Boeck. Gymnasium. Müllenmeister. Nellessen. Landrathsamt. Palm. Pick. Polytechnicum. Realschule. Schulz. Stadtarchiv. Startz. Wagner. Wings.
Abenteuerhütte: Boecking.
Ahrweiler: von Groote. Joerres.
Alfter: Jörissen.
Altenburg: Schambach.
Altenkirchen: Landrathsamt.
Alterkülz: Bartels.
Amsterdam: van Hillegom.
Andernach: Frau Herfeld. Höstermann. Progymnasium.
Anholt: Fürst zu Salm.
Arnheim: Baron Sloet.
Arnsberg: Gymnasium.
Attendorn: Gymnasium.
Baden-Baden: Schady.
Barmen: Blank. E. von Eynern. Stadtbibliothek.
Basel: Bernoulli. Universitäts-Bibliothek.
Beckingen a. d. Saar: Knebel.
Bodburg: Pauls. Ritter-Akademie.
Berlin: Adler. Aegidi. Bracht. v. Cuny. Curtius. Dobbert. Gen.-Verwalt. der k. Museen Greiff. Hüpfner. Hübner. Jachns. Lehfeldt. Liebenow. Lohaus. Pieper. Prüfer. Reuleaux. Schickler. Schoene. von Spitz. von Strubberg. Vahlen. Weiss.
Bertrich: Badeverwaltung. Klerings.
Bouron, Kloster in Hohenzollern: Prinz Radziwill.
Bielefeld: Nitzsch.
Blösjon b. Merseburg: Burkhardt.
Bocholt: Real-Progymnasium.
Bochum: Gymnasium.
Bonn: Asbach. Binz. Bücheler. Bürgerschule. Caesar. Cahn. Alex. von Claer. Eberhard von Claer. von Dechen. Dellus. Dieckhoff. Doetsch. Elten. Eltzbacher. van Endert. Engelskirchen. Fl. Eskens. Fricke. Follenius. von Fürth. Georgi. J. Goldschmidt. R. Goldschmidt. Guilleaume. Gurlt. Gymnasium. Hanstein. Hauptmann P. Hauptmann C. Hauptmann F. Heyn. Henry. Hoefner. Hoffmeister. Alex. Hüffer. Horm. Hüffer. Humbroich. Ihm. Kaufmann. Kaulen. R. Kekulé. Keller. Klein. Klingholz. Krafft. Ladegast. Lamprecht. Landsberg. Langenberg. Lautz. Leber. Leverkus. Leverkusen. von d. Leyen. Leydel. Loersch. Lübbert. Märtens. Marcus. Marx. Menzel. v. Mirbach. Frau Müller. von Neufville. Neuhäuser. Nissen.

Digitized by Google

Prieger. von Proff-Irnich. Reinkens. von Rigal. Roetgen. Roiffs. Graf von Salm-Hoogstraeten. von Sandt. H. Schaaffhausen. Schmithals. Schneider. Schorn. Schurig. Simrock. Sonnenburg. Spee. Strauss. Usener. de la Valette St. George. Veit. von Veith. Vierek. van Vleuten. Wahlreyer. Wiedemann. Wolfers. Wuerst. Wulfert. Zartmann.

Boppard: Scheppe. Schlad.

Braunfels: Prinz Solms.

Braunsberg (Ostpr.): Weissbrodt.

Bromberg: von Rosen.

Bruchsal: Gymnasium.

Brühl: Alieker.

Brüssel: Gräfin von Flandern. Musée Royal.

Budapest: von Török.

Burbach b. Siegen: Roth.

Cambridge: Lewis.

Carlsruhe: Brambach. Conservatorium d. Alterth. Gymnasium. von Lübke. Oberschulrath.

Cassel: Gymnasium. Ständ. Landesbibliothek.

Charlottenburg: Mommsen.

Clausthal: Achenbach.

Cleve: Chrzescinski. Gymnasium. Hasskarl. Hermann. Stadtbibliothek.

Coblenz: v. Bardeleben. Becker. Binsfeld. Civil-Casino. Deiters. v. Eltester. Gymnas. Jordan. Landau. von Loë. Stadtbibliothek.

Cöln: Altmann. Aposteln-Gymnasium. Arndts. Exc. Camphausen. Civil-Casino. Cüppers. Dahmen. Düntzer. Essor. Friedrich-Wilh.-Gymnasium. Forst. Fröhlich. Fuchs. Goebbels. Gottgetreu. Grüneberg. Ed. Herstatt. Frdr. Joh. Dav. Herstatt. Heuser. Heuser Robert. von Hilgers. Frau Aug. Joest. Ed. Joest. Kaiser-Wilhelm-Gymnasium. Karsch. Koebab. Kramer. Langen. Leiden. Lempertz. Marzellen-Gymnas. Mayer. Merkens. Merlo. von Mevissen. Michels. Mitscher. Mohr. Movius. Müller. Niessen. Albert Frhr. von Oppenheim. Dagobert Oppenheim. Eduard Frhr. von Oppenheim. Pflaume. Emil vom Rath. Frau vom Rath, Eugen. Rautenstrauch. von Recklinghausen. Rennen. Rieth. Schallenberg. Schenk. Schilling. Schnütgen. Seligmann. Stadtbibliothek. Statz. Stoltfeld. Voigtel. Wiethase. von Wittgenstein. Wolff.

Crefeld: Gymnasium. Heimendahl. von Randow. Schauenburg. Stadtbibliothek.

Darmstadt: Werner.

Daun: Landrathsamt.

Deutz: Schultz. Schwoerbel. Wolf.

Dielingen: Arendt.

Dillenburg: Gymnasium.

Donaueschingen: Fürstl. Bibliothek.

Dorsten: Progymnasium.

Dortmund: Prinz Schönaich. Histor. Verein. Wiskott.

Dronsteinfurt: Frhr. von Landsberg.

Dresden: Fleckeisen. Hultsch.

Dülken: Bücklers.

Düren: Städt. Bibliothek. Gymnasium. Linden. G. Schöller. E. Schoeller. Frau J. Schoeller. Ungermann. Voss.

Dürkheim: Mehlis.

Düsseldorf: Staats-Archiv. von Berlepsch. Boetzkes. Bone. Courth. Gymnas. Hoyer. Lieber. Mooren. Provinzial-Verwaltung. Rauter. Real-Gymnasium. Schneider. Trinkaus. Frl. Weckbekker.

Duisburg: Gymnasium. Schneider.

Ehrenfeld b. Cöln: Rauter.

Elberfeld: Boeddinghaus. von Carnap. Gymnasium.

Eltville: Graf Eltz.

Emmerich: Gymnasium. Stadtbiblioth.

Ems (Bad): Kur-Commission.

Ensdorf Rgsb. Trier: Overbeck.

Erkelenz: Landrathsamt.

Essen: Baedeker. Gymnasium. Krupp. Realschule. Ueberfeld.

Eupen: Real-Progymnasium.

Euskirchen: A. Herder. E. Herder. Landrathsamt.

Exaeten b. Baexem: Bibliothek der Stimmen aus Maria Laach.

Flammersheim: von Bemberg.

Flensburg in Schleswig: Müller.

Florenz: Gamurrini.

Frankfurt a. M.: Koch. Schlorenberg. Stadtbibliothek.

Freiburg in Baden: Universitäts-Bibliothek. Gymnasium. Kraus.

Fulda: Goebel.

St. Gallen: Stiftsbibliothek.

Gebweiler: Schlumberger.

Geilenkirchen: Landrathsamt.

Gladbach: Gymnas. Kühlen. Quack.

Goch: Ridder.

Godesberg: von Carstanjen. Finkelnburg. Schwann. Wendelstadt.

Goettingen: Dilthey. Sauppe. Universitäts-Bibliothek. Wieseler.

Gräfenbacher Hütte: Boecking.

Hadamar: Gymnasium.

Hall (Haus) b. Erkelenz: von Spies.

Digitized by Google

Hallberg (Schloss) b. Saarbrücken: Stumm.
Halle: Heydemann. Universitäts-Bibliothek.
Hamburg: Stadtbibliothek. Winckler.
Hamm: Falk.
Hanau: Gymnasium.
Hard b. Bregenz: Jenny.
Harff, Schloss, Kr. Borgheim: Bibliothek von Mirbach. Wirtz.
Hechingen: Höhere Bürgerschule.
Heidelberg: Christ. von Oechelhäuser. Universitäts-Bibliothek. Zangemeister.
Heinsberg: Landrathsamt.
Hemmerich: Maassen.
Herdringen (Kreis Arnsberg): Graf Fürstenberg.
Hersfeld: Gymnasium.
Hildesheim: Wieker.
Hörter: Gymnasium.
Isenburg: Weber.
Immenburg: Flinsch.
Jena: Gaedechens.
Kempen: Landrathsamt.
Königsberg i. Pr.: Friedländer. Universitäts-Bibliothek.
Kreuznach: Antiquarisch-historischer Verein. Borggreve. Dr. Kohl.
Langenberg, Rheinland: Conze.
Lauersfort: von Rath.
Leiden: Leemans. Ort. Pleyte. de Rieu. de Wal.
Leipzig: Baedeker. Overbeck. Springer.
Lennep: Hardt.
Lexhy (Schloss): de Blanchard-Surlet.
Linnich: Beck.
Lippstadt: Schoenfeld. Witkop.
Löwen: Universitäts-Bibliothek.
London: Franks
Lüttich: Dognée. Steinbach. Univers.-Bibliothek.
Luxemburg: Dutreux.
Mainz: Städt. Bibliothek. Keller. Lindenschmit. Schneider.
Malmedy: Esser. de Noüe. Progymnas.
Mannheim: Alterthumsverein. Gymnasium. Haug.
Marburg: Gymnasium.
Marienfels b. Remagen: Frau Frings.
Maastricht: Habets.
Mayen: Delius.
Meehernich: Eick. Hupertz.
Merseburg: Otte.
Mettlach: Boch.
Metz: Abel. Möller. Tornow. Verein für Erdkunde.
Miltenberg: Conrady.
Moers: Gymnasium.
Montabaur: Gymnasium.
Monte-Casino: Tosti.
Montjoie: Pauly.
Morsbruch: Frh. von Diergardt.
Mülheim a. Rhein: Andreae.
Mülheim a. d. R.: Realgymnasium.
München: Brunn. Cornelius.
Münster: Bibliothek der Akademie. von Hagemeister. von Heereman. Huyssen. Plassmann. Schoeningh.
Münstereifel: Gymnasium.
Nash-Mills: Evans.
Neuss: Felten. Gymnasium. von Heinsberg. Koenen. Sels.
Neuwied: Fürst zu Wied. Gymnasium. Remy. Reusch. Wegehaupt.
Niedermendig: Müller.
Nothberg, Rg.-Bz. Aachen: Hermeling.
Nymwegen: Museum.
Oberkassel bei Bonn: Wulff.
Oehringen: Stiftsbibliothek.
Paderborn: Cappel.
Paris: Lucas. Michelant. Robert.
Parma: Universitäts-Bibliothek.
Plittersdorf: Bürgers.
Poppelsdorf: A. Kekulé.
Potsdam: von Achenbach.
Prag: Universitäts-Bibliothek.
Ravenna: Lanciani.
Ravestein: de Meester de Ravestein.
Recklinghausen: Hölscher.
Remagen: Lasaulx. Reuleaux.
Remich: Hermes.
Remscheid: Friedericks.
Rheinbach: Landrathsamt.
Rheine: Gymnasium.
Rheydt: Wittenhaus.
Rietberg: Progymnasium.
Rinteln: Gymnasium.
Roisdorf: Graf Moernor.
Rom: Fiorelli. Helbig. de Rossi.
Rostock in Mecklenburg: Koerte. Schwartz.
Rüdesheim: Fonk.
Rurich (Schloss) bei Erkelenz: von Hompesch.
Saarbrücken: Gymnasium. Historischer Verein.
Saarlouis: Real-Progymnasium.
Saar-Union: von Hoiningen Hüne.
Sargenroth b. Gemünden: Stinshoff.
Sayn: Eichhoff.
Schleidweiler: Heydinger.
Schmidtheim (Schloss): Graf Beissel.
Schoonbeek (Schloss): Graf Renesse.
Schweim: Real-Progymnasium.
Siegburg: Gymnasium.
Siegen: Verein für Urgeschichte.
Sigmaringen: Fürst zu Hohenzollern.

Digitized by Google

Sinzig: Andreae.
Sobernheim: Progymnasium.
Soest: Gymnasium. Seminar- von Viebahn.
Solingen: Real-Progymnasium.
Speier: Studien-Anstalt.
Stammheim bei Mülheim am Rhein: Graf von Fürstenberg.
Stralsund: Stadtbibliothek.
Strassburg: Fuss. Michaelis. Straub.
Stromberger Neuhütte (bei Stromberg): Wandesleben.
Stuttgart: Paulus.

Tauberbischofsheim: Progymnas.
Tholey: Gatzen.
Thorn (Schloss): von Musiel.
Trarbach: Progymnasium.
Trier: Bettingen. Cüppers. Gymnasium. Hettner. Lintz. Mosler. von Nell. Realgymnasium. Rosbach. Seyfarth. Stadtbibliothek.
Tübingen: Universitäts-Bibliothek.
Turin: Promis.

Vaduz: Frau Deichmann.
Viersen: Aldenkirchen. Real-Progymnasium. Greef. Haas. Heckmann.
Vogelensang: Borret.
Wallerfangen: von Galhau.
Warendorf: Gymnasium.
Weilburg: Gymnasium.
St. Wendel: Cetto. Progymnasium.
Werl: von Papen.
Wesel: Frowein. Gymnas. Landrathsamt.
Wetzlar: Gymnasium.
Wien: Heider, K. k. Münz- und Antik.-Cabinet. Schmidt.
Wiesbaden: Bibliothek. Freih. von Dungern. Gelehrten-Gymnasium. Isenbeck. Townsend.
Winningen a. d. Mosel: Arnoldi.
Witten: Real-Gymnasium.
Worms: Alterthumsverein. Bossler.
Würzburg: von Urlichs.
Wüstenrode: Frau Wüsten.
Xanten: Niederrhein. Alterthumsverein.
Zelst: van Lennep.
Zossen: Stier.
Zülpich: Nagelschmitt.
Zürich: Blümner.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Digitized by Google

1

2

3

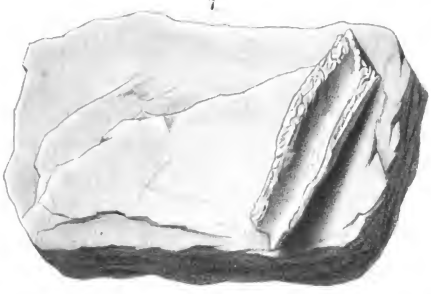
5

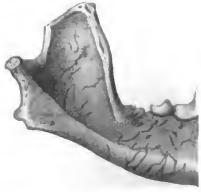
8

6

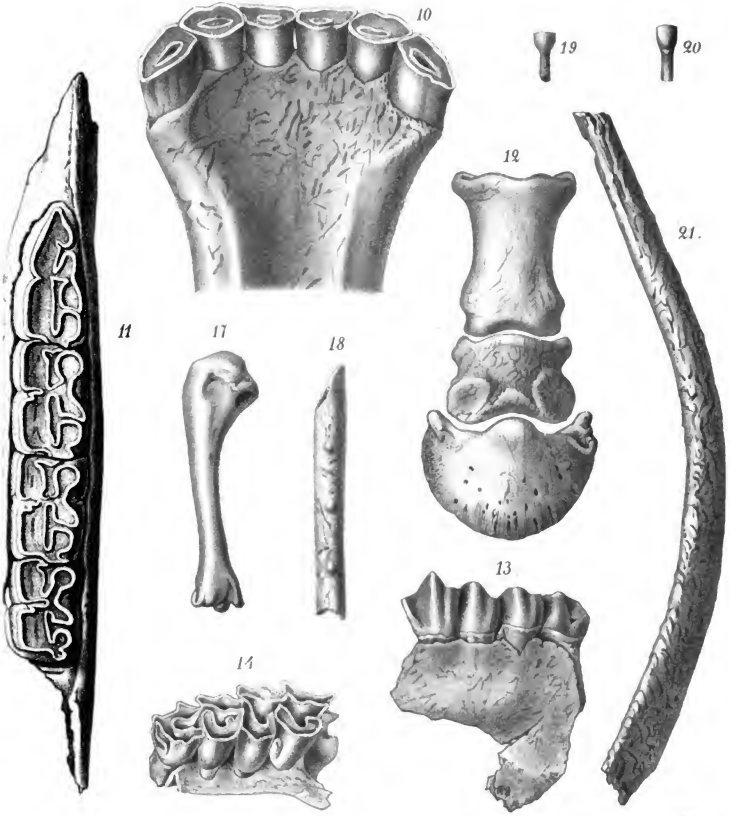
4.

9.


7



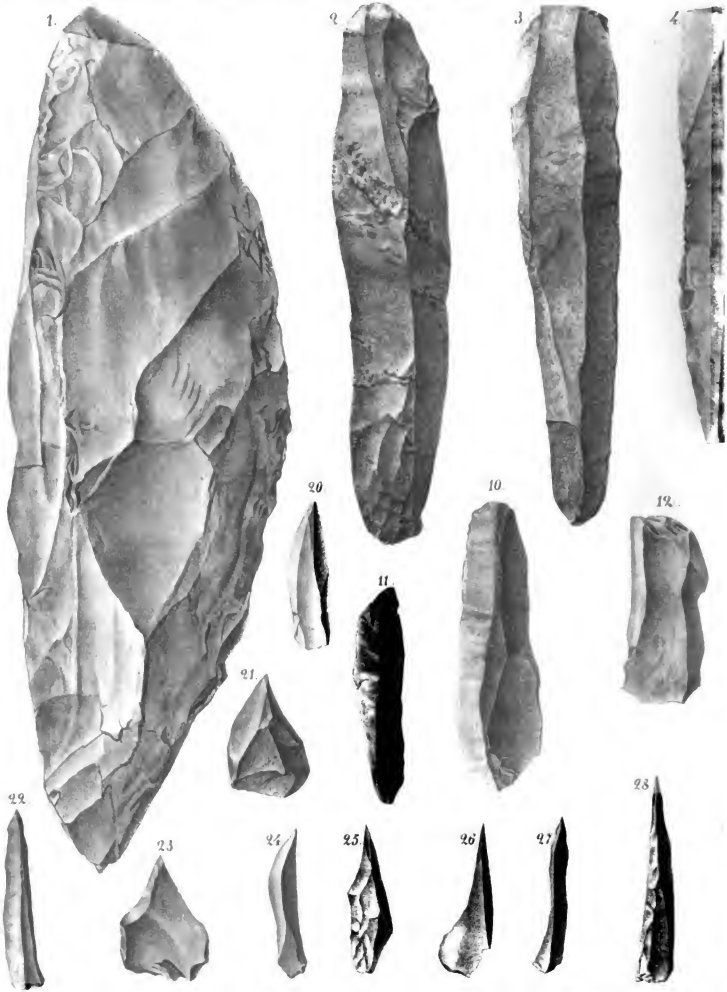
Vorgeschichtliche Funde aus d



Lith. Inst. v. A. Henry, Bonn.

er Ansiedelung in Andernach

Digitized by Google



Vorgeschichtliche Steinger

Taf. II.

5.

6.

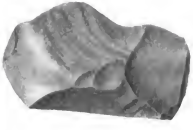
7.

8.

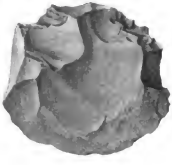
9.

13.

18.



16.



19.

30

29.

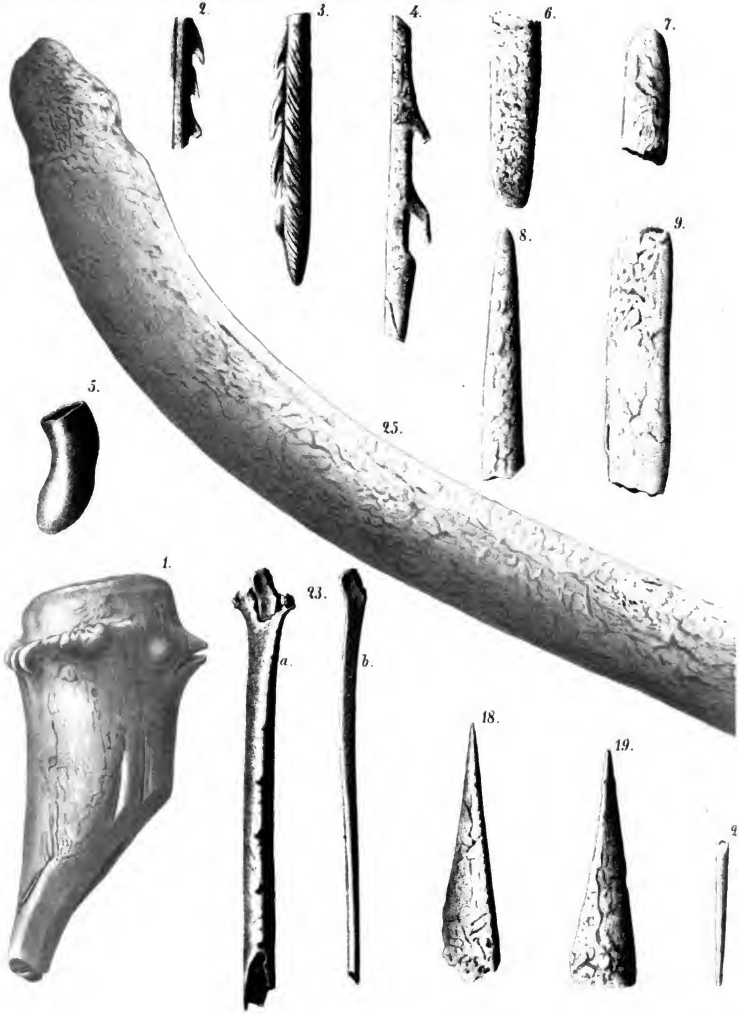
14.

17.

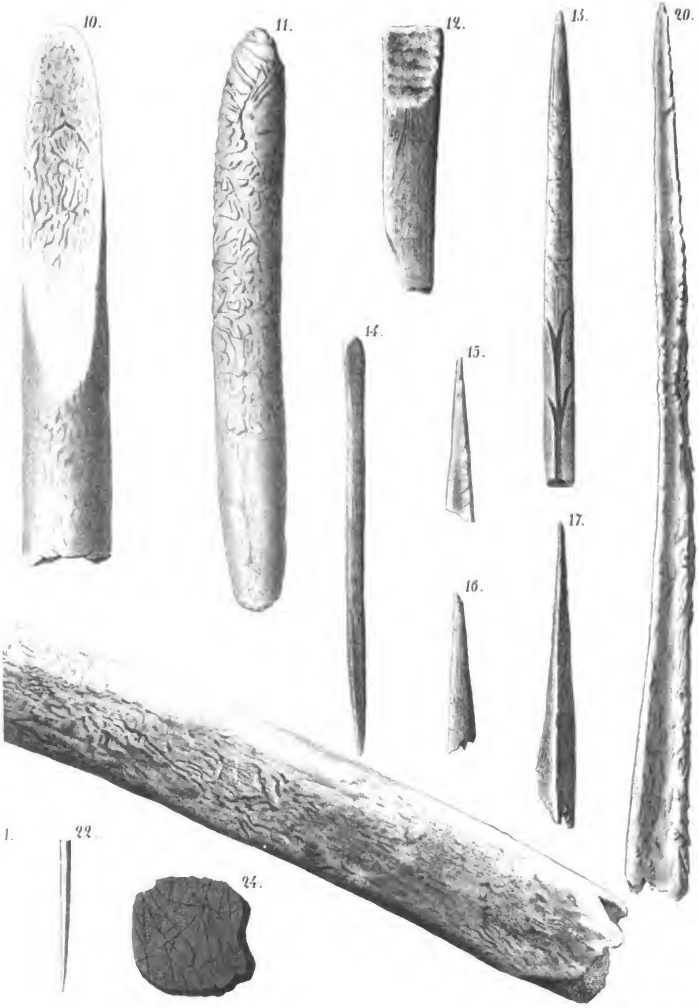
15.

äthe von Andernach.

Lith. Inst. v. A. Henry, Bonn.
Digitized by Google



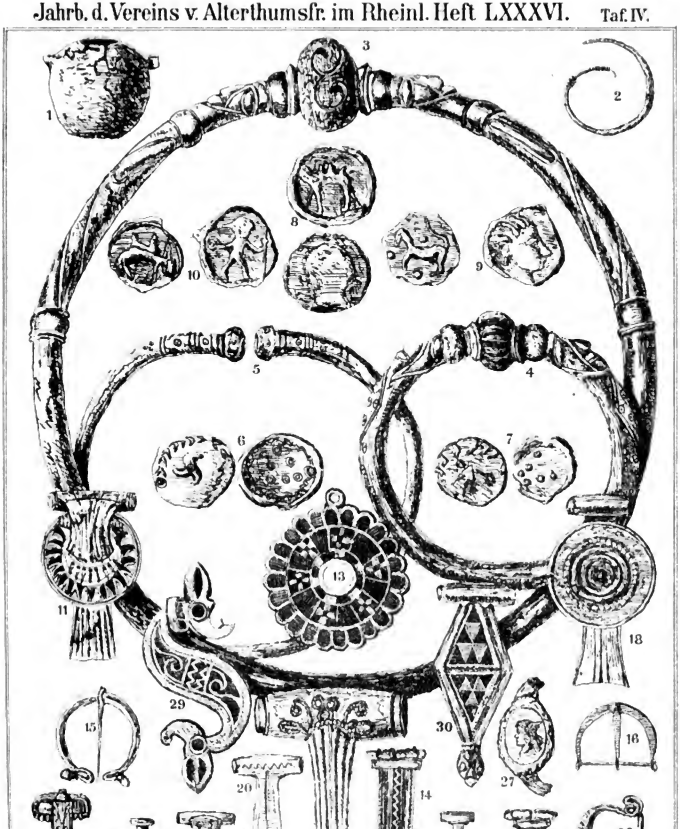
Bearbeitete Knochen aus der vorgeschic



Lith Inst v A Henry Bonn

ıtlichen Ansiedelung in Andernach.

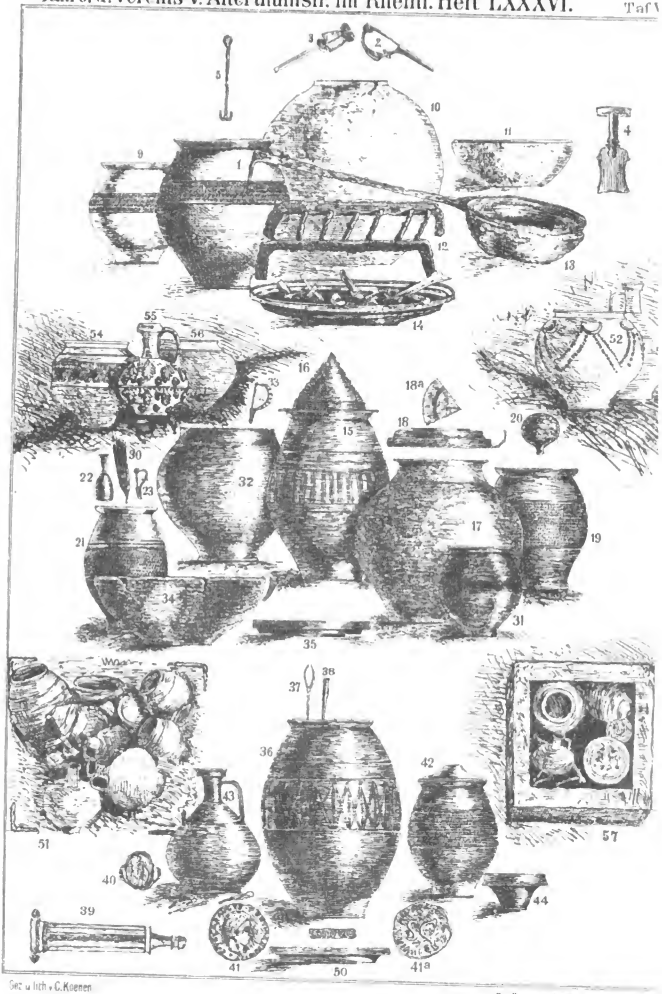
Digitized by Google



Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

Digitized by Google



Gez. u. lith. v. C. Koenen

Frz. Rangette & Sohn, Hof-Lith. u. Druck. Düdorf

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

Digitized by Google

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

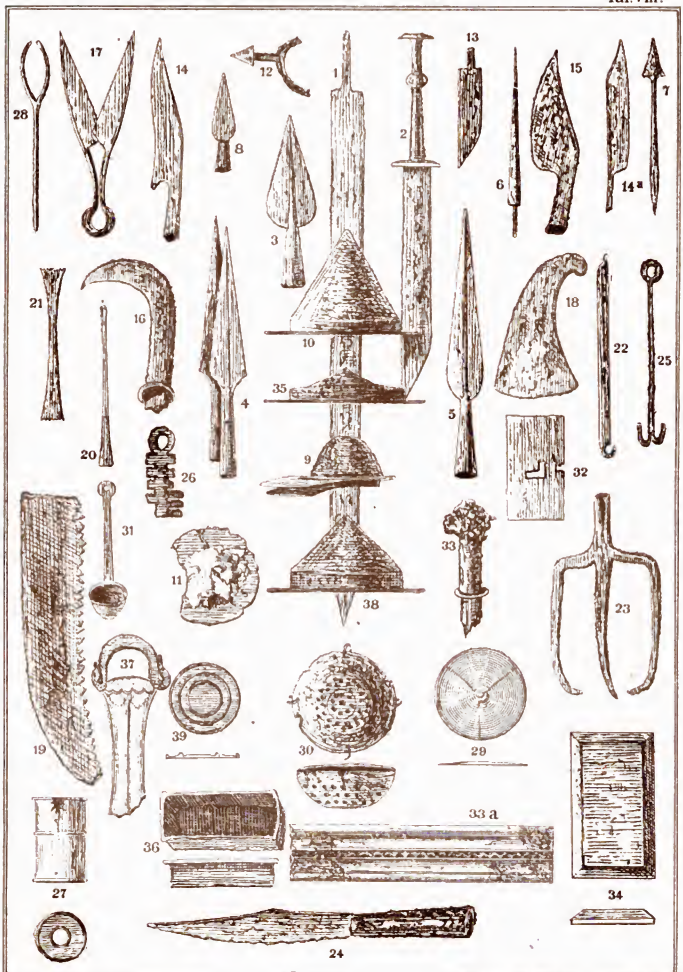
Digitized by Google

Gez. u. lith. v. C. Koenen

Frz. Rangeise & Sie. Hof. Lith. v. Bruck. D'dorf.

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

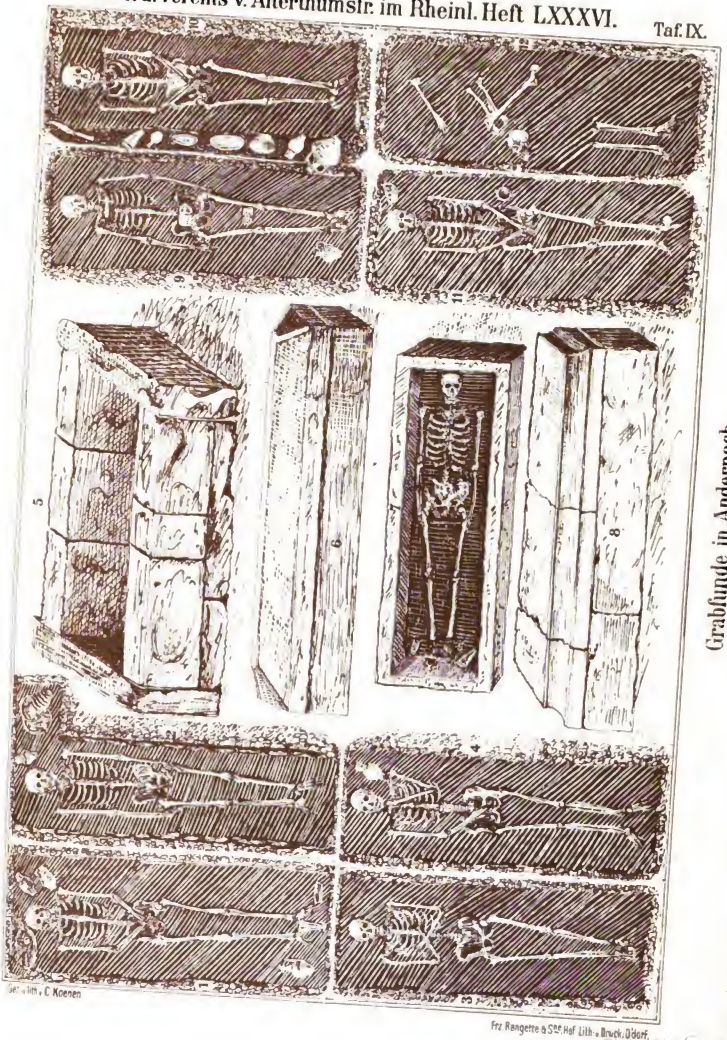


Gez. u. lith. v. C. Koenen. Frz. Rangette & Sohn Hof-Lith. u. Druck-Büch.

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

Digitized by Google



Grabfunde in Andernach.

Gez. u. lith. v. C. Koenen

Frz. Rangette & Sne. Hof Lith. u. Druck. Ddorf.

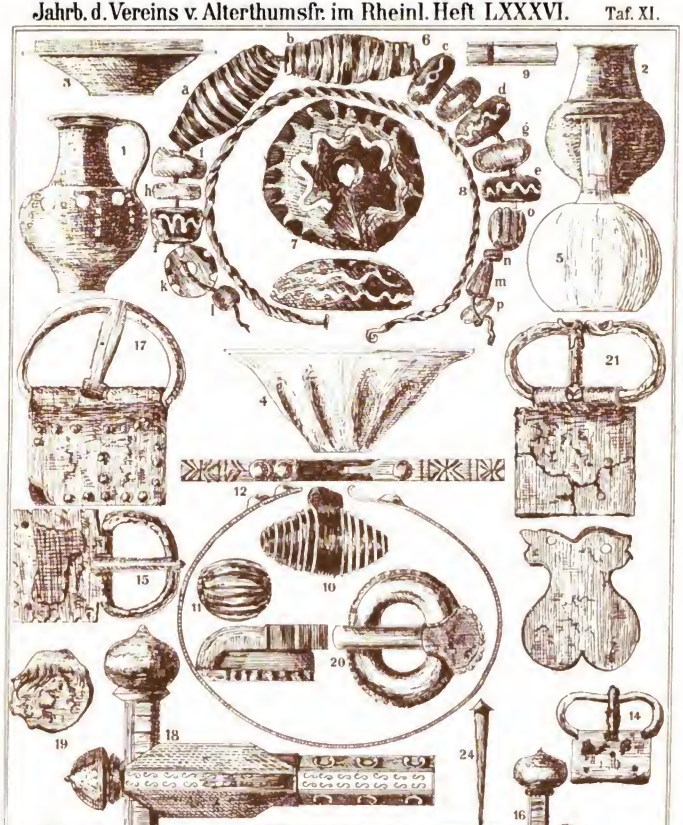
Digitized by Google

Digitized by Google

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

Digitized by Google



Gez. u. lith. v. C. Koenen. Frz. Rangette & Sohn Hof-Lith. u. Druck. Düsf.

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

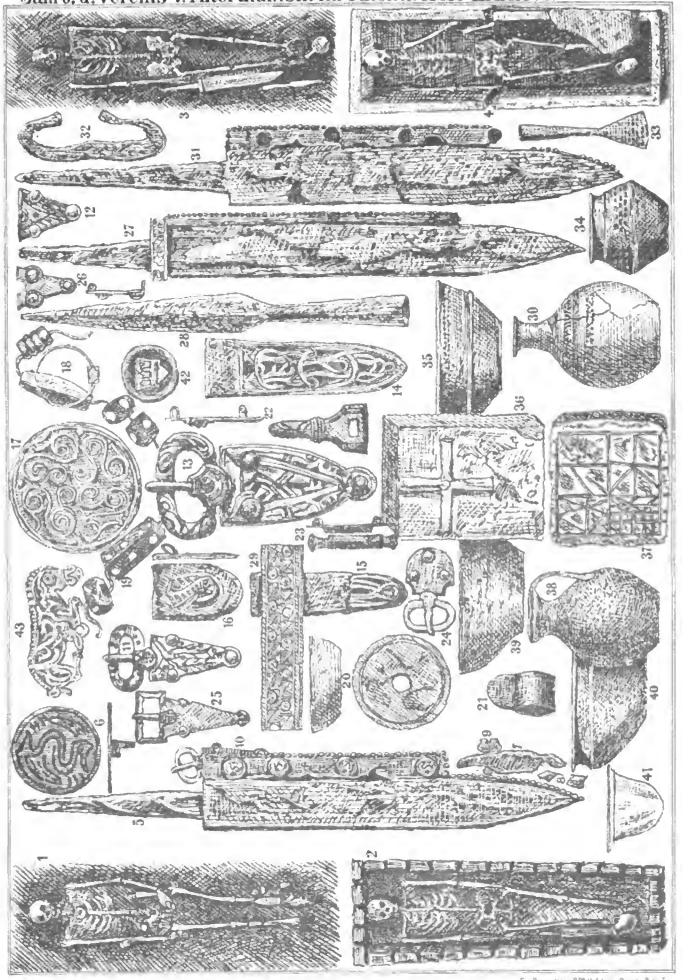
Gez. u. lith. v. C. Koenen

Frz. Rangette & Sne Hof-Lith. u. Druck Dnorf.

Grabfunde in Andernach.

Digitized by Google

Digitized by Google



Grabfunde in Andernach.

Gez. u. lith. v. C. Koenen

Fr. Rangette & Sc. Hof Lith. u. Druck. Bonn

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 073027854

Digitized by Google

Digitized by Google